

**Religiöses Wissen in Fischarts *Geschichtsklitterung*
Reformatorische Einflüsse auf die Entwicklungsdarstellung des Menschen**

**Dissertation
zur
Erlangung des akademischen Grades
Doktor der Philosophie
in der Philosophischen Fakultät
der Eberhard Karls Universität Tübingen**

vorgelegt von

Florence Brunner

aus

Frauenfeld (CH)

2020

**Gedruckt mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät
der Eberhard Karls Universität Tübingen**

Dekan: Prof. Dr. Jürgen Leonhardt

**Hauptberichterstatter: Prof. Dr. Klaus Ridder, Tübingen
Mitberichterstatter: Prof. Dr. Volker Leppin, Tübingen
Prof. Dr. Thomas Hunkeler, Freiburg (CH)**

Tag der mündlichen Prüfung: 03.07.2020

Universitätsbibliothek Tübingen: TOBIAS-lib

Inhaltsverzeichnis

VORWORT	1
I. EINLEITUNG	2
1 AUSGANGSPUNKT DER ARBEIT.....	2
1.1 <i>Forschungsstand</i>	2
1.2 <i>Fragestellungen</i>	10
1.3 <i>Rolle des Autors und seine kontextuelle Prägung</i>	13
1.3.1 Bedeutung Fischarts.....	14
1.3.2 Fischarts konfessionspolitisches Engagement	15
1.3.3 Fischart als polemischer Autor	17
1.3.4 Fischarts Bezüge zu den Reformatoren.....	19
1.3.5 Fischart und die Reformierten	21
2 DIE <i>GESCHICHTKLITTERUNG</i> UND IHRE AUSGABEN	23
2.1 <i>Ein kurzer Überblick über die Handlung</i>	23
2.2 <i>Gargantua als Vorlage der Geschichtklitterung</i>	24
2.3 <i>Die Ausgaben der Geschichtklitterung</i>	26
2.4 <i>Zwei besondere Romane: eine Gegenüberstellung</i>	28
II. FISCHARTS LITERARISCHE VERFAHREN: TRANSFORMATIONEN RELIGIÖSEN WISSENS	29
1 SCHWERPUNKTE DER TEXTVERGLEICHENDEN ANALYSE.....	29
1.1 <i>Religiöses Wissen in der Geschichtklitterung</i>	29
1.2 <i>Schwierige Voraussetzungen des Textvergleiches</i>	33
1.3 <i>Doppeltradition: deutsch-reformatorische Orientierung und französisch-humanistisches Methodenrepertoire</i>	35
1.4 <i>Die Übersetzung als Werk der Intertextualität: Genettes Transtextualität und Drydens Übersetzungstypen</i>	39
2 DAS <i>IMITATIO</i> -PHÄNOMEN DER RENAISSANCE UND SEINE BEZÜGE ZUR <i>GESCHICHTKLITTERUNG</i>	45
2.1 <i>Die reproduktive Strategie</i>	47
2.2 <i>Die eklektische Strategie</i>	48
3 <i>AEMULATIO</i> : HOMMAGE UND KRITIK AM MEISTER	50
3.1 <i>Das heuristische Modell</i>	52
3.2 <i>Bachtins Dialogizität als aemulatives Intertextualität-Modell</i>	53
3.3 <i>Der dialektische Typus: satirisch oder parodistisch?</i>	59
4 KONTRAFAKTISCHE SCHREIBWEISE.....	64
4.1 <i>Verkehrte Welt: Antithese, Grobianismus, Grotteskes und Karnevaleskes in der Geschichtklitterung</i> 65	
4.2 <i>Die Religion und das Zechen</i>	72
5 ASSOZIATIVE SCHREIBWEISE.....	73
5.1 <i>Assoziation über den Inhalt</i>	81
5.2 <i>Assoziation über den Klang</i>	91
5.3 <i>Assoziation über Klang und Inhalt</i>	95
6 ERNST UND ‚UNERNST‘	97
III. FISCHARTS EHEAUFFASSUNG UND ERZIEHUNGSFORMEN	101
1 EHEDISKURSE	101
1.1 <i>Rabelais‘ Darstellung der Ehe</i>	112
1.1.1 Humanistische Zwischenposition	112
1.1.2 Die thematische Vorlage für Fischarts Werk	113
1.2 <i>Fischart: Höherbewertung und Aufgaben der Ehe</i>	115
1.2.1 Natürlichkeit der Sexualität	116
1.2.2 Paradiesische Sexualität.....	118
1.2.3 Ehe als Mikrokosmos der Schöpfungsordnung.....	120
1.2.4 Limitierungen: Monogamie und Konservatismus.....	122

1.2.5	Jeder soll heiraten	124
1.2.6	Die Ehe steht über dem Zölibat	125
1.3	<i>Leitlinien der reformatorischen Ehe</i>	129
1.3.1	Eheliche Tugenden	129
1.3.2	Gott in der Ehe.....	131
2	GESCHLECHTERROLLEN REZIPROK	133
2.1	<i>Gegenseitigkeit</i>	133
2.2	<i>Treue</i>	137
2.3	<i>Gemeingut</i>	146
3	GESCHLECHTERROLLEN HIERARCHISCH	148
3.1	<i>Rolle der Frau</i>	148
3.1.1	Weibliche Tugenden.....	149
3.1.2	Perfektes Gegenüber.....	152
3.1.3	Unterordnung.....	160
3.1.4	Frau als Hauskönigin	166
3.2	<i>Rolle des Mannes</i>	172
3.2.1	Höchster Stellenwert.....	173
3.2.2	Lehrer der Frau	175
4	FAZIT: EHEAUFFASSUNG	180
5	KINDER UND IHRE ERZIEHUNG	182
5.1	<i>Rabelais: Das Kind als Lebensverlängerung und Pantagruels Erziehung</i>	184
5.1.1	Brief an Pantagruel, Teil 1: Unsterblichkeit durch Nachkommen	185
5.1.2	Brief an Pantagruel, Teil 2: Erziehung zur Tugendhaftigkeit	189
5.2	<i>Bedeutung der Kinder</i>	193
5.2.1	Rabelais entsprechende Aspekte.....	193
5.2.2	Kinder als Segen	196
5.2.3	Heimatverbundenheit: Bewahrung der Geschlechterfolge und Gesellschaft	200
5.3	<i>Christliche Kindererziehung</i>	204
5.3.1	Kinder als Problem	204
5.3.2	Frau als Erzieherin.....	206
5.3.3	Kindererziehung als Gottesdienst	208
6	FAZIT: ERZIEHUNGSFORMEN	213
IV. FISCHARTS KARIKATUR DER HUMANISTISCHEN BILDUNGSREFORM.....		215
1	PROLOG.....	216
1.1	<i>Aux lecteurs – Demnach ich sah</i>	216
1.1.1	Allgemeingültigkeit statt konkreter Anrede.....	217
1.1.2	Arzt-Patienten-Verhältnis	218
1.1.3	Lachen als Heilmittel gegen die törichte Welt	219
1.2	<i>An alle NebelNebuloner</i>	220
1.2.1	Verärgern und Widerspiegeln	222
1.2.2	Marktschreierischer Prolog I.....	225
1.2.3	Kritik an katholischen Praktiken.....	225
1.2.4	Distanzierung von Rabelais: Ronsards Epitaph	227
1.2.5	Übersetzungszweck: Heimatverbundenheit	232
1.2.6	Übersetzung als Sprachexperiment.....	235
1.3	<i>VorRitt – Prologue</i>	236
1.3.1	Marktschreierischer Prolog II	238
1.3.2	Verkehrte Werte	240
1.3.3	Werte des Festmahls	258
1.4	<i>Fazit: Prolog</i>	268
2	BILDUNGSKAPITEL	270
2.1	<i>Chronologie der Kapitel</i>	270
2.2	<i>Spätscholastik (17,21-25)</i>	273
2.2.1	Janotus und das sophistische Paradebeispiel (Kapitel 21-23)	274
2.2.2	Kapitel 17	288
2.2.3	Kapitel 24-25	305
2.3	<i>Renaissancehumanismus (18,26-27)</i>	314
2.3.1	Kapitel 18	315
2.3.2	Kapitel 26-27	324
3	FAZIT.....	331

V. THÉLÈME UND WILLIGMUT: FISCHARTS NEUES FREIHEITSVERSTÄNDNIS	337
1 KONZEPTUELLE ETABLIERUNG DES FREIHEITSBEGRIFFS	339
1.1 <i>Struktur: Freiheit durch Neusystematisierung</i>	339
1.2 <i>Utopia: Freiheit im Nirgendwo</i>	341
1.3 <i>Antiabtei: Freiheit durch Abgrenzung</i>	348
2 DIE AKTEURE	357
2.1 <i>Die Entwerfer</i>	357
2.2 <i>Die Geladenen</i>	360
2.3 <i>Das Volk der Thelemiten</i>	367
3 BIBLIOTHEK: STELLENWERT DES WISSENS	375
4 FREIHEIT ALS THELEMITISCHES PRINZIP	381
4.1 <i>Willigmuts erste zwei Prinzipien: Ehe und Reichtum</i>	382
4.2 <i>Das dritte Prinzip</i>	389
4.3 <i>Thélème in Abgrenzung zum Krieg</i>	390
4.4 <i>Utopische Harmonie und Demokratie</i>	394
4.5 <i>Die „Moutons de Pantagruel“: Thélèmes Herdengeist</i>	397
4.6 <i>Freier und unfreier Wille</i>	399
4.7 <i>Christi Erlösung</i>	406
5 FAZIT	411
VI. SCHLUSS	415
VII. BIBLIOGRAFIE	419
1 WERKE VON FISCHART	419
2 WERKE VON RABELAIS	420
3 WEITERE QUELLEN	421
4 SEKUNDÄRLITERATUR	425
VIII. ANHANG: VERGLEICHENDE KAPITELÜBERSICHT	439

VORWORT

Am Anfang standen zwei Positionen:

- Die Geschichtsklitterung ist ein **schwieriges** Buch. [...]
- Die Geschichtsklitterung ist aber auch ein **vergnügliches** und ein [...] **lohnendes** Buch.¹

Nur dank der wertvollen Unterstützung meiner Betreuer, Familie und Freunde gelang es mir, von der ersten zur zweiten Position zu finden.

Danksagung

Zu Dank verpflichtet bin ich meinen Betreuern und Gutachtern *Prof. Dr. Klaus Ridder* (Tübingen), *Prof. Dr. Volker Leppin* (Tübingen) und *Prof. Dr. Thomas Hunkeler* (Freiburg, CH), die mein Projekt durch ihre kritische und zeitaufwändige Lektüre tatkräftig unterstützten. Diese Arbeit entstand im Rahmen des *Graduiertenkollegs „Religiöses Wissen im vormodernen Europa 800-1800“* an der Eberhard Karls Universität Tübingen. Die Ausarbeitung wichtiger Begrifflichkeiten, den Austausch über interdisziplinäre Fachthemen und den Erwerb hilfreicher Fertigkeiten für die wissenschaftliche Arbeit habe ich den hervorragenden Kolloquien und Tagungen dieses Kollegs zu verdanken. Als Stipendiatin von April 2014 bis Juni 2017 schulde ich außerdem der *Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG)* meinen Dank für ihre finanzielle Förderung.

Wichtige Impulse und einen wertvollen Austausch in unmittelbarer Nähe zu meinem Dissertationsthema erhielt ich in der französisch-deutschen Arbeitsgruppe ‚Rabelais et Fischart. Poétique, traditions, réception. Rabelais und Fischart. Poetik, Traditionen, Rezeption‘ der LMU München und der Universités de Lille und Paris-Sorbonne. Zu aufschlussreichen Auseinandersetzungen mit der ‚Geschichtsklitterung‘ trugen in diesem Rahmen insbesondere *Dr. Elsa Kammerer* (Lille), *Prof. Dr. Tobias Bulang* (Heidelberg), *Prof. Dr. Ulrich Seelbach* (Bielefeld) und *Dr. Silvia Brockstieger* (Heidelberg) bei. Doch auch das vielseitige Verständnis der weiten Welt des ‚Gargantua‘ ist unter anderem auf diese Zusammenarbeit zurückzuführen. Hier gilt mein Dank in erster Linie *Prof. Dr. Anna-Pascale Pouey-Mounou* (Paris), *Prof. Dr. Paul Smith* (Leiden) und *Prof. Dr. Bernd Renner* (New York).

Die größte Arbeit leisteten vor allem meine Freunde *Prof. Dr. Alexander Schwarz* und *Erdme Palkus* und das professionelle Lektorat *Mentorium*, deren sprachlich-stilistische Korrektur beträchtlich zur Lesbarkeit des Textes beigetragen hat. Ihnen und meiner unterstützenden Familie danke ich von ganzem Herzen.

Zürich, im Herbst 2020.

¹ Zymner, Rüdiger: *Manierismus: zur poetischen Artistik bei Johann Fischart, Jean Paul und Arno Schmidt*. Paderborn 1995, S. 90.

I. EINLEITUNG

1 Ausgangspunkt der Arbeit

Die *Geschichtklitterung* gilt unbestritten als Fischarts bedeutendstes Werk und als – so Spengler – „Höhepunkt seines literarischen Schaffens“². Es ist das imposante Produkt einer 15-jährigen Arbeit, die erst durch Fischarts Tod ein Ende findet. Sommerhalder bemerkt zurecht, dass alle früheren Schriften des Straßburgers auf eine neue Art und Weise darin enthalten sind und keines der parallel entstandenen Werke auch nur annähernd an den Rang dieses Hauptwerks herankommt.³ Auch der monströse Charakter der Fischart'schen Schreibweise, etwa in der Begriffsanhäufung und -assoziation, ist hier intensiver als in allen vorausgehenden und nachfolgenden Schriften.⁴

1.1 Forschungsstand

Es dürfte erstaunen, dass erst in den letzten Jahrzehnten intensive Studien zum Stoff der *Geschichtklitterung* publiziert wurden. Das Misstrauen gegenüber Fischarts exzessivem Sprachgebrauch führte lange zu Fehleinschätzungen sowie zu einer unberechtigten Distanz und Ignoranz gegenüber dem Werk. Noch 1975 äußerte sich Knight in höchst skeptischen Tönen:

Wenn wir dieses große und ausschweifende Buch weiterlesen, erkennen wir die Richtigkeit von Fischarts eigener Beschreibung des Buches als ‚verwirrt‘ und ‚ungestalt‘. Es ist tatsächlich verwirrt und ungestalt, auf jeder Ebene. Die Kapitel, die Sätze und das Vokabular der ‚Geschichtklitterung‘ konfrontieren uns mit dem, was die Inkohärenz und gewollte Dunkelheit des Autors zu sein scheint. Er verwendet Worte, die in keinem Wörterbuch stehen. Seine Prosa ist häufig so schwer, daß seine Syntax zu kollabieren droht. Seine häufigen Digressionen deuten auf die klassischen Symptome des ‚Grashüpfersinns‘.⁵

² Spengler, Walter Eckehart: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göppingen 1969 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 27.

³ Vgl. Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 53.

⁴ Vgl. Goldemann, Eberhard: Barockstil bei Fischart. Diss. Tübingen 1934, S. 32.

⁵ Zymners Übersetzung von Knights englischem Zitat. Vgl. Zymner, Rüdiger: Manierismus: zur poetischen Artistik bei Johann Fischart, Jean Paul und Arno Schmidt. Paderborn 1995, S. 143. Vgl. auch Knight, K.G.: Fischart's 'Geschichtklitterung'. In: German Life and Letters 29 (1975), S. 90-97, hier: S. 90. Das Zitat im englischen Originalwortlaut: "As we read on into this vast and discursive book we reflect on the aptness of Fischart's own description of it as 'verwirrt' und 'ungestalt'. For confused and shapeless it certainly is, at every level. The chapters, the sentences and the vocabulary of the 'Geschichtklitterung' confront us with what seems to be the incoherence and wilful obscurity of the author. He uses words which are in no dictionary. His prose is often

Diese negative Haltung erstaunt nicht zuletzt deshalb, weil gleichzeitig zu Seitz' Analyse viele vielversprechende Ansätze veröffentlicht werden. So gewinnt das Werk einerseits durch die neu analysierten, ausdifferenzierenden Stilmittel an plausiblen Lesarten. Andererseits werden dadurch die Vielseitigkeit und die fehlende einheitliche Grundhaltung des Romans weiterhin unterstrichen und bestätigt. Seelbach betont, dass durch Letzteres beim Forscher zugleich Faszination und Irritation hervorgerufen werden.⁶

Im 20. Jahrhundert wurden zwei Monografien zu Fischarts Gesamtwerk veröffentlicht: Hauffens (1921/22)⁷ beeindruckende zweibändige Analyse zu Fischarts Leben, Werk und Wirken, die das Ergebnis einer 30-jährigen Forschertätigkeit darstellt, und Sommerhalders (1960)⁸ Untersuchung, die in aller Kürze einige historisch und stilistisch wesentliche Aspekte der diversen Fischart'schen Textarten benennt. Hauffens Monumentalwerk griff die schon damals überholten Forschungen von Anton Englert⁹ und Meusebach¹⁰ auf und baute sie auf beeindruckende Art und Weise aus. Zwischen den 1920er und den 1960er Jahren konzentrierte sich die Forschung auf Werke des Barock, der Reformation (allem voran Luther) und der Gegenreformation (insbesondere Murner). Erst dank Sommerhalders Monografie von 1960 wurde die Auseinandersetzung mit Fischart in der Sprach- und Literaturforschung wieder aufgegriffen, was sich unter anderem an der Veröffentlichung von zwei neuen Texteditionen der *Geschichtklitterung* von Nyssen (1963) und Schnabel (1969), aber auch an Spenglers (1969) ausführlicher Sprachanalyse zeigt. Es blieb nicht bei diesen Untersuchungen der 1960er Jahre. Seither gilt die *Geschichtklitterung* als beliebter Analysegegenstand vieler Forscher: in den 1970er Jahren von Seitz (1974)¹¹ und Schank (1974)¹², in den 1980er Jahren von Weinberg

so cumbersome that the very syntax threatens to collapse. His frequent digressions suggest the classic symptoms of the 'grashopper mind'."

⁶ Vgl. Seelbach, Ulrich: *Ludus lectoris: Studien zum idealen Leser Johann Fischarts*. Heidelberg 2000 (= Beihefte zum *Euphorion* 39), S. 1 f.: „[Fischarts] Form publizistischer und schriftstellerischer Tätigkeit hat die Forschung seit jeher fasziniert und irritiert – die Faszination ergab sich aus der außerordentlichen Vielseitigkeit, die Irritation durch das Fehlen einer einheitlichen Grundhaltung.“

⁷ Vgl. Hauffen, Adolf: *Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation*. 2 Bde. Berlin, Leipzig 1921-1922.

⁸ Sommerhalder, Hugo: *Johann Fischarts Werk. Eine Einführung*. Berlin 1960 (= *Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker* 128 = neue Folge 4).

⁹ Vgl. Englert, Anton: *Die Rhythmik Fischarts. ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Metrik*. München 1903.

¹⁰ Vgl. Meusebach, Karl Hartwig Gregor von: *Fischart-Studien*. Camillus Wendeler (Hg.). Halle 1879.

¹¹ Vgl. Seitz, Dieter: *Johann Fischarts Geschichtklitterung. Untersuchungen zur Prosastruktur und zum germanischen Motivkomplex*. Frankfurt a.M. 1974 (= These. New York University Ottendorfer Series 6).

¹² Vgl. Schank, Gerhard: *Etymologie und Wortspiel in Johann Fischarts "Geschichtklitterung"*. Diss. Freiburg im Breisgau 1974.

(1986)¹³, in den 1990er Jahren von Pia Holenstein (1991)¹⁴ und Zymner (1995)¹⁵ und ab 2000 von Glowa (2000)¹⁶, Seelbach (2000)¹⁷, Bachorski (2006)¹⁸ und Bulang (2006/2008/2010/2011)¹⁹, um nur einige zu nennen. Sie alle bieten wertvolle Ansätze für das Verständnis des Werks, obgleich sie die religiösen Aspekte der *Geschichtklitterung* meist nur am Rande berücksichtigen. Die anschaulichsten Äußerungen zu religiösen Sujets stammen aus Holensteins Werk zur Ehe in der Renaissance, aus Bachorskis Gegenüberstellung des humanistischen und protestantischen Menschenbilds und aus Seelbachs Betrachtung der polemischen Werke. Daneben waren auch die ausführliche Untersuchung von grotesk-manieristischen Verfahrensweisen in Zymners Monografie und Spenglers Gesamtbetrachtung der sprachlichen Eigenheiten in der *Geschichtklitterung* wichtige Grundlagen für die hiesige Arbeit.

Die vorausgehende Diskussion zur Interpretation von Rabelais' *Gargantua* zeigte sich deutlich hitziger als die Debatte um die *Geschichtklitterung*. Nach der polarisierenden *querelle* um den Prolog mit der zentralen Frage, ob denn der versprochene „plus hault sens“ im Werk zu finden sei, resignierten viele Forscher. Die Diskussion ist insofern relevant, als sie die Analyse von religiösem Wissen in diesem Werk vorprägt: Entweder *verlangt* der Text nach einer homogenen Interpretation des darin vermittelten Wissens oder er *verhindert* diese und lässt bloß allenfalls Freiraum für kontextbezogene Untersuchungen, die keine Aussage über das Gesamtverständnis des Werkes machen.

¹³ Vgl. Weinberg, Florence: *Gargantua in a Convex Mirror: Fischart's View of Rabelais*. New York 1986.

¹⁴ Vgl. Holenstein, Pia: *Der Ehediskurs der Renaissance in Fischarts Geschichtklitterung: kritische Lektüre des fünften Kapitels*. Bern 1991.

¹⁵ Vgl. Zymner, Rüdiger: *Manierismus: zur poetischen Artistik bei Johann Fischart, Jean Paul und Arno Schmidt*. Paderborn 1995.

¹⁶ Vgl. Glowa, Josef K.: *Johann Fischart's Geschichtklitterung: a study of the narrator and narrative strategies*. New York 2000.

¹⁷ Vgl. Seelbach, Ulrich: *Fremde Federn. Die Quellen Johann Fischarts und die Paratexte seines idealen Lesers in der Forschung*. In: *Daphnis: Zeitschrift für mittlere deutsche Literatur und Kultur der frühen Neuzeit (1400-1750)* 29, 3-4, 2000, S. 465-583. Ders.: *Ludus lectoris: Studien zum idealen Leser Johann Fischarts*. Heidelberg 2000 (= Beihefte zum Euphorion 39).

¹⁸ Vgl. Bachorski, Hans-Jürgen: *Irrsinn und Kolportage: Studien zum Ring, zum Lalebuch und zur Geschichtklitterung*. Trier 2006.

¹⁹ Vgl. Bulang, Tobias: *Ursprachen und Sprachverwandtschaft in Johann Fischarts Geschichtklitterung*. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift (GRM)*. Bd. 56 (2006). In: *Kein Zufall: Konzeptionen von Kontingenz in der mittelalterlichen Literatur*. Cornelia Herberichs (Hg.) Göttingen 2010, S. 364-389. Ders.: *Literarische Produktivität – Probleme ihrer Begründung am Beispiel Johann Fischarts*. In: *Konzepte von Produktivität im Wandel vom Mittelalter in die Frühe Neuzeit*. Laude, Corinna und Gilbert Heß (Hgg.). Berlin 2008, S. 89-118. Ders.: *Enzyklopädische Dichtungen: Fallstudien zu Wissen und Literatur in Spätmittelalter und früher Neuzeit*. Berlin 2011. Ders.: *Epistemische Kontingenzen und ihre literarische Aktivierung: Fallstudie zur Nomenklatur der Pflanzen in Johann Fischarts Geschichtklitterung*. Ders.: *Zur poetischen Funktionalisierung hermetischen Wissens in Fischarts Geschichtklitterung*. In: *Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert*. Beate Kellner, Jan-Dirk Müller und Peter Strohschneider (Hgg.). Berlin 2011 (= *Frühe Neuzeit. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext* 136), S. 41-67.

Crochetastes vous oncques bouteilles? Caisne. Reduisez à memoire la contenance qu'aviez. Mais veistes vous onques chien rencontrant quelque os medulare? C'est comme dict Platon. *lib. II. de rep.* La beste du monde plus philosophe. Si veu l'avez: vous avez peu noter de quelle devotion il le guette: de quel soing il le garde: de quel ferveur il le tient, de quelle prudence il l'entomme: de quelle affection i le brise: et de quelle diligence il le sugce. Qui le induict à ce faire? Quel est **l'espoir de son estude**? quel bien pretend il? Rien plus qu'un peu de mouelle. Vray est que ce peu, plus est delicieux que le beaucoup de toutes aultres: pource que la mouelle est aliment elabouré à perfection de nature, comme dict Galen. *III. facu. natural. et. XI. de usu. parti*

À l'exemple d'icelluy vous convient estre saiges pour fleurir, sentir, et estimer ces beaulx livres de haulte gresse, legiers au prochaz: et hardiz à la rencontre. Puis par curieuse leçon, et meditation frequente rompre l'os, et **sugcer la sustantificque mouelle.**

[...]

Car à la composition de **ce livre seigneurial**, je ne perdiz ne employay oncques plus ny aultre temps, que celluy qui estoit estably à prendre ma refection corporelle: sçavoir est, beuvant et mangeant. Aussi est ce la juste heure, d'escrire ces haultes matieres et sciences profondes. Comme bien faire sçavoit Homere paragon de tous Philologes, et Ennie pere des poetes latins, ainsi que tesmoigne Horace, quoy qu'un malautru ait dict, que **ses carmes sentoyent plus le vin que l'huile.**

Autant en dict un Tirelupin de mes livres, mais bren pour luy.²⁰

Im Artikel „D'un problème à l'autre“²¹ nimmt Gérard Defaux die These von Edwin M. Duval²² auf, der Prolog des *Gargantua* ermögliche eine homogene Lesart des Romans. Defaux' Argument besteht darin, dass Rabelais' fiktionaler Autor eine richtungsweisende Lektüre verspreche, die sich erst durch ein tieferes – insbesondere philologisches – Textverständnis ergründen lasse, da die Textauslegung über eine duale oder multiple Interpretationsfläche führe. Es sei jedoch falsch, es bei dieser Dualität bewenden zu lassen, da sie bloß Schein sei, das heißt der oberflächliche Ausdruck des Prologs, der sich durch mehr Sprachverständnis konkretisiere und einen „plus haut sens“²³ offenlege.²⁴

²⁰ G, *Prologue*, S. 39/41.

²¹ Vgl. Defaux, Gérard: D'un problème l'autre : herméneutique de l'altior sensus et captatio lectoris dans le Prologue de Gargantua. In: *Revue d'Histoire littéraire de la France* 2 (1985), S. 195-216.

²² Vgl. Duval, Edwin M.: Interpretation and the « Doctrine absconce » of Rabelais's Prologue to Gargantua. In: *Études rabelaisiennes* 18 (1985), S. 1-17.

²³ Defaux, Gérard: D'un problème l'autre : herméneutique de l'altior sensus et captatio lectoris dans le Prologue de Gargantua. In: *Revue d'Histoire littéraire de la France* 2 (1985), S. 195-216, S. 201.

²⁴ Vgl. auch ebd., S. 199 und S. 215. Defaux schreibt (S. 199): „Or, cette dualité est de nature toute sophistique: elle es tune dualité prétendue, une dualité qui n'existe pas. Si pourtant nous la *lisons* presque tous dans le Prologue, c'est tout simplement, comme E. Duval l'a récemment montré, parce que nous commettons une élémentaire erreur de lecture. [...] je veux dire que nous passons notre temps à écrire et à gloser, à échaufauder des théories subtiles sur un texte que nous n'avons *littéralement* pas compris.“

Cave, Jeanneret und Rigolot hinterfragen diese unkritische Textauslegung, die ihrer Meinung nach von einer partiellen bis partiischen Lektüre rührt.²⁵ Sie widersprechen einer ernsthaften Suche nach der „substantificque²⁶ mouelle“²⁷, dem eigentlichen Mark und Kern der Geschichte, da eine eindeutige Auslegung den komplexen Charakter des Textes, die abrupten Themen- und Stilwechsel und die Vermittlung eines ernststen Themas über eine komische Form nicht berücksichtige.²⁸

Dem betreffenden Absatz des Prologs geht folgende Differenzierung voraus:

„Et posé le cas, qu’au sens literal vous trouvez matieres assez joyeuses et bien correspondentes au nom, toutesfois pas demourer là ne fault, comme au chant des Sirenes : ains à plus hault sens interpreter ce que par adventure cuidiez dict en gayeté de cuer.“²⁹

Die Textpassage unterscheidet zwischen einem „sens literal“, einem buchstäblichen Sinn, und einem „plus hault sens“, einem übertragenen Sinn. Sie warnt davor, sich wie von Odysseus’ Sirenen derart vom augenscheinlichsten Sinn, das heißt von den lustigen Wortspielen und der Lebhaftigkeit („gayeté de cuer“), ablenken zu lassen, dass der höhere Sinn nicht erlangt wird. Interessant ist hierbei, dass nicht explizit ein solcher „plus hault sens“ versprochen wird, da diese Hermeneutik weder klar definiert noch ein Unterscheidungsmerkmal zwischen ernsthaften und komischen Elementen genannt wird. Viel eher werden die Leser in ihrer Lektüre zum Gegenstand der Beobachtung. Der Text besagt, dass die Leser eine Aussage im buchstäblichen Sinn verstehen könnte („par adventure cuidiez“), obwohl sie einen übertragenen Sinn in sich birgt. Er wird also zu einer Suche nach mehreren Interpretationsschichten ermutigt, ohne dass ihm eine Anleitung oder eine Versicherung vorgelegt wird. Cave, Jeanneret und Rigolot nennen mehrere Gründe, weshalb der Prolog das Textverständnis nicht vordeterminieren kann.³⁰ Zum einen ist auch der Prolog Teil des Romans, somit nicht Meta-

²⁵ Vgl. Cave, Terence, Michel Jeanneret, François Rigolot: Sur la prétendue transparence de Rabelais. In: *Revue d’Histoire littéraire de la France* 4 (1986), S. 709-716, insb. S. 710.

²⁶ Der Begriff „substantifique“ (für „substantielle“) ist eine Wortschöpfung von Rabelais. Vgl. der Kommentar 31, G, *Prologue*, S. 36.

²⁷ G, *Prologue*, S. 37. Nach Defaux „le livre contient bien cette ‚mouelle‘, ces ‚haultes matieres et sciences profondes‘ dont l’auteur ne cesse de proclamer l’existence [dans le prologue]. Car c’est bien de cette façon que, sous la plume d’Alcofrybas, se dénoue finalement le paradoxe.“ Vgl. Defaux, Gérard: D’un problème l’autre : herméneutique de l’altior sensus et captatio lectoris dans le Prologue de Gargantua. In: *Revue d’Histoire littéraire de la France* 2 (1985), S. 195-216, hier: S. 204.

²⁸ Vgl. Cave, Terence, Michel Jeanneret, François Rigolot: Sur la prétendue transparence de Rabelais. In: *Revue d’Histoire littéraire de la France* 4 (1986), S. 709-716, hier: S. 712.

²⁹ G, *Prologue*, S. 37.

³⁰ Vgl. Cave, Terence, Michel Jeanneret, François Rigolot: Sur la prétendue transparence de Rabelais. In: *Revue d’Histoire littéraire de la France* 4 (1986), S. 709-716, hier: S. 713.

Text, sondern Text. Jeder darin auftretende „Autor“ kommt nicht über den Stand eines „fiktionalen Autors“ heraus, der bereits Bestandteil der Dichtung ist und keinesfalls Lektüreschlüssel. Zum anderen spricht hier nicht ein nüchterner Rabelais zum Leser, sondern die groteske Maske des Alcofrybas, die er sich aufgesetzt hat.³¹ Zuletzt ist die darauffolgende Narration Hinweis genug auf eine Methodenvielfalt, die sich kaum auf eine Lesart hin festlegen und begrenzen lässt.

Defaux' Antwortschrift betont die Grundproblematik einer Analyse, die die pluralistische Ansicht unserer Zeit über die pluralistische Ansicht der damaligen, frühneuzeitlichen Ära stülpt. Er fragt sich:

Suffit-il de constater que notre époque, comme celle d'Érasme ou de Rabelais, s'intéresse beaucoup au langage et à tout ce qui touche, de près ou de loin, à l'interprétation, pour en conclure aussitôt que nos spéculations et les leurs sont de nature identique? Qu'elles peuvent, sans courir le moindre danger, s'exprimer dans le même langage, à l'aide des mêmes concepts et des mêmes mots? [...] Questions fondamentales, et qui reviennent toutes, au fond, à se demander si l'entreprise qui consiste à lire un texte dans des termes qui ne sont pas les siens est ou n'est pas une entreprise légitime.³²

Zunächst werden Frühe Neuzeit und Postmoderne durch ihren kreativen Umgang mit Sprache und die Suche nach multiplen Interpretationssträngen in Beziehung gesetzt. In dieser Verwandtschaft steckt aber zugleich die Gefahr, die aktuellen philologischen und philosophischen Positionen vorschnell auf das 16. Jahrhundert zu projizieren. So könnte zum Beispiel die pluralistische und skeptische Sichtweise des postmodernen Forschers auf frühneuzeitliche Dokumente respektive Schriften aus der Renaissance übertragen werden, die ebenfalls eine pluralistische und skeptische Philosophie vertreten, aber neben der Vergleichbarkeit von Interessengebieten und Methoden keine inhaltlichen, eindeutigen Parallelen aufweisen. Defaux' rhetorische Warnung imaginiert einen radikalen Skeptizismus, der, zugespitzt gesagt, jegliche Interpretationsansätze verhindert. Worauf er hinaus will, ist Folgendes:

Mit den zeitgenössischen Konzepten, die moderne Analysestrategien und -ziele beeinflussen, entsteht die Gefahr, dass dem Leser aus dem 16. Jahrhundert aktuelle Interpretationsmöglichkeiten und -grenzen aufgebunden werden. Dies führt den

³¹ Ein Punkt, den Defaux bereits vor Caves Kritik bemerkt und kommentiert hatte. Vgl. Defaux 1986, S. 197.

³² Defaux, Gérard: Sur la prétendue pluralité du Prologue de Gargantua: Réponse d'un positiviste naïf à trois „illustres et tres chevalereux champions“. In: Revue d'Histoire littéraire de la France 4 (1986), S. 716-722, hier: S. 718 f.

zeitgenössischen Rabelais-Forscher auf eine „voie du pessimisme et de l’anxiété“ bezüglich aller weniger pluralistischen oder skeptischen Deutungsmuster, die ihm die Lektüre anbietet.

Auf der Grundlage dieser Problematik teilt sich die Forschung in zwei Lager: Noch vor Defaux postulieren die Monografien von Lefranc und Febvre aus den 1940er und 1950er Jahren³³ eine klare, vereinheitlichende Lektüre und einen feststellbaren Standpunkt des Werkes im Religionskonflikt des französischen 16. Jahrhunderts. Demgegenüber steht die soeben erwähnte skeptische Auffassung von Cave, Jeanneret und Rigolot, die widersprüchliche Aussagen als solche anerkennen und nicht danach trachten, jedes *signifiant* in einem kollektiven *signifié* aufzulösen.

Aus dieser Position resultierte eine Gegenbewegung, die behauptete, „Rabelais‘ Werk wolle gar keine feste Aussage treffen und genüge sich in zweckfreiem Spiel und verbaler Exuberanz selber“³⁴. Wenn nun aber der politische und religiöse Hintergrund des 16. Jahrhunderts mitberücksichtigt wird, entspricht dem Werk vielmehr eine Lektüre, die zahlreiche Ebenen einschließt. So plädiert auch Jeanneret dafür, Rabelais‘ Roman nicht als univokes, harmonisches und homogenes Werk zu lesen, sondern vielmehr die Brüche, Ungereimtheiten und ambivalenten Züge als wesentliche Merkmale des Textes zu erkennen und als solche in die Untersuchungen des Werks einfließen zu lassen. „S’il reste à la critique rabelaisienne des progrès à faire, c’est en reconnaissant ces forces de rupture et en les intégrant au travail d’interprétation.“³⁵ Diese 1986 geäußerte Sichtweise wird seither in der Rabelais-Forschung eifrig eingehalten. Sie ist heute auch in Bezug auf Fischarts Werke als bevorzugte Forschungshaltung zu beobachten. Auch in den hier vorliegenden Untersuchungen geht es nicht darum, vorzugeben, man könne eine abgerundete Erklärung für die beobachteten Phänomene liefern. Viel wesentlicher erscheinen die Vielseitigkeit und Komplexität des Textes.

Vorschläge dafür, wie diese Komplexität zu systematisieren wäre, stammen unter anderem von Michail Bachtin und Terence Cave. Michail Bachtins Werk *L’œuvre de François Rabelais et la culture populaire au Moyen Âge et sous la Renaissance* (1970)³⁶ (Deutsch: *Rabelais und*

³³ Vgl. Lefranc, Abel: *Rabelais, Etudés sur Gargantua, Pantagruel et le Tiers Livre*. Paris: Albin Michel, 1953 und Febvre, Lucien: *Le problème de l’incroyance au XVIe siècle. La religion de Rabelais*. Paris 1968.

³⁴ Vgl. Hausmann, Frank-Rutger: *Rabelais’ „Gargantua et Pantagruel“ als Quelle mittelalterlicher Fest- und Spieltradition*. In: *Feste und Feiern im Mittelalter*. Detlef Altenburg, Jörg Jarnut und Hans-Hugo Steinhoff (Hgg.). Sigmaringen 1991, S. 335-348, hier: S. 347.

³⁵ Jeanneret, Michel: *Gargantua 4-24: l’uniforme et le discontinu*. In: *Rabelais’s Incomparable Book. Essays On His Art*. Raymond C. La Charité (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= French Forum Monographs 62), S. 87-101, hier: S. 99.

³⁶ Vgl. Bakhtine, Mikhaïl: *L’œuvre de François Rabelais et la culture populaire au Moyen Âge et sous la Renaissance*. Paris 1970.

seine Welt (1987)³⁷) legte den Grundstein für eine neuartige Betrachtung von Rabelais' Werk. Sein Fokus lag auf der zeitgenössischen subversiven Volkskultur. Obgleich Bachtins Ergebnisse insbesondere mit Jean-Paul Bronckarts und Christian Botas Schrift *Bakhtine démasqué* (2011)³⁸ stark hinterfragt wurde, inkludiert es hermeneutisch hilfreiche Begriffe. Davon werden insbesondere das *Karnevaleske* und die *Dialogizität* zu einem späteren Zeitpunkt in dieser Arbeit aufgegriffen. Weitere Leit motive der Renaissance, die sich seither als kennzeichnend für Rabelais' Werke erwiesen haben, sind die *cornucopia*, Figur des Überflusses, bei Terence Cave (1997)³⁹ und in jüngerer Forschung die Obszönität oder Unflätigkeit (*l'obscène*) bei Peter Frei (2015)⁴⁰.

Neben Jan-Dirk Müller und Anne-Pascale Pouey-Mounou leitet Elsa Kammerer die französisch-deutsche Arbeitsgruppe *Rabelais et Fischart. Poétique, traditions, réception. Rabelais und Fischart. Poetik, Traditionen, Rezeption*; sie sorgt durch ihre Expertise sowohl in der Rabelais- als auch in der Fischart-Forschung für die entscheidende Annäherung der zwei Disziplinen. Auch stiftet sie neue Impulse für eine komparatistisch-analytische Arbeit. Im von ihr und Jan-Dirk Müller herausgegebenen Werk *Sprachpolitik der Drucker, Verleger und Buchhändler der Renaissance* (2015)⁴¹ erschien auch Sylvia Brockstiegers Artikel zu Fischarts Darstellung der deutschen Volkssprache. Sylvia Brockstieger untersuchte Fischarts patriotische Haltung mit einer besonderen Präzision und unterstrich dabei die Superiorität, die die deutsche Sprache – gemäß Fischart – durch ihre Autonomie und Reinheit genießt.⁴² Im Jahr 2018 erschien ihre Dissertation mit dem Titel *Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste. Johann Fischart im Kontext der Offizin Bernhard Jobin*⁴³. Zu diesem Zeitpunkt war die vorliegende Arbeit nahezu abgeschlossen, so dass im hiesigen Rahmen auf direkte Bezüge verzichtet wurde.

³⁷ Vgl. Bachtin, Michail: *Rabelais und seine Welt*. Gabriele Leupold (Übers.), Renate Lachmann (Hg.). Frankfurt a.M. 1987.

³⁸ Vgl. Bronckart, Jean-Paul u. Christian Bota: *Bakhtine démasqué: histoire d'un meurtre, d'une escroquerie et d'un délire collectif*. Genf 2011.

³⁹ Vgl. Cave, Terence: *Cornucopia. Figures de l'abondance au XVIe siècle. Érasme, Rabelais, Ronsard, Montaigne*. Ginette Morel (Übers.). Paris 1997.

⁴⁰ Vgl. Frei, Peter: *François Rabelais et le scandale de la modernité. Pour une herméneutique de l'obscène renaissant*. Genf 2015 (= *Études Rabelaisiennes* 55/ *Travaux d'Humanisme et Renaissance* 548).

⁴¹ Kammerer, Elsa u. Jan-Dirk Müller (Hgg.): *Imprimeurs et libraires de la Renaissance. Le travail de la langue. Sprachpolitik der Drucker, Verleger und Buchhändler der Renaissance*. Genf 2015.

⁴² Vgl. Brockstieger, Sylvia: *La langue allemande dans le paragone des langues: réflexions linguistiques chez Bernhard Jobin et Johann Fischart (v. 1578). Das Deutsche im Wettstreit der Sprachen. Sprachreflexion bei Bernhard Jobin und Johann Fischart (ca. 1578)*. In: Elsa Kammerer u. Jan-Dirk Müller (Hgg.): *Imprimeurs et libraires de la Renaissance. Le travail de la langue. Sprachpolitik der Drucker, Verleger und Buchhändler der Renaissance*. Genf 2015, S. 524-530.

⁴³ Vgl. Brockstieger, Sylvia: *Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste. Johann Fischart im Kontext der Offizin Bernhard Jobin*. Diss. Berlin 2018.

1.2 Fragestellungen

Die zentralen Fragestellungen dieser Dissertation lauten:

Von welchen zentralen religiösen Diskursen und Praktiken in Rabelais' Gargantua geht Fischart aus? Was sagen seine Transformationen der ursprünglichen Darstellungen über das neu manifestierte religiöse Wissen aus?

Das ‚religiöse Wissen‘, das im Zentrum des hiesigen Interesses steht, meint religiös bedingte Anschauungen, Überzeugungen, Kontexte und Darstellungsweisen. Der Begriff wurde im Zusammenhang mit dem Graduiertenkolleg „Religiöses Wissen im vormodernen Europa (800–1800)“ ausgearbeitet und anhand zahlreicher Beispiele verdeutlicht.⁴⁴ Die vorliegende Arbeit nutzt die Interdisziplinarität des Graduiertenkollegs und betrachtet den Niederschlag der religiösen Prägung im literarischen Werk eines bedeutenden frühneuzeitlichen Autors.

Ausgangspunkt für das religiöse Wissen ist dasjenige Wissen, das die Zeitgenossen für göttliche Offenbarung halten. Von diesem Wissen hat eine kulturelle Gemeinschaft nur durch eine Niederlegung als Text Kenntnis. Dieser Text wird von der kulturellen Gemeinschaft akzeptiert und für verbindlich erklärt. Gesprochen wird von einem Offenbarungswissen mit autoritativem Charakter. Darin enthalten ist der Begriff des ‚Wissens‘, da die allgemein vorausgesetzte Offenbarung bis zur akzeptierten Textgrundlage menschliche Adaptionenprozesse durchläuft. Nun eignen sich diverse kulturelle Gemeinschaften in unterschiedlichen Zeiten dieses Offenbarungswissen immer wieder neu an. Diese Aneignung wurde im Graduiertenkolleg ‚religiöses Wissen‘ genannt.⁴⁵

Der *Geschichtsklitterung* liegt das Offenbarungswissen aus der Bibel zugrunde, das von der kulturellen Gemeinschaft Straßburgs im 16. Jahrhundert als verbindlich betrachtet wurde. Die Aneignung dieses Offenbarungswissens in zahlreichen literarischen und theoretischen Schriften Fischarts zeigen das vertretene religiöse Wissen.⁴⁶ Transfer und Transformation

⁴⁴ Vgl. dazu die Homepage des Graduiertenkollegs: <http://www.religioeses-wissen.uni-tuebingen.de> und Andreas Holzem: Die Wissensgesellschaft der Vormoderne. Die Transfer- und Transformationsdynamik des ‚religiösen Wissens‘. In: Die Aktualität der Vormoderne. Epochenentwürfe zwischen Alterität und Kontinuität. Klaus Ridder u. Steffen Patzold (Hgg.). Berlin 2013, S. 233-266.

⁴⁵ Vgl. dazu Dürr, Renate et al.: Einleitung. In: Dies. (Hgg.): Religiöses Wissen im vormodernen Europa. Schöpfung – Mutterschaft – Passion. Paderborn 2019, S. 1-20.

⁴⁶ In meiner Arbeit berücksichtigte literarische und theoretische Schriften Fischarts: „Übersetzungen“: *Geschichtsklitterung* 1575/82/90, *Aller Praktik Großmutter* 1572, *Binenkorb Des Heyl. Römischen Imenschwarms* 1579; religionsdidaktische und polemische Schriften: *Podagramisch Trostbüchlin* 1577, *Anmanung zu Christlicher Kinderzucht* 1576, *Philosophisch Ehzuchtbuchlein* 1578; Flugschriften: *Nacht Rab oder Nebelkräh* 1570, *Barfüsser Secten und Kuttentreit* 1570/71, *Der Gorgonisch Meduse Kopf* 1577 etc.

religiösen Wissens erfolgen durch bestimmte Verfahren. Für die *Geschichtsklitterung* entscheidend ist das kommentierende Verfahren, in dem es um Traditionsbildung und -verbreitung, aber auch um Verständnis- und Rezeptionserleichterung des religiösen Wissens geht. Zu diesem Verfahren gehören die konservatorisch-erhaltende Kopie sowie die Übersetzung und Kompilierung eines Textes oder mehrerer.⁴⁷ Die *Geschichtsklitterung* dient nicht der Verständnis- oder Rezeptionserleichterung, wohl aber einer Traditionsverstärkung.

Angelehnt an Fischarts Konfessionspolemik, aber auch an seine theoretischen Abhandlungen zu Ehe und Erziehung und an seine Mitarbeit an der Veröffentlichung des lutherischen Katechismus, lässt sich ein Ideenrepertoire erkennen, das Modifikationen des *Gargantua* über eine Übersetzung *stricto sensu* hinaus begründet und erläutert.

Fischarts konfessionspolitisches Interesse erklärt auch, weshalb der Fokus der vorliegenden Untersuchungen auf bestimmten Textpartien der *Geschichtsklitterung* liegt. Es erfolgt eine Betrachtung der Themen, auf die der Straßburger sein Hauptaugenmerk richtet. Gleichzeitig wird der Roman als Gesamtwerk wahrgenommen, das eine Geschichte erzählt: die Geschichte eines Riesenkindes, das heranwächst, in den zeitgenössischen Konflikt der Bildungsformen gerät und alle Lebensformen zum Exzess treibt. Diese dargestellten Lebensformen erscheinen in einem Kontinuum, das sich in die drei Stadien der Kindheit, Ausbildung und Verselbständigung aufteilen lässt. Der erste Block (*Geschichtsklitterung* Kapitel 3 bis 15) führt mit Gargantuas Kindheit ins Buch ein. Darin werden Konzepte der Ehe und Erziehung dargestellt. Darauf baut die Bildungsperiode (Kapitel 16 bis 27) auf. Die nun folgenden Kapitel zur Kriegsthematik (Kapitel 28 bis 53) wurden in den vorliegenden Untersuchungen größtenteils ausgeklammert, da sie sich zwar auf religiöse Sachverhalte beziehen (Mönchskritik, Kritik am Heiligenkult etc.), jedoch keine bemerkenswerten konfessionellen Unterschiede zwischen Rabelais und Fischart belegen. Schließlich endet das Buch (Kapitel 54 bis 57) mit der Thematik der Antiabtei Willigmut. In diesem letzten Block werden die zuvor thematisierten und kritisierten Lebenswelten neu konzipiert: Ehe und Bildung funktionieren nun anders. Die alten Vorgaben zerschellen am neuen Leitgedanken der Freiheit.

Die vom Riesenkind durchlaufenen Lebensabschnitte evozieren Themen, die für das reformatorische Verständnis des Menschen von besonderer Relevanz sind. Dadurch gibt die

⁴⁷ Vgl. dazu Dürr, Renate et al.: Einleitung. In: Dies. (Hgg.): Religiöses Wissen im vormodernen Europa. Schöpfung – Mutterschaft – Passion. Paderborn 2019, S. 5f.

Analyse der Fischart'schen Modifikationen nicht nur Aufschluss über sprachartistische und kreative Prozesse, sondern zeugt auch von einem konfessionspolitisch geprägten Zeitgeist.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn die *Geschichtklitterung* als Fischarts Lebenswerk, als „Höhepunkt seines literarischen Schaffens“ und als „sein bedeutendstes Werk“⁴⁸ bezeichnet wird. Die drei genannten Ausgaben (1575, 1582, 1590) erstrecken sich über eine Dauer von 15 Jahren und decken damit beinahe Fischarts komplette schriftstellerische Schaffenszeit ab († 1591). Diese lange Zeitspanne erweckt den Eindruck, dass der Straßburger seit Entdeckung des Riesenstoffes nicht mehr davon loskam und den Roman als geeignet erachtete, seine umfangreichen fachlichen und methodischen Kenntnisse daran zu erproben. Kein weiteres seiner Werke weist ein solch qualitatives und quantitatives Maß an Übersetzungsarbeit auf. Kein anderes zeugt so von Fischarts vielseitiger Begabung im Bereich der Übersetzung, der Polemik, des Sprachspiels und der Selbstprofilierung.

Die vorliegende Arbeit trägt der besonderen Stellung der *Geschichtklitterung* Rechnung, indem sie sie ins Zentrum der Untersuchungen stellt. Dabei wird ein Wagnis eingegangen: eine Betrachtung des wohl komplexesten Werkes der Frühen Neuzeit. Der heutige, mehr noch als der frühneuzeitliche Leser, steht bei Fischart vor einem großen Rätsel. Die Analyse seines kommentierenden Verfahrens soll etwas Klarheit in die ‚diffusen Verhältnisse‘ bringen.

Der Anspruch dieser Arbeit besteht darin, diesen schwierigen Text in Bezug auf die religiöse Thematik in drei Bereichen kommentierend zu entwirren. In einem ersten Teil wird auf die Ehe- und Erziehungsthematik eingegangen, wie sie sich insbesondere im 5. Kapitel der *Geschichtklitterung* und in Fischarts theoretischen Abhandlungen zeigt. Der zweite Teil zeigt die religiösen Einflüsse auf Gargantuas scholastische und humanistische Entwicklung. Schließlich werden im dritten Teil die kontroversen Begriffe der Freiheit und der Selbstbestimmung des Menschen analysiert. Die drei Bereiche Ehe/Erziehung, Bildung und Selbstbestimmung stecken den Weg des Menschen vom Kokon der Familie bis zur Eigenständigkeit ab und veranschaulichen, wie es bei Fischarts religiös motivierter Überarbeitung insbesondere um die Entwicklungsschritte des Menschen geht.

⁴⁸ Spengler, Walter Eckehart: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göppingen 1969 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 28. Auch die jüngere Forschung ist sich darüber einig, dass es sich bei der *Geschichtklitterung* um das Werk handelt, „das der Autor für seinen wichtigsten Text ansah“. Vgl. Seelbach, Ulrich: Ludus lectoris: Studien zum idealen Leser Johann Fischarts. Heidelberg 2000 (= Beihefte zum Euphorion 39), S. 4.

Nicht nur das *Was*, sondern auch das *Wie* soll thematisiert werden. In einem vorausgehenden Kapitel zu Fischarts Verfahrensweisen in der Adaptation des Romans wird die Vielfalt an beobachteten Überarbeitungsmethoden beleuchtet. Diese Methoden werden im Verlauf der drei Hauptkapitel vereinzelt aufgegriffen. Allerdings dient das Kapitel in erster Linie als unabhängige Darstellung der Fischart'schen Schreibkunst in der *Geschichtklitterung*.

Hinsichtlich seiner religiösen Aussagen wirkt der Roman wie ein Sammelsurium sämtlicher Gedanken, die Fischart zuvor als Polemiker, Lebensratgeber, Berichterstatter und Übersetzer an die deutsche Bevölkerung weitergegeben hatte. Die zentralen Sujets zu entdecken, zu erläutern und in Beziehung zueinander zu setzen, ist der Anspruch dieser Arbeit.

1.3 Rolle des Autors und seine kontextuelle Prägung

Viele Texte des 15. und 16. Jahrhunderts erschienen anonym, wodurch sich die Frage nach der Autorschaft zu dieser Zeit nicht zwingend stellte. Fischart macht von dieser Anonymität scheinbar auch Gebrauch, indem er auf Pseudonyme zurückgreift. Das Pseudonym „Huldrich Elloposcleros“ wird neben der *Geschichtklitterung* noch in der zweiten Ausgabe der *Flöh Hatz* von 1577 und für das *Podagrammisch Trostbüchlein* vom selben Jahr verwendet. Daneben spielt er mit seinen Initialen „IFGM“ und gibt sie sowie ihre Ausformulierungen in immer neuer Art wieder.

Die zwei Pseudonyme ließen sich in ihrer Deutlichkeit für einen zeitgenössischen Leser ohne Schwierigkeiten mit Fischart verbinden: In „Huldrich Elloposcleros“ steckt der Hinweis auf den Fisch (*εἰσποῦς*) in Fischarts Namen. Die Initialen IFGM hingegen repräsentieren das Akronym ‚Johann Fischart, genannt Mentzer‘, worin sich Fischart mit Hinweis auf seine Heimatstadt Mainz vorstellt. Doch wozu diese Pseudonymisierung? Zymners Ansicht, Fischart würde sich dadurch von der Verantwortung für seine eigenen Werke distanzieren⁴⁹, wird im Kontext dieser Arbeit nicht geteilt. Viel eher wird davon ausgegangen, Fischarts Absicht sei gewesen, sich selbst als Sprachkünstler zu präsentieren und seinen Namen zum Teil eines literarischen Programms zu machen. „Hulrich Elloposcleros“ ist ein Kunstwesen, das von

⁴⁹ Zymner, Rüdiger: *Manierismus: zur poetischen Artistik bei Johann Fischart, Jean Paul und Arno Schmidt*. Paderborn 1995, S. 105-106: „Fischart gibt sich jedoch nicht in dem Sinne zu erkennen, daß er auch als Autor die pragmatischen Konsequenzen für sein Buch übernehme.“

Johann Fischart konstruiert wurde, das Figurenkonstrukt eines fiktiven Übersetzers, das den Akt des Übersetzens karikiert.

1.3.1 Bedeutung Fischarts

Historisch betrachtet tritt Fischart in zweierlei Fußstapfen. Einerseits ahmt er Motive aus der französischen Literatur nach und wird als „deutsche[r] Rabelais“⁵⁰ – wie ihn Lessing bezeichnet – gefeiert. Andererseits muss er in die deutschsprachige Tradition von Luther, Murner, Nas, Scheit und Brandt eingeordnet werden.

Die letztgenannten Autoren der frühen Neuzeit waren größtenteils Straßburger. Hauffen stellt Fischart auf eine Ebene mit ihnen, indem er ihn als eine der bedeutendsten Personen Straßburgs betrachtet. Anders als die meisten Forscher, die Fischarts Dichtkunst und die zahlreichen verkauften Exemplare für den Erfolg des Straßburgers zeugen lassen, weist Hauffen durch ein anderes Ereignis auf seinen ihm vorausseilenden Ruf hin: Franz von Domstorff unternahm im dritten Viertel des 16. Jahrhunderts eine Bildungsreise durch Deutschland, Italien, Frankreich und die Schweiz. Dabei sammelte er die Unterschriften der bemerkenswertesten Persönlichkeiten in den jeweiligen Städten. Hauffen hebt die Namen der Theologen Theodor von Beza, Nathan Chyträus und Cheminitius und der Dichter Paul Melissus und Nicodemus Frischlin hervor. Im März 1580 erreichte Domstorff Straßburg und legte sein Stammbuch bei Johannes Sturm, Johannes Pappus, Erasmus Marbach (für seinen Vater Johann) und Johann Fischart vor.⁵¹ Für die Öffentlichkeit zählte Fischart zu den führenden Männern der Reichsstadt.

Seine Popularität schwand im 17. Jahrhundert mit Opitz‘ Poesiereform. 1995 stellte Zymner fest, dass Fischart für die breite Leserschaft in Vergessenheit geraten war.⁵² Angesichts der wenigen Forscher, die sich heute mit Fischart auseinandersetzen und einer Leserschaft, die sich im Bereich der frühneuzeitlichen Literatur höchstens mit Luther oder Sachs befasst, erweist es sich zunächst als schwierig, seinen immensen schriftstellerischen Erfolg in den 1570er und 1580er Jahren nachzuvollziehen.

⁵⁰ Spengler, Walter Eckehart: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göppingen 1969 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 277.

⁵¹ Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 69.

⁵² Vgl. Zymner, Rüdiger: Manierismus: zur poetischen Artistik bei Johann Fischart, Jean Paul und Arno Schmidt. Paderborn 1995, S. 88.

1.3.2 Fischarts konfessionspolitisches Engagement

Die Konstellation in Fischarts Offizin war für sein schriftstellerisches Gelingen nicht unwichtig. Das ab 1570 eng zusammenarbeitende Trio aus dem Verleger Bernard Jobin, dem Illustrator Tobias Stimmer und Fischart als Schriftsteller und Polemiker begünstigte den Erfolg der entstandenen Texte.⁵³ Alle drei Akteure standen hinter der in den publizierten Texten proklamierten konfessionspolitischen Weltanschauung. Für das Verständnis dieser religiös bedingten Schaffensmotivation ist die Kenntnis seines historischen Hintergrundes unabdingbar. Immerhin befassen sich fast alle Fischart'schen Werke mit zeitgenössischen religionspolitischen Themen.⁵⁴ Den wohl entscheidendsten Beitrag dazu leistete Adolf Hauffen. Vor und nach Hauffens Fischart-Studien⁵⁵ hat kein Autor ein so breitgefächertes Bild von Fischarts Leben mitsamt seinen historischen Hintergründen zeichnen können. Trotz der bald verstrichenen 100 Jahre seit ihrer Veröffentlichung sind Hauffens Arbeiten von 1921 und 1922 bis heute höchst hilfreiche Untersuchungen. Insbesondere bei Hinweisen auf Fischarts Straßburger Prägung werden in dieser Dissertation seine Studien eingezogen. Dabei besteht keinesfalls der Anspruch, ein ganzheitliches Bild der historischen Umstände Straßburgs im 16. Jahrhundert zu entwickeln. Vielmehr ist es die Absicht, entscheidende konfessionspolitische Elemente hervorzuheben, die die Ausrichtung und den Enthusiasmus in Fischarts Werken erklären.

Alle Fischart'schen Texte entstehen vor dem Hintergrund der frühneuzeitlichen Krisen. Noch vor seiner Zeit, 1529, wurde Straßburg im Sinne Bucers reformiert. Matthäus Zell predigte bereits 1521 im evangelischen Sinne. Nach der Ankunft Martin Bucers 1524 und der Abschaffung der Messe 1529 war Straßburg endgültig zur Reformation übergetreten.⁵⁶ Calvin hielt sich zweimal in Straßburg auf: einerseits vor seinem ersten Genfer Aufenthalt, andererseits in seiner Verbannung 1538–1541. Er hielt Vorlesungen, aufbauend auf seinem Katechismus *Christianae religionis institutio*, der 1536 erschienen war, also kurz vor seinem Aufenthalt in

⁵³ Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 44: „Im Jahre 1570 erschienen zwei mit seinem Namen als Drucker und dem kaiserlichen Privileg versehene Einblattdrucke mit Bildern auf den Zürcher Antistes Heinrich Bullinger und auf den Rektor Johannes Sturm von Tobias Stimmer und mit lateinischen, vielleicht von Fischart verfaßten Gedichten. Im nächsten Jahre folgen bereits mehrere deutsche, bestimmt von Fischart verfaßte Bildergedichte.“

⁵⁴ Vgl. die Fischart-Bibliographie in: Spengler, Walter Eckehart: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göttingen 1969 (= Göttinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 55-58.

⁵⁵ Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. 2 Bde. Berlin, Leipzig 1921-1922.

⁵⁶ Vgl. Selderhuis, Herman J. (Hg.): Calvin-Handbuch. Tübingen 2008, S. 38.

der Stadt. 1539 erschien die zweite, stark überarbeitete Ausgabe der *Institutio* in Straßburg. Der Aufbau dieser zweiten Edition bildete den theologischen Grundriss für alle folgenden Ausgaben. Obgleich Calvin durch die Zeit in Straßburg für seine Genfer Zeit geprägt wurde,⁵⁷ gab auch er Straßburg durch seine Schaffenszeit etwas zurück. Rodolphe Peter stellt fest: „Strasbourg a profité du passage de Calvin, mais l’inverse est vrai aussi. Strasbourg rendit à la Réformation un Calvin plus mûr, plus grand qu’elle ne l’avait reçu.“⁵⁸ Für die Franzosen in Straßburg war Calvins Einfluss entscheidend. Er trug als Dozent an der sogenannten *Hohen Schule* zu deren guten Ruf bei und zog Schüler aus Frankreich an. Unter seiner Leitung wurde aus der Gruppe französischer Flüchtlinge (die vor allem aus Metz stammten) eine französische Kirche.

Fischart kam 1546 oder 1547 in Straßburg zur Welt. Er wuchs in einer Straßburger Gesellschaft heran, die mit dem Augsburger Religions- und Landfrieden von 1555 zu einer Richtungsentscheidung gekommen war. Nach dem Prinzip *cuius regio, eius religio* hing vom jeweiligen Landesherrn ab, welche Konfessionen in einer Reichsstadt toleriert oder bekämpft wurden.⁵⁹ 1563 ersetzte die Straßburger Vergleichsformel die *Confessio Tetrapolitana* (das Vierstädtebekenntnis) von 1530, womit sich die Stadt konfessionspolitisch wieder von den Schweizer Reformatoren distanzierte.⁶⁰ Die Entwicklung hin zum lutherischen Bekenntnis erreichte ihren Höhepunkt nach weiteren 14 Jahren, durch die Anerkennung der Konkordienformel 1577. Somit lässt sich mit Sommerhalder konstatieren, dass die Stadt anfänglich der calvinischen Kirche näher stand, sich dann aber immer weiter hin zum Bekenntnis des lutherischen Glaubens bewegte.⁶¹

Die konfessionspolitischen Entwicklungen in der Stadt übten einen starken Einfluss auf Fischarts religiöse Gesinnung aus. Gleichzeitig sympathisierte er mit den evangelischen Gruppen der angrenzenden oder naheliegenden Länder. Ein besonders einschneidendes Ereignis waren die langwierigen Hugenottenkriege von 1562 bis 1598. Aufgrund religiöser und dynastischer Interessen erlitt Frankreich in vier Jahrzehnten acht Bürgerkriege. Es standen sich die französische Regierung, die ihr Land angesichts der spanischen Machterlangung geeint

⁵⁷ Vgl. Gordon, Bruce: *John Calvin’s Institutes of the Christian religion: a biography*. Princeton 2016, S. 26 und Strohm, Christoph: *Johannes Calvin. Leben und Werk des Reformators*. München 2009, S. 46ff.

⁵⁸ Rodolphe Peter zitiert nach Selderhuis, Herman J. (Hg.): *Calvin-Handbuch*. Tübingen 2008, S. 38.

⁵⁹ Gotthard, Axel: *Der Augsburger Religionsfrieden*. Münster 2004, S. 212f.

⁶⁰ Vgl. Rublack, Hans-Christoph (Hg.): *Die lutherische Konfessionalisierung in Deutschland*. Heidelberg 1992, S. 63. Und Hauffen, Adolf: *Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation*. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 64.

⁶¹ Vgl. Sommerhalder, Hugo: *Johann Fischarts Werk. Eine Einführung*. Berlin 1960 (= *Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker* 128 = neue Folge 4), S. 108.

sehen wollte, und die protestantische Minderheit, die sich Hilfe von den deutschen Reichsstädten versprach, gegenüber. Doch auch in Deutschland herrschte Furcht vor der katholischen Kirche. Angesichts der Rekatholisierung sahen sich evangelische Reichsstädte genötigt, ihren protestantischen Glauben vor Angriffen von außen zu schützen, indem sie ein konservativeres lutherisches Denken annahmen.

Bewegt durch die zahlreichen konfessionspolitischen Ereignisse, insbesondere durch die Hugenottenkriege in Frankreich und die Verfolgung der Calvinisten in den Niederlanden, bemühte sich Fischart, das Zeitgeschehen schriftstellerisch-kritisch zu reflektieren. Er wurde Berichterstatter und verfasste zahlreiche Flugschriften und historische Gedichte und Vorworte. Schon in den 1560er Jahren wurde Fischart in einer hugenottischen Schrift erwähnt, was von seinem frühen Engagement für die verfolgten Protestanten zeugt.⁶² Eins der bedeutendsten Zeugnisse von Fischarts Einsatz ist der *Reveille-Matin*. Darin thematisierte er katholische Übergriffe auf die Hugenotten, insbesondere die Bartholomäusnacht. Fischarts Motivation ist auf unterschiedliche Art und Weise zu begründen: Die Tatsache, dass er das Erwachsenenalter gerade zur Zeit der grausamsten Verfolgungswelle erreichte, wird seinen Eifer angestachelt haben. Als Schüler Sturms war er außerdem von dessen «Liebe zu den Hugenotten» geprägt. Darüber hinaus setzten sich deutsche Fürsten, wie etwa Herzog Wolfgang von Pfalz-Zweibrücken und Pfalzgraf Johann Kasimir, intensiv für den Schutz der Calvinisten ein.⁶³

1.3.3 Fischart als polemischer Autor

Fischarts Tätigkeit als Schriftsteller begann mit einer bissigen Polemik. Unter seinen allerersten Werken dominieren Flugschriften mit einer expliziten Antihaltung. So verbindet die ersten polemischen Schriften (unter anderem *Nacht Rab oder Nebelkräh* 1570, *Barfuesser Secten und Kuttentreit* 1570 und *St. Dominici und St. Francisci Leben* 1571) der scharfe Ton seiner verbalen Angriffe gegen die römisch-katholische Kirche, das heißt sowohl gegen die Jesuiten als auch gegen Dominikaner- und Franziskanermönche.

Fischarts Engagement in polemischen Flugschriften-Debatten liegt im Zeitgeist begründet. Durch den reformatorischen Vormarsch erfuhr die Gattung zu Beginn des 16. Jahrhunderts einen Aufschwung und verfiel nun in der zweiten Jahrhunderthälfte aufgrund der Stagnation in

⁶² Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 25 f.

⁶³ Vgl. ebd., S. 65.

Kirche und Staat. So mag es an Luthers Talent als Schriftsteller, aber auch am konfessionsgeschichtlichen Kontext liegen, dass Fischart sich an Luthers lebhafter und anschaulicher Sprache nicht messen kann. Das Voranbringen der Reformation, das Ulrich von Hutten und Hans Sachs noch mit ihrer Polemik beabsichtigten, ergab zu Fischarts Zeiten, insbesondere zum Zeitpunkt des Drucks der *Geschichtklitterung* im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts, wenig Sinn. Der literarische Streit schien nicht mehr so vielversprechend, wie er es zu Beginn des Jahrhunderts noch war.⁶⁴ Gleichzeitig wurden die Jesuiten Ende der 1570er Jahre wieder in Straßburg angesiedelt. Die neue Bedrohung seitens der römischen Kirche dürfte Fischart motiviert haben, in seiner Dichtung antikatholische Motive zu verwenden.

Das Papsttum selbst wurde zeitgleich in einem prominenten Bildergedicht Fischarts ins Visier genommen. Das von allegorischen Illustrationen begleitete Reimgedicht *Gorgoneum caput* 1570/71⁶⁵ karikierte den Papst Pius V. und in der fast ums Doppelte erweiterten Überarbeitung von 1577 den neuen Papst Gregor XIII. Der Titel geht zurück auf das Gorgonen- oder Medusenhaupt, das Sinnbild eines abscheulichen, dämonischen Schreckenswesens. So werden Kopf und Schultern des Papstes, die aus zusammengesetzten, liturgischen Objekten gebildet sind, als teuflisches, unheilbringendes Fratzensgesicht verhöhnt. In der Umrandung sind anstelle der vier Evangelistensymbole ein lesender Esel, ein Lamm fressender Wolf, eine betende Gans und ein Schwein mit Weihrauchfass abgebildet.

Schon zu diesem Zeitpunkt zeugen die provokativen Texte von einer spielerischen Lust des Zersetzens und Auflösens der gegnerischen Welt. Diese Eigenschaft Fischarts sollte wenige Jahre später in der *Geschichtklitterung* ihren Höhepunkt erreichen.

Als weitere feindselige Welt figurieren Frankreich und Spanien. Ihr blutiges, tyrannisches Vorgehen galt als Bedrohung der Sicherheit und Freiheit, die Fischart den Reichsstädten, aber auch den isolierten evangelischen Gläubigen in diesen Ländern zusprach. Insbesondere in seinen Zeitungsberichten lässt sich eine antifranzösische und antispanische Haltung erkennen.⁶⁶

Parallel zur Verfassung und Erweiterung der *Geschichtsschrift* beziehungsweise *Geschichtklitterung* setzte sich Fischart vermehrt mit christlichen Geschichten (*Neue kunstliche*

⁶⁴ Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 377

⁶⁵ Vgl. Johann Fischart und Tobias Stimmer (Illustr.): Gorgonisch Meduse Kopf [Gorgoneum Caput], Straßburg (B. Jobin) [Erstausgabe zwischen 1568 und 1574]. In: Hauffen, Adolf: Johann Fischart: Werke, Teil 1, Stuttgart 1895, S. 416-422.

⁶⁶ Vgl. Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 116.

Figuren biblischer Historian 1576) und theologischen Texten auseinander. Zwei entscheidende Werke, die auch Einzug in die *Geschichtsklitterung* halten, sind das Gedicht *Anmanung zu Christlicher Kinderzucht* 1576 und das *Philosophisch Ehzuchtbuchlein* 1578.

Zu dieser Zeit hielten sich immer mehr Jesuiten in Straßburg auf und siedelten sich schließlich 1578 bis 1580 unter dem Schutz des Bischofs Johann von Manderscheid in der Stadt an. Dieser erhoffte sich durch die mächtigen Jesuiten eine Stärkung seiner eigenen Macht. Die Reaktion ließ nicht lange auf sich warten: Die Straßburger drückten ihre Entrüstung in Flugschriften aus. Auch Fischart verfluchte in der Schrift *Das Jesuiterhütlein* 1580 den unerwünschten Orden.⁶⁷

1.3.4 Fischarts Bezüge zu den Reformatoren

Die geistigen Hauptströmungen, die Fischarts Zeitalter bestimmten, prägten auch schon Rabelais' Zeit: die Reformation und der Renaissance-Humanismus.

Hinsichtlich der reformatorischen Adaption des *Gargantua* aus Fischarts Feder interessiert im Kontext der vorliegenden Dissertation insbesondere Rabelais' Ausgangslage. Schon Lucien Febvre und Abel Lefranc setzten sich in ihren Werken der 1940er und 1950er Jahren mit dieser Frage nach Rabelais' reformatorischer Orientierung auseinander. Febvre geht etwa den „souffles luthériens sur l'œuvre rabelaisienne“⁶⁸ nach und kommt dabei zum Schluss, dass Rabelais kein richtiger Protestant („réformé“) gewesen sei, aber mit den Reformatoren sympathisiert habe. Larmat sieht ebenfalls Einflüsse von Luther in Rabelais' Werk, doch er verzichtet auf einen Vergleich zwischen beiden, da sie aufgrund ihrer unterschiedlichen literarischen Ausrichtung nicht auf eine Ebene zu stellen sind.

Il serait ridicule de prétendre mettre sur le même plan des œuvres de caractère aussi différent que celles de Luther et celles de Rabelais. Le premier a rédigé un réquisitoire et un programme de réformes du Christianisme, avec passion. Le second dissimule ses idées religieuses dans une narration héroï-comique.⁶⁹

Auch ist Luther bei weitem nicht der Einzige, der einen entscheidenden Einfluss auf Rabelais ausübt. Noch bedeutender sind die erasmischen Schriften,⁷⁰ auf die sich Rabelais' „evangelisch

⁶⁷ Zu den Quellen und den Motiven im *Jesuiterhütlein*: Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 125.

⁶⁸ Febvre, Lucien: Le problème de l'incroyance au XVI^e siècle. La religion de Rabelais. Paris 1962, S. 273 ff.

⁶⁹ Larmat, Jean: Le Moyen Âge dans le *Gargantua* de Rabelais. Paris 1973, S. 415, Anm. 56.

⁷⁰ Vgl. Delaruelle, Louis: Ce que Rabelais doit à Erasme et à Budé. In: Revue d'histoire littéraire de la France 11 (1904), S. 220-262.

geprägter Erasmianismus“⁷¹ gründete. Im Einklang mit den evangelischen Motiven ist auch Rabelais' Roman eine Schrift gegen die römisch-katholische Kirche und die scholastische Bildung. Seine Darstellungen sind zugleich humanistischer wie auch protestantischer Art. Nur hielt sich Rabelais mit seinen Ausführungen zurück: Als Mönch und dem König verbundener Arzt konnte er sich nicht so frei und ungezwungen äußern wie Fischart, der Polemiker aus der reformatorischen Reichsstadt.⁷²

Doch diese ungezwungene Ausdrucksweise gereichte Fischart nicht nur zum Vorteil. Während Luthers sprachliche Artistik für die deutsche Sprachentwicklung richtungsweisend wurde, schafften es Fischarts Ad-hoc-Komposita nicht über seine Werke hinaus. Seine Sprache sei dafür viel zu „gewaltsam, zu individuell, zu satirisch“⁷³ – kurz: zu kühn. So vertraten zwar beide Autoren die Ansicht, dass es gelte, die deutsche Sprache zu fördern, aber nur Luther gelang dies auf lange Sicht.⁷⁴

Dabei sind beide sprachartistischen Ansätze gar nicht so unterschiedlich. Sie betonen beide die Mündlichkeit der Sprache. Es wird geschrieben, wie man spricht. Die Sprache habe sich vom Kanzleideutsch, vom sogenannten ‚Dintenteutsch‘ – gemäß Fischart – zu befreien. Damit einher geht das gemeinsame Verständnis vom Übersetzen beziehungsweise Dolmetschen: Eine Sprache solle nicht im humanistischen Sinne wortwörtlich in die Zielsprache übersetzt werden, sondern die Lebendigkeit beibehalten, indem der fremde Text dynamisch an den Kosmos der neuen Sprache angepasst werde.

Fischart übernahm folglich viele theoretische und praktische Ansätze seines Vorbilds Luther. Doch in einem Bereich wurde er zum Schüler, der seinen Meister übertrifft: in der Kunst der Satire.

Was die Satire betrifft, so wird hier Luther von Fischart an Einfällen und stilistischer Nuancierung bei weitem übertroffen. Luther erschöpft sich meist in äußerlichen Beschimpfungen seiner Gegner, um sie lächerlich zu machen, ohne eine echte, volkstümliche Satire zu erreichen, wie sie Fischart nachher mit Humor und *gracie* beherrschte.⁷⁵

⁷¹ Hausmann, Frank-Rutger: Rabelais' „Gargantua et Pantagruel“ als Quelle mittelalterlicher Fest- und Spieltradition. In: Feste und Feiern im Mittelalter. Detlef Altenburg, Jörg Jarnut und Hans-Hugo Steinhoff (Hgg.). Sigmaringen 1991, S. 335-348, hier: S. 343.

⁷² Vgl. Spengler, Walter Eckehart: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göppingen 1969 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 274 f.

⁷³ Ebd., S. 218.

⁷⁴ Fischarts Popularität reiche, so Spengler, nur bis zu Moscheroch. Vgl. ebd., S. 224 f.

⁷⁵ Ebd., S. 225.

Als „Meister der Satire“⁷⁶, so Spengler, übertreffe Fischart nicht nur Luther, sondern alle seine Zeitgenossen. Er versuche nicht, den populären lutherischen Sprachstil nachzuahmen, sondern modelliere die deutsche Sprache fast unabhängig von seinem Vorbild.⁷⁷

In inhaltlicher Hinsicht hingegen baute Fischart intensiv auf Luthers Beispiel auf. Seine Flugschrift *Barfüßer Sektenstreit* schrieb er aus der Sicht eines „Lutheran[s]“. Auch das von ihm verfasste Vorwort zu Luthers *Gesangbüchlein* und zu seinem *Kleinen Katechismus (Anmanung zur Kinderzucht)* zeugt davon, dass Fischart dieselben protestantischen Ansichten und Anliegen ins Zentrum seines Interesses rückte. Auch mit der neuen Ausrichtung auf calvinisch geprägte Texte blieb Fischart der Person und den Schriften Luthers stark verbunden. Er eiferte nach einer innigen Frömmigkeit, glaubte fest an die Rechtfertigung durch Christi Erlösung und betonte, dass das christliche Familienglück die vortrefflichste und vorteilhafteste Lebensform sei.

1.3.5 Fischart und die Reformierten

Hauffen bezeichnet Fischart als den *einzigsten* Dichter der deutschen Literatur, der leidenschaftliche literarische Kämpfe für den Calvinismus ausgefochten habe.⁷⁸ Zwischen 1575 und 1580 übersetzte der Straßburger drei bedeutende reformierte Werke: aus dem Französischen Nicolas Barnauds *Reveille-Matin des francois* (1574 – Übs. *Wacht früh auf* 1575) und aus dem Niederländischen Philipp von Marnix' *Bijencorf* (1569 – Übs. *Der Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms* 1579). Beide Autoren erregten zuvor schon durch ihre calvinische Prägung Aufsehen. Mit dem *Traité des reliques* (1545 – Übs. *Heilige Brotkorb der H. Römischen Reliquien* 1580) wagte sich der Straßburger schließlich an Calvins eigene Werke. Es handelt sich – zusammen mit dem *Reveille-Matin* – um eine Berichterstattung im satirischen Stil über konfessionspolitische Vorgänge in Frankreich. Während *Reveille-Matin* katholische Übergriffe gegen Hugenotten darstellt, insbesondere in der Bartholomäusnacht, brandmarkt der *Traité des reliques* Heiligenverehrung und Reliquienhandel. Auch die Übersetzung von Marnix' *Bijencorf* ist im Stil der Satire verfasst. Die provokativ formulierte Kampfschrift wendet sich vernichtend gegen die (niederländische) katholische Kirche mit ihren Dogmen und

⁷⁶ Ebd., S. 227.

⁷⁷ Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 363.

⁷⁸ Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 63.

rituellen Praktiken. Dagegen werden deutschsprachige reformierte Autoren, wie Heinrich Bullinger und Rudolf Gwalther,⁷⁹ von Fischart in ein gutes Licht gerückt. Das auf Bullinger verfasste Lobgedicht von 1571 etwa endet mit dem Dank an Gott für solche treuen Lehrer.⁸⁰

Sowohl lutherisch als auch calvinisch

Wenn sich in Fischarts Schriften Sympathien mit dem lutherischen und reformierten Lager zeigen, so ließe sich eventuell von einer Entwicklung weg vom Lutherischen, hin zum Calvinischen auszugehen. Dafür plädiert etwa Hauffen:

ganz allmählich vollzog sich bei ihm die Wandlung vom Lutheraner zum Calvinisten, obwohl er niemals einen engherzigen konfessionellen Standpunkt einnahm. Sein Verhalten hängt zusammen mit der eigenartigen konfessionellen Entwicklung seiner Heimatstadt und mit seiner warmen, gewiß durch Sturms Einfluß gesteigerten Liebe zu den Hugenotten.⁸¹

Wenige Seiten darauf fällt das Urteil schon vorsichtiger aus. In Bezug auf Fischarts Übersetzung des calvinischen *Biencorff* existiere kein „Schwanken in seinem religiösen Bekenntnis“ und er sehe keinen „plötzlichen Gesinnungswechsel“, sondern „seine von jedem Sektengeist freie innerliche christliche Frömmigkeit.“⁸² Hauffen wägt somit zwei Standpunkte gegeneinander ab: Entweder unterzog sich Fischart einem Wandel vom lutherischen zum calvinisch-reformierten Glauben oder aber er zeigte eine große innerprotestantische Offenheit, indem er die Ansichten beider konfessioneller Lager in seine Schriften einfließen ließ.

Gegen eine komplette Abwendung vom Luthertum sprechen zwei Dinge: Einerseits betonte Fischart die Bedeutsamkeit innerprotestantischer Akzeptanz. In einer lateinischen Vorrede zur *Disputatio* von Celsus etwa empfahl er die Duldung Andersgläubiger. Andererseits setzte er sich weiterhin mit reformatorischen Werken anderer Konfessionen auseinander. Dazu gehören freichristliche Texte, wie die Reimdichtungen des Sebastian Franck, die von Fischart ergänzt wurden, und lutherische Schriften, wie die Texte aus der Fischart-Nas-Kontroverse. Trotz der

⁷⁹ Vgl. Kühlmann, Wilhelm und Walter E. Schäfer: Literatur im Elsaß von Fischart bis Moscherosch: gesammelte Studien. Tübingen 2001, S. 9.

⁸⁰ Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 77. Vgl. Fischart: Eigentliche Conterfeftung Heinrichen Bullingers Dieners der Kirchen zuo Zürich. Straßburg 1571. Zentralbibliothek Zürich [Graphische Sammlung, PAS II, 12/11].

⁸¹ Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 63.

⁸² Ebd., S. 75.

neuen Auseinandersetzungen mit calvinischen Werken verteidigte Fischart Luther weiterhin, genauso wie in seinen Jugendschriften, gegen Nas' Verspottung. Auch die Veröffentlichungsdaten zeugen davon, dass Fischart an der Übersetzung calvinischer Texte feilte, ohne die Flugschriften gegen Nas zu vernachlässigen. Die calvinischen Übersetzungen wurden zwischen 1575 und 1580 veröffentlicht. Mitten in dieser Schaffensphase, 1577, ergänzte Fischart seine polemische Flugschrift gegen Nas.

So konstatiert auch Sommerhalder, dass es nicht möglich sei, Fischart aus seiner Biografie eindeutig dem lutherischen oder dem calvinischen Lager zuzuordnen.⁸³ Stattdessen ließe sich vorschlagen, anhand der oben genannten Nachweise Fischarts Verbundenheit mit beiden reformatorischen Lagern zu unterstreichen.

2 Die *Geschichtklitterung* und ihre Ausgaben

*Bücher, die mir lebenslang nah waren, zum zweiten, zum dritten Mal lesen, hat doch der Reißwolf Zeit dem Sprachguß und ätzend Hohn des François Rabelais nichts genommen.*⁸⁴

2.1 Ein kurzer Überblick über die Handlung

Sowohl dem französischen als auch dem deutschen Roman liegt folgende Handlung zugrunde: Nach einer elfmonatigen Schwangerschaft und einer schweren Geburt kommt Gargantua durch das linke Ohr seiner Mutter zur Welt. Er ist nicht nur Sohn zweier Riesen, sondern auch der Fürsten Utopiens. In Wohlstand und Überfluss wird er zu einem ausschweifenden Lebensstil erzogen. So findet man das Riesenkind schon in jungen Jahren an der reich gedeckten Tafel, den Müßiggang in seiner absoluten Form auslebend. Für Gargantuas Vater steht dies in keinem Widerspruch zu den versteckten Begabungen, die er schon sehr früh in seinem Kind zu sehen meint. Mit der Erfindung eines Toilettenpapierersatzes (des sogenannten Torchecul/Arswisch) beginnt sodann sein skurriler Bildungsweg. Gargantua wechselt mehrmals zwischen dem scholastischen und humanistischen Ansatz hin und her und gerät dadurch unter die Fittiche zahlreicher Lehrer. Doch kommt er im jahrelangen Studium seinem Ziel, zu viel Wissen und

⁸³ Vgl. Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 108.

⁸⁴ Grass, Günter: Vonne Unendlichkeit, Göttingen 2015, S. 24.

Ansehen zu gelangen, nur schleppend näher. Auch der Bildungsaufenthalt in Paris endet im Desaster: Während Gargantua die Glocken der Notre Dame stiehlt, versinkt die Stadt in seinem Urin. Schließlich finden Bildung oder Unbildung ein jähes Ende in einem Krieg, der aufgrund eines Streits um Brötchen ausbricht. Durch den Einsatz des Mönchs Jean/Jan entscheiden sich wesentliche Schlachten zugunsten des Riesenkönigreichs. Dem gefeierten Helden baut Gargantua zum Lohn eine Abtei.

2.2 *Gargantua* als Vorlage der *Geschichtklitterung*

Von Rabelais' Pentalogie mit den Romanen *Gargantua* (1534), *Pantagruel* (1532), *Tiers Livre* (1545), *Quart Livre* (1552) und *Cinquième Livre* (1564, posthum) übertrug Fischart nur den ersten Teil ins Deutsche. Von den vier Ausgaben des *Gargantua*, die Rabelais noch zeitlebens veröffentlichte (1533, 1535, 1537 und 1542), kommt die *Geschichtklitterung* der letzten Ausgabe von 1542 am nächsten. Fischart übersetzte Textpassagen, die 1534 noch ausdrücklicher gegen theologische Instanzen gerichtet waren, in der moderateren, zensierten Weise von 1542, obwohl seine reformationspolemischen Werke von einer Vorliebe für eine provokative Schreibweise gegen Kirche und Kloster zeugen. Plattard stellte bereits heraus, dass die einzige – wenn auch schwache – Zurückhaltung, die Rabelais' satirisches Werk zeigt, im Feld der Darstellung kirchlich bedingter Missstände liegt. Ein Beispiel, das als Folge einer Zensur zwischen den Ausgaben von 1537 und 1542 gesehen wird, ist die Substitution der Begriffe „sorbonagres“, „sorbonicoles“ und „théologiens“ durch „sophistes“.⁸⁵ Fischart übernahm hier die letzte, harmloseste Bezeichnung und zeigte dadurch, dass ihm die älteren, polemischeren Varianten nicht als Druck vorlagen.

Doch verwendete Fischart für seine *Geschichtklitterung* auch nicht Rabelais' Ausgabe von 1542. An manchen Stellen lässt sein Text eine Vorlage vermuten, die durch Druckfehler und in sehr seltenen Fällen auch durch eine alternative Wortwahl auffällt. So bemerkte Weidmann bei seinem Textvergleich, dass Fischarts Übersetzung bei den zwei Textstellen „aus zu vil miltem

⁸⁵ Vgl. Plattard, Jean: *L'Œuvre de Rabelais. Sources, invention et composition*. Paris 1967, S. 78: „La seule audace de Rabelais dans cette satire, c'était d'attribuer à la théologie tout le ridicule de cette méthode d'éducation. Tous les Humanistes savaient bien que la Sorbonne était le vrai refuge de la routine ; tous n'osaient pas la bafouer aussi impudemment que Rabelais. Elle était encore si puissante, que Rabelais fut contraint de désavouer les nasardes prodiguées dans la première édition et de remplacer en 1542 « sorbonagres », « sorbonicoles », « théologiens », par « sophistes. »

verstand“⁸⁶ und „öffentliche schöne Matronen“⁸⁷ auf der Formulierung „sens liberal“ und „publicques matrones“ in der französischen Vorlage beruht. Dabei handelt es sich um Lesarten, die so in den wenigsten Ausgaben des *Gargantua* zu finden sind. Auch die Ausgabe 1542 mit den Varianten „sens literal“⁸⁸ und „pudicques matrones“⁸⁹ kann als direkte Vorlage ausgeschlossen werden. Weidmann zeigt, dass schon alleine in Hinblick auf diese beiden Textstellen einzig die drei Ausgaben 1556 (ohne Ort und Name), 1567 (Lyon, Jean Martin) und 1574⁹⁰ (Lyon, Pierre Estiard) zu Fischarts Übersetzung passen.⁹¹ Weitere Untersuchungen von Druckfehlern schließen die Ausgabe von 1556 und 1574 aus, was Weidmann zuletzt Jean Martins Druck von 1567 als Vorlage erklären lässt. Eine Ausgabe, die Weidmann – vermutlich aufgrund ihrer Unverfügbarkeit zum Zeitpunkt seiner Analysen 1912 – nicht berücksichtigt, ist die Ausgabe des Verlegers François Nierg in Antwerpen (1573). Sie erschien nur zwei Jahre vor dem Druck der *Geschichtschrift* (1575), möglicherweise in dem Jahr, in dem Fischart seine Übersetzungsarbeit begann. Tatsächlich hält diese Ausgabe allen Vergleichstests stand: Darin finden sich die Begriffe „sens liberal“⁹² und „publicques matrones“⁹³, aber auch die zusätzlichen Variationen, die Weidmann verglich, um Fischarts Vorlage zu ermitteln. Fischarts „ich insinuir dir mein nomination inn dein Hertz“⁹⁴ findet hier seine präzise Vorlage: „ie te insinue en mon cœur“,⁹⁵ während Rabelais’ zuletzt veröffentlichte Ausgabe von 1542 von einer „nomination en mon tour“⁹⁶ spricht. Auch das Titelblatt, das manche Vorlagen – ebenso die von 1542 – ausschließt, weist in den Ausgaben Lyon (Jean Martin) 1567 und Antwerpen (François Nierg) 1573 Parallelen zu Fischarts Text auf.

Cinq liures de la vie, faits, & dits	Leben, rhaten vnd Thaten der [...] Helden
heroiques de Gargantua, & de son fils	[...] Gargantua / vnd Pantagruel
Pantagruel	

⁸⁶ Gkl, *VorRitt*, S. 28 [32]. ‚milte‘ im Sinne von ‚freigiebig‘. Nach dem Grimmschen Wörterbuch ist ein milder Herrscher einer, der bereit sei „voll zu geben, was sie [= seine Untertanen] zum unterhalt bedürfen“. Vgl. Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. In: Berlin-brandenburgische Akademie der Wissenschaften und Akademie der Wissenschaften zu Göttingen: <http://woerterbuchnetz.de/DWB> [zuletzt aufgerufen am 17.06.17].

⁸⁷ Gkl, Kap. 12, S. 180 [233]. Vgl. Notiz zu FN 17. In der Ausgabe von 1582 wird „öffentliche schöne“ durch „erbare“ ersetzt.

⁸⁸ G, *Prologue*, S. 6.

⁸⁹ G, Kap. 9, S. 29.

⁹⁰ Frühere Ausgaben desselben Verlegers lagen Weidmann nicht vor.

⁹¹ Weidmann, Karl: Der Einfluss des Französischen auf Fischarts Wortschatz im *Gargantua*. Diss. Gießen 1913, S. 1-4.

⁹² François Rabelais: *Œuvres*. Anvers (François Nierg) 1573. Bayerische Staatsbibliothek [IF 3635], S. 4.

⁹³ Ebd., S. 28.

⁹⁴ Gkl, Kap. 8, S. 125 [160].

⁹⁵ François Rabelais: *Œuvres*. Anvers (François Nierg) 1573. Bayerische Staatsbibliothek [IF 3635], S. 18.

⁹⁶ G, Kap. 5, S. 19.

Sowohl die dreifache Nennung der Themata als auch den Fokus auf die Heldenhaftigkeit des Protagonisten haben das französische und das deutsche Titelblatt gemeinsam.

Die Gegenüberstellung dürfte den Eindruck erwecken, dass die Identifizierung der Rablais'schen Vorlage für die Lesarten der *Geschichtklitterung* entscheidend ist. Allerdings sind in der Regel Abweichungen zwischen den auf 1542 folgenden Ausgaben so geringfügiger Art, dass sie für die inhaltliche Analyse der Texte zu vernachlässigen sind. Die Varianten sind meist Druckfehler oder Wortverkürzungen – wie etwa bei „la vireuouste“⁹⁷, von der ein „u“ wegfällt und die zu „la vireuoste“⁹⁸ wird, deren neue Schreibweise Fischart in seiner „Virevoste“⁹⁹ übernahm. Folglich liegt der Fokus bei der hier vorliegenden Untersuchung des *Gargantua* auf der letzten Ausgabe von Rabelais, auf die jede Fassung zurückgeht, die Fischart vorliegen konnte. Dabei wird aus der kritischen Edition von Mireille Huchon (1994) zitiert, die als Leittext die Ausgabe von François Juste 1542 verwendet und zugleich an zahlreichen Stellen auf Varianten des Werks hinweist.

2.3 Die Ausgaben der *Geschichtklitterung*

Die *Geschichtklitterung* erschien über drei Jahrzehnte später, 1575, als eine Art Übersetzung, Überarbeitung und Transformation ihrer Vorlage. Obgleich das Werk in Straßburg gedruckt wurde, befand sich Fischart bei seiner Fertigstellung noch in Basel, wo er kurz zuvor die Promotion abgeschlossen hatte.¹⁰⁰ Die zahlreichen Textergänzungen, die dem *Gargantua*-Kenner bei der Lektüre der letzten Fassung der *Geschichtklitterung* 1590 ins Auge fallen, stammen aus der ersten und zweiten Ausgabe aus den Jahren 1575 und 1582. Die letzten Überarbeitungen zur 1590er-Ausgabe haben im Gegensatz dazu kaum mehr Gewicht. Insgesamt aber lässt sich bei Fischarts Fassung der dreifache Umfang der französischen Vorlage feststellen¹⁰¹ – eine Umfangerweiterung, die in anderen Fischart'schen Übersetzungen

⁹⁷ G, Kap. 22, S. 62.

⁹⁸ François Rabelais: Œuvres. Anvers (François Nierg) 1573. Bayerische Staatsbibliothek [IF 3635], S. 63.

⁹⁹ Gkl, Kap. 25, S. 251 [232]

¹⁰⁰ Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 58.

¹⁰¹ Zymner, Rüdiger: Manierismus: zur poetischen Artistik bei Johann Fischart, Jean Paul und Arno Schmidt. Paderborn 1995, S. 99. Zymner verweist auf Schwarz, Ganghofer und Zitzmann: Vgl. Schwarz, Gottlieb: Rabelais und Fischart: Vergleichung des "Gargantua" und der "Geschichtsklitterung". Von "Pantagrueline prognostication" und "Aller Practick Grossmutter". Winterthur 1885. Ganghofer, Ludwig: Johann Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais. München 1881. Zitzmann, Rudolf: Fischarts "Geschichtsklitterung" in ihrem Verhältnis zu Rabelais. Limburg a. d. Lahn 1935.

genauso verzeichnet werden kann.¹⁰² Die Verteilung der Textergänzungen ist dabei sehr ungleich: Während zu Beginn der *Geschichtklitterung* noch viele Erweiterungen, unter anderem sogar zusätzliche Kapitel, für das Anschwellen sorgen, sind kurz vor Ende des Werks kaum noch zusätzliche Paragraphen zu verzeichnen. Eine Ausnahme bilden die Kapitel zur Abtei Thélème, mit denen der Roman schließt.

Für die vorliegenden Untersuchungen werden die drei Textfassungen in ihrer handschriftlichen Form und Hildegard Schnabels Nachdruck (1969) von Alslebens synoptischer Edition verwendet. Im Vergleich zu Nyssens Ausgabe, die in der Forschung als Rückschritt kritisiert wurde,¹⁰³ sind im synoptischen Druck nach Schnabel die Überarbeitungsschritte von Fassung zu Fassung auf einen Blick greifbar. Ihm liegt die Ausgabe von 1590 zugrunde. Zusätzlich machen kursive und gesperrte Passagen auf die Modifikationsschritte des Textes aufmerksam, die bis auf wenige Ausnahmen nie kürzender, sondern stets erweiternder Art sind:¹⁰⁴ eine verschwenderische Übersetzungsmethode, wie sie eher in barocken Texten anzutreffen war und die dem Prinzip der *brevitas* des 15. und 16. Jahrhunderts widersprach.¹⁰⁵ Diese Gegenüberstellung bietet dem Leser einen unmittelbaren ersten quantitativen Eindruck des ausschweifenden Bearbeitungsverhaltens Fischarts. Schnabels Edition korrigiert die von Nyssen kritisierten Druckfehler aus Alslebens Abdruck und legt ihm Alslebens Apparat bei, der die auf Wortebene abweichenden Varianten der Fassung von 1575 und 1582 systematisch festhält.

¹⁰² Dazu gehören das *Ehzuchtbüchlein*, *Eulenspiegel Reimensweis* und das *Lob des Landlust*. Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 367.

¹⁰³ Vgl. Spengler, Walter Eckehart: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göppingen 1969 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 457 f. Über die Außerachtlassung der zwei ersten Fassungen hinaus kritisiert Spengler die Verwendung der Antiqua-Schrift. In den letzten 50 Jahren nach Spenglers Werk haben sich Antiqua-ähnliche Schriften durchgesetzt und gelten für eine breite Leserschaft als leserlichere Schrift. Die aktuelle Kritik an Nyssens Werk bezieht sich in erster Linie auf ihr unvollständiges und fehlerhaftes Glossar. Vgl. auch Kellner, Beate: Verabschiedung des Humanismus: Johann Fischarts "Geschichtklitterung". In: Humanismus in der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. XVIII. Anglo-German Colloquium Hofgeismar 2003. Nicola McLelland, Hans-Jochen Schiewer und Stefanie Schmitt (Hgg.). Tübingen 2008. S. 155-181, hier: S. 160, FN 24.

¹⁰⁴ Vgl. dazu auch Holenstein, Pia: Der Ehediskurs der Renaissance in Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. Kritische Lektüre des fünften Kapitels. Bern 1991 (= Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700, Bd. 10), S. 127, S. 70

¹⁰⁵ Vgl. Zymner, Rüdiger: Manierismus: zur poetischen Artistik bei Johann Fischart, Jean Paul und Arno Schmidt. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 1995, S. 100. Zymner erklärt, dass „alles, was bei der Darstellung des einsträngig erzählten Sachverhaltes störend“ war, vermieden oder weggelassen wurde. Dies galt insbesondere für die deutsche Prosaauflösung mittelalterlicher Versepeik im 15. und 16. Jahrhundert. Vgl. auch Schnell, Rüdiger: Prosaauflösung und Geschichtsschreibung im deutschen Spätmittelalter. Zum Entstehen des frühneuhochdeutschen Prosaromans. In: Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. Symposium Wolfenbüttel. Ludger Grenzmann u. Karl Stackmann (Hgg.). Stuttgart 1984, S. 214-248, hier: S. 220. Rüdiger Schnell erläutert, dass die Reduzierung der Darstellung auf das Wesentliche, z.B. durch die Kürzung von Redeszenen, ein Merkmal der Prosaliteratur in der frühen Neuzeit sei.

Die in dieser Dissertation verwendeten Zitate stammen unmittelbar aus Schnabels Edition, geben in eckigen Klammern jedoch die Seitenzahl des Erstdrucks von 1590 wieder. Dadurch wird der exakte Wortlaut mitsamt frühneuzeitlichen Diakritika mitberücksichtigt.

2.4 Zwei besondere Romane: eine Gegenüberstellung

In seinem posthum veröffentlichten Werk *Vonne Unendlichkeit* bezeichnet Günter Grass Rabelais' Schreibtechnik als „Sprachguß und ätzend Hohn“¹⁰⁶. Tatsächlich erscheint Rabelais' Sprache wie aus einem Guss. Seine gesellschaftskritischen Bemerkungen sind in bissigem Ton und stets spöttischer Natur. Dem gegenüber steht Fischart, der Rabelais' „ätzend Hohn“ enthusiastisch aufgreift, jedoch mit einer Vielzahl an Stilmitteln übersetzt und dabei den „Sprachguß“ neu definiert. Man mag sagen, Fischart zerstöre Rabelais' fließendes Sprachbild. Doch lernt man seine ‚Federführung‘ kennen, ist sein Werk nicht rein destruktiv, sondern vielmehr als kreative Erweiterung und Umdeutung zu verstehen. Die Modifikationen geschehen zwar nicht systematisch, doch sind sie auf ein festes Stilmittel-Repertoire zurückzuführen. Fischart greift das Vorliegende auf und formt es zu seiner ganz persönlichen inhaltlichen und formellen Einzigartigkeit. „Alles, was Fischart an ‚Stoff‘ übernommen hat“, stellt auch Sommerhalder fest, „ist von ihm auch angeeignet worden.“ Er sieht in Fischarts Sprache eine unverwechselbare „Einheitlichkeit und Einmaligkeit“¹⁰⁷.

Außerdem erhebt Fischarts Werk im Vergleich zur Vorlage den Anspruch, *vorgelesen* zu werden. Neben dem Auge erhält das Ohr eine Sonderstellung in der Rezeption. Damit ist nicht Gargamelles Ohr gemeint, durch das Gargantua das Licht der Welt erblickt und die Romanhandlung schließlich ihren Lauf nimmt – obwohl die Darstellung des Ohres als Geburtsort wohl ein Hinweis darauf sein dürfte, dass Rabelais diesem Organ eine entscheidende Rolle zuspricht. Doch das Ohr bei Fischart ist das Organ, das sowohl an die Predigtkultur seiner evangelischen Reichsstadt Straßburg als auch an die Mündlichkeit des Volkes erinnert. In Luthers Fußstapfen tretend fungiert der Dichter als Prediger und Experte der bildhaften Sprache. Jedoch ganz anders als Luther zielt Fischarts Text nicht auf Verständlichkeit, sondern scheint in eine fantastische Welt abzurufen, die sich an verworrenen Grundsätzen orientiert.

¹⁰⁶ Grass, Günter: *Vonne Unendlichkeit*, Göttingen 2015, S. 24.

¹⁰⁷ Sommerhalder, Hugo: *Johann Fischarts Werk. Eine Einführung*. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. VII.

II. FISCHARTS LITERARISCHE VERFAHREN: TRANSFORMATIONEN RELIGIÖSEN WISSENS

1 Schwerpunkte der textvergleichenden Analyse

Neben poetologischen Merkmalen¹⁰⁸ ist der geistesgeschichtliche Kontext von entscheidender Bedeutung für das Textverständnis. Fischart ist erst in einem spezifischen kulturellen und ideologischen Zusammenhang gewinnbringend zu lesen. Der gegenreformatorische Charakter seiner Werke ist so bezeichnend, dass Fischart nicht nur als ein Kind der Gegenreformation gilt, sondern darüber hinaus auch selbst literarisch an ihrem Aufbau und ihrer Charakterisierung beteiligt war.¹⁰⁹

1.1 Religiöses Wissen in der Geschichtsklitterung

Das religiöse Wissen in der *Geschichtsklitterung* schöpft seine Motive aus zwei unterschiedlichen Kontexten. Zum einen greift das Werk die Vorlage übersetzend auf, stützt sich also auf die Sachverhalte, die Rabelais zur Sprache bringt. Andererseits übersetzt Fischart oft nicht wortwörtlich und ergänzt die Vorlage durch seine kreativen Zusätze. Doch in beiderlei Bezügen ist die Betonung evangelischen Gedankenguts zentral. Rabelais' Text bietet deshalb eine geeignete Vorlage für den Straßburger, weil jener mit dem sogenannten *évangélisme de la Renaissance* in eine im Ansatz gleiche Richtung der Gesellschafts- und Kirchenkritik geht. Diese humanistische Bewegung im 15. und 16. Jahrhundert wirkte als Stimme gegen den Machtmissbrauch der Kleriker und für die intellektuell-theologische Entwicklung der Gläubigen. Ein Christ sollte die Bibel selbst auslegen und sich insofern von kirchlichen Autoritäten loslösen können.

Diese freiheitliche Gesinnung zeigt sich auch in Fischarts protestantischem Hauptwerk. Wie der späthumanistische Philologe und Dichter Nicodemus Frischlin betont auch Fischart die

¹⁰⁸ Auf die relevanten poetologischen Merkmale gehe ich ab dem Unterpunkt 1.3 dieses Kapitels und auf dessen restlichen Seiten ein.

¹⁰⁹ Vgl. Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. VII.

Notwendigkeit einer befreienden Entwicklung.¹¹⁰ So bedient sich der Straßburger spielerischer, manieristischer, satirischer und grotesker Stilmittel, die deutlich demonstrieren, dass das ehemalige geschlossene Weltbild dem Konzept einer durch die Freiheit berauschten Bevölkerung weicht. Er reiht sich ein in die Tradition der sogenannten Lösungs- und Erlösungsdichtung, die das Zeitalter der Neuzeit ankündigt. Ein wesentlicher Punkt dieses Befreiungsschlages ist die Überwindung von kirchlichen Konventionen und Dogmen. Neu soll die Orientierung des Gläubigen allein in der Figur Christi gefunden werden. Seine Lebens- und Leidensgeschichte wird andächtig betrachtet und zum Kernpunkt des reformorientierten Renaissancedenkens erhoben.¹¹¹

Dazu werden reformatorische Anschauungen in Schutz genommen. Wo Rabelais keinen Unterschied machte, ob er nun Sakramente oder Bibelzitate satirisch entstellte, vollzieht Fischart eine scharfe Trennung. Stellen aus der Heiligen Schrift gehören zu den wenigen Textstellen, die der Straßburger nicht übersetzt. Sie werden in der *Geschichtklitterung* herausgekürzt.¹¹² Auch Passagen, die für den heutigen Leser harmlos wirken, streicht Fischart aus seinem Text. So wird im ersten Kapitel des *Gargantua* die Genealogie des Riesen mit derjenigen Christi verglichen: Nur die Genealogie des Messias sei vollständiger als die des Gargantua. Weitere Aussagen zu Christi Geschlechterfolge zu machen, sei dem Erzähler versagt: „Exceptez celle du messias, dont je ne parle, car il ne me appartient, aussi les diables (ce sont les calumnieurs et caffars) se y opposent.“¹¹³ Der Grund, der den Erzähler von der Rede über Gott abhält, wird in der Version 1535 weiter spezifiziert: Es sind die ‚calumnieurs‘, die Verleumder des rechten Glaubens. Während zuvor von einem wenig differenzierten Widerstand gegen Gott die Rede war, heißt es ab 1542, dass sich Verleumder gegen den Messias richten. Fischart, der von dieser letzten Textfassung ausging, dürfte sich in einem Zwiespalt befunden haben. Einerseits weisen seine polemischen Schriften denselben bissigen Ton gegen die Feinde des rechten Glaubens auf. Andererseits sah er wohl eine Schwierigkeit darin, im Kontext der Riesenanalogie von einem Thema zu sprechen, das ihm so heilig war. Statt wie Rabelais mit der Selbstverneinung – „ich rede nicht darüber“, während doch ein Satz

¹¹⁰ Vgl. ebd., S. 122.

¹¹¹ Vgl. ebd.

¹¹² Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921. Bd. 1, S. 194 und Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4, S. 73.

¹¹³ G, Kap. 1, S. 10. Alle Zitate aus dem *Gargantua* sind der Ausgabe „François Rabelais: Œuvres Complètes. (Hg.) Huchon, Mireille. Paris 1994“ entnommen und in den Fußnoten mit dem Kürzel „G“, Kapitel- und Seitenzahl angegeben.

darüber fällt – eine paradoxe Distanz zu markieren, verzichtet Fischart komplett auf jede Erwähnung des Messias und seiner Verleumder. Letztere wird er im Roman mehrfach wieder aufgreifen, doch Christus bleibt ein Sujet, das nicht nur in den aggressiven Textpassagen ausgespart wird. Ähnlich verhält es sich mit einer Passage in der ‚Trunkenlitanei‘, dem achten Kapitel, wo auf die Erwähnung der Heiligen Schrift verzichtet wird. Die biblischen Wunder werden bei Fischart ebenfalls nicht als Gegenstück zu Gargantuas wundersamer Geburt herbeigezogen.

Als sehr markantes Beispiel für theologisch motivierte Auslassungen diene die nachfolgende Textstelle: Im Kapitel 40 (G) bzw. 43 (Gkl) debattieren Gargantua und Grandgousier über die Nutzlosigkeit der Mönche. Gargantua erklärt, dass die Mönche nicht für die Bevölkerung beten würden, führt diesen Gedanken in beiden Werken aber unterschiedlich aus.

<p>« Mais ainsi leurs ayde dieu s’ilz prient pour nous, et non par paour de perdre leurs miches et soupes grasses. Tous vrays Christians, de tous estatz, en tous lieux, en tous temps prient Dieu et l’esprit prie et interpelle pour iceux : et dieu les prent en grace. Maintenant tel est nostre bon frere Jean. Pourtant chascun le soubhaite en sa compaignie. »¹¹⁴</p>	<p>Ich weiß wol, sprach Guergellang, daß sie meh für die Suppen vnd das Mål betten, als für mein Seelmetten:</p> <p>Christians, de tous estatz, en tous lieux, en tous temps prient Dieu et l’esprit prie et interpelle pour iceux : et dieu les prent en grace. Maintenant tel est nostre bon frere Jean. Pourtant chascun le soubhaite en sa compaignie. »¹¹⁴</p> <p>Gleichwol seit jr Frater Jan nit also, jr seit kein Heiligenfresser, kein Himmelnister, kein Todenpfeiffer, kein Conscientzpresser, sonder Indulgentzmesser [...] ¹¹⁵</p>
---	---

Rabelais’ Version fällt deutlich optimistischer aus: „Gott sei mit ihnen, wenn sie wirklich für uns beten und nicht etwa aus Angst, ihr Weißbrot und ihre fetten Suppen nicht zu bekommen.“¹¹⁶ Die Möglichkeit, dass ein Mönch tatsächlich für das Volk betet, bleibt offen und ist auch nicht der springende Punkt. Der viel wesentlichere Aspekt folgt erst im Satz darauf: Ein Mönch, der für das Volk betet, würde zu den „vraies Christians“ gehören – zu Christen, die stets zu Gott beten. Fischart verzichtet darauf, in dieses positive Bild zu wechseln. Dadurch wird Jan nicht mit einer Gruppe guter Christen verglichen, sondern im Kontrast als Ausnahme einer sonst irregeleiteten Gemeinschaft betrachtet. Anstatt umfassend von Christen zu sprechen und manchen katholischen Mönchen den wahren Glauben zuzusprechen, unterstreicht Fischart

¹¹⁴ G, Kap. 40, S. 111.

¹¹⁵ Gkl, Kap. 43, S. 371 [481].

¹¹⁶ François Rabelais: Gargantua, Wolf Steinsieck (Übers.), Stuttgart 1992, S. 134.

exzessiv die negativen Eigenschaften der Ordensleute. Mit dieser semantischen Verschiebung beansprucht er eine Exklusivität für ‚wahre Christen‘, zu denen Katholiken in keinem Fall zu zählen sind.

Textstellen wie die letzte unterstreichen Fischarts Tendenz, Rabelais' offenen religiösen Ansichten einen strengeren, exklusiveren Charakter zu verleihen. Screech's Einschätzung von Rabelais' religiöser Gesinnung wird durch Aussagen im *Gargantua* in Frage gestellt. Seine Behauptung lautet: „L'Évangélisme de Rabelais est radical ; sa théologie penche vers un protestantisme modéré ; mais sa pensée repose sur des bases d'une orthodoxie indéniable.“¹¹⁷ Doch spricht der Roman für ein viel wechselhafteres und unorthodoxeres Wesen, als es Screech Rabelais zuschreibt. Gemäß Larmat nimmt Rabelais eine nicht entschiedene, sondern stets angepasste Position ein. Er zeigt sich wandelbar und lässt diverse, sich oft widersprechende Ansichten nebeneinander stehen.¹¹⁸ Rabelais war Bischof Geoffroys d'Estissacs Schützling und wurde als Leibarzt des angehenden Kardinals Jean du Bellay in den klerikalen Kreis aufgenommen. Er passte seine satirische Kritikfreudigkeit an sein Umfeld an: In seinen Werken kritisiert er vorrangig den Mönchsstand, der Ordensregeln unterworfen ist (*clergé régulier*), verschont jedoch die klerikalen Ämter, die im weltlichen Milieu wirken (*clergé séculier*).

Der zeitgenössische Protestant konnte gut an das Gedankengut dieser Bewegung anknüpfen, da er in den genannten Feldern bedeutende Gemeinsamkeiten fand. Ganz zentral ist der Aspekt der Frömmigkeit, die sowohl bei Rabelais als auch bei Fischart im janusköpfigen Bild von Sein und Schein eine große Bedeutung innehat. „Les signes extérieurs de piété ne prouvent rien“, erklärt Larmat das Motiv. „Trop fréquents ou trop évidents, ils sont suspects. Ils sont souvent le fait d'hypocrites.“¹¹⁹

Doch letztlich unterscheiden sich protestantische Autoren wie Fischart oder Sachs von reformwilligen Katholiken wie Rabelais und Erasmus in der Tragweite ihrer kirchlichen Umstrukturierungswünsche. Die strikte Abwendung vom Papst verursachte eine Kirchenspaltung, wie sie die Anhänger des *évangélisme de la Renaissance* nicht guthießen.

¹¹⁷ Screech, Michael A.: L'Évangélisme de Rabelais. Aspects de la satire religieuse au XVI^e siècle. Genf 1959 (= Etudes Rabelaisiennes 3), S. 34.

¹¹⁸ Vgl. Larmat, Jean: Le Moyen Âge dans le Gargantua de Rabelais. Paris 1973, S. 414: „Ces options fondamentales placent Rabelais dans une position fautive, trop près du réformateur allemand pour que la Sorbonne ne le considère pas comme ‚luthéraniste‘, trop loin de lui pour qu'il pût se rallier à la nouvelle église.“

¹¹⁹ Larmat, Jean: Le Moyen Âge dans le Gargantua de Rabelais. Paris 1973, S. 398.

1.2 Schwierige Voraussetzungen des Textvergleiches

Wie soll eine Methodologie zu finden sein für ein Werk, das auf den *Gargantua*-Roman aufbaut und die Vorlage nicht simplifiziert, sondern komplex erweitert? Forscher haben mehrmals darauf hingewiesen, dass man Rabelais' Meisterwerk Unrecht tut, wenn man es in eine rigide, eindimensionale Methodologie hineinpresst:

Le texte est hétérogène parce qu'il expérimente différents langages, différentes visions du monde non systématisables; il est irréductible à un code de lecture unique parce qu'il mêle les registres stylistiques et narratifs, perturbe la distribution des valeurs, déplace l'horizon d'attente. Le commentateur doit reconnaître qu'aucune méthode ne saurait fixer une structure à ce point composite et labile.¹²⁰

Die intensive Arbeit mit dem Text bestätigt solche Einschätzungen nicht nur. Sie macht dem Leser klar, wie vielseitig das Werk und wie abwegig der Gedanke ist, dass eine einzige Methode dieses Kunstwerk fassen könnte. Denkbar hingegen ist die kontinuierliche Entdeckung des Werks durch eine Text nahe Analyse, die letztlich die Lesbarkeit der vielfältigen Textebenen fördert.¹²¹

Die Fischart-Forscher, so unterschiedlich ihre Lesarten der *Geschichtklitterung* auch sein mögen, sind sich in einem Punkt einig: Ein entscheidendes Problem im Umgang mit Fischarts Werk ist dessen Unverständlichkeit. Bereits Hauffen spricht von der „Unlesbarkeit der Geschichtklitterung“¹²². Auf den Inhalt bezogen konstatiert Schmidt, dass es „völlig unmöglich [sei], eine Inhaltsangabe dieses Riesenfamilienromans zu geben“¹²³. Die Kapitulation des Lesers sei dadurch absehbar: Zymner beschreibt, dass auch Leser und Forscher, die mit den

¹²⁰ Jeanneret, Michel: *Gargantua* 4-24: l'uniforme et le discontinu. In: Rabelais's incomparable Book. Essays On His Art. Raymond C. La Charité (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= French Forum Monographs 62), S. 87-101, hier: S. 99 f.

¹²¹ Vgl. ebd., S. 100.

¹²² Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 188. Vgl. auch Holenstein, Pia: Der Ehediskurs der Renaissance in Fischarts *Geschichtklitterung*: kritische Lektüre des fünften Kapitels. Bern 1991, S. 49 ff.

¹²³ Schmidt, Josef (Hg.): Renaissance, Humanismus, Reformation. Stuttgart 1983 (= Die deutsche Literatur 3), S. 333.

Varianten des Frühneuhochdeutschen vertraut sind, an die Grenzen ihrer „physischen und geistigen Aufnahmefähigkeit“¹²⁴ kommen.¹²⁵

Auch die in Folge entwickelte Methodologie erhebt nicht den Anspruch, durch einzelne Interpretationsverfahren die Gesamtheit des *Gargantua*-Romans und der *Geschichtklitterung* zu erfassen. Drei elementare Punkte sind jedoch in der vorliegenden Arbeit zu bedenken:

- 1) Die hiesigen Untersuchungen werden den *Gargantua*-Roman zwar berücksichtigen, aber größtenteils Aussagen treffen, die für die *Geschichtklitterung* entscheidender sind als für ihre Vorlage.
- 2) Heterogenität ist nicht nur im Hinblick auf *Gargantua*, sondern auch im Umgang mit der *Geschichtklitterung* ein prägendes Merkmal. Es wird hier in Kauf genommen, dass die im nächsten Kapitel dargestellten literarischen Verfahren keinen einheitlichen Leitgedanken zeigen, um dafür entsprechend der Herausforderung von Fischarts Roman die Vielfalt seiner Überarbeitungsmethoden aufzuzeigen.
- 3) Der Begriff des religiösen Wissens steht bei den vorliegenden Untersuchungen im Zentrum. So liegt der Fokus auf Textpartien und Verfahrensweisen, die zum Verständnis ausgesuchter religiöser Aspekte der *Geschichtklitterung* beitragen.

Fischart spricht im Vorwort im Sinne der *licentia iocandi*. Er macht darauf aufmerksam, dass sein Text aus Lizenzen und Gestaltungsmöglichkeiten mehrerer Gattungen besteht und zugleich die deutsche Literaturtradition mit „Faßnachtspielen“ und „Freihartspredigen“¹²⁶ explizit mitanführt. So kommen schon in Fischarts Formulierung alle drei Komponenten zum Zug: Aspekte der deutschsprachigen frühen Neuzeit, die Vielfalt der aufgegriffenen Traditionen und letztlich auch die religiöse Ausrichtung (Fastnacht, Predigten) des Romans.

¹²⁴ Zymner, Rüdiger: Manierismus: zur poetischen Artistik bei Johann Fischart, Jean Paul und Arno Schmidt. Paderborn 1995, S. 90.

¹²⁵ Diese Überforderung des Lesers resultiert aus dem sogenannten „mouvement cornucopien“ des Textes, wie man es schon bei Rabelais beobachten konnte. Der Text leistet eine Sprachdarbietung, die den Anschein erweckt, sich ins endlose zu steigern. Vgl. Cave, Terence: *Cornucopia: figures de l'abondance au XVIIe siècle*. Paris 1997, S. 207: „la corne engendre un exubérant assortiment de qualificatifs et semble amorcer, à travers la multiplicité des phénomènes, un mouvement sans fin vers la plénitude.“

¹²⁶ Vgl. Gkl *An alle Nebelnebuloner*, S. 12 [7]. Fischart schreibt: „Man hat zu allen zeiten bey allen Nationen solcher art kurtzweiligs Gespöts vorgehabt: die Griechen mit Tragedien, Dithyrambis, Dionisiacis: die Römer mit Fescenninis, Manduconen, Mimis, Pasquillen: Die Teutschen mit Faßnachtspielen, Freihartspredigen, Pritzenschlagen[...].“

1.3 Doppeltradition: deutsch-reformatorische Orientierung und französisch-humanistisches Methodenrepertoire

In einem Roman, der sich metaphorischer Stilmittel bedient und zugleich auf das wörtliche Verständnis besteht, ist Vielschichtigkeit vorprogrammiert. Welche Akzentsetzungen Fischart auch in seiner Bearbeitung vornimmt: Eine grundlegende Änderung ist der Tatsache zuzuschreiben, dass er den Text von der Ausgangs- in die Zielsprache bewegt. Dabei werden zwei komplexe, von verschiedenen zeitgeschichtlichen Strömungen geprägte Kulturen verbunden.

Deutsches reformatorisches Gedankengut wird in die französische literarische Tradition eingebettet und hinterlässt ein sonderbar janusköpfiges Bild des Romans. Grundsätzlich respektiert Fischart die Vorlage und übernimmt Rabelais' Orientierung an Théodore de Bèze und Clément Marot hinsichtlich der Satire in der französischen Tradition. Gleichzeitig hält die deutsche Schreibtradition in zweierlei Hinsicht Einzug in den Roman: Einerseits fügt er der Riesengeschichte Elemente eines deutschen Heldenepos bei, indem er etwa Bruder Jan als „Mönch Illzam im Rosengarten“¹²⁷ darstellt und dabei auf die Dietrichepik, genauer: auf Islans gewaltige Verteidigung von Kriemhilds Rosengarten verweist. Andererseits betont er reformationspolitisches Gedankengut, wobei Fischart der Ausrichtung treu bleibt, die er in seinen zahlreichen polemischen Flugschriften an den Tag legt.

Um den Fokus dieser Arbeit auf die *Geschichtklitterung* zu legen, gilt es zunächst, zu fragen, in welcher Beziehung dieses Werk zu seiner Vorlage steht. Gemäß Hauffen sind zwei Ebenen zu unterscheiden: die „Übersetzung der Vorlage“ und die sogenannten „Zusätze“.¹²⁸ Obgleich die Zusätze durchaus als Fischarts „Hauptsache“ betrachtet werden können, basieren diese auf einer Grundlage, die zunächst durch die Übersetzungsarbeit gelegt wird. Folglich scheint es auch für den Ausgangspunkt der Untersuchung wichtig und sinnvoll, die *Geschichtklitterung* zunächst in ihrer Funktion als Übersetzung zu betrachten. Allem voran gilt, festzuhalten, dass das Gerüst des Fischart'schen Textes aus der Romanhandlung des *Gargantua* besteht. Es bleibt in Chronologie und Inhalt unangetastet. Gleichzeitig ist eine Übersetzung – unabhängig von ihrer inhaltlichen und stilistischen Abgrenzung von der Vorlage – nicht als Replik, sondern

¹²⁷ Gkl, Kap. 30, S. 308 [399].

¹²⁸ Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 188. Vgl. auch Ders.: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 366 f.

stets als kontextuell neu aufzufassendes und mit neuen gesellschaftlichen Interessen behaftetes Werk zu verstehen.

Wenn eine Übersetzung einen Text in eine andere Sprache überführt, hält sie sich an diverse Kriterien, die vom Übersetzer, vom eventuellen Mäzen oder auch von der kaufenden Leserschaft motiviert sein können. Zudem steht, zurückgehend auf Horaz' Übersetzungstheorie, seit der römischen Antike jede Übersetzung im Spannungsfeld der Text- und Leserorientierung, das heißt im bipolaren Spektrum des Wort-für-Wort- und des sinngemäßen und formbedachten Übersetzens. Auf diese Übersetzungstheorie baut auch Dolet, ein Zeitgenosse Rabelais', auf, indem er für eine gute Übersetzung zwar ein genaues Verständnis der Vorlage voraussetzt, aber vor der wortwörtlichen Wiedergabe des Textes warnt.¹²⁹

Der Übersetzer ist ja ein pontifex (sic!), ein Brückenbauer, und hier muß er eine beträchtliche Kluft überbrücken. Dabei soll sein Werk aber auf beiden Pfeilern sicher ruhen: er ist einerseits dem Original und seinem Schöpfer verpflichtet, auf der anderen Seite übersetzt er *stets* für ein Publikum, für ein Land, für ein Zeitalter. Jenem schuldet er Treue, diese erwarten von ihm verständliche, gefällige Vermittlung sowie Beachtung der Bau- und Stilgesetze der Sprache, in die übersetzt werden soll.¹³⁰

Angesichts der zahlreichen Verknüpfungen, die eine Übersetzung aktiviert, befindet sich der Übersetzer in einem unlösbaren Dilemma. Selbst wenn alle personellen Akteure wie Leser, Förderer und Autor aus der Gleichung genommen werden und sich der Blick auf den Text allein richtet, bleibt das Problem der kontextuellen Verknüpfung. Die Herausforderung der Übersetzung liegt in der kontextbedingten Dopplung: Wie eine Folie legt sie sich über ihre Vorlage und soll das wiedergeben, was darunter zu sehen ist, ohne die eigene Identität, das eigene kulturelle Milieu zu verleugnen. Anders gesagt: Die Schwierigkeit entspringt dem Umstand, dass zwei Texte unterschiedlicher Sprachen auf zwei sinngebende Kulturen

¹²⁹ Vgl. Étienne Dolet: *La maniere de bien traduire d'une langue en aultre* [1540]. Faksimile des Erstdrucks. Paris 1990, S. 1-5. Dolet stellt fünf Regeln auf, unter Berücksichtigung derer ein Text gut übersetzt wird („La maniere de bien traduire d'une langue en aultre requiert principalement cinq choses.“). 1. den Stoff der Vorlage perfekt (parfaitement) verstehen, 2. die Ausgangssprache der Vorlage perfekt verstehen, 3. diese nicht wortwörtlich übersetzen ("qu'en traduisant il ne se fault pas asseruir iusques à la, que lon rende mot pour mot."), weil sich sonst der Sinn verändert, 4. das gemeine Vokabular der Zielsprache verwenden, statt auf Lehnübersetzungen zurückzugreifen (z.B. bei der Übersetzung von Latein auf Französisch keine Latinismen verwenden, sondern das übliche Vokabular der Volkssprache nutzen) und 5. beim sprachlichen Ausdruck auch auf Sprachmelodie, schöne Wortverbindungen etc. achten.

¹³⁰ Störig, Hans Joachim (Hg.): *Das Problem des Übersetzens*. 2. erweiterte Auflage. Darmstadt 1973, S. XXVI. Störig bezieht sich auf Schleiermachers „Fremdheit des Originals“. Eine Übersetzung hat auf die Brücke zwischen den beiden Texten hinzuweisen.

zurückgreifen, die sich nicht ohne Weiteres miteinander identifizieren und ineinander überführen lassen.

Zwei verschiedene Sprachen sind zwei verschiedene Weltansichten. Jede echte Übersetzung muß gleichsam den Gedanken erst von den fremden Worten entblößen und mit den Worten der eigenen Sprache neu bekleiden, daher denn schon Schopenhauer gesagt hat, in jeder Übersetzung müsse der Geist einen neuen Leib bekommen; jede Übersetzung sei also eine Seelenwanderung.¹³¹

Der Gedanke der gemeinsamen Bedeutungsgrundlage von Vorlage und Übersetzung gehört seit jeher zum Verständnis der Übersetzungsarbeit. Die Behauptung, wie sie auch in der Frühen Neuzeit von Luther vertreten wurde, lautet: Eine fiktive ideale Übersetzung (die es in Realität nicht geben kann) macht die Bedeutung der Vorlage in einer neuen Sprache fassbar, indem der Übersetzer die vorliegenden sprachlichen Elemente durch Begriffe in der Zielsprache ersetzt, die ein und dieselbe Textbedeutung ausdrücken. Was in der Theorie funktioniert, stellt in der Praxis ein unüberwindbares Problem dar: Störig kritisiert zurecht, dass Reiners Modell einer gemeinsamen Bedeutungsebene zweier Sprachen in keinem realistischen Fall wiederzufinden ist. Nach Störig werde die Bedeutung immer eine neue, wenn sie in einen neuen Text eingebettet wird. Die Geist-Leib-Metapher aufgreifend hinterfragt er zurecht: „Ist aber ein Geist noch derselbe, wenn er in einem anderen Leib einzieht?“¹³²

So gilt es zunächst, die zwei ‚Leiber‘ von Prätext und Überlieferung vor ihrem jeweiligen poetologischen Hintergrund zu sehen. Für den französischen *Gargantua* stellt sich das einfacher dar als für die deutsche *Geschichtklitterung*. Deutsche Autoren verfassten auch im 16. Jahrhundert ausschließlich poetische Abhandlungen nach dem Vorbild antiker Poetiken, die als Anleitung zu lateinischer Dichtung dienten.¹³³ Das lateinische Muster, etwa zu finden in

¹³¹ Ludwig Reiner im einleitenden Kapitel seiner *Stilkunst*. Reiner, Ludwig: *Stilkunst: Ein Lehrbuch deutscher Prosa*. 2. Auflage. München 2004, S. 21. Die These wird von Störig kritisiert: „Ist aber ein Geist noch derselbe, wenn er in einem anderen Leib einzieht?“ Störig, Hans Joachim (Hg.): *Das Problem des Übersetzens*. 2. erweiterte Auflage. Darmstadt 1973, S. XXI.

¹³² Ebd.

¹³³ Dazu gehören Schriften zu Beginn des 16. Jahrhunderts wie Heinrich Bebel's *Ars versificandi* (1506) und Joachim Vadianus' *De poetica et carminis ratione* (1518), aber auch Jacob Pontanus' *Poeticarum institutionum libri tres*, das kurz vor der Jahrhundertwende, 1594, veröffentlicht wurde. Vgl. Heinrich Bebel: *Ars versificandi et carminum condendorum cum quantitibus syllabarum*, Hagenau 1517 [1506], Zentralbibliothek Zürich [Rara 18.424,2]. Joachim Vadianus: *De poetica et carminis ratione*. Kritische Ausgabe. Peter Schäfer (Übs. u. Hg.). 3 Bd. München 1973-1977 [1518]. Jacob Pontanus: *Poeticarum institutionum libri tres, eiusdem, tyrocinium poeticum* [1594], Zentralbibliothek Zürich [Rara 2223].

Marcus Hieronymus Vidas *Poeticorum Libri Tres* (1520/27)¹³⁴ und Scaligers *Poetices libri septem* (1561)¹³⁵, wird noch im 17. Jahrhundert aufgegriffen, in Martin Opitz' *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624)¹³⁶. Eine eigenständige, von der lateinischen Tradition unabhängige Poetik, an der sich Deutsch schreibende Autoren hätten orientieren können, fehlte im 16. Jahrhundert.

Anders verhält es sich in Frankreich, wo sich der Renaissance-Humanismus in strikter Anlehnung an antike, literarische Autoritäten wie Cicero und Horaz in französischsprachigen Poetiken niederschlug. Zwar figurierte auch Frankreich nicht als Pionier der Vernakularität und verdankt die ersten Versuche einer eigenen poetologischen Anleitung den italienischen Vorbildern.¹³⁷ Allerdings befindet sich Rabelais' *Gargantua* in den französischen 1530er Jahren im Kontext eines deutlich weiter fortgeschrittenen Entwicklungsprozesses einer volkssprachlichen Poetik als Fischarts *Geschichtklitterung* 40 Jahre später in Deutschland. So verwundert es nicht weiter, dass sich Fischart aufgrund der Absenz eigener poetologischer Richtlinien literaturtheoretisch umso mehr an seiner Vorlage orientiert. Etwa Horaz' Leitsatz ‚Nützen und Erfreuen‘¹³⁸, der bereits im *Aux lecteurs* beziehungsweise im *Demnach ich sah* zur Sprache kommt, wird von Fischart übernommen. Fischarts Text, in direkter Abhängigkeit von Rabelais' Vorlage, ist als Verschmelzung zweier Kulturen zu verstehen: Dem Leser liegt einerseits ein deutschsprachiger Text vor. Andererseits wird er darin mit einer französischen Tradition konfrontiert.

Doch wäre es ein Fehlschluss, zu meinen, dass alle übernommenen Elemente aus Rabelais' Roman für Fischart unzeitgemäße Leitlinien gewesen wären. Durch Sturms poetologische Präferenz im Straßburger Gymnasium galt Cicero als literarische Autorität,¹³⁹ wodurch dessen rhetorische Leitlinien dem Schüler Fischart nicht nur bekannt waren, sondern auch als Maßstab

¹³⁴ Vgl. Marcus Hieronymus Vidas: *Poeticorum libri tres* [1520/1527]. Agnieszka Paulina Lew (Hg.). Frankfurt 2011.

¹³⁵ Vgl. Julius Caesar Scaliger: *Poetices libri septem* / Sieben Bücher über die Dichtkunst [1561]. Lat.-dt. Ausgabe. Luc Deitz (Hg.). Stuttgart-Bad Cannstatt 1994,.

¹³⁶ Vgl. Martin Opitz: *Buch der Deutschen Poeterey*. Brieg 1624. Zentralbibliothek Zürich [Gal Ch 89,2].

¹³⁷ So übernimmt etwa Joachim du Bellays *Deffence, et Illustration de la langue françoise* von 1549 weite Teile von Sperone Speronis' *Dialogo delle lingue* von 1542. Vgl. Joachim Du Bellay: *La deffence, et illustration de la langue françoise* [1549]. Ernesta Caldarini u. Jean-Charles Monferran (Hgg.). Genf 2007; Sperone Speroni: *Dialogo delle lingue* [1542]. Antonio Sorella (Hg.). Pescara 1999.

¹³⁸ Vgl. Quintus Horatius Flaccus: *De arte poetica liber* / Die Dichtkunst. Horst Rüdiger (Hg. u. Übers.). Zürich 1961, S. 34 f. / Vers 333 f.: "aut prodesse volunt aut delectare poetae / aut simul et iucunda et idonea dicere vitae." Zu deutsch: "Freudig zu stimmen und nützlich zu sein sind die Ziele des Dichters, / Oder praktische Lehren mit heiterem Vortrag zu einen." Vgl. dazu auch Demerson, Guy u. Myriam Marrache-Gouraud: *François Rabelais*. Paris 2010 (= *Bibliographie des Ecrivains Français* 32), S. 211 ff.

¹³⁹ Vgl. Hauffen, Adolf: *Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation*. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 13-17.

der Literatur zu gelten hatten. Auch bezüglich der humanistischen Schwerpunkte lassen sich Verknüpfungspunkte zwischen der französischen Vorlage und Fischarts Überlieferung feststellen: Zwar teilt der Straßburger nicht alle Grundgedanken der französischen Renaissance, wie etwa die Bedeutung des Hofes oder der Säkularisierung der Gesellschaft. Dennoch existieren historisch gesehen deutliche Anlehnungen von Reichsstädten wie Straßburg oder Augsburg an die auch in Frankreich vorherrschenden humanistischen Bildungsvorstellungen mit ihren Leitbegriffen der *sapientia* und *eloquentia*. Nur das in den vorliegenden Untersuchungen wesentliche dritte Element der *pietas*, die im Straßburger Bildungswesen die „Erkenntnis Gottes durch Luthers Katechismus und die heilige Schrift, durch Gebete, Gesang- und Musikübungen“¹⁴⁰ meint, schafft einen erkennbaren Unterschied zwischen den zwei Traditionen. Nach dem Leitsatz des Straßburger Gymnasiums, das von Johannes Sturm ins Leben gerufen wurde und die europäische Bildungsreform bereits ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts¹⁴¹ entscheidend mitprägen sollte, bestand das primäre Bildungsziel in der klugen und beredten Frömmigkeit: „sapiens atque eloquens pietas“¹⁴². Gemäß den programmatischen Darstellungen des Bildungsideals, sowohl bei Sturm als auch bei seinem Zeitgenossen Philipp Melanchthon, ist eine Verknüpfung der beiden Leitgedanken zwingend: *Eruditio* lässt sich für die bildungsreformatorischen Humanisten nicht ohne *pietas* denken.¹⁴³

1.4 Die Übersetzung als Werk der Intertextualität: Genettes Transtextualität und Drydens Übersetzungstypen

Ist von einer Übersetzung die Rede, wird implizit immer ein weiterer, grundsätzlich vergleichbarer Text vorausgesetzt: die Vorlage/der Ausgangstext, die/der übersetzt wurde. Somit gehört zu einer Übersetzung auch stets ein über den Text hinaus verweisender Charakter. Der Begriff der Intertextualität versucht mit zwei Ansätzen die Besonderheit des verweisenden Textes (= Text), aber auch die Relation zum Text, auf den verwiesen wird (= Prätext), in ein Konzept zu bringen.

¹⁴⁰ Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1 Berlin, Leipzig 1921, S. 12.

¹⁴¹ Ebd., S. 15.

¹⁴² Vgl. Johannes Sturm: De universa ratione elocutionis rhetoricae libri IIII. Straßburg (B. Jobin) 1576. Bayerische Staatsbibliothek München [VD16 S 10003].

¹⁴³ Vgl. Mährle, Wolfgang: Academia Norica. Wissenschaft und Bildung an der Nürnberger Hohen Schule in Altdorf (1575-1623). Stuttgart 2000 (= Contubernium 54), S. 192. Zu Melanchthons „litterata pietas“: Schmidt, Günther R. (Hg.): Philipp Melanchthon. Glaube und Bildung. Stuttgart 1989; Scheible, Heinz: Melanchthon. Vermittler der Reformation. Eine Biographie. München 1997.

Die zwei Definitionen für den „Intertext“ lassen sich wie folgt benennen: Einerseits meint er den Prätext, den der Leser kennen muss, um das vorliegende Werk in seiner grundsätzlichen Semantik verstehen zu können.¹⁴⁴ Andererseits, und hierbei spricht man vom progressiven Ansatz,¹⁴⁵ meint „Intertext“ auch die Relation von Prätext und Text, sprich die Verbindung zweier Texte zu einer neuen Aussage. Der letzte Ansatz wird seit Kristevas Aufsatz *Le mot, le dialogue et le roman* (1969)¹⁴⁶ ersterem vorgezogen. Was hat das für Konsequenzen für die Betrachtung eines Textes? ‚Text‘ meint bei Kristeva einen sprachüberschreitenden Apparat („un appareil translinguistique qui redistribue l’ordre de la langue, en mettant en relation une parole communicative visant l’information directe, avec différents types d’énoncés antérieurs ou synchroniques“¹⁴⁷). Wird dieser Gedanke weitergeführt, ist letztlich jeder Text als „Intertext“ wahrzunehmen, da doch jeder Text aus einem „Mosaik von Zitaten“¹⁴⁸ bestehe, aus einer Zusammensetzung von vielen einzelnen Texten. Die wesentliche Unterscheidung zwischen den beiden Ansätzen liegt also in der Frage, ob der Leser zum Verständnis des Textes den Prätext zwingend kennen muss oder nicht.

In Bezug auf die *Geschichtklitterung* lässt sich dieser Frage auf zwei Ebenen nachgehen. Auf einer Ebene erscheint der Roman als Übersetzung des *Gargantua* und einzelner Auszüge aus dem *Pantagruel*. Darüber hinaus finden sich unzählige Bezüge zu anderen Werken, etwa in Form von Zitaten, Paraphrasen oder Andeutungen. Während sich die *Geschichtklitterung* schon im Titel und ausführlich im Vorwort als Übersetzung manifestiert, führt Fischart die weiteren intertextuellen Bezüge meist ohne Markierung an.¹⁴⁹ Ist das Wissen über die Intertexte für das Verständnis des Romans unabdingbar? Grundsätzlich ließe sich die *Geschichtklitterung* sogar

¹⁴⁴ Riffaterre: „An intertext is one or more texts which the reader must know in order to understand a work of literature in terms of its overall significance (as opposed to the discrete meanings of its successive words, phrases, and sentences).“ Vgl. Riffaterre, Michael: Compulsory reader response: the intertextual drive. In: *Intertextuality: theories and practices*. Michael Worton u. Judith Still (Hgg.). Manchester 1990, S. 56-78, hier: S. 56. Vgl. Auch das restriktive Verständnis von Ulrich Broich: Nur dann ist von Intertextualität die Rede, wenn sie beim Leser zum Verständnis des Textes erforderlich ist. Vgl. Seelbach, Ulrich: *Ludus lectoris: Studien zum idealen Leser Johann Fischarts*. Heidelberg 2000 (= Beihefte zum Euphorion 39), S. 28.

¹⁴⁵ Vgl. Seelbach, Ulrich: *Ludus lectoris: Studien zum idealen Leser Johann Fischarts*. Heidelberg 2000 (= Beihefte zum Euphorion 39), S. 26.

¹⁴⁶ Kristeva, Julia: *Le mot, le dialogue et le roman*. In: Ders.: *Semeiotike: recherches pour une sémanalyse*. Paris 1969 (= Collection points 96), S. 82-112.

¹⁴⁷ Kristeva, Julia: *Le texte clos*. In: Ders.: *Semeiotike: recherches pour une sémanalyse*. Paris 1978 (= Collection points 96), S. 113-142, hier : S. 113. Vgl. auch Seelbach, Ulrich: *Ludus lectoris: Studien zum idealen Leser Johann Fischarts*. Heidelberg 2000 (= Beihefte zum Euphorion 39), S. 21.

¹⁴⁸ Ebd., S. 20.

¹⁴⁹ Für den zeitgenössischen Leser waren Identifizierungen meist nicht notwendig. Einerseits bestand das Prinzip des Urheberrechtes noch nicht, andererseits profilierten sich Autoren als Gelehrte, indem sie den Leser wissen liessen, dass das volle Verständnis ihres Werks ein hohes Bildungsniveau voraussetzte. Vgl. Broich, Ulrich u. Manfred Pfister (Hgg.): *Intertextualität: Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*. Tübingen 1985, S. 46.

im Unwissen über den Prätext ausreichend verstehen, um die Handlung nachzuvollziehen. Doch für die Gesamtheit der intertextuellen Bezüge lässt sich feststellen, dass Fischart die ‚Nebengeschichten‘ nur vage andeutete und nicht ausformulierte, so dass sie dem Leser komplett abhandenkämen, wenn er nicht über das spezifische Vorwissen verfügte. Somit setzt Fischart bei seiner Leserschaft ein großes Allgemeinwissen voraus. Die *Geschichtklitterung* fungiert als Bild einer kaum erreichbaren Gelehrtheit und versteht sich folglich als viel mehr als eine einfache Übersetzung.

Es ist gewiss nicht unproblematisch, den Übersetzungsbegriff auf ein Werk anzuwenden, das sich auf so vielfältige und ausführliche Art von seiner Vorlage distanziert. Doch unabhängig davon, ob man die *Geschichtklitterung* nun als eine Übersetzung, freie Nachdichtung, Adaptation oder als etwas ganz anderes betrachtet. Das facettenreiche Bild dieses kreativ bearbeiteten Textes bedarf eines genauso vielseitigen Untersuchungsmodells. Dabei besteht das Anliegen dieser Dissertation nicht darin, eine umfassende Definition des frühneuzeitlichen Übersetzungsbegriffs zu entwickeln.¹⁵⁰ Im Zentrum des Interesses steht vielmehr die Ermittlung eines Konzeptes mit diversen Strategien, anhand derer sich Modifikationen dieser „ganz neue[n] literarische[n] Tat“ – wie Hauffen die *Geschichtklitterung* nennt – analysieren lassen. Im Interesse der vorliegenden Fragestellung zum religiösen Wissen liegt der Fokus der Arbeit dabei auf den Verfahrensweisen, die zur Betrachtung religiös geprägter Textstellen hilfreich sind.

Sommerhalder hält korrekt fest, dass die *Geschichtklitterung* weder als eine rein freie noch eine rein wörtliche Übersetzung betrachtet werden kann, sondern sich einer komplexeren Übersetzungstechnik bedient.¹⁵¹ Fischart geht zunächst von einer wörtlichen Übersetzung aus, taucht dabei aber in den eigenen kulturellen und linguistischen Kontext ein. Letzteres geschieht mit einer derartigen Experimentierfreude, dass weite Textteile bei Fischart nur noch im entferntesten Sinne auf die Vorlage zurückzuführen sind. Die Übersetzungstechnik erinnert an den Begriff der ‚Nachbildung‘ bei Schleiermacher. Anders als die ‚Paraphrase‘, bei der

¹⁵⁰ Siehe dazu diverse literaturwissenschaftliche Ansätze bei Hermans, Theo: Renaissance Translation between Literalism and Imitation. In: Geschichte, System, Literarische Übersetzung. History, Systems, Literary Translations. Paul Frank u.a. (Hgg.). Berlin 1992, S. 95-116. Greene, Thomas M.: The Light in Troy. Imitation and Discovery in Renaissance Poetry. New Haven, London: Yale University Press, 1982 (= Elizabethan Club series 7). Norton, Glyn P.: Literary Translation in the Continuum of Renaissance Thought: A Conceptual Overview. In: Die literarische Übersetzung. Stand und Perspektiven ihrer Erforschung. Harald Kittel (Hg.). Berlin 1988 (= Göttinger Beiträge zur Internationalen Übersetzungsforschung, Bd. 2), S. 1-15.

¹⁵¹ Vgl. Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 74.

mathematisch-mechanisch durch „Hinzufügung beschränkender und erweiternder Bestimmungen“ die Wort- und Textsemantik der Vorlage möglichst erreicht werden sollte, wird bei der ‚Nachbildung‘ berücksichtigt, dass man „von einem Kunstwerk der Rede kein Abbild in einer anderen Sprache hervorbringen“¹⁵² kann.

Wird diese Übersetzungstechnik anhand von Genettes Transtextualitätstheorie betrachtet, lassen sich zahlreiche Parallelen feststellen. Eine Übersetzung nach Genettes transtextuellen Kategorien ist zunächst eine Art Zitat, die die Vorlage inhaltlich getreu wiedergibt, nur eben in einer anderen Sprache. Darüber hinaus verwendet sie zahlreiche Sprachspiele und Kommentare, die nicht zwingend in Bezug zum Handlungsverlauf zu stehen haben. Die dabei entstehenden Umformungen entsprechen der Kategorie der Hypertextualität: In diesem Bereich lassen sich insbesondere transformative und imitative Elemente Fischarts Modifikationsrepertoire zuordnen – zwei Umformungen, die auf satirische und parodistische Stilmittel verweisen, die weiter unten erläutert werden. Grundsätzlich übernahm Fischart sowohl Thema wie Stil seiner Vorlage, doch in unregelmäßiger Alternanz hielt er einmal mehr am Thema, dann wiederum am Stil der Vorlage fest. Problematisch ist, dass Fischart den Stil so überspitzte, dass das Thema – die Handlung – entstellt wiedergegeben wurde. Als markantes Beispiel lassen sich die assoziativen Erweiterungen nennen, die meist vorgeben, den aktuellen Sachverhalt exemplarisch zu erläutern, aber stattdessen ein zunehmend diffuses, entfremdetes Bild des vorliegenden Textes schaffen. Nicht selten ist Rabelais‘ Roman einfacher verständlich als Fischarts Überarbeitung. Bei Letzterem wird das Thema gewissermaßen unter dem Stil begraben.

Genette verwendete einen sehr eng gefassten Imitationsbegriff. Er verstand darunter die Übernahme des Stils unter Veränderung des Themas. So naheliegend die Identifikation von Imitation und Übersetzung auch ist, trifft sie hier nicht selbstverständlich zu. Die Imitation nach Genette ist dem Thema ihrer Vorlage nicht verpflichtet. Eine derartige Distanzierung vom Original lässt sich in der *Geschichtklitterung* insbesondere in den Zusatzkapiteln drei bis fünf verzeichnen. Doch zeigt sich darin zugleich auch ein radikaler stilistischer Bruch, so dass von Imitation nicht die Rede sein kann.

Bezüglich der Paratextualität ist das gewichtigste Merkmal einer Übersetzung die kommentierende Texterweiterung. Unter Kommentar werden hier nicht nur die Hinweise innerhalb des Handlungsrahmens verstanden, etwa weitere angeführte Beispiele für ein

¹⁵² Friedrich Schleiermacher: Methoden des Übersetzens. In: Hans Joachim Störig, Das Problem des Übersetzens, Darmstadt 1969, S. 38-70, hier: S. 46.

beschriebenes Phänomen. Die neuen Vorworte aus Fischarts Feder beziehen sich ebenfalls kommentierend auf die Vorlage.

Fischart verwendete die Kunst der Para- und Hypertextualität, um Modifikationen an Rabelais' Text vorzunehmen. Doch müssen für die konkretere Betrachtung von Fischarts literarischen Verfahren die Begrifflichkeiten an die Funktion von Übersetzungstexten angepasst werden. So deckt etwa Genettes Begriff der *imitatio* als Teil seines Hypertextualität-Begriffs nicht das ganze Fischart'sche Spektrum an imitativen Modifikationstechniken ab.

Die Problematik, die Erasmus und Luther in der Wort-für-Wort- versus Sinn-für-Sinn-Diskrepanz thematisierten, wird anhand des modernen *imitatio*-Begriffs durch Abstufungen umfassend angegangen. Wie anhand dieses Begriffs Randerscheinungen der Übersetzung mit erfasst werden können, zeigte sich bereits im 17. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Übersetzung von Ovids Briefen. John Dryden setzte sich als erfolgreicher Schriftsteller und eifriger Übersetzer mit dem Übersetzungsbegriff der Renaissance auseinander und ordnete ihm in seinem Vorwort zu Ovids Briefen 1680 drei Formen zu: die Metaphrase, die Paraphrase und die Imitation.¹⁵³ Drydens drei Übersetzungstypen teilen sich bei genauerem Hinsehen in zwei Teilbereiche. Die Metaphrase wird als deutlich von den anderen differenzierbare Übersetzungstechnik beschrieben, die die Vorlage „word by word, and line by line“¹⁵⁴, etwa im Sinne einer Interlinearversion, übersetzt. Ihr Problem besteht darin, dass sie kaum eine exzellente Übersetzung hervorbringt (“’Tis almost impossible to translate verbally and well at the same time [...].“¹⁵⁵). Im Gegensatz dazu weisen Paraphrase und Imitation ein weitaus größeres Kreativitätspotenzial auf: Die Paraphrase als „translation with latitude“ und die Imitation, die „division on the ground-work“ fördert, brechen an einem bestimmten Punkt mit dem Original.¹⁵⁶ Dabei löst sich die Imitation nach Dryden deutlich stärker von ihrer Vorlage. Bei ihr fällt der Blick weg, den die Paraphrase noch auf Autor, Werkgrundlage und -sinn hat:

the translator (if now he has not lost that name) assumes the liberty not only to vary from the words and sense, but to forsake them both as he sees occasion; and taking only some general hints from the original, to run division on the ground-work as he pleases.¹⁵⁷

¹⁵³ Diese Briefe stellen Drydens erstes Übersetzungswerk dar und das dazugehörige Vorwort steht am Anfang einer Reihe von Übersetzungstheorien Vgl. dazu Dryden, John: *The Poems of John Dryden*. Vol. 1. 1649-1681. Paul Hammond (Hg.). London, New York 1995, S. 376.

¹⁵⁴ Ebd., S. 384.

¹⁵⁵ Ebd., S. 386.

¹⁵⁶ Ebd., S. 384 f.

¹⁵⁷ Ebd., S. 385.

Die Imitation wird als Typus am Rande des Übersetzungsbegriffs dargestellt. Ihr Loslösen in Wort und Sinn von der Vorlage erfolgt so radikal, dass sie kaum noch als Übersetzung anzusehen ist. Die Unterscheidung zwischen der Paraphrase und der Imitation scheint folglich eine Frage des Distanzierungsgrades vom Original zu sein. Doch an welcher Stelle findet der Bruch zwischen Paraphrase und Imitation statt? Wie stark darf eine Imitation den Sinn der Vorlage aufgreifen? Wie befreit davon darf die Paraphrase sein? Letzten Endes sind beide Begriffe so flexibel, dass sie sich überschneiden und ein Text nicht immer dem einen oder anderen Typ zuzuordnen ist.¹⁵⁸ Dryden glückte es, eine buchstäbliche von einer sinngemäßen Übersetzung zu differenzieren. Während erstere allerdings charakterisierbar ist, verliert sich letztere in einer vagen Zweiteilung. Für Dryden war dies kein Problem, da sein Hauptanliegen darin bestand, gegen die buchstäbliche Übersetzung zu plädieren und die Übersetzungsmethoden im weiten Feld von Paraphrase bis Imitation zu befürworten. Für die hiesige Konzeptfindung hingegen ist diese Differenzierung nicht ausreichend.

Außerdem erwies sich Dryden seinen eigenen Definitionen gegenüber als nicht treu, indem er zwei Formen der *imitatio* definierte, von denen die „translational imitation“ lediglich eine Abweichung im Detailbereich meint.¹⁵⁹ Damit entspricht die Imitation eher einer getreuen Paraphrase im Sinne der üblichen Imitationsdefinition einer losgelösten Dichtung mit Übernahme von wenigen Originalelementen.

Für die Analysen der *Geschichtklitterung* ist der etwas differenziertere *imitatio*-Begriff mit zwei Formen hilfreicher, wenn auch nicht hinreichend, angesichts der hohen Zahl an Modifikationstechniken in Fischarts Text. Denn: Der Straßburger nimmt das Repertoire seiner Epoche in Anspruch und überarbeitet nicht nur graduell mal mehr, mal weniger. Er gibt den Stoff auch auf unterschiedlichste Art und Weise wieder.

An dieser Stelle schafft Greenes *imitatio*-Modell Abhilfe. Mit dem Fokus auf literarischen Werken der Renaissance stellt Thomas Greene dem Leser ein vierfaches Konzept vor, das sich ausgezeichnet mit Fischarts Überarbeitungsstil verbinden lässt. Die Verknüpfungsfähigkeit rührt von zweierlei zeitgenössischen Einflüssen auf Fischarts *Gargantua*-Text her: Einerseits zeigt die *Geschichtklitterung* als Überlieferung eines Werks aus der französischen Renaissance Charakteristika dieser für die deutschsprachige Dichtungslehre kulturgeschichtlich fremden

¹⁵⁸ Vgl. dazu Sloman, Judith: Dryden: The Poetics of Translation. Prepared for publication by Anne McWhir. Toronto, Buffalo, London 1985, S. 8.

¹⁵⁹ Vgl. ebd.

Strömung.¹⁶⁰ Andererseits bestanden über humanistische Vorreiter in Deutschland bereits Auseinandersetzungen mit den Begrifflichkeiten der neu vorherrschenden Rhetorik. Johannes Sturm, Fischarts Lehrer und entscheidendes literarisches Vorbild, bezieht sich in seinem *De universa ratione elocutionis rhetoricae libri IIII*¹⁶¹ von 1567 auf den bei Greene zentralen Begriff der *imitatio*, aber auch auf die implizit in den Modellen steckenden Termini der *aemulatio* und der *novitas*.

2 Das *imitatio*-Phänomen der Renaissance und seine Bezüge zur Geschichtsklitterung

Essi si tengono a gloria il rubare, e lo portano per impresa, dicendo che chi non ruba non può essere buon poeta. Non miga che rubino cappe né altre robbe [...], ma rubano li belli tratti e le invenzioni l'uno a l'altro.
Francesco Berni, Poesie e prose

Seit rund dreißig Jahren ist Greenes Modell der *imitatio*-Strategietypen in der Renaissance-Forschung richtungsweisend. Von der griechischen Antike bis in die englische Renaissance mit Ben Jonson zeichnet Greene die Präsenz und Entwicklung der *imitatio*-Techniken auf und weist anhand ihrer teils inkompatiblen Facetten auf die janusköpfige Ausrichtung der Renaissanceliteratur hin. Fischarts Modifikationsmethoden, aufbauend auf Rabelais' und Sturms Schreibweise beziehungsweise Poetik, zeigen eine genauso formenreiche Spannweite. Weit mehr als alle seine anderen Werke erweist sich der Text der *Geschichtsklitterung* als Erbe der humanistischen Rezeptionsmethoden. Zur Veranschaulichung der Übereinstimmungen zwischen dem Renaissance-Typ und Fischarts Überarbeitungsweise werden die diversen Modifikationsmethoden aus dem Feld der *imitatio* und *aemulatio* in Anlehnung an die vier *imitatio*-Strategien nach Greene besprochen. Dabei wird jeweils in aller Kürze auf die Fischart'sche Übersetzungspraxis verwiesen, die damit direkt in Verbindung steht.

Rabelais und Fischart sind hinsichtlich ihrer Schreibkunst Pioniere ihrer Zeit. Was sie an

¹⁶⁰ Zymner nennt die *Geschichtsklitterung* ein "unzeitgemäßes" Werk, da sie hinsichtlich ihrer freien (assoziativen/manieristischen) Schreibweise und als deutscher Kunst-Roman „siebzig Jahre zu früh“ (erst im 17. Jahrhundert entwickelt sich eine derartige deutschsprachige Literatur), jedoch als ein Text, der der Renaissance erwuchs, „fünfzig Jahre zu spät“ kommt. Vgl. Zymner, Rüdiger: Manierismus: zur poetischen Artistik bei Johann Fischart, Jean Paul und Arno Schmidt. Paderborn 1995, S. 161.

¹⁶¹ Vgl. Johannes Sturm: *De universa ratione elocutionis rhetoricae libri IIII*. Straßburg (B. Jobin) 1576. Bayerische Staatsbibliothek München [VD16 S 10003].

humanistischen ‚Textverfassungstechniken‘ aufweisen, zeigt, wie stark verbreitet die literarische Methodik der Renaissance im Lyon der 1530er und 1540er war und wie kraftvoll sich diese wiederum auf das Straßburg der 1570er bis 1590er Jahre auswirken konnte. Die Rede ist von einer neuen Selbstsituierung im Umbruch der Renaissance. Die Zeit zeugt einerseits von einem kritischen Sich-Distanzieren von der direkten Vergangenheit und ihren darin verankerten Wurzeln und andererseits von einem Sich-Hinwenden zu weit entlegenen Epochen. Die humanistische Renaissanceliteratur blickte nostalgisch in die antike Vergangenheit und wollte diese neu herstellen, ohne anachronistisch zu handeln. Die Sorge bestand darin, diese als höherwertig beurteilte Vergangenheit zu verlieren, aber auch, im Vergleich zu ihr stets eine unterlegene Literatur zu schaffen. Die ‚Krankheit der Renaissance‘ verlangte nach einer ätiologischen Lösung, die man im Begriff der *imitatio* gefunden zu haben glaubte.¹⁶² Die Zusammenführung von Vergangenheit und Gegenwart impliziert eine doppelte Ausrichtung. So beschreibt Nancy S. Struever, dass *imitatio*-Texte die Fähigkeit haben, zugleich auf das Vergangene und Neue zu blicken:

Rhetorical 'imitatio', with its concept of virtuosity as both a command of past techniques, which possess continuous sanctions and a sensitivity to the unique demands of the present situation, provides a model of continuity in change.¹⁶³

Die *imitatio* wirkt als Kontinuität im Wandel, indem sie 1000 Jahre alte Texte weiterführt, ihnen eine Art ‚resuscitation‘ verleiht. Durch die Geste der „revivalist initiative“ zeigt sie die Absicht, einen längst vergessenen Text neu zum Leben zu erwecken. Der Bruch mit dem Zeitgenössischen schafft Platz für die *imitatio* und Wiederbelebung des Vergangenen.

Die Gefahr des Anachronismus liegt auf der Hand. So ist es einem nachmittelalterlichen Werk nicht möglich, reibungslos an vormittelalterliche Texte anzuknüpfen. Greene erläutert vier strategische Punkte der *imitatio*, mit Hilfe derer dem Anachronismus ausgewichen wird. Die vier Formen der *imitatio* nennt er die ‚reproductive‘ oder ‚sacramental‘, die ‚eclectic‘ oder ‚exploitative‘, die ‚heuristic‘ und schließlich die ‚dialectical‘ *imitatio*. Fischart bedient sich in der *Geschichtklitterung* aller Imitationsstyle, obgleich sie in sehr ungleicher Quantität zur Anwendung kommen. Zur Veranschaulichung seien zu jedem Punkt Beispiele aus dem Roman

¹⁶² Vgl. Greene, Thomas M.: *The Light in Troy. Imitation and Discovery in Renaissance Poetry*. New Haven, London 1982 (= Elizabethan Club series 7), S. 32 f.

¹⁶³ Nancy S. Struever: *The Language of History in the Renaissance*. Princeton: Princeton University Press, 1970, S. 193. Vgl. Greene, Thomas M.: *The Light in Troy. Imitation and Discovery in Renaissance Poetry*. New Haven, London 1982 (= Elizabethan Club series 7), S. 31 f.

genannt.

2.1 Die reproduktive Strategie

Die **reproduktive (,reproductive‘) Strategie** feiert ihre Vorlage durch eine getreue Wiedergabe. Der Prätext wird zum sakrosankten Gegenstand, aus dem auf fast liturgische Manier ein präzise entsprechender Zweittext hergestellt wird. Nur kann das Produkt weder als Dichtung bezeichnet werden, noch entzieht es sich erfolgreich dem Anachronismus. Der aus dem reproduktiven *imitatio*-Modell hervorgehende Text gibt die Vorlage in einem historisch-kulturellen Kontext wieder, der vom ursprünglichen Zusammenhang des Stoffes abweicht, ohne ihn der neuen Zeit und dem neuen Publikum anzupassen. „Its pursuit of a ‚great Original‘“, so Greene, „led it paradoxically away from genuine contact with the Original and also away from artistic discovery.“¹⁶⁴

Mit dieser Strategie versäumt der Autor nicht nur, den Zugang zur Vorlage zu bewahren, sondern auch, neue Dichtung zu schaffen. Im Gegensatz zu dieser kunstlosen identischen Wiedergabe vermag es die *imitatio* jedoch, nicht nur hermeneutisch – also zum Textverständnis hin – zu arbeiten. Dies bedeutet, dass ihr viel größeres Potenzial darin besteht, einen dynamischen Wandel von einer Zeit in die andere zu illustrieren. Statt einen Text zu reproduzieren, geht die Imitation interpretativ und transformierend vor. Erst bei dieser Distanz von der Vorlage spricht Greene von einer „authentic imitation“.¹⁶⁵

Die reproduktive Strategie in der Geschichtklitterung

Fischarts Übernahme des Narratives aus dem *Gargantua* entspricht einer Wiedergabe von etwas bereits Bestehendem. Insbesondere mit Blick auf die 1575er-Ausgabe sind mehr Übereinstimmungen als Unterschiede zwischen beiden Werken zu verzeichnen. Obgleich eine Übersetzung, die auf exakt dieselben Bedeutungsfelder wie ihre Vorlage verweist, unmöglich zu realisieren ist, kann in diesem Kontext der gebräuchliche Begriff der ‚Übersetzung‘ verwendet werden. Einer ‚Übersetzung‘ unterstellt man sowohl inhaltlich wie stilistisch eine besondere Nähe zum Original.¹⁶⁶ Diesen Anforderungen hält die *Geschichtklitterung* mit

¹⁶⁴ Ebd., S. 39.

¹⁶⁵ Ebd.

¹⁶⁶ Vgl. den Artikel zum Übersetzungsbegriff von Anette Kopetzki. Vgl. Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 3. P-Z. Berlin 2007, S. 720-724.

Blick auf die Romanhandlung stand. Der Text greift jedoch über die ‚reproductive‘ Methode hinaus auf künstlerischere Mittel der *imitatio* zurück und vervollständigt erst dadurch ihr Prinzip der ‚continuity in change‘¹⁶⁷.

2.2 Die eklektische Strategie

Dem Ziel, historisch-dichterische Dynamik im Text zu verwirklichen, kommt die **eklektische** (**eclectic‘**) **beziehungsweise ausbeutende** (**exploitative‘**) **Strategie** etwas näher. Ähnlich wie die anachronistischen, mittelalterlichen Zitate werden in der eklektischen *imitatio*-Strategie Textausschnitte aus diversen Vorlagen zusammengesetzt und zu einem neuen Konstrukt geformt.

Doch schlägt das Pendel bei diesem Strategietypus gewissermaßen auf die andere Seite aus. Versucht die reproduktive Methode noch, den alten Text wiederzugeben – was nur scheitern kann – so ist bei der eklektischen nur noch ein neuer Text fassbar. Das Problem dieses Typus ist die fehlende Überlieferung des Ursprungstextes. Da auch diese Methode keine Lösung für das Problem des Anachronismus bietet, sondern ohne Kontextbezug literarisches Material aufgreift, ist die Dynamik zwischen Alt und Neu kaum greifbar – ja, mehr noch: Das Alte ist im Neuen nicht mehr zu fassen. Das Original tritt hinter der Überarbeitung zurück. Ein Werk, das Intertextualität schafft, wie es im Falle der *imitatio* notwendigerweise der Fall ist, hat der sogenannten ‚transitive responsibilit[y]‘¹⁶⁸ zu genügen, das heißt der Verantwortung, den Bezug zwischen den Texten ersichtlich zu machen.

Ohne diese Bezugnahme wird ein imitativer Text nicht ahistorisch, sondern ‚dehistorisch‘. Es wird nicht mehr als Teil der literarischen Geschichte gefasst, sondern gibt vor, von anderen Kontexten isoliert zu bestehen.

Die eklektische Strategie in der Geschichtsklitterung

Insbesondere die enzyklopädischen Ergänzungen¹⁶⁹ in der *Geschichtsklitterung* weisen Charakteristika des eklektischen Prinzips auf, da sie eher klang- und stoff-assoziativ als historisch bedingt erfolgten. Fischart geht mit Intertextualität spielerisch um. Seine Methodik entspricht der freien Assoziation. Dabei trägt er

¹⁶⁷ Nancy S. Struever: *The Language of History in the Renaissance*. Princeton 1970, S. 193. Vgl. Greene, Thomas M.: *The Light in Troy. Imitation and Discovery in Renaissance Poetry*. New Haven, London 1982 (= Elizabethan Club series 7), S. 31 f.

¹⁶⁸ Greene, Thomas M.: *The Light in Troy. Imitation and Discovery in Renaissance Poetry*. New Haven, London 1982 (= Elizabethan Club series 7), S. 39.

¹⁶⁹ Vgl. dazu das Kapitel 3.5 ‚Assoziative Schreibweise‘.

alles aus der römischen und griechischen Literatur sowie aus deutschen Volkssagen und -mythen zusammen, was im Mindesten Bezug zum zuvor – meist in der Haupthandlung – Geschriebenen steht.¹⁷⁰ Die Verwandtschaft zweier Themenfelder kann sowohl auf phonetischer als auch auf semantischer Entsprechung beruhen. Die beinahe wahllose Aneinanderreihung von literarischen Beispielen gehört eindeutig zu Fischarts Spezialgebiet. Der Autor stilisiert sich zum Universalgelehrten, indem er mit assoziativem Gedächtnis seine umfangreiche Bildung zur Schau stellt.

Shakespeare etwa beschreibt die *imitatio* als das Tier des Meisters, das geführt wird, selbst aber nichts entscheidet. Auch Montaigne sah im Imitator einen Dichter, der sucht, aber nichts findet. Er bemüht sich um etwas Neues, übernimmt jedoch – wie Francesco Berni es beschrieb – nur wie ein Dieb das Erdichtete seines Vorgängers.

Che sieno anche ladri non ne voglio altro testimonio che da lor stessi. Essi si tengono a gloria il rubare, e lo portano per impresa, dicendo che *chi non ruba non può essere buon poeta*. Non miga che rubino cappe né altre robbe [...], ma *rubano li belli tratti e le invenzioni l'uno a l'altro*.¹⁷¹

[Denn auch Diebe wollen kein anderes Zeugnis als das von Ihresgleichen. Sie verherrlichen das Stehlen und machen es zum Geschäft, sagend, dass *jeder, der nicht stiehlt, kein guter Dichter sein kann*. Sie stehlen nicht Umhänge und andere Kleidung [...], aber *sie stehlen voneinander schöne Traktate und Erfindungen*.]

Der Imitator-Dieb schafft einen Abklatsch der gestohlenen Dichtung. Damit mag er seinem Vorgänger nachfolgen, kann ihm jedoch niemals das Wasser reichen, geschweige denn ihn übertreffen. „Never no Imitator, ever grew up to his *Author*.“¹⁷² Auch Ben Jonsons Aphorismus sagt das unausweichliche Scheitern des Imitators voraus. Der Schüler kann sich mit seinem Meister nicht messen, da er entweder als Nachahmer auftritt, der die Kunst seines Meisters reproduziert und ihm dadurch immer einen Schritt hinterher ist, oder aber sich von diesem distanziert und folglich nicht als Schüler, sondern als eigenständiger Dichter auftritt.

¹⁷⁰ Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 380 f.

¹⁷¹ Francesco Berni: Poesie e prose. Ezio Chiòrboli (Hg.). Genf, Florenz 1934, S. 278.

¹⁷² Jonson, Ben: Timber; or, Discoveries made upon Men and Matter [1640]. Boston 1892 In: C. H. Herford, Percy u. Evelyn Simpson (Hgg.). Oxford 1947, S. 8: 590, 597.

3 *Aemulatio*: Hommage und Kritik am Meister

Die Idee der *aemulatio* steht in einer engen Verbindung zum Konzept der *imitatio*. Der Begriff der *aemulatio* bezeichnet eine ‚Nacheiferung‘ und verbindet das imitative Element der Nachahmung mit poetologischer Eigenständigkeit. Grundlage ist das Rezitieren einer Vorlage. Die dabei vorgenommene Umformung hebt das Werk des Nacheiferers auf ein vermeintlich übergeordnetes Niveau.

Auf Fischart übertragen heißt das, dass der Straßburger Rabelais‘ Text zwar übersetzt, aber in überbietender (*aemulativer*) Weise Änderungen an ihm vornimmt. „Alles, was Fischart an ‚Stoff‘ übernommen hat“, stellt Sommerhalder fest, „ist von ihm auch angeeignet worden.“ Er sieht in Fischarts Sprache eine unverwechselbare „Einheitlichkeit und Einmaligkeit“¹⁷³. Fischart greift das Vorliegende auf und gießt es in seine ganz persönliche inhaltliche und formale Einzigartigkeit. Besonders charakteristisch seien dabei, so Hauffen, Fischarts „lebendige Umgangssprache“¹⁷⁴ und sein unübertroffener Stil der Satire und der Komik. Mit diesem, so urteilt Hauffen weiter, versuche er Rabelais‘ „Meisterschaft in Wortspielen, Witzen, Anhäufungen von Synonymen, Vergleichen, Beispielen zu überbieten“.¹⁷⁵

Ein wichtiges Mittel der *aemulatio* in der *Geschichtklitterung* ist die Selbstprofilierung: An manchen Stellen spielt Fischart explizit mit seinem eigenen Namen. An anderen Stellen bringt er sich durch Selbstbeschreibungen in den Text. Auf dem Titelblatt und im zweiten Vorwort stellt er sich als Schöpfer eines handwerklichen Meisterstücks dar. Zwei Handwerksberufe dienen ihm als Metaphern, um seine Umwandlungsarbeit hervorzuheben und sich selbst den Titel des neuen, überbietenden Meisters zu verleihen. Das Titelblatt von 1575 gab noch an, Fischart würde „auf den Teutschen Meridian“ übersetzen, wodurch die geographische Verschiebung des Werks im Fokus stand. Ab 1582 hieß es an derselben Stelle, er hätte Rabelais‘

¹⁷³ Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. VII.

¹⁷⁴ Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 360 f. Das Attribut ‚unübertroffen‘ impliziert auch das Übertreffen der Vorlage. Hauffen sieht in Fischarts „Menschen- und Weltkenntnis“, in seiner „tiefe[n] Empfindung und Religiösität“ und in seinem „weiten Blick“ und der klaren Verfolgung eines Ziels Überlegenheitsmerkmale im Gegensatz zu den eher „unfruchtbaren, nur verneinenden Satiren“ von Aristophanes und Rabelais. Es fragt sich, ob in letzterem Fall ausschließlich von unfruchtbaren Satiren zu sprechen ist oder das Urteil gegen Aristophanes und Rabelais nicht doch etwas zu hart ausfällt. Die Vielschichtigkeit in Fischarts Satire ist jedoch unbestritten. Vgl. ebd., S. 277.

¹⁷⁵ Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 187.

Text „in einen Teutschen Model vergossen“.¹⁷⁶ ‚Model‘ steht dabei für die französische ‚Moule‘, das heißt eine Abguss-Form, das Werkzeug eines Bildhauers. Das ‚Vergießen‘ dient somit als erste Metapher des Übersetzungsprozesses, die Fischart als neuen Meister des *Gargantua*-Werks präsentiert. Seine zweite metaphorische Rolle ist die des Schneiders: Im ersten Vorwort kümmert sich Fischart um den Text wie ein Schneider um seinen Stoff. Die Vorlage wird „umgewand“ und „verkleidet“, und dies auf eine Art und Weise, wie es keiner der „vngeschickteren Schneider“ gekonnt hätte.¹⁷⁷ Es geht nicht nur ums Überbieten des Vorgängerautors Rabelais, sondern vor allem um das Erbringen einer besseren Leistung als seine vermeintlichen deutschen Konkurrenten.

Die handwerkliche Kompetenz steht für eine ganz andere Meisterschaft Fischarts. Im nicht metaphorischen, sondern buchstäblichen Sinne pflegt Fischart in all seinen Kapiteln den Ruf des Gelehrten. Sowohl das Konzept des Renaissancemenschen als auch die Prunksucht des Barocks zielen auf eine Expansion des Wissens ab. Goldemann erklärt, wie der Kontext der Dichtung in der frühen Neuzeit mit der Pflicht einhergeht, Wissen zu bezeugen.

In einer Zeit, da die Dichter mit ihrem Wissen prunkten, da die Gelehrsamkeit als *Conditio sine qua non* der Poeterey galt, da der Dichter den Wert seiner Persönlichkeit im Werk selbst immer wieder dadurch zu beweisen und zu steigern suchte, dass er zwischen den Zeilen durchblicken liess (und oft auch ganz offen erklärte,) sein eigentliches Geschäft sei garnicht die Poesie, sondern die Wissenschaft, sein Werk sei als Frucht müssiger Stunden entstanden – in einer solchen Zeit, bei einer solchen Auffassung der Dichtkunst ist es ganz selbstverständlich, dass man sein Wissen in das Werk förmlich hinein presste, dass man womöglich danach trachtete, auf alle erdenkliche Weise den Anschein universaler Bildung zu erwecken, und dass füglich dieser gelehrte Universalismus sich auch in der Technik der Vergleiche breit machte.¹⁷⁸

Die Handlung des ‚Hineinpressens‘ umschreibt den *aemulativen* Prozess bei Fischart. Sie unterstreicht seine Bemühung, durch Universalwissen einen Text zu schaffen, der seine Vorlage intellektuell übertrifft.

¹⁷⁶ Vgl. Gkl, Titelblätter 1575 und 1582, S. 4 f.

¹⁷⁷ Vgl. Gkl, *An Alle NebelNebuloner*, S. 19 [16].

¹⁷⁸ Goldemann, Eberhard: *Barockstil bei Fischart*. Diss. Tübingen 1934, S. 27.

3.1 Das heuristische Modell

Greenes vier Modelle des *imitatio*-Begriffs der Renaissance lassen sich zugunsten einer Differenzierung, die explizit für die *Geschichtklitterung* ein genaueres Untersuchungswerkzeug bietet, hälftig der *imitatio* und hälftig der *aemulatio* zuordnen. Während die reproduktive und eklektische Strategie weiterhin der *imitatio* entspricht, wird hier das heuristische und dialektische Modell mit ihrem Überbietungscharakter als dem *aemulativen* Prinzip zugehörig betrachtet. Diese Abgrenzung erweist sich schon bei der heuristischen Strategie als sinnvoll und benennt bereits den Ausgangspunkt des konkurrierenden Charakters der *Geschichtklitterung*: So wie Fischart die *Geschichtklitterung* zunächst als Übersetzung präsentiert, aber keinen Hehl aus Modifikationen macht, zeigt auch der heuristisch veränderte Text trotz der Ableitungsrolle eine deutliche Distanz von seiner Vorlage. Mit anderen Worten: Das **heuristische (,heuristic‘) Modell** der Anpassung betrifft Texte, die als Ableitung von bestimmten Vorlagen (genannt ‚subtexts‘) präsentiert werden, sich jedoch faktisch unverkennbar von ihnen distanzieren. Die Strategie hat ihren Namen vom experimentierfreudigen Zusammensetzen der Vorlagen, das auf die Wünsche des Dichters ausgerichtet ist.¹⁷⁹

Heuristic imitations come to us advertising their derivation from the subtexts they carry with them, but having done that, they proceed to „distance themselves“ from the subtexts and force us to recognize the poetic distance traversed.¹⁸⁰

Ohne ein bestimmtes „great Original“ zu wählen, wird eine Reihe von Texten neu geschrieben, modernisiert, dem *aggiornamento* unterzogen. Durch die neuartige Rezeption der alten Texte wird die Entfremdung zwischen damals und heute überbrückt.

Gleichzeitig schafft es nach dem poesiebildenden Leitgedanken Scaligers das Wichtigste in der Dichtung: die *novitas*. Nach Scaligers berühmtem Plädoyer – „Summa enim laus in Poetica: nouitas“¹⁸¹ – liegt der höchste Wert der zeitgenössischen Dichtung im Schaffen von Neuheiten. Demgemäß fungieren Subtexte als Versuchsmittel, die es gilt, in eine neue Form zu bringen. Hier ersetzt Intuition das historische Bewusstsein. Das heißt, der Dichter unterbricht die getreue

¹⁷⁹ Ebd.: „Imitation of this type is heuristic because it can come about only through a double process of discovery: on the one hand through a tentative and experimental grouping for the subtext in its specificity and otherness, and on the other hand through a grouping for the modern poet’s own appropriate voice and idiom.“

¹⁸⁰ Greene, Thomas M.: *The Light in Troy. Imitation and Discovery in Renaissance Poetry*. New Haven, London 1982 (= Elizabethan Club series 7), S. 40.

¹⁸¹ Julius Caesar Scaliger: *Poetices libri septem / Sieben Bücher über die Dichtkunst [1561]*. Lat.-dt. Ausgabe. Luc Deitz (Hg.). Stuttgart-Bad Cannstatt 1994, S. 162 [Buch 1, Kapitel 9].

Wiedergabe seiner Vorlage und schreibt diese unter Verwendung einiger „Neuheiten“ nach eigenem Ermessen um. Dabei ignoriert er die vorliegenden historischen Bezüge. Der übernommene Text lässt sich nicht mehr in seiner kontextuellen Ganzheit fassen.

Das heuristische Modell in der Geschichtsklitterung

Aufbauend auf die eklektische Strategie in Form einer assoziativen Zusammensetzung erweist sich Fischart in der *Geschichtsklitterung* als Erfinder historischer Kontexte. Sein Methodenrepertoire reicht von intertextuellen Bezügen, die vom historischen Kontext wegführen, bis hin zu grundsätzlich erfundenen Elementen. Nicht selten stellt sich ein scheinbar historischer Textbezug als eine spielerische Ergänzung aus Fischarts Fantasie heraus. So bettet er etwa gemäß Scheits Methodik, nach der einem bekannten Namen ein determinierendes Attribut zugeordnet wird, inmitten historischer oder literarisch-legendärer Beispiele den Hinweis auf Melampus ein, dichtet ihm jedoch eine Geschichte hinzu, die in der Literatur kein Äquivalent findet und folglich frei erfunden ist.¹⁸²

Zweifelsohne führen zahlreiche textuelle Einbettungen zu einer Uminterpretation der Vorlage und erfüllen das Prinzip der *novitas*.

3.2 Bachtins Dialogizität als aemulatives Intertextualität-Modell

Der Begriff der Inter- oder Transtextualität, der im Zusammenhang mit der *imitatio* und grundsätzlicher Textmodifikation angesprochen wurde, ist für das Prinzip der *aemulatio* auf eine neue Art und Weise entscheidend. Manfred Pfister und Ulrich Broich liefern mit ihrem Konzept der Intertextualität¹⁸³ ein hilfreiches Werkzeug, das die Bedeutung der Autorintention für das Textverständnis hervorhebt. Entscheidend ist, ob sich der Intertextualität-Bezug durch den Rezipienten des Werks nachvollziehen lässt. Anhand von Intertextualität-Signalen werden Bezüge zu verknüpften Texten deutlich. Eine Übersetzung oder Neubearbeitung übernimmt zunächst die Signale ihrer Vorlage. So verwendet Fischart dieselben Signale wie Rabelais. Als zentrale Komponenten gelten da etwa das Vorwort und das Auftreten von Figuren und Handlungen aus anderen Werken¹⁸⁴. Auch listet Rabelais Bücher auf, die von den Figuren in

¹⁸² Vgl. in dieser Arbeit das Kapitel II. *Fischarts literarische Verfahren: Transformationen religiösen Wissens*. Und darin das Unterkapitel 5.1 *Assoziation über den Inhalt - Name und Attribut*.

¹⁸³ Broich, Ulrich u. Manfred Pfister (Hgg.): *Intertextualität: Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*. Tübingen 1985. Siehe v.a. S. 31-58.

¹⁸⁴ Die signifikanteste textuelle Quelle des *Gargantua* sind die anonymen *Les Grandes et Inestimables Chroniques du grand et énorme géant Gargantua*, Lyon 1532.

der Geschichte gelesen werden, womit sie eine literarische Metaebene betreten, obwohl sie als Figuren im Roman verankert bleiben.

Wenn nun Fischart Rabelais' Intertextualität-Signale aufgreift, passt er sie in der Regel seinen eigenen Zwecken an. Fischarts genannte Bücher referieren im Zusammenhang mit Lehrbüchern und humanistischer Literatur gerne auch auf eigene Werke. Das Vorwort wird um einen weiteren Epilog erweitert, in dem auch auf Rabelais als Erstautor direkt Bezug genommen wird. Die Figuren, die im Roman auftreten, werden ostentativer dargestellt, als es die Vorlage vorgibt.¹⁸⁵

Ein weiteres Modell der Intertextualität, das eine Idee davon gibt, wie Fischart seine Vorlage überbietet, ist die Dialogizität nach Bachtin.¹⁸⁶ Das Konzept besagt, dass sich in einzelnen Prosatexten (Lyrik wird der Monologizität zugeordnet) eine Sprach- und Redevielfalt zeigen kann, sozusagen ein Dialog zwischen mehreren Stimmen. Sprache wird dezentralisiert und differenziert, also aufgefächert in verschiedene Reden. Unterschieden wird zwischen Erzähler- und Figurenrede. Eine Trennung findet auch statt zwischen dem Wort, das auf den Gegenstand der Rede, und jenem, das auf eine fremde Rede gerichtet ist. Dadurch ergeben sich drei mögliche Typen des Prosaworts: das Wort des Erzählers, das direkt und unmittelbar gegenständlich ist; das dargestellte Wort der Figuren und – in Überlagerung von Erzähler- und Figurenrede – das zweistimmige Wort.

Entscheidend für Bachtin ist die dritte Form des Prosaworts. Das zweistimmige Wort spiegelt also die Intention des Erzählers und jene der jeweiligen Figur wider und sorgt für ein interessantes Zusammenspiel zweier Bedeutungsorientierungen. Der Effekt des Dialogisierens entsteht nun dadurch, dass die zwei Stimmen sowohl voneinander zu unterscheiden sind als auch in Bezug zueinander gestellt werden müssen. Trotz ihrer Differenziertheit sind sie nicht voneinander unabhängig.

In dieser dritten Form des Prosaworts erweisen sich Rabelais und Fischart als Experten. Beide Romane spiegeln zwei parallellaufende Intentionen wider: einmal die grundsätzlich werkübergreifende Absicht des Erzählers, dann die temporäre Orientierung der Figur. Sowohl im *Gargantua* als auch in der *Geschichtklitterung* zeigen sich Ausprägungen dieser Dialogizität etwa im Stil parodistischer oder satirischer Texte, ironischer Stilisierung oder polemischer Moralisierung.

¹⁸⁵ Insbesondere die Figur des frère Jean erhält bei seinem Wandel zu Bruder Jan einen Katalog neuer Eigenschaften und wird durch die Substitutionen zu einem Mustermönch modelliert.

¹⁸⁶ Bachtin selbst verwendet dabei den Begriff der ‚Intertextualität‘ nicht.

Fischart bedient sich dieser Sprachentfremdung, indem er die Polyphonie des *Gargantua* im eigenen Roman überbietet. Er übernimmt sozusagen den Stil, der in Rabelais' Text vorliegt und beweist der Leserschaft auf aemulative Art und Weise, dass er die Umformungstechniken für die eigenen Zwecke zu verwenden weiß. Etwa im 17. Kapitel der *Geschichtklitterung* erweitert Fischart Rabelais' Text durch eine Dialogführung besonderer Art. In der Szene spricht Gargantua ein lateinisches Messgebet von der Kanzel herab und übersetzt es – sich jeweils selbst unterbrechend – auf Deutsch. Die Übersetzung entspricht nur rudimentär der lateinischen Vorlage und zeigt in ihrer Abweichung vom eigentlichen Inhalt die Diskrepanz zwischen dem, was die Kirche ihren verwendeten Quellen gemäß vertreten müsste und dem, was sie tatsächlich lehrt.

Agnus Dei, O ihr lieben Herrn, *qui tollis*,
 die ihr hinnembt, *peccata mundi*, das Gelt der Welt, *Miserere*
nobis, Ach gebt uns auch ein theil. Item *Sacerdotes tui*, die
 Geistliche und gelehrte, *induantur iusticia*, sollen gut Böltzröck
 anlegen, & *sancti tui exultent* und mit den heiligen Creutzen
 gehn und die Mägd nach Dantzen.¹⁸⁷

Der lateinische Text (hier kursiv) erscheint im Original in Antiqua und unterscheidet sich somit von der deutschen Frakturschrift mit ihrer vermeintlichen Übersetzung. Der erste Teil besteht aus dem Messgebet *Agnus Dei* aus der *Missa sopra Ecco sì beato giorno* von Alessandro Striggio. Es konnte aufgrund seiner späten Entstehungszeit, die auf 1565/66 datiert wird, in Rabelais' vorangehenden Romanen nicht berücksichtigt werden. Auch der zweite Text ist Teil liturgischer Abläufe: Er gibt den Vers 9 aus Psalm 131 der Vulgata wieder. Es handelt sich um einen Psalm, der auch in gesungener Form Teil der katholischen und lutherischen Messe war. Die Übersetzung zeigt eine erstaunliche Inkompatibilität mit der lateinischen Vorlage.

Agnus Dei	Lamm Gottes	O ihr lieben Herrn
qui tollis	das du hinwegnimmst	die ihr hinnembt
peccata mundi	die Sünde der Welt	das Gelt der Welt
Miserere nobis	Erbarme dich unser	Ach gebt uns auch ein theil
Sacerdotes tui	Deine Priester	die Geistliche und gelehrte
induantur iusticia	lass sich kleiden mit	sollen gut Böltzröck anlegen

¹⁸⁷ Gkl, Kap. 17, S. 210 [271].

	Gerechtigkeit	
et sancti tui excultent¹⁸⁸	und deine Heiligen sich freuen ¹⁸⁹	und mit den heiligen Creutzen gehn und die Mâgd nach Dantzen¹⁹⁰

Nach Bachtins Prinzip der Dialogizität findet ein Wechsel zwischen zwei Stimmen statt. Der Bruch entsteht nicht zwischen Erzähler- und Figurenstimmen, sondern innerhalb der Figur selbst. Gargantua zeigt sich mit dem einwandfreien lateinischen Zitat und den gewitzten deutschen Zwischenpartien als Figur mehrerer Zugehörigkeitsebenen. Welche Charakteristiken dem Protagonisten hier zuzuordnen sind, zeigt sich in der genauen Betrachtung der Dialogizität. Gargantuas deutsche Übersetzung knüpft auf erstaunliche Weise an das Original an. Im ersten Vers nimmt sie den Modus der Anrede auf, im zweiten das Verb „tollere“ für „wegnehmen“. Der dritte Vers gibt den Genitiv von „mundus“ getreu wieder und weist mit dem Begriff des Geldes auf die lautliche – und implizit auch auf die tatsächliche – Verbindung von „peccata“ und „pecunia“ hin. „Sacerdotes“ wird korrekt übersetzt, genauso wie das Wort „indutiare“ für „bekleiden“. Im letzten Vers wird der Vorlage getreu das Heilige hervorgehoben und die Stimmung der Freude mit festlichen Tätigkeiten assoziiert.

Wie ein Schauspieler tritt der Riese in der Rolle des Predigers auf. Wohl befindet sich Gargantua im 17. Kapitel der Geschichtklitterung noch an der Schwelle zur humanistischen Erziehungsrevision von Kapitel 18. Dennoch gehörte zu seiner bisherigen Bildungslaufbahn schon eine intensive Auseinandersetzung mit lateinischen Texten. Daneben glänzt Gargantua ganz nach seinem Naturell im Schalk-Kostüm. Bildung wird bei ihm ins Narrentum verkehrt und der Gelehrte als der Verkehrte¹⁹¹ entlarvt. Gargantua als Schalk ist eine karnevaleske Darstellung des Predigers. Sein Vorwurf gegen die namentlich erwähnten „Sacerdotes“, die lateinische Zitate von der Kanzel sprechen, muss als Inszenierung des betrügerischen Charakters des Klerus gedeutet werden. Dass der Sprecher über seine Fehlübersetzung Bescheid weiß und somit nicht als Ungelehrter abgestempelt wird, wie es sonst oft der Fall ist, zeigt die fordernde Aussage des deutschen Textes. Die Hauptaussage des Originals, nach

¹⁸⁸ Die letzten drei Zeilen sind aus der Vulgata, Psalm 131, 9. Der Vers lautet im genauen Wortlaut: *Sacerdotes tui induantur justitiam, et sancti tui exsultent.*

¹⁸⁹ Die letzten drei Zeilen sind aus: Martin Luther (Hg.): Die Bibel. Stuttgart 1985, Psalm 132,9.

¹⁹⁰ Gkl, Kap. 17, S. 210 [271].

¹⁹¹ Der Ausdruck „Die Gelehrten, die Verkehrten“ werden im sogenannten ‚Vorrith‘ (zweiter Prolog) der *Geschichtklitterung* thematisiert. Vgl. dazu in dieser Arbeit das Kapitel IV. *Fischarts Karikatur der humanistischen Bildungsreform*. Und darin das Unterkapitel 2.3.2 *Kapitel 26-27 - Die verkehrten Gelehrten*.

welchem Gott angerufen wird, dem sündigen Volk Erbarmen zu zeigen, wie auch den Priestern Gerechtigkeit und den Heiligen Freude zu schenken, wird zu einer direkten Anrede der anwesenden Zuhörer. Das prominente Thema des Ablasshandels erneut aufgreifend, bezieht sich die Bitte an das Volk auf ihren Wohlstand. Geistliche werden nicht als diejenigen betrachtet, die von einem gnädigen Gott ihre Gerechtigkeit ernten. Stattdessen wird das metaphorisch beschriebene Kleid der Gerechtigkeit in den wortwörtlichen Sinn überführt und als kostbare Gewänder beschrieben, die den Priestern zustehen würden.

Sowohl das *Agnus Dei* als auch der Psalmenauszug gelten als gängige lateinische Formeln der kirchlichen Messe. Es ist davon auszugehen, dass sowohl Priester als auch die Gottesdienstbesucher den Wortlaut bestens kannten. Fischarts Kritik durch die inszenierte Messe-Imitation betrifft folglich nicht den lateinischen Text per se, sondern die Willkürlichkeit des Übersetzungsprozesses. Der deutsche Prätext zur lateinischen Formel zeigt, wie die Kirche den Gläubigen ihre eigenen Intentionen durch Verwendung lateinischer und somit für das ungebildete Volk unverständlicher geistlicher Texte einflüstert. Die eigentlich biblische Botschaft wird von einer eigennützigen Sinngebung überschattet. Hand in Hand mit der Kritik an heuchlerisch verwendetem Latein geht das eindeutige Plädoyer für die Volkssprache. Nur in der Sprache des Volkes wird das Betrugspotenzial der lateinischen Sprache erkannt und ausgeräumt.

Die Dialogizität eröffnet eine Bearbeitung über eine reine Übersetzung hinaus und ermöglicht eine mehrschichtige kritische Auseinandersetzung mit der Vorlage.

Diese Polyphonie zeigt sich nicht nur an einzelnen geschlossenen Zeilen, sondern genauso auch in weiterreichenden Momenten, die entweder das Verständnis eines ganzen Kapitels erfordern oder aber erst mit einer kapitelübergreifenden Lektüre als solche erkennbar sind. Auch ist das Mittel der Dialogizität nicht auf den Protagonisten Gargantua begrenzt. Zentrale, für die Handlungsentwicklung entscheidende Rollen wie Bruder Jan, aber auch pejorativ besetzte Randfiguren wie Meister Janotus kommen in der polyphonen Ausdrucksweise zum Zug. Letzterer gehört zu jenen Charakteren, die auf den ersten Blick lediglich auf der Figurenebene sprechen, sich aber letztlich durch inhaltliche Widersprüche als ein mehrstimmiger Sprecher erweisen.

Nachdem Janotus in 22. Kapitel der *Geschichtklitterung* noch vehement seine scholastische Überzeugungsmethode zur Schau stellte, zeigt er sich zum Schluss des Kapitels und insbesondere im darauffolgenden Kapitel 23 als Selbstkritiker. Als resoluter Gegner der Pariser

Schule nimmt er eine Position ein, die im Einklang mit der gesellschaftskritischen Ansicht des Werkes steht – eine Position, die eigentlich der Erzähler vertritt.

Raison? (dist Janotus). Nous n'en usons poict ceans. Traistres malheureux vous ne valez rien.

La terre ne porte gens plus meschans que vous estes.

Je le sçay bien : ne clochez pas devant les boyteux. J'ai exercé la meschanceté avecques vous.

Par la ratte Dieu, je advertiray le Roy des enormes abus que sont forgez ceans, et par voz mains et menées.

Et que je soye ladre s'il ne vous fait tous vifz brusler comme bougres [sodomites], traistres, hereticques, et seducteurs [trompeurs], ennemys de dieu et de vertus.¹⁹²

Was: billich, sagt Janotus Latzmat, billigkeit gilt doch nit hierinn: jhr schelmische Bõswicht, ‚vel dic‘ Ertzverrähter, ‚ex nunc prout ex tunc‘, jr seit nicht eins Sautrecks wird:

vff dem Herrgots boden sind nicht ärgere lauren als jr seyt. Ich weiß es nur zu wol, Ich kenn euch, wer euch kent der kauft euch nicht.

Nicht hincket vor dem Lamem: Ich hab solche Büberey auch mit euch getriben: Ich kann den Dib die hãnd im Sack erwischen.

Bem Heiligen Miltz, ich will bei dem Kõnig euch die strey machen, vnnd alle die arglistige bubenstück, die jhr hierin kocht vnnd Prüttelt, entdecken:

Vnd da wett ich daß ich aussetzig wird, wann er euch nit alle laßt lebendig ‚de facto‘ verbrennen, als Florentzer, Verrãter, Ketzter vnnd verführer, als aller Tugend vnnd Gottsfeind: Jr Gottsdieb vnd Gottverräter, ‚& saluo iure addendi‘, Mit vorbehalt solche titul zu bessern vnnd zumehren.¹⁹³

Es zeigt sich in der vorliegenden Passage eine interessante Doppelnatur. Zwar erhält Janotus die ihm versprochene Vergütung für seine Leistung als Vertreter, doch scheint sein plötzlicher Geisteswandel dafür zu sprechen, dass er nicht vollkommen auf Materielles fixiert ist, sondern auch geistigen Werten eine hohe Bedeutung zuspricht. Dazu zählen etwa Ehrlichkeit und klare Rede ohne Beschönigungen. Werden die Kapitel 22 und 23 zusammengelegt, stellt sich Janotus

¹⁹² G, Kap. 20, S. 54 f.

¹⁹³ Gkl, Kap. 23, S. 237 [305 f.].

als ambivalente Figur heraus. Aus ihm sprechen zwei Stimmen: diejenige aus Kapitel 22, die der Sorbonne zugeneigt, und diejenige aus Kapitel 23, die ihr abgeneigt ist. Die betrügerischen Worte von Stimme eins werden von Stimme zwei scharf hinterfragt.

Mit Hilfe des Konzepts, das Bachtin Dialogizität nennt, schaffen es Rabelais und Fischart, zwei scheinbare Monologismen als Dialog zu etablieren und dadurch die vorgestellten Positionen zu relativieren. Meinung und Handlung der Figur werden subversiv in Frage gestellt. In der Unklarheit wird die kritische Betrachtung gefördert.

Fischart übernimmt Rabelais' Text- und Redevielfalt, erhöht dabei aber deren Ausprägung noch. Janotus wird in der Übersetzung noch stärker als ambivalente Person empfunden, da sein Urteil schärfer ausfällt, nachdem seine eigenen scholastischen Ausführungen profilierter waren. Fischarts Text bewegt sich zwischen Extremen, die Rabelais' Bildungssatire verzerren, sie so darstellen, dass ihr der Leser nur kritisch gegenüberstehen kann.

3.3 Der dialektische Typus: satirisch oder parodistisch?

Fischart bezeichnet seine *Geschichtklitterung* auf dem Titelblatt als einen „affentheuerlichen“ Text. Das Ad-hoc-Kompositum aus ‚Affe‘ und ‚Abenteuer‘ verweist auf eine äffische Nachahmung der Abenteuerromane und auf das Possenspiel, das mit dem Tier assoziiert wird. Das Motiv der spöttischen Nachahmung ruft den vierten und letzten Strategietypus auf den Plan. Dieser wird der imitativen Idee der Kontinuität im Wandel Rechnung tragen. Greene nennt ihn den **dialektischen (,dialectical‘) Typus**, der der Vorlage zugleich Hommage und Kritik entgegenbringt. In ihm zeigt sich das konfliktreiche Naturell der *imitatio*, das stets im Spannungsfeld zwischen Nähe und Distanz, Bezug und Abgrenzung steht.

Der dialektische Typus in der Geschichtklitterung

Als Bewunderer greift Fischart Rabelais' Text auf und bedient sich nicht nur in größter Treue seiner handlungsorientierten Inhalte, sondern übernimmt zudem seine humanistischen, stilistischen Methoden. Auch Fischarts Entstellung des *Gargantua*-Romans durch die exorbitante Texterweiterung in der *Geschichtklitterung* funktioniert nach den Textbearbeitungsprinzipien der Renaissance, wie sie hier dargestellt werden.

Doch wohlgedenkt belässt er den Text nicht in seiner Ursprungsgestalt, sondern unterzieht ihn einer ausgesprochen aufwändigen Umwandlung. Die radikalen Umdeutungen durch seine Modifikationen sind nur begrenzt als ein Lob an der

Vorlage zu verstehen: Deren zahlreiche Kristallisationskerne ermöglichen erst eine überschwängliche Erweiterung des Stoffes, wenn sie diese nicht gar herausfordern. Der Begriff der ‚Kristallisationskerne‘ in Zusammenhang mit der *Geschichtsklitterung* fällt 1960 bei Sommerhalder, der im *Gargantua* eine Sammlung von unausgearbeiteten Ideen sieht. Bei Fischart, anstatt seine Vorlage *tel quel* zu übernehmen, werden diese Kerne nicht nur erweitert, sondern regelrecht „umschlossen und überwuchert“¹⁹⁴.

Darüber hinaus ist der Aspekt der Kritik an der Vorlage zu berücksichtigen: Wie in einem Meister-Schüler-Verhältnis tritt Fischart in Rabelais‘ Fußstapfen, weitet metaphorisch gesprochen jedoch diese Fußspuren dermaßen aus, dass weitere Autoren, die sich auf Fischarts Ausgabe stützen, nicht zu Rabelais geführt werden, sondern nur Fischart finden können. Der Prozess ist am ehesten als aemulative Umformung zu verstehen – als Überbietungsgestus, der nur aus einer (partiellen) Ablehnung hervorkommen kann.

Das dialektische Moment der *imitatio* verbindet Greene stilistisch mit der Parodie: „Every creative imitation mingles filial rejection with respect, just as every parody pays its own oblique homage.“¹⁹⁵ Denn paradoxerweise drückt die *imitatio* in all ihrer Weigerung, der Vorlage nachzufolgen, ein Lob auf diese aus. In ähnlicher Form sucht auch die Parodie, einen Text spöttisch zu verformen, kann aber auch eine Hommage auf ihn darstellen. Wesentlich ist, dass der Subtext trotz der verzerrten Form in der Parodie erkennbar ist, Letztere aber inhaltliche Modifikationen sichtbar macht.

But **parody** may well issue from **creative imitation**, and superior parody always engages its subtext in a *dialectic* of affectionate malice. Parody proper is intensely *time-conscious* and *culture-conscious*, and could be absorbed without strain by a poet with humanist training [...].¹⁹⁶

Die höhere Form der Parodie – so Greene – gibt die Vorlage entsprechend einer *dialektischen* Imitation wieder. Eine bewusste und bewusst *kritische* Haltung gegenüber dem Zeitgeist und kulturellen Ausprägungen gelten als Grundvoraussetzung beider Textformen.

¹⁹⁴ Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 74.

¹⁹⁵ Ebd., S. 46.

¹⁹⁶ Ebd.

Nun ist die *Geschichtklitterung* mit ihrem stilistisch facettenreichen Hintergrund nicht per se als Parodie zu verstehen, sondern vielmehr als Werk, das sich parodistischer Mittel bedient. Dabei basiert der Text auf Stilelementen aus diversen Gattungen und entnimmt neben der parodistischen auch sehr viel der satirischen Tradition. Mit Blick auf die „Lizenzen und Gestaltungsmöglichkeiten mehrerer Gattungen“,¹⁹⁷ die Fischart in seine Texte aufnimmt, erklärt Seelbach (in Übereinstimmung mit Bachtin) die menippeische Satire zu einer zentralen Stilvorlage der *Geschichtklitterung*. Die menippeische Satire gehört zu den ältesten Satiretypen, denen es gelang, zynische Kritik in literarische Form zu packen. Als der bedeutendste Vertreter der menippeischen Satireform gilt Lukian von Samosata mit seinen *Totengesprächen*, aber auch Petrons *Satyricon* und Senecas Schmähere *Apocolocyntosis* zählen zu ihren Exempeln.

Die Nähe zwischen den satirischen und parodistischen Textkonzepten ist offensichtlich, zumal die Intention in beiden Fällen dieselbe ist: Der Leser wird durch zahlreiche historische und poetologische Querverweise nicht nur dazu aufgefordert, den Text in seiner geistesgeschichtlichen Bedeutung zu erschließen, sondern muss ihn mit dieser Auslegung dann auch auf ein Ziel hin verstehen – in der Regel bezüglich einer verspotteten Person, Institution, eines Schriftwerks oder eines Ereignisses.

Das Ziel ist die textuelle oder anderweitig kulturell verankerte Vorlage der Satire beziehungsweise der Parodie. Im Hinblick darauf sprechen Wolfram Ax und Reinhold Gleis¹⁹⁸ von einer „literaturtheoretischen Sekundarität“ der Parodie, die sich gleichermaßen auf die Satire beziehen kann. Ohne das zu kritisierende Objekt gibt es keine Kritik.

An dieser Stelle soll die Gattungsfrage zum Roman der *Geschichtklitterung* nicht endgültig beantwortet werden. Auch ist es nicht die Absicht, sie als reine Satire zu deklarieren. Doch ist die Satire als Gattung für die religiösen Aspekte der *Geschichtklitterung* so stilgebend, dass es unvermeidbar ist, das Werk als stark satirisch zu betrachten.

Unter den zahlreichen Untersuchungen zum Satire-Begriff soll im hiesigen Kontext Pascal Debaillys monografische Studie zur Satire im französischen 16. Jahrhundert¹⁹⁹ in den Fokus genommen werden. Sie spricht Satireeigenschaften an, die nicht nur interessante Parallelen zur

¹⁹⁷ Seelbach, Ulrich: *Ludus lectoris: Studien zum idealen Leser Johann Fischarts*. Heidelberg 2000 (= Beihefte zum *Euphorion* 39), S. 6.

¹⁹⁸ Vgl. Ax, Wolfram u. Reinhold F. Gleis (Hgg.): *Literaturparodie in Antike und Mittelalter*. Trier 1993 (= Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium).

¹⁹⁹ Vgl. Debailly, Pascal: *La Muse indignée. Tome I. La satire en France au XVI^e siècle*. Paris 2012.

Parodie (und *imitatio*) aufzeigen, sondern sich insbesondere in Bezug auf Untersuchungen zu *Gargantua* und zur *Geschichtsklitterung* als hilfreich erweisen. Dabei unterscheidet Pascal Debailly für die Satire zwei Spannungsfelder.

La satire mêle parole et violence, violence de l'indignation, violence du rire. Elle naît d'un décalage devenu insupportable entre l'idéal et le réel. Elle convertit en émotion poétique tout ce qui dans le spectacle des mœurs suscite de la contrariété et du déplaisir, apparaît ridicule ou scandaleux.²⁰⁰

Zunächst bewegt sich die Satire zwischen brachialer Sprache und dem Effekt der Komik: Zwar regt die Satire zum Lachen („rire“) an, doch erzeugt sie dabei eine „violence du rire“, sprich ein Lachen, das gewaltsam auftritt und mit Empörung („indignation“) verbunden ist. Das Wort wird zum Gewaltakt. Erst, wenn der Leser die Empörung nachempfinden kann, gilt der Gewaltakt als legitim. Dieses Gefühl der Empörung jedoch ist dadurch bedingt, dass Autor und Leser auf ein gemeinsames Verständnis von Menschenwürde („dignité humaine“) zurückgreifen.²⁰¹

Dass „contrariété“ und „déplaisir“ zum Gegenstand der Dichtung gemacht werden, ist in der Parodie nicht zwingend anders. Doch zielt sie nicht darauf ab, diese Sachverhalte in Lächerlichkeiten („ridicule“) und Skandale („scandaleux“) zu überführen. Die Parodie wird im Gegensatz zur Satire stets mit einem spielerischen Charakter in Verbindung gebracht und gilt dementsprechend als sprachlich experimentelle Modifikationsform. Insbesondere die Spannung des ‚ludens und illudens‘²⁰² der Satire lässt sich in jedem parodistischen Text wiederfinden. Mit einer poetologischen Form, die das Lachen im Ernst sucht, entsprechen sich Satire und Parodie sowohl in der Abgrenzung zur trockenen Morallektion als auch zur reinen humoristischen Sprachübung. Hört eine Satire oder eine Parodie auf, poetisch zu sein, um sich einzig und allein auf ihren didaktischen Wert zu konzentrieren, so erzeugt sie im Leser nicht nur Langeweile, sondern auch eine Skepsis gegenüber den dargestellten Moralisierungen.²⁰³

Auch im zweiten Spannungsfeld weisen Satire und Parodie deutliche Gemeinsamkeiten auf:

²⁰⁰ Ebd., S. 8.

²⁰¹ Vgl. ebd.: „L'indignation est le sentiment que nous éprouvons devant ce qui nous semble *indigne* par rapport à nos idéaux de vérité, de justice et de beauté. L'indignation suppose un idéal éthique de *dignité* humaine, que l'esthétique peut contribuer à définir et à conforter.“

²⁰² ‚Ludens und illudens‘ gehört mit zu den satirischen Gegensatzpaaren ‚Lob und Tadel‘ und ‚subversiv und konservativ‘.

²⁰³ Vgl. Debailly, Pascal: *La Muse indignée*. Tome I. *La satire en France au XVIe siècle*. Paris 2012, S. 13.

Nach Debailly entsteht die Satire aus einer Überspannung zwischen Ideal und Realität. Zwei Schritte führen zur Herausbildung des satirischen Idealismus:

Le premier [écueil de l'idéalisme] consiste à s'en réclamer abusivement pour couvrir de basses invectives personnelles, le second à le convertir en moralisme didactique et desséchant.²⁰⁴

Der Idealismus zeigt sich zunächst anhand einer persönlichen Kritik eines zeitgenössischen Umstandes, die in poetologisch extravaganter Form Ausdruck findet. Die persönliche Kritik spiegelt einen poetischen Affekt („*émotion poétique*“²⁰⁵) wider, der in eine kritische Sprache übersetzt und somit für den Leser nachvollziehbar wird. Diese Kritik wird schließlich in einem zweiten Schritt als schwache moralische Zurechtweisung präsentiert, die scheinbar einer gänzlich davon abfallenden Realität gegenübersteht. Die Ideal-Realität-Diskrepanz dient der Programmatik des Überzeugens. Der Affekt des Autors wird durch poetologische Mittel zur Kritik und Zurechtweisung, um einen korrigierenden Einfluss auf den Affekt des Lesers auszuüben.

Was als Ideal betrachtet wird, lässt sich nur schwer festhalten. Entscheidend ist der Kontrast, der zur Realität aufgebaut wird. Schillers Gegenüberstellung einer nicht zufriedenstellenden Realität einerseits und einer Idealvorstellung andererseits unterstreicht die Unerreichbarkeit des Ideals in einer mangelhaften Welt.²⁰⁶ Bereits die Renaissance und Frühe Neuzeit verstanden das Ideal als höchste Form der Gerechtigkeit und Schönheit, die sich unmöglich in der Realität wiederfinden ließ. Die Kritik in einem satirisch-parodistischen Text erfolgt also an der textuellen oder kulturellen Vorlage, an dem Textstück oder an der Gesellschaft, die er verzerrt darstellt.

Für die *Geschichtsklitterung* gibt es einen doppelten Bezug zu berücksichtigen: Ihre Vorlage stellt sowohl Rabelais' *Gargantua* als auch seine zeitgenössische Kultur dar. Rabelais folgend kann auch die dritte Ebene angeführt werden: die Kritik an dem, was Rabelais bereits beanstandete. Dabei liegt die Neuartigkeit des Fischart'schen Textes in seinem Status als umgearbeiteter Roman eines komplett neuen kulturellen Milieus. Genauso, wie Rabelais seinen Zeitgeist durch die übersteigerte Darstellung der Realität einem unerreichbaren Ideal gegenüberstellt, geht auch Fischart mit seiner Gesellschaft ins Gericht. Er steigert die

²⁰⁴ Ebd., S. 8.

²⁰⁵ Ebd.

²⁰⁶ Friedrich Schiller: *Über naive und sentimentalische Dichtung* [1800]. Stuttgart 1953, S. 4 ff.

Diskrepanz zwischen dem Soll- und Ist-Zustand. Als „Meister der Satire“²⁰⁷ deformiert Fischart das real Vorliegende, um es als ein Ideal zu reformieren.

4 Kontrafaktische Schreibweise

An dieser Stelle hat ein Werktitel zu fallen, der die Rabelais-Forschung in den 1970er Jahren revolutionierte. Mit *L'œuvre de François Rabelais et la culture populaire au Moyen Âge et sous la Renaissance* (1970)²⁰⁸ (Deutsch: *Rabelais und seine Welt* (1987)²⁰⁹) veröffentlichte Bachtin eine Untersuchung zu sogenannten karnevalesken Elementen im *Gargantua*. Das, was Bachtin ‚karnevalesk‘ nennt, ist eng mit dem Begriff der freien, menippeischen Satire verknüpft. Er sieht in ihr die Grundlage des Karnevals und auch des Romans *Gargantua*. Der Karneval figuriert als Welt in der Welt, als mikrokosmisches Abbild der makrokosmischen Wirklichkeit, mit dem Unterschied, dass das Abbild in bewusster Verkehrung wiedergegeben wird. Was hier für *Gargantua* stimmt, lässt sich umso mehr auf die *Geschichtklitterung* übertragen. Die Stimmung, die durch in der *Geschichtklitterung* aufkommt, beschreibt Sommerhalder in Anlehnung an Bachtin mit dem Bild einer verkehrten Welt:

Im Taumel dreht sich die Welt. Nichts ist dort, wo es gestern war und wo man es heute erwartet; nichts ist verlässlich, weil die Dinge durcheinanderwirbeln: Das Oben verkehrt sich ins Unten, Großes verwandelt sich in Geringes, das Dort ins Hier. Allem fehlt die Beständigkeit, und der Leser selbst vermag nirgends Fuß zu fassen, um das Geschehen zu überblicken und seiner innerlich Herr zu werden.²¹⁰

Diese verkehrte Welt wird ganz bewusst durch diverse Stilmittel geschaffen, in denen Fischart Rabelais in nichts nachsteht.

²⁰⁷ Spengler, Walter ECKEHART: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göttingen 1969 (= Göttinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 227.

²⁰⁸ Vgl. BAKHTINE, Mikhaïl: *L'œuvre de François Rabelais et la culture populaire au Moyen Âge et sous la Renaissance*. Paris 1970.

²⁰⁹ Vgl. Bachtin, Michail: *Rabelais und seine Welt*. Gabriele Leupold (Übers.), Renate Lachmann (Hg.). Frankfurt a.M. 1987.

²¹⁰ Sommerhalder, Hugo: *Johann Fischarts Werk. Eine Einführung*. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 54. Sommerhalder schreibt darüber hinaus: „Fischarts Welt ist nämlich eine in ihren Molekülen lockere, jederzeit zur Auflösung und zum Durcheinander bereite, und Fischart ist ein Spieler, der, einem übermenschlichen Jongleur gleich, mit den Dingen der Welt entgegen allen Gesetzen der Natur ein Spiel von unerhörtem Ausmaß und kaum faßbarer Künstlichkeit treibt.“ Ebd., S. 56.

4.1 Verkehrte Welt: Antithese, Grobianismus, Grotisches und Karneavaleskes in der *Geschichtklitterung*

Antithese

Antithesen, das heißt ins Gegenteil verkehrte Aussagen, sind in der humanistischen Literatur keine Seltenheit. Doch der Exzess, mit dem Fischart dieses Stilmittel verwendet, ist überwältigend. Fischart sei einer „Antithesensucht“ verfallen, urteilt Goldemann. Da auch Rabelais von dieser kontrastierenden Methode Gebrauch macht, ist man geneigt, zu meinen, Fischart hätte sie von ihm übernommen. Doch obgleich Rabelais in Fischarts exzessiverem Gebrauch der Antithesen eine bedeutende Rolle spielt, lernt Letzterer das Stilmittel nicht erst durch ihn kennen. Schon in seiner Erstlingsschrift *Nacht Rab oder Nebelkräh* griff er darauf zurück. Dort wird der Rabe als „schön verkleidt/ In Jesuwidrisch helligkeit“ beschrieben, bevor sogleich in Klammern folgt: „(Wie er nicht dörfft dieser Kleider,/ Dann er ist vor schwartz hesslich leider)“.²¹¹ Solche kurzen Bemerkungen, die im Kontrast zur vorangehenden Aussage stehen, sind in Fischarts Schriften keine Seltenheit. Oft bedient er sich, wie im letzten Beispiel, einer Klammer, um die Antithese durch die Interpunktion zu markieren.²¹² Doch betreibt Fischart die Verwendung antithetischer Formulierungen oft so exzessiv und ungenau, dass die pointierte Wirkung verlorenght, die bei Rabelais noch erzeugt wird:

Car, ainsi comme debiles sont les armes wie äuserliche vnnnd aussländische wehr,
au dehors, si le conseil n'est en la ohn jnnerlichen, beihändigen vnnnd
maison : aussi vaine est l'estude et le heußlichen rhat, keiner vermöglicheit nit
conseil inutile : qui en temps oportun par sind, sondern gleichsam ohn lebhaftte
vertus n'est executé et à son effect vnterhalt schwächlich erligen. Also muß
reduict.²¹³ auch alles studieren, vnnnd der wolerlehrnet
verstand, sampt allem guten rhat, wo er nit
zu gelegener zeyt durch kräfttge tugend
scheinbarlich exequirt, vollzogen vnd ins
werck gerichtet wird, vnnützlich abgehn
vnnnd verschwinden.²¹⁴

²¹¹ Johann Fischart: *Nacht Rab und Nebelkräh*. Heidelberg 1570, Österreichische Nationalbibliothek [VD16 F 1154], fol. A3r.

²¹² Für weitere Beispiele vgl. Goldemann, Eberhard: *Barockstil bei Fischart*. Diss. Tübingen 1934, S. 68-69.

²¹³ G, Kap. 29, S. 84.

²¹⁴ Gkl, Kap. 32, S. 316 [409].

Die Textstelle stellt einen Vergleich her: Für eine erfolgreiche Schlacht werden nicht nur Waffen benötigt, sondern auch eine gute Strategie. Andersherum legt das Studieren die Grundlagen für eine kluge Tat. Praxis funktioniert nicht ohne Theorie und umgekehrt.

Antithetisch sind die ersten drei Zeilen. Rabelais macht einen knappen Außen-innen-Vergleich. Durch die Dopplung und Verdreifachung der Adjektive („äuserliche vnnd ausländische“ / „jinnerlichen, beihändigen vnnd heußlichen“) verliert diese einprägsame Gegenüberstellung ihren prägnanten Charakter. Fischart reizt das Spiel mit den Worten so stark aus, bis sie Gefahr laufen, ihren von Rabelais gegebenen Sinn zu verlieren.²¹⁵

Goldemann zieht aus denselben Beobachtungen den Schluss, dass Fischarts Gegenüberstellungen über die Antithetik hinausgehen. Schließlich konfrontiert er nicht nur zwei Pole, sondern stellt alle Elemente mit ihren Kontrasten auf eine Ebene und erweitert sie auf fast endlose Gebiete. Dabei greift er zahlreiche Stoffkreise auf, die im Gesamtbild höchst gegensätzlich wirken. Dazu zählen Alltagsgeschichten, politische Ereignisse, der altdeutsche Sagenschatz, die einheimische und internationale Schwank- und Fabelliteratur, antike Schriften und der Stoffkreis des Christentums.²¹⁶

Diese Stoffvielfalt steht in einem klaren Gegensatz zu Fischarts Flugschriften. In Letzteren ist allem voran das Gegensatzpaar weltlich/geistlich für die Polemik der Texte zuständig. Gelobt wird das Christliche und verpönt das Römische. So gesehen ist die *Geschichtklitterung* die Vervielfachung und Erweiterung antithetischer Anwendungen und eine wilde Auskundschaftung des Stils.

Karnevaleskes

Zu den vielen analytischen Errungenschaften Bachtins wird insbesondere die Untersuchung des ‚Karnevalesken‘ in den *Gargantua und Pantagruel*-Werken von 1970 gezählt. Im Zusammenhang mit der Sprache des Marktplatzes und volkstümlicher Feste beleuchtet Bachtin Teile des *Gargantua* als Gegenwelt zur alltäglichen, realen Welt.²¹⁷ Diese Begrifflichkeit gab der Rabelais-Forschung ein wertvolles Instrument an die Hand, auf dem unter anderem auch Duval aufbaut:

²¹⁵ Vgl. Goldemann, Eberhard: Barockstil bei Fischart. Diss. Tübingen 1934, S. 17.

²¹⁶ Vgl. ebd., S. 25.

²¹⁷ Vgl. Bachtin, Michail: Rabelais und seine Welt. Gabriele Leupold (Übers.), Renate Lachmann (Hg.). Frankfurt a.M. 1987. Vgl. auch Seelbach, Ulrich: Ludus lectoris: Studien zum idealen Leser Johann Fischarts. Heidelberg 2000 (= Beihefte zum Euphorion 39), S. 16.

Just as the ideal Christian community in *Gargantua* is the ironic result of a deliberate, systematic inversion of the rules and characteristics of the traditional monastery, so the ideal education in *Pantagruel* is the ironic result of a deliberate, systematic inversion of each and every discipline of the traditional medieval curriculum.²¹⁸

Die in den Romanen dargestellten Ideale, so stellt Duval fest, sind überspitzte Umkehrungen des kritisierten, zeitgenössischen Zustandes – sei es der monastischen Orden, der Ansprüche des Klerus oder der spätmittelalterlichen Bildung.

Die Übersetzung entsagt den sozialen Normen endgültig, löst Strukturen auf und gibt den Text als ein wirres Gedankengefüge wieder. Doch obgleich sich manche Textpassagen bis ganze Kapitel der Deutung noch ganz entziehen und die Forscher im Dunkeln tappen lassen, würde man dem Roman nicht gerecht, täte man ihn als bloßes karnevaleskes Spiel ab. Die *Geschichtklitterung* gibt sich vielleicht nicht auf jeder Seite vorrangig als Parodie oder Satire zu erkennen und ist oft genug als albernes Spiel der Umkehrung und der Verspottung von allem und jedem zu werten. Doch auch darin sind literarische Charakteristika erkennbar, wie etwa die Förderung von Ambivalenz durch das Stilmittel des Kalauers oder das vernetzende, assoziative Denken. Im Buchstabenwirrwarr bezeugt das Werk die humanistisch-stilistischen Kenntnisse des Autors.

Der Roman spiegelt eine ausgeprägte Text- und Sprachorientierung wider, zeigt sich als Versuchsplattform eines sprachlich höchst kreativen Autors und als Paradebeispiel für Literatur einer Epoche, die sich die Entwicklung der Volkssprache zum Ziel gesetzt hat. Doch daneben zeigt sich eine weitere Orientierung: Thematisch kommen immer wieder Gesellschaftsgruppen in den Fokus, die nicht neutral betrachtet werden, sondern mehr oder weniger mittelbar in Kritik geraten. Fischart zeigt sich als Sittenhüter, in religiösen Themen sogar als eine Art Prediger.²¹⁹ Aber wie spielen textorientierter Karneval und leserorientierte Predigt oder Flugschrift zusammen? Bei genauerem Hinsehen erweisen sich die zwei Funktionsweisen als durchaus verknüpfbare Momente: Sie verbinden sich im Feld der Polemik und der literarisch-moralischen Darstellung. Eine Predigt oder Flugschrift beinhaltet religiöse Themen in einer

²¹⁸ Duval, Edwin M.: *The Medieval Curriculum, The Scholastic University, and Gargantua's Program of Studies (Pantagruel, 8)*. In: *Rabelais's Incomparable Book. Essays On His Art*. Raymond C. La Charité (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= *French Forum Monographs* 62), S. 30-44, hier: S. 39.

²¹⁹ Hauffen betont, dass Fischart das Gebiet der Moral über dasjenige des Wissensbetriebs stellt und aus diesem Grund kritischer mit der humanistischen Bildung ins Gericht geht als Rabelais. Vgl. Hauffen, Adolf: *Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation*. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 191.

meist bildhaften Sprache. Ein karnevaleskes Spottgedicht bedient sich ebenfalls einer lebendigen, stichelnden Sprache und strebt Lob und Kritik nach eigenen Maßstäben an. Somit laufen Leser- und Sprachorientierung parallel, stützen einander, stehen sich aber auch gegenseitig im Weg.

Groteskes

Spengler fragt sich mit Recht, ob Grobianismus und Groteskes „genügend gegeneinander abgrenzbar“²²⁰ sind. Kellner klagt noch rund vierzig Jahre später, dass trotz der engagierten Erforschung des manieristischen und grotesken Schreibstils Fischarts die definierten Kategorien „unklar blieben“, „historisch zu wenig konturiert wurden“ und „literaturanalytisch wenig Aufschlüsse erbrachten“.²²¹ Insbesondere der Begriff des ‚Grotesken‘ wird in der Forschung sehr unterschiedlich verwendet. Folglich birgt er für die Anwendung in der Textanalyse einige Schwierigkeiten. Einen interessanten Ansatz zur Definition des ‚Grotesken‘ bietet Sandig. Er definiert in seinem Kapitel „Theorie des Grotesken“ alle „gestalteten Sehweisen empirischer, antizipierter und halluzinierter Wirklichkeitserfahrung“ als ästhetisch grotesk, „die dem Publikum eines Kunstwerks“²²² die Perspektiven der Betroffenheit (Das Publikum lacht aufgrund der Lähmung, die es in seiner Ohnmacht empfindet) oder der Erkenntnis (Es ist lächerlich, dass eine fremde Person sich in dieser Ohnmacht befindet) vermitteln oder aufdrängen. Was in die Kategorie des Grotesken fällt, wäre demnach an der Reaktion des Publikums abzulesen. Auch nach Zymner sind offensichtliche Stellen der Eingriffs-Ohnmacht in eine prekäre Situation als grotesk zu bewerten. Er nennt als Beispiel den Kampf der Mönche in den Weingärten der Abtei Selwiler.²²³ Die Mönche sind der Picrochol’schen Armee augenscheinlich unterlegen. Der Leser schaut sich den Ausgang dieser makabren Situation betroffen an.

Doch Sandig gibt einen weiteren Ansatz, der von der Reaktion des Publikums unabhängig in der Darstellungsweise des Textes liegt. Für groteske Schriften sei eine „Übergenaugigkeit“ der

²²⁰ Spengler, Walter Eckehart: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göppingen 1969 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 48.

²²¹ Kellner, Beate: Verabschiedung des Humanismus: Johann Fischarts "Geschichtklitterung". In: Humanismus in der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. XVIII. Anglo-German Colloquium Hofgeismar 2003. Nicola McLelland, Hans-Jochen Schiewer u. Stefanie Schmitt (Hgg.). Tübingen 2008. S. 155-181, hier: S. 165, FN 44.

²²² Sandig, Holger: Deutsche Dramaturgien des Grotesken um die Jahrhundertwende. München 1980, S. 76 f.

²²³ Zymner, Rüdiger: Manierismus: zur poetischen Artistik bei Johann Fischart, Jean Paul und Arno Schmidt. Paderborn 1995, S. 151.

Beschreibungen und Schilderungen wesentlich.²²⁴ Der Aspekt entspricht weitestgehend dem „ornamentalen“ Charakter in Sommerhalders Definition des Grotesken. Über diese zierenden Elemente hinaus nennt Sommerhalder das Monströse und das rasante Tempo der Sprache als zwei weitere Merkmale grotesker Schreibweise.²²⁵ Letzteres ist als Folge aus Ersterem zu verstehen. Das Monströse evoziert durch aneinandergereihte Namen und Bezeichnungen eine gewaltige Sprachgeschwindigkeit, die durch das ornamentale Element spielerisch gesteuert und geformt wird. Darüber hinaus ist der Rausch „die äußerste Daseinsmöglichkeit der grotesken Existenz, auf deren Grund die Absurdität sichtbar wird.“²²⁶ Auf diese ultimative Form des Grotesken wird weiter unten ausführlich eingegangen. Sie ist die Übersteigerung des Monströsen, Ornamentalen und des rasenden Sprachtempos.

Dass die *Geschichtklitterung* nicht als mit ihrer Vorlage identisch betrachtet werden kann, wird dem Leser durch die textuellen Diskrepanzen einleuchten. Das stilistische und thematische Chaos nimmt in Fischarts Text ein Ausmaß an, so dass von einer so klaren Umdrehung, wie es Bachtin bei Rabelais sieht, nicht mehr ausgegangen werden kann. Viele Forscher, die zur *Geschichtklitterung* geschrieben haben, sind dazu geneigt, dem Roman aufgrund seines absurden und verworrenen Charakters jegliche Sinnprogrammatisierung abzusprechen.

Dieser Idee folgt etwa Walter Haug mit seiner Einschätzung des Fischart'schen Textes:

Vieles, was bei Rabelais zwar übertrieben ist, aber in der Groteske doch konkret-sachlich bleibt, das schlägt bei Fischart ins unvorstellbar Nürrische um und offenbart sich damit umso massiver in seiner Absurdität.

[...]

Immer wieder wird also das Gigantische der Vorlage von Fischart dermaßen ins Bizarre weitergetrieben, daß man schließlich den Boden unter den Füßen verliert und nur ein durch Gelehrsamkeit aufgeblähtes und am Ende zerplatzendes Lügengespinnst zurückbleibt, wobei Fischart sich nicht scheut, die Lüge ganz offen einzugestehen.²²⁷

²²⁴ Vgl. Sandig, Holger: Deutsche Dramaturgien des Grotesken um die Jahrhundertwende. München 1980, S. 35.

²²⁵ Vgl. Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 76.

²²⁶ Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 121 f.

²²⁷ Haug, Walter: Zwischen Ehezucht und Minnekloster. Die Formen des Erotischen in Johannes Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: The Graph of Sex and the German Text. Gendered Culture in Early Modern Germany. Lynne Tatlock (Hg.). Amsterdam 1994 (= Chloe 19), S. 157-178, hier: S. 160.

Haug's Beurteilung repräsentiert den kritischen Blick der 1990er Jahre auf Fischarts Werk. Dieser baut stark auf Sommerhalder's Einschätzung von 1960 auf. Als „klare Antwort auf die Frage nach dem Sinn von Gargantuas Tun“ nennt Sommerhalder das „groteske Spiel mit sich selbst“, bei dem nichts herauschaut als „eine monströse Absurdität, die volle Kachel und der gewaltig strotzende Bauch“. ²²⁸ Hankamer pflichtet ihm fünf Jahre später in seiner Monografie bei. Fischarts Übersetzungsstil sei kein begrifflicher, sondern ein klangspielerischer, bei dem der Sinngehalt durch Sprachverdrehungen überdeckt werde. Die Lautgestalt diene ihm lediglich zu Wortspielen und zu bizarren Witzen. ²²⁹

Letztere Aussage wurde 1969 von Spengler richtiggestellt. Klangspiele und Sinnggebung, so Spengler, müssen sich gegenseitig nicht ausschließen. ²³⁰ An diese Bemerkung soll nun angeknüpft werden: Es mag sein, dass der groteske Charakter des Werks im Leser in erster Linie Gelächter evoziert. Doch dieser Haltung gilt der hier vertretenen Ansicht nach zu entgegen: Was, wenn das Werk den Leser nur in einem ersten Zug verunsichern und amüsieren will, um schließlich auf eine Welt hinzuweisen, die beansprucht, ohne moralische Grenzen zu funktionieren? Was, wenn der „durch Gelehrsamkeit aufgeblähte“ Text letztlich auf die vielfach vernetzte Welt hinweist, worauf nur ein enzyklopädisch-assoziativer Charakter hinweisen kann? Beim Stichwort „Lügendespinnst“ und „Lügerei“ stellt sich die Frage, ob die Lüge in einem fiktionalen Roman nicht ohnehin zum Kernkonzept der Geschichte gehört. Darüber hinaus erweist es sich als überaus schwierig, eine Dichotomie ‚Lüge versus Wahrheit‘ für ein Werk aufzutun, das ohne Regeln funktionieren will und das werteumkehrende Karnevaleske genauso begrüßt wie die selbstverständliche Darstellung von Widersprüchlichkeiten.

Grobianismus

Fischarts Text ist nicht sinnentleert oder gar eine „Lügerei“, sondern eine Ode auf den Menschen, auf dessen Leib und Sinneserfahrungen. Bereits im *Trostbüchlein* spricht er im Zusammenhang mit dem Erleben von Neuartigem auf die drei Sinne Sehen, Schmecken und Riechen an: „das man zu den Reichen trägt [...], was das Gesicht ergetzen, den Geschmack

²²⁸ Vgl. Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 78.

²²⁹ Vgl. Hankamer, Paul: Die Sprache. Ihr Begriff und ihre Deutung im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Hildesheim 1965, S. 85.

²³⁰ Vgl. Spengler, Walter Eckehart: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göttingen 1969 (= Göttinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 41.

erquicken oder das Gehör erlustigen mag“²³¹. Es sind die drei Sinne, die bei Fischart einen besonderen Stellenwert haben²³² – und dies erst recht in der *Geschichtklitterung*, wo sie sich exorbitant manifestieren können. Entscheidend für eine offene Betrachtung des Buches ist das Verständnis für die zahlreich darin enthaltenen Bezüge zum menschlichen Körper und dessen Trink- und Essverhalten.

Die ‚grobianischen‘ Prägungen des Textes zeichnen ein besonders auffälliges Bild. Die zugrundeliegende Stilrichtung des ‚Grobianismus‘ ist eine zeitgenössische Erscheinung, die im 15. und 16. Jahrhundert zunehmend an Vertretern gewinnt. Bereits in Rabelais‘ *Gargantua* sind die grobianischen Züge unverkennbar. Diese entsprechen den literarischen Tischzuchten der frühen Neuzeit, in denen satirisch das gesellschaftliche Verhalten dargestellt wurde. Für die Geschichte deutscher grobianischer Literatur spielt Kaspar Scheit eine besondere Rolle, der 1551 Friedrichs Dedekinds lateinischen *Grobianus* ins Deutsche übertrug. Fischarts Orientierung an Scheits grobianischen Stilmotiven zeigt sich in der *Geschichtklitterung* anhand der Tendenz, Assoziationsketten von Motiven der Körperlichkeit zu bilden. Ihren Höhepunkt hat sie schließlich im achten Kapitel, der ‚Trunkenlitanei‘, die als Darstellung eines ausufernden Trinkgelages zahlreiche Aspekte des Grobianus aufnimmt (den Ess- und Trinkexzess, die Sittenlosigkeit, den verworrenen Wortwechsel etc.).

Dass Fischart den erfolgreichen Humanisten Kaspar Scheit seinen Oheim nennt²³³ und in ihm den „best[en] Reimist[en] zu unserer Zeit“²³⁴ sieht, zeigt eine besonders tiefe Verbundenheit zwischen den zwei Autoren. Es sei dahingestellt, ob Scheit Fischarts biologischer oder geistiger Onkel war.²³⁵ Fest steht, dass er einen entscheidenden Einfluss auf Fischarts Dichtung, insbesondere auf die *Geschichtklitterung*, ausübte. Die stilistischen Abweichungen vom französischen *Gargantua*-Roman sind offensichtlich: Die Figur des Grandgousier und des

²³¹ Johann Fischart: Podagrammisch Trostbüchlin. In: Ders.: Werke. Auswahl. Adolf Hauffen (Hg.). Bd. 3, Stuttgart 1895 (= NDL 18,3, S. 1-113, hier: S. 84 [K1^b]).

²³² Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 336.

²³³ Nach Schmidt, Erich: Fischart, Johann. In: Allgemeine Deutsche Biographie. Band 7. Leipzig 1877, S. 31-47, hier: S. 32.

²³⁴ Johann Fischart: Der Flöhhaz. Camillus Wendeler (Hg.). Halle a.d.S. 1877 (= Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts 5), V. 54.

²³⁵ Hauffen bezweifelt eine Blutverwandtschaft zwischen Fischarts und Scheits Familie. Seiner Meinung nach meint die Bezeichnung „Vätter“, die Fischart für Scheit verwendet, einen „Gevatter“, d.h. einen Taufpaten. Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 17 f. Bleuler hingegen postuliert, dass die Blutsverwandtschaft zweifelsohne anzunehmen sei („der bekanntlich sein Onkel war“). Vgl. Bleuler, Anna Kathrin: Aemulatio modernorum. Deutschsprachige Humanismus-Rezeption am Heidelberger Hof zur Zeit Kurfürst Friedrichs II. (1544-1556) am Beispiel von Kaspar Scheits *Lobrede von wegen des Meyen*. In: Aemulatio: Kulturen des Wettstreits in Text und Bild (1450-1620). Jan-Dirk Müller et al. (Hgg.). Berlin, Boston 2011, S. 371-392, hier: S. 386.

Gargantua werden in der deutschen Überlieferung noch stärker in die Funktion eines abschreckenden Beispiels gedrückt. Das verpönte Handeln wird übersteigert dargestellt. Die Bewertung etwa der Trinkgelage oder der Erziehung fällt bei Fischart deutlich schlechter aus. Der Roman, wie ihn der Straßburger herausgibt, sprengt wie schon seine Vorlage die Verhaltensnormen, stellt die verkehrte Welt jedoch weitaus exzessiver dar als sein Prätext.

Fischarts Interesse an Scheits Werk lässt sich neben der sprachartistischen Komponente auf die konfessionspolitische Verbindung der Autoren zurückführen. Vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen evangelischen Reichsstadt entwickelten Scheit wie auch Fischart protestantische, oft klar lutherische Ansichten. Seit dem Religionsgespräch 1557 und aus Protest gegen die Versuche Friedrichs III., den Calvinismus in der Pfalz zu stärken, nahmen die Wormser Kirchen immer nachdrücklicher lutherische Grundsätze an.

4.2 Die Religion und das Zechen

Ambivalenz ist keine ungewöhnliche Wirkung der frühneuzeitlichen Künste. Etwa Bruegels berühmtes Gemälde *Blindensturz* (1568) schafft es, seine Figuren sowohl real als auch metaphorisch erblindet darzustellen.²³⁶ Dadurch werden zwei Sinnebenen verschränkt. Eine Überlagerung von mehreren Deutungsmöglichkeiten wird gefördert, was schließlich ein diffuses Bild des Werks hinterlässt. Durch Stilmittel wie etwa den Kalauer (zum Beispiel in „Win uß“) zeigt Fischart, dass er spielerisch semantisch unabhängige Komponenten zu verbinden weiß. Im großen, ideologischen Rahmen sind es schließlich Welten, die sich auf den ersten Blick dichotomisch zueinander verhaltenden: das Religiöse und das Profane (nach frühneuzeitlicher Terminologie: das „Ungeheiligte“).

In der literarischen Produktion ist eine strenge Trennung zwischen geistlichen Themen in der Kirche und weltlichem Diskurs beim Zechen, wie sie etwa die Meistersinger praktizierten,²³⁷ als Ausnahmefall zu betrachten. Etwa Luthers Tischreden oder das Fastenbrechen in der Karnevalszeit zeugen von einer natürlichen Verschränkung religiöser Themen mit einem profanen Milieu.

²³⁶ Vgl. Strykowski, Julian: *Austeria*. Warschau 1968, S. 266 (dt.: *Austeria*, 1968 u. *Die Osteria*, 1969). Vgl. auch Koller, Sabine: Die Seelenwanderung einer Melodie. In: *Faszinosum 'Klang': Anthropologie - Medialität - kulturelle Praxis*. Wolf Gerhard Schmidt (Hg.). Berlin, München, Boston 2014. S. 349-364.

²³⁷ Mey, Curt: *Der Meistersang in Geschichte und Kunst*. Leipzig 1901, S. 86.

Dafür sprechen auch die zahlreich verwendeten Sprichwörter,²³⁸ die in der Frühen Neuzeit als Gottes Worte der Weisheit galten, die sich bei Fischart aber insbesondere dort häufen, wo auch grobianische, groteske oder karnevaleske Züge zunehmen.

Nicht selten sind diese Sprichwörter in einem doppelten Sinne zu verstehen – in ihrem metaphorischen, sprichwörtlichen Sinne, aber auch in ihrer unmittelbaren Wörtlichkeit.

Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass als Hauptschlagworte zur Beschreibung von Fischarts Bearbeitung zweifellos sein Grobianismus in der aemulativen Übersteigerung seiner Vorlage und die zur neuen moralisierenden Betrachtung antreibende Reformationspolemik genannt werden müssen.

Nicht nur verstärkt Fischart die grobianischen Mittel der überschwänglichen Konsumdarstellung. Ebenso streut er zahlreiche Hinweise auf eine moralische und religiöse Orientierung ein. Dem Leser bietet er somit ein duales Bild: Die sehr weltliche Manifestation des Menschen, der sich als reiner Körper versteht, geht einher mit dem Verständnis des Menschen als Seele, die nach einer Versöhnung mit Gott strebt.

5 Assoziative Schreibweise

Die römisch-antike Rhetorik avancierte in deutschen Schulen und Universitäten immer mehr zu einer neuen Leitwissenschaft unter den philosophischen Fächern. Dabei erfolgte im 16. Jahrhundert eine Neugewichtung der rhetorischen Produktionsstadien. Die *inventio* hatte nun den Richtlinien der *elocutio* zu folgen. Somit lieferte sie einerseits deutlich weniger Argumente des topischen Systems, andererseits wurde sie in der Funktion der *amplificatio*, das heißt der artifiziellen Ausweitung der Rede über das zum Verständnis Nötige hinaus, in den Dienst des *ornatus* – des elokutiven Redeschmucks – gestellt.²³⁹

²³⁸ Neben Hinweisen auf Legenden, mythologischen Sagen und Anekdoten sind Sprichwörter ein wichtiges Verweismaterial des Dichters. Auch durch sie wird sowohl Wissen demonstriert wie auch das Thema expandiert und mit Material gefüllt. Eine Hauptquelle stellen Agricolas Sprichwörtersammlungen dar. Vgl. Agricola: Sprichwörtersammlungen. Bd. 1. Sander L. Gilman (Hg.). Berlin 1971.

²³⁹ Schindling, Anton: Humanistische Hochschule und freie Reichsstadt. Gymnasium und Akademie in Straßburg 1538–1621. Wiesbaden 1977 (= Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte, 77), S. 389 f.

Nur Sprachrausch?

Fischarts Prinzip der assoziativen Schreibweise reiht sich in diese Uminterpretation des Verhältnisses zwischen *inventio* und *elocutio* ein. Sein Augenmerk liegt nicht primär auf der Argumentationsfindung, sondern in ihrer Darstellung. Dabei nimmt die amplifizierende, artifizielle Ausweitung seiner Scheinargumente den größten Raum der Rede ein. Dieses textanschwellende Stilmittel erscheint in der *Geschichtsklitterung* in derartigem Umfang, dass Goldemann von einer „Schwellung der Schwellung“²⁴⁰ spricht.

Allerdings weicht Fischart im Umgang mit diesem Element der zeitgenössischen literarischen Darstellungstechniken stärker von der Tradition der Renaissance und Frühen Neuzeit ab als in den oben vorgestellten Verfahren, etwa der *imitatio* und *aemulatio*, aber auch der kontrafaktischen Schreibweise und des Grobianismus. Der Stil des Straßburgers vermehrt und schmückt nicht nur im Sinne der *amplificatio*, sondern verlinkt Sachverhalte miteinander, deren Verbindungspunkte meist nicht textuell gegeben sind, sondern aus einer komplexen, kreativen und frei assoziativ funktionierenden Ideenwelt des Autors entstehen. Angesichts der schwer erschließbaren Verbindungspunkte mag man von Chaos oder Überflutung sprechen, von Maßlosigkeit und einer Literatur, deren Sinn sich dem Leser verweigert. In Anbetracht langer Assoziationsketten spricht Johannes Mittenzwei vom „dionysischem Wortrausch“.²⁴¹ Weinberg argumentiert ebenfalls für die Rauschhaftigkeit von Fischarts Sprache: „Very often, the impression made by such a ‚rat’s tail’ of examples, is that it is a tail ‚told by an idiot, full of sound and fury, signifying nothing’.“²⁴² Dieses Phänomen nennt sie „speech-furor“ oder „intoxication with language“²⁴³. Der zugrundeliegende Ansatz stammt aus dem Fischartbild des 19. Jahrhunderts, das Fischart im Kontrast zum gelehrten Humanisten Rabelais als Autor mit einer ungebildeten und anspruchslosen Leserschaft definiert. So postuliert etwa Schwarz: „Man fühlt es wohl, Rabelais schreibt für ein gebildetes Publikum, er setzt genaue Kenntnis der erwähnten Disziplinen voraus. Fischart hingegen – das geht aus seinen eigenen Ansprüchen hervor – wendet sich an ein allgemeineres Publikum, er setzt weniger voraus und ist daher bemüht, jene schwierigen Stellen zu erklären.“²⁴⁴ Auch Schirokauer betrachtet Fischarts Werk aufgrund der Sprachexzesse als minderwertige literarische Leistung. Nach seiner Beurteilung

²⁴⁰ Goldemann, Eberhard: Barockstil bei Fischart. Diss. Tübingen 1934, S. 36.

²⁴¹ Mittenzwei, Johannes: Das Musikalische in der Literatur: ein Überblick von Gottfried von Strassburg bis Brecht, Halle 1962, S. 34 ff.

²⁴² Weinberg, Florence: Gargantua in a Convex Mirror: Fischart's View of Rabelais. New York 1986, S. 186.

²⁴³ Ebd., S. 186 f.

²⁴⁴ Schwarz, Gottlieb: Rabelais und Fischart: Vergleichung des ‚Gargantua’ und der ‚Geschichtsklitterung’. Von ‚Pantagrueline prognostication’ und ‚Aller Practick Grossmutter’. Winterthur 1885, S. 30.

sind in Fischarts Schriften „aus allen Ecken und Winkeln die Wortscherben und Sprachsplitter zusammengekehrt zu einem Schriftwerk, das dann doch weder Einheit noch Organismus hat werden können.“²⁴⁵ Die diametral entgegengesetzte Bewertung des Intellektes in Fischarts Werk und dessen Umsetzung stammt von Hauffen. Seiner Meinung zufolge erreichte Fischart die Volksmassen nicht, da ihm seine Gelehrsamkeit (anders als bei Sachs oder Luther) ein Hindernis war, um auf das einfache Volk einzugehen und ihm seine Ideen zu vermitteln.²⁴⁶ Die Komplexität der Fischart'schen Zusätze in seiner ausführlichen Analyse würden eindeutig für einen gelehrten Autor sprechen.²⁴⁷

Gemäß Bachorskis Kritik, der im Kontext dieser Dissertation beigeplichtet wird, lässt Weinberg durch die These des „speech-furor“ die Möglichkeit außer Acht, genau in diesem literarischen Furor Fischarts auf die hermeneutischen Ansätze zu stoßen, die zum Verständnis des Werkes beitragen.²⁴⁸ Letztlich ist *gerade* das Chaos Programm. Die Überflutung und Maßlosigkeit sind ein Manifest gegenüber der Gesellschaft. Zymner etwa hält in seiner Monografie zum Manierismus²⁴⁹ fest, dass sich der Leser nicht in den einzelnen Äußerungen und isolierten Assoziationsgliedern zu verlieren braucht, sondern die Fülle als solche wahrzunehmen hat. Die Handlung, so erklärt er, wird „in eine Fülle pointillistisch geraffter Aktivitäten“ aufgelöst.²⁵⁰ Sie liegt in einer Zeit, so Sommerhalder, die mit tausendfach-repetitivem Takt und Rhythmus eine „ihr selbst eigentümliche Ordnung“²⁵¹ schafft.

Bemerkenswerterweise zeigt sich dieses manieristische Verfahren insbesondere in jenen Schriften Fischarts, die in direkter Abhängigkeit zu Rabelais' Werken stehen.²⁵² Dazu gehören neben der *Geschichtklitterung* die satirische Gegenpraktik *Aller Praktik Großmutter* (1572)²⁵³ und der *Catalogus Catalogorum* (1590). Für alle drei ist das Element der Exorbitanz und Masse

²⁴⁵ Schirokauer, Arno: Germanistische Studien. Hamburg 1957, S. 916.

²⁴⁶ Vgl. dazu Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 382.

²⁴⁷ Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 202-207.

²⁴⁸ Vgl. Bachorski, Hans-Jürgen: Irrsinn und Kolportage: Studien zum Ring, zum Lalebuch und zur Geschichtklitterung. Trier 2006, S. 353.

²⁴⁹ Bereits Hauffen betrachtete Fischarts Assoziationsketten unter dem Stichwort des Manierismus. Hauffen: Fischarts „strotzende Überfülle, seine Weitschweifigkeit und seine Übertreibungen führen zur Manier.“ Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 363 f.

²⁵⁰ Zymner, Rüdiger: Manierismus: zur poetischen Artistik bei Johann Fischart, Jean Paul und Arno Schmidt. Paderborn 1995, S. 128.

²⁵¹ Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 120.

²⁵² Ebd., S. 157.

²⁵³ *Aller Praktik Großmutter* hat neben der *Prognostication Pantagrueline* (1532) von François Rabelais auch Heinrich Bebel's *Prognosticon* (1512) und Johannes Nas' *Practica Practicorum* (1566) zur Vorlage.

stilbildend, das sich in der *Geschichtklitterung* auch in körperlichen Bildern manifestiert: Wo passen ausführliche Wortketten besser als in einem Roman, der sich thematisch um eine unbegrenzte Fülle dreht? Begonnen bei der extravaganten Geburt Gargantuas, über seine zeitlich wie inhaltlich überwältigende Erziehung und Bildung, die völlig übertriebene Reaktion auf den Streit um die Brötchen, die maßlosen Ambitionen Picrochols, bis hin zu einem Thélème beziehungsweise Willigmut, das die Exorbitanz par excellence darstellt: Rabelais und Fischart setzen bewusst auf den Eindruck von Maßlosigkeit. Doch dieses Empfinden, das dem Leser aufgedrängt wird, entspricht oft nicht der Wirklichkeit: Die Größenangaben sind meist nicht wortwörtlich maßlos, sie entsprechen sogar oft präzisen Zahlen.²⁵⁴ Was als ‚riesengroß‘ gilt, erfährt der Leser zunächst in exorbitanten numerischen Werten, die in ihrer überschwänglichen Klarheit für Unklarheit sorgen.

Das Konzept passt nicht nur zu einer Gesellschaft, die aus Riesen besteht, sondern auch zu einem Reich, das sich außerhalb der Grenzen des Wahrnehmbaren, in fantastischen Utopien situiert. An diesem Ort, mit diesem Volk, verlieren Raum und Zeit ihre natürlichen Proportionen und werden als variable Einheiten verstanden, die irdischen und menschlichen Ausmaßen mal mehr, mal weniger entsprechen. Etwa in Bezug auf Gargantuas Bildung kann die Diskrepanz zwischen der Darstellung von Raum und Zeit bei der scholastischen und der humanistischen Lehrzeit angeführt werden. Während die Ineffizienz der Scholastik anhand eines zeitlich maßlosen Einsatzes bei wenig Lernerfolg demonstriert wird, führt die humanistische Lehre exorbitante und absolut utopische Mengen an erlerntem Wissen auf.²⁵⁵

Die Liste

Maßlosigkeit als Programm: Kaum eine Textform mag diesen Leitsatz besser umsetzen als die Liste. Dabei steht die Liste nicht im leeren Raum, sondern weiß sich stets eingebettet in ein Zusammenspiel mit der fortlaufenden Erzählung. Dieses Zusammenspiel variiert von Text zu Text, so dass auch Vorlage und Übersetzung zwei unterschiedliche Darstellungen des Erzählung-Liste-Verhältnisses aufweisen können. Grundsätzlich würde man bei Rabelais und Fischart von einer derartigen Verwandtschaft ausgehen, dass das Spannungsverhältnis kaum als unterschiedlich vermutet wird. Doch bei genauerem Hinsehen zeigt sich, dass der

²⁵⁴ Vgl. Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 54.

²⁵⁵ Vgl. in dieser Arbeit das Kapitel IV. *Fischarts Karikatur der humanistischen Bildungsreform*. Und darin das Unterkapitel 2.2.2 *Kapitel 17 - Unbrauchbare Lehrmittel*.

Primärtext, Rabelais' *Gargantua*, ein ganz anderes Spannungsfeld zwischen der Handlung und den Enumerationen erzeugt als die *Geschichtsklitterung* in ihrer Funktion als Übersetzung und Überarbeitung.

Im *Gargantua* gilt die Liste als fester Bestandteil der Handlung. Auch wenn Letztere bei ausführlichen Aufzählungen scheinbar gestört wird, haben in den meisten Fällen alle Elemente der Aufzählung eine gewisse Relevanz für die geschilderte Handlung. Finden Dopplungen von Begriffen oder einzelnen Handlungssequenzen statt, so lässt sich in der Regel ein Nutzen für das Verständnis der Erzählung erkennen. So sei als Beispiel etwa der Heeraufbau Picrochols im *Gargantua* genannt, gemäß dem die Befehlsgewalt in die Hände dreier Kommandanten gelegt wird.

[...] feut par son [de Picrochole] edict constitué le **seigneur Trepelu** sus l'**avanguard**, en laquelle furent contez seize mille quatorze hacquebutiers, trente cinq mille et unze avanturiers.

A l'**artillerie** fut commis le grand **escuyer Toucquedillon**, en laquelle feurent contées neuf cens quatorze grosses pieces de bronze, en canons, doubles canons, baselicz, serpentines, coulevrines, bombardes, faulcons, passevolans, spiroles, et aultres pieces.

L'**arriere garde** feut baillée au duc **Racquedenare**.²⁵⁶

Die Struktur der drei Hauptbefehlshaber ist leicht zu erschließen: Trepelu unterliegen 1614 Arkebusiere und 3511 Soldaten der Infanterie für die Vorhut. Toucquedillon kommandiert 914 diverse Geschütze für die Artillerie. Racquedenare sind die Soldaten der Nachhut zugeteilt. Sogar die Auflistung der Geschütze der Artillerie sind erstaunlich überschaubar gehalten, tragen klar zum Gesamtbild der gewaltigen Kriegsrüstung bei, bleiben dabei aber zweckgerichtet und verständlich. Zehn verschiedene Waffen werden genannt – zehn: eine Zahl, die sowohl an die biblische Konnotation der Fülle erinnert als auch unabhängig vom biblischen Bezug eine Zahl ist, die eine beträchtliche Größe benennt, ohne diese aus einem überschaubaren Rahmen treten zu lassen.

Fischart berücksichtigt zwar die dreigeteilte Struktur der Hauptkommandeure, baut sie jedoch mit Zusätzen um die Passage herum und mit Erweiterungen der inneren Auflistungen aus. Wo noch kein Wort zu den drei Befehlsgewalten gesprochen ist, hat Fischarts Picrochol schon 19 verschiedene Männer des Heeres ernannt, die ihren Beitrag im Krieg leisten sollen. Nach „Malstatt, Pherien vnnd Feldzeichen, den Feldmarschalck, Cardinal Obersten, vnnd wa er

²⁵⁶ G, Kap. 26, S. 76.

etwann nicht zugegen wer, sein Lochotenent, die Vnterhauptleut, Fenderich, Rittmeister, Quartiermeister, Wachmeister, Profosen, Feldweibel, Fürer, Rottmeister, Hurnweibel, steckenknecht, Brandmeister“ folgt endlich die Wiederaufnahme der Vorhut, Artillerie und Nachhut. Hierbei sollte ‚Wiederaufnahme‘ keine direkte Übernahme der primärtextlichen Inhalte suggerieren. Stattdessen zeigt sich eine gewaltige Expansion der Vorlage:

Zum abenteuerwertigen **Vorzug** aber erkant er mit dem Schützenfanen den **Herrn Trapelum** vom Wetterhan: der führet sechzehen tausent, vierzehen Hackenschützen, sampt treissig tausenten vnnd eilff Låuffern vnnd Waghålsen. (302)

Zur **Artilleri** ward bestallt der groß **Schilttrager Truckedillon**, darunter neun hundert vierzehen grosse Feldstuck vnnd Maubrecher waren, Scharffmetzen, Basiliscen, Nachtgallen, Singerin, Virteilbüchs, Passevolanten, Spirolen, Cartaunen, Notschlangen, Schlauckenschlagen, halb Schlangen, Falckenetlin, on die Mörthier, Bôler, Narren, Orgeln, Nachbüchssen, das Geschreigeschütz, Kammerbüchssen, Scharffentinlin, die zwölf Botten.

[Die hier folgende Liste umfasst eine Seite und nennt Munitionsgegenstände, Vehikel und weiteres Werkzeug.]

Der hinterharrenwertig **Nachzug** ward bestimpt dem **Hörtzogen von Rackedennarren**: Inn mittlerer Feldschlachtordnung ließ sich der König sampt seinen Landfürsten selber finden, mit Keihel, Wecken vnd Monordnungen, von sibem tausent Janitscharen, grad gerechnet, vmgeben.

Danach: „Also kurtz vberschlagen vnd gerüstet [...]“²⁵⁷

Die letzte Zeile mit dem Attribut „kurtz“ hat, angesichts der vorausgehenden Fülle an Rüstelementen, offensichtlich die Funktion eines ironischen Abschlusses. Wie genau verändert Fischart die vorausgehende Passage? Zwar hält Fischart den Vor- und Nachzug genauso pragmatisch knapp wie sein Vorläufer, doch der Umfang der Ausführungen zur Artillerie übersteigt den Primärtext um ein Vielfaches. Die Enumeration lässt sich – anders als bei Rabelais – nicht mehr in einem Atemzug lesen. Sie wird folglich zu einer Art statischem Element inmitten des erwarteten Leseflusses. Die zugleich überschaubare und symbolisch bedeutsame Zahl Zehn, die die Anzahl der Rüstpersonen und -werkzeuge bei Rabelais noch veranschaulicht, verliert sich bei Fischart in einer Reihe unzähliger Benennungen. Sie reichen

²⁵⁷ Gkl, Kap. 29, S. 301 f. [390].

in Fischarts Superlativismus²⁵⁸ über die Seite hinaus und verlieren ihre Sinnhaftigkeit mit jedem weiteren genannten Element.

Rabelais schafft es, in den meisten Fällen seiner Assoziationsketten (wenn auch nicht immer) die Grenzen zu berücksichtigen, die den Text unverständlich gemacht hätten und durch die die Wirkungsintention einer sprachlich-synonymen oder sachlich-enzyklopädischen Liste in ein leserüberforderndes, starres Konstrukt umgeschlagen wäre. Somit gerät die Narration nicht in Gefahr, ihre Verständlichkeit zu verlieren, sondern wird durch die Aufzählungen zu einer noch stärker ausgeprägten Deutlichkeit geführt.

Das Spannungsfeld zwischen Erzählung und darin enthaltenen Listen liegt bei der Vorlage in einem interessanten Gleichgewicht. Die Erzählung lässt sich durchgehend lesen. Die Listen unterbrechen nur hier und da für einen kurzen Moment den Lesefluss, um ihn letztlich wieder zuzulassen. Der Leser fasst die Listen somit sowohl als eigenständige Elemente auf, die die Komik des Werks oder die Veranschaulichung der Fülle aller Dinge in einer Riesenwelt erhöhen, als auch als mit der Erzählung verbundene Komponente, die die Erzählung unterstreicht und an ihren Inhalten anknüpft.

Anders verhält es sich mit Fischarts Überarbeitung. Hauffen klingt zu wohlwollend, wenn er Fischarts Schreibstil „rasch und bewegt, doch nicht sprunghaft und abgerissen“²⁵⁹ nennt. Seine Beschreibung wenige Seiten später trifft den Charakter des Fischart'schen Stils deutlich besser:

Ohne Aufhören springt er nach links und rechts, nimmt dann den verlorenen Faden wieder auf und hält ihn mit unermüdlicher Kraft in langen Nachsätzen fest. Diese unablässig weiterhastende Darstellung erweckt den Eindruck des Gehetzten, Atemlosen, nervös Erregten.²⁶⁰

Nach der Art des obigen Beispiels werden in der *Geschichtklitterung* zahlreiche Wortketten aus ihrer Überschaubarkeit gerissen und um ein Vielfaches potenziert. Gerade das Sprunghafte fordert den Leser der *Geschichtklitterung* so stark heraus. Goldemanns Monografie zu Fischarts barockem Stil²⁶¹ bemüht sich um eine Ausdifferenzierung in diverse bildliche und begriffliche

²⁵⁸ Vgl. Goldemann, Eberhard: Barockstil bei Fischart. Diss. Tübingen 1934, S. 43-45.

²⁵⁹ Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 361.

²⁶⁰ Ebd., S. 364.

²⁶¹ Ich verzichte in meiner Dissertation darauf, Fischarts Schreibstil explizit als ‚barock‘ zu bezeichnen. Wie Spengler richtig festgestellt hat, können viele Elemente, die Goldemann in der *Geschichtklitterung* ‚barock‘ nennt, dem Stil der Renaissance, der volkstümlichen Literatur (z.B. Klangspiel, Reimprosa) und der Zeit der Gegenreformation zugeordnet werden. Vgl. Spengler, Walter Eckehart: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur

Variierungen und betont, dass in der Regel keine „wesentliche inhaltliche Veränderung“ oder „logische Steigerung“²⁶² erfolgt.

Deutlich stärker noch als bei Rabelais bricht hier die Liste in die Linearität der Handlung ein und erzeugt ein Spannungsfeld zwischen der Dynamik der Erzählung und ihrer eigenen Statik. Dieses *Aufzählen* statt *Erzählen* macht die Liste zur Anti-Erzählung, die den Lauf der Erzählung unterbricht und ihr Standhalten erprobt. Somit zeigen sich anhand der Listen die Grenzen des Erzählens – nicht aber jene der Sprache. Die Sprache erhält zwar im Bereich der Liste eine neue Erscheinungsform und muss neuen Regeln entsprechen – etwa dem Aufzählungs- und Assoziationscharakter. Letztlich gewinnt sie erst in diesem erzählungsfreien Raum das Potenzial, eine kreativ wirksame Grenzenlosigkeit in die narrative Struktur einzubetten.

Der Leser als Sinnwesen

Um die Absicht hinter der *Geschichtklitterung* zu verstehen, muss folgende Frage geklärt werden: Welches Bild zeichnet der Roman von seinem Leser? Insbesondere die sehr ausschweifenden, für die Handlung wenig relevanten Passagen sind von großer Bedeutung für dieses Leserbild. Dort spricht Fischart den Menschen als ‚Sinneswesen‘ an. Er bedient sich der zwei sogenannten Fernsinne, des Seh- und Hörsinnes, indem er Rabelais‘ Vorlage bildnerisch ausbaut – also Begriffe anhand von Geschichten visualisiert – und klangtechnisch übersteigert. In beiden Fällen macht er Gebrauch vom stilistischen Mittel des Assoziationsverfahrens. Ein Begriff führt zum anderen, der andere zu einem dritten. Gar ganze Seiten an Wortketten lassen sich auf ein Ausgangswort zurückführen.

Die zwei Fernsinne, Hör- und Sehsinn, die Fischart als Verbindungscharakteristika für seine Gedankenverknüpfungen verwendet, werden hier „Assoziation über den Klang“ und „Assoziation über den Inhalt“ genannt. Gemeint ist einmal die phonetische Verwandtschaft zwischen den Worten und einmal die thematische, die sich insbesondere in der narrativen Visualisierung von Sachverhalten zeigt. Das Beispiel zu Vorhut, Artillerie und Nachtrupp entspricht einer thematischen Assoziation, die nicht über den Klang funktioniert, sondern ein *Bild* der Fülle erzeugt, indem es den Leser so viel visualisieren lässt, bis diesem nur noch ein diffuses Empfinden von Überfluss bleibt.

Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göttingen 1969 (= Göttinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 43 und 412-417.

²⁶² Goldemann, Eberhard: Barockstil bei Fischart. Diss. Tübingen 1934, S. 35-37.

Assoziative Aufzählungen sind nicht immer in einer strikten Listenform aufgeführt. Statt einzelner Begriffe können auch ganze Sätze, statt ganzer Sätze auch komplette Geschichten in assoziativer Aneinanderreihung erfolgen. Ein siebenseitiges Traktat zur Ursache, die vermeintlich zum ersten Krieg geführt habe, befindet sich am Anfang des 28. Kapitels der *Geschichtklitterung*. Im *Gargantua* fehlt die ganze Ausführung. Hier setzt der Text erst mit der Handlung wieder ein. Die Assoziationskette, die sowohl auf linguistischer (etwa auf Synonymenbasis) als auch auf sachlich-enzyklopädischer Ebene verlaufen kann, stellt Fischarts sprachliches und (text-)historisches Wissen (Kenntnis der Bibel, der Mythen und Sagen) unter Beweis. Sie zeigt aber auch, dass nach seiner Auffassung Geschichten aus weit voneinander entfernten Kontexten nicht als Dichotomie zu verstehen sind, sondern ineinander übergehen können und Antworten auf ein und dieselbe Frage geben.

5.1 Assoziation über den Inhalt

Listen sind keine Neuheit in frühneuzeitlichen deutschen Romanen. Insbesondere das *Lalebuch* (1597), aber auch kleinere Texte wie etwa Michael Lindeners *Katzipori* (1558) zeugen an diversen Stellen von kurzen bis längeren sprachartistischen Exzessen, die sich des Assoziationsstils bedienen.

Die längste Assoziationskette des *Lalebuches* reiht Synonyme zur Tragbewegung und zu Richtungsangaben aneinander:

Dasselbe fesseln sie zugleich den andern auch an / vnd bringens mit heben / lupffen / schieben / treyben / stossen / trollen / rollen / wallen / schleiffen / ketschen / tragen / legen / schalten / schürgen / rutschen / ziehen / kehren / stellen / winden vnd wenden / fürsich / hindersich / obsich / nidsich / nebensich linck vnd recht / in die breite / in die lenge vnd vberzwerch / den Berg hinauff / vnd auff der andern seiten halber hinab.²⁶³

Andere Listen stellen etwa das exzessiv betriebene weibliche Ritual im Bad dar („wie sie sich rechtschaffen auffnutzen / schmucken / zieren / malen / auffthun / eynbreysen / schnüren / kôpffen / häublen / vmb den Ars füttern vnnnd beharnischen / bereyffen / bestreichen“)²⁶⁴ oder den erträumten, maßlosen Reichtum einer armen Bäuerin („Dann du hast nutz / von jungen vnd alten Hünern vnd Hanen / von jungen vnd alten Gånsen / von Eyern / von Geißmilch / von

²⁶³ Das *Lalebuch*: nach dem Druck von 1597 mit den Abweichungen des Schiltbürgerbuchs von 1598 und zwölf Holzschnitten von 1680. Stefan Ertz (Hg.). Stuttgart 1971, S. 37.

²⁶⁴ Ebd., S. 81.

Wulln / von jungen Kitzlin vnd Låmlin / von jungen Såwlin / von Kûhen [...] / von Kålbren / von Ackern / von Matten / von Haußzinß / anderm“²⁶⁵.

Wie Zymner in seinen Studien zum Manierismus zeigt, hält sich Fischart mit seiner Schreibweise nur teilweise an den Listencharakter zeitgenössischer Werke.²⁶⁶ Darüber hinaus stellt die intertextuell assoziative Liste eine Eigenart der *Geschichtklitterung* dar, die dem Werk eine Pionierrolle in der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts zuspricht. Bei Fischart kommen diverse Techniken zusammen: Die Intertextualität, kontrafaktische Argumente und in Bezug auf die Vorlage imitative und aemulative Reaktionen verbinden sich in Listen. Dabei geht Fischart von bildlichen und begrifflichen Variierungen aus, reiht Metaphern oder mehr oder minder nahe Synonyme aneinander.²⁶⁷

Keine andere Art der Listenstruktur ist in Fischarts Roman so präsent und aufdringlich wie die Aneinanderreihung von inhaltlich mehr oder minder verbundenen Sachverhalten. Dabei besteht die Kunst nicht darin, möglichst überzeugend von einem Gedanken zum anderen überzugehen. Der neue Begriff beziehungsweise die neue Geschichte wird jeweils ohne plausiblen Übergangsprozess vorgebracht. Der gelockerte Zusammenhang zwischen den einzelnen Aufzählungskomponenten zeigt sich unter anderem in der Technik der asyndetischen und polysyndetischen Reihung, die Themen nebeneinander anstatt in Relation zueinander stellt.²⁶⁸

Diese Art der Reihung in Fischarts Texten wird in der Forschungsliteratur „Mentzerklette“ genannt. Der Begriff ist eine Anspielung auf die Titelformulierung aus Fischarts *Binenkorb* (1579), der nach dem Haupttitel *Binenkorb. Des Heyl. Röm. Imenschwarms* und weiteren antikatholischen Erläuterungen mit einer Bemerkung zum Schreibverfahren schließt: „Alles nach dem rechten Himmelstau oder Manna justirt / vnd mit Mentzerkletten durchzirt.“²⁶⁹ Augenscheinlich ist der begriffliche Bezug auf die eigene Person, wo sich Fischart doch sehr gerne mit dem Akronym J.F.G.M. (Johann Fischart genannt Mentzer) in die Mainzer Genealogie seiner Familie väterlicherseits einordnete. Der Zweck war, sich einerseits von

²⁶⁵ Ebd., S. 117.

²⁶⁶ Vgl. Zymner, Rüdiger: Manierismus: zur poetischen Artistik bei Johann Fischart, Jean Paul und Arno Schmidt. Paderborn 1995, S. 162.

²⁶⁷ Für zahlreiche Beispiele: Vgl. Goldemann, Eberhard: Barockstil bei Fischart. Diss. Tübingen 1934, S. 35-37.

²⁶⁸ Vgl. Goldemann, Eberhard: Barockstil bei Fischart. Diss. Tübingen 1934, Kapitel zum „Chaotisch-expressive[n] Asyndeton“, S. 27-32.

²⁶⁹ Vgl. Titelblatt der Erstausgabe aus: Johann Fischart: *Binenkorb deß Heil. Röm. Immenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen) Hurnaußnäster, Brämengeschwürm und Wåspengetöß: sampt Låuterung der H. Rö. Kirchen Honigwabben, Straßburg (B. Jobin) 1579*, Bayerische Staatsbibliothek München [VD16 M 1046].

seinen zeitgenössischen Namensvettern – dem Straßburger Theologieprofessor Johannes Piscator (Fischer) und dem Anwalt Johann Fischard²⁷⁰ in Frankfurt – zu distanzieren, sich andererseits mit der oft gelobten Errungenschaft im modernen Buchdruck zu identifizieren. Letzterer war auf den Mainzer Gutenberg zurückzuführen. Der zweite Begriff im Kompositum „Klette“ hingegen wird am Ende des darauffolgenden Vorwortes in einer 1582 (2. Auflage) vollzogenen Textergänzung erläutert:

Nun aber / dieweil ich gemerckt / daß vnserer liebe Hoch-Teutschen disen Seltsamheyligen Röm. Binenkorb / auch inn jrer sprach gern entworffen möchten sehen / hab ich ihn [...] in folgendes verständlich Teutsch gebracht vnd hin vnd wider gemehret vnd erkläret / vnd mit Mentzerkletten beworffen / Dieweil man doch wol eyn alte Geige mit neuen seyten mag beziehen / vnd eyn schimmeligen Götzen mit frischen farben anstreichen vnd erfrischen / erfreuen vnd verneuen.²⁷¹

In dieser Darstellung figurieren die „Mentzerkletten“ als viertes und letztes Element von Fischarts Übersetzungsverfahren. Seine Arbeit beginnt mit dem Schritt der (getreuen) Übersetzung in „verständlich Teutsch“. Darauf aufbauend werden diverse (*de facto* sehr zahlreiche) Stellen durch Ergänzungen („gemehret“), Erklärungen („erkläret“) und „Mentzerkletten“ angepasst. Entweder bedient sich der Autor aller drei Verfahrensweisen oder benutzt mindestens die „Mentzerkletten“, um den Text umzuformulieren. Die Idee des neuen Textes, illustriert anhand der Metaphern einer neu eingespannten Saite oder eines neu aufgetragenen Farbanstriches, lehnt an Scaligers Prinzip der *novitas* an und ordnet sich in die zeitgenössische lateinische Poetik ein. Um als höherwertig beurteilt zu werden, hat ein Text, so Scaliger, eine Neuheit wiederzugeben. Wird der ersten Lesart gefolgt, so lässt sich das Verfahren der „Mentzerkletten“ mit Absichten der Texterläuterung verknüpfen. Gemäß der zweiten Lesart hingegen wird das verständliche Deutsch lediglich mit den Aktionen des ‚Mehrens‘ und ‚Erklärens‘ verbunden. Die „Mentzerkletten“ würden als Kontrastwerk gelten, durch das der Text an Verständlichkeit einbüßt. Obgleich eine semantische Verknüpfung zwischen „gemehret“ und den „Mentzerkletten“ offensichtlich ist, dürfte es in Anbetracht der Fischart’schen Assoziationsketten problematisch sein, von einem Zusatz auszugehen, der den Text gewinnbringend „erkläret“.

²⁷⁰ Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 41.

²⁷¹ Johann Fischart: Binenkorb deß Heil. Röm. Immenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen) Hurnaußnäster, Brämengeschwürm und Wäspengetöß: sampt Läuterung der H. Röm. Kirchen Honigwaben, Straßburg (B. Jobin) um 1582, UB Tübingen [Dk XI 507 d], fol. A 3r.

Seelbach knüpft an diese Definition an, verwendet jedoch zusätzlich zu den vagen Rahmenbedingungen Variablen, die als Platzhalter konkreter Textmotive dienen. Seiner Beobachtung nach bezeichnen die „Mentzerkletten“

die Liste von Gegenständen, Aufzählungen von Namen, die als Exempel für einen bestimmten Sachverhalt herangezogen werden und nur verständlich sind, wenn der Leser bei jedem individuellen Bestandteil der Listen die notwendigen Ergänzungen vornimmt. Einige Listen sind vor dem allgemeinen kulturellen und historischen Hintergrund für jeden Leser verständlich, andere setzen eine breite Kenntnis von Autoren und Werken bzw. Detailkenntnisse aus diesen Texten verschiedener Bereiche voraus.²⁷²

Die Erläuterungen durch Seelbach teilen die Listen in die Kategorien ‚Gegenstand‘/‚Person‘ (Sujets) und ‚verständlich‘/‚unverständlich‘ (Zugänglichkeit). Die Sujets sind zweifelsohne von nahezu grenzenloser Zahl. Allerdings dienen sie nicht immer als „Exempel“, wie Seelbach postuliert, sondern bewegen sich zugunsten neuer und fremder Konnotationen häufig vom eigentlich vorliegenden Sachverhalt weg.

Fischart beherrscht die Technik bereits 1570/71 und wendet sie unter anderem im *Gorgoneum Caput* an. In dessen Zweitausgabe 1577 glänzen manche Stellen nach einer Überarbeitung noch exzessiver in diesem Stil.

Sölpfenning, zehend, Opfergelt,
Ausfart, Jarzeit, Presenzgefellt,
Das Bullenplei inn Gold Alchmirt,
Den Todenstaub zu Gelt palirt.²⁷³

Der von Tobias Stimmer prunkvoll ausgearbeitete Medusen- beziehungsweise Papstkopf wird auch in Fischarts Begleittext polemisch-sprachlich verziert und ausgeschmückt. In der *Geschichtklitterung* wird diese Kunst exzessiv vorangetrieben. Etwa wird im 28. Kapitel, das den Konflikt zwischen Grandgousiers Hirten und Picrocholes Bäcker thematisiert, eingangs über den Krieg räsoniert. Noch bevor bei Rabelais die ersten Worte des Kapitels fallen, hat

²⁷² Seelbach, Ulrich: *Ludus lectoris: Studien zum idealen Leser Johann Fischarts*. Heidelberg 2000 (= Beihefte zum *Euphorion* 39), S. 128.

²⁷³ Johann Fischart und Tobias Stimmer (Illustr.): *Gorgonisch Meduse Kopf [Gorgoneum Caput]*, Straßburg (B. Jobin) [Erstausgabe zwischen 1568 und 1574]. In: Hauffen, Adolf: *Johann Fischart: Werke*, Teil 1, Stuttgart 1895, S. 416-422, hier: S. 420, Z. 83-86.

Fischart schon ein siebenseitiges Traktat zur Ursache verfasst, die vermeintlich zum ersten Krieg geführt habe.²⁷⁴ Diese philosophische Abhandlung, erlaubt es Fischart, sein Gelehrtenwissen zur Schau zu stellen. Dabei springt er mit einer scheinbar willkürlichen Systematik von einem Stoffkreis zum anderen.

Die Zugänglichkeit der assoziativen Elemente variiert stark. Schon im oben angeführten Vorwort des Verfassers „Jesuwalt Pickhart“²⁷⁵ aus „Christlingen“ (Fischart) bleibt unklar, ob die Assoziationen nun auf Verständlichkeit (in Übereinstimmung mit „erkläret“) oder Unverständlichkeit (in Abgrenzung beziehungsweise als Zusatz zum „verständlich Teutsch“) zielen.

Das Beispiel, das zur Veranschaulichung dieser Fischart'schen Listen angeführt wird, stammt aus den Endkapiteln des Romans, die die Institution der Abtei Willigmut thematisieren. Die Textstelle zitiert eine kleine Passage aus der Inschrift über den Klosterpforten. Sie nennt dabei die ersten zwölf Zeilen der über zwei Seiten langen Auflistung der in Willigmut unwillkommenen Gäste.

Hierein komm kein Heuchler, Windhals, vnnd NollBruder,	
Kein Bruder Rollus von Bruchfartzius,	
Kein Lollhaf, Weidsack, Holprot, Teuffelsfuter,	
Bei leib kein Schafsgro Katzenwollen Luder,	
Kein Balckgeplännter Splitterartzius,	
Kein Wachtelpfeiffstirn vnd Arsfeigwartzius,	
Kein Maulstorck, leftzenplapper, Gzeitenschlapper,	
Imwolf, Hundib, luftschnapper, vnd meßknapper	
Korallenzeler	Paternosterqueler
Gschwolln Bettlertreck,	Plåhbåuch, Kuttensäck
Kein Prediglåufer	Widertåuffer. (Gkl 423 f. [547 f.])

Wie noch genauer im Kapitel zum Freiheitsbegriff in der *Geschichtklitterung* erörtert wird, gehören zu den abgewerteten Gesellschaftsgruppen Schmarotzer und Betrüger, ‚Tumultanten‘ und Inquisitoren, ‚Gottlose‘ und ‚Routine-Christen‘.

²⁷⁴ Fischarts Zusatz geht von Beginn des Kapitels bis auf Seite 296 mittig [383 Ende].

²⁷⁵ Fischart macht sich mit diesem Namen über die Begarden (männliche Mitglieder der Beginenhäuser) lustig, deren Name zu ‚Piccarden‘ verballhornt wurde.

Die neologistische Liste fingierter Personenbezeichnungen²⁷⁶ zieht sich über zwei Seiten, verwendet dabei insbesondere in den zweispaltigen Zeilen asyndetische Reihungen. Durch die Paar- und Binnenreime („leftzenplapper, Gzeitenschlapper“ / „luftschnapper, vnd meßknapper“) und die monotone Wortwiederholung „kein“ am Anfang fast jedes Satzes schafft die Liste einen unnachgiebigen Rhythmus, der die gewaltsame Ablehnung und Diffamierung der bezeichneten Gruppen unterstreicht.

Das Beispiel verdeutlicht zwei Fischart'sche Tendenzen, die Goldemann wie folgt festhält: „Der Drang nach Intensität, nach ‚Ballung‘, nach komprimiertem Ausdruck tobt sich auf dem Gebiet der Wortbildung ebenso aus wie die Sucht nach breiter Fassade, nach Aufblähen und Auswalzen dünner Gedanken.“²⁷⁷ Als Meister der Neologismen²⁷⁸ verbindet Fischart gekonnt den exorbitanten Sprachfluss mit einer treffenden Sprachschöpfung. Als Literat im Zeitalter der an Beliebtheit gewinnenden Volkssprache stellt er seine Sprachaffinität und Kreativität in die Dienste der ‚Vernakularität‘ – der Umgangssprachlichkeit. Ein treffendes Wort ist bei ihm folglich nicht ein Abstraktum, sondern ein Begriff, der sich an der Erlebenswelt des Bürgers orientiert. Ein Beispiel zur Erläuterung: Wo Rabelais die „avesques modestie juvenile“ nennt, spricht Fischart von „jugendgemäßer schamerrötung“²⁷⁹. Er fügt an den abstrakten Begriff der „Scham“ ihre konkrete Manifestation, die „Errötung“.²⁸⁰

Fischarts Listen, seine „Mentzerkletten“, bilden in der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts einen beeindruckenden Sonderfall. Inhaltlich und stilistisch weisen sie eine assoziativ und sprachartistisch weitgreifende Komplexität auf, die sich nicht nur wegen ihrer Unverständlichkeit, sondern viel stärker durch ihre Vielschichtigkeit und Vielfalt von zeitgenössischen Beispielen abhebt.

²⁷⁶ Vgl. für die Begriffserörterungen in dieser Arbeit das Kapitel V. *Thélème und Willigmut: Fischarts neues Freiheitsverständnis*. Und darin das Unterkapitel 2.2 *Die Geladenen*.

²⁷⁷ Goldemann, Eberhard: Barockstil bei Fischart. Diss. Tübingen 1934, S. 37.

²⁷⁸ Spengler weist darauf hin, dass Fischarts Sprachschöpfungen die deutsche Sprache nur minimal prägten. Im Gegensatz zu Luther sei Fischarts Sprache von einem zu ungewöhnlichen und schockierenden Charakter. Vgl. Spengler, Walter Eckehart: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göppingen 1969 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 217 f.

²⁷⁹ Gkl, Kap. 18, S. 215 [277].

²⁸⁰ Vgl. für weitere Beispiele Goldemann, Eberhard: Barockstil bei Fischart. Diss. Tübingen 1934, S. 41.

Mittel des Vergleichs

Die gewöhnlichste Form der Assoziation entsteht durch den Vergleich mit einer Parallelgeschichte oder -figur. Ein Vergleich dieser Art zeigt sich zum Beispiel im 18. Kapitel der *Geschichtklitterung*. In der 1582er Ausgabe entbrennt Grandgousier gegen Ende des Kapitels in Zorn, als er seinen Sohn rhetorisch versagen sieht. Er wendet sich scharf urteilend an den untauglichen Lehrer, Meister Jobelin:

Darab sein Vatter also erzörnet, daß er kurzum den Meister
Jobelin wolt umbbringen, oder auffs gelindest mit jm
zufahren, ihn von den Schulknaben lassen mit Ruten
außstreichen, **wie die Rômer dem Schulmeister thaten, der die
unschuldige Jugend inn der Belâgerung wolt dem Feind
verrhaten: Sintemal solche Jugendverterber, welche manche
gute Art verkeren unnd hindern, eben so wol der Jugend, Ja
einer gantzen Policei verrhâter seind, als der so sie auff die
Fleischbanck opffert.**²⁸¹

Die Assoziation in Gestalt eines Vergleichs wird hier auf Grandgousier angewendet. Sein hartes Urteil gegen Jobin, den er „umbbringen“ oder „mit Ruten außstreichen“ will, also körperlich schwer zu schädigen gedenkt, sorgt für eine Identifizierung mit den Römern, die für ihre Härte bekannt waren. Schulmeister, die ihre Schüler dem Feind auslieferten, so heißt es, würden schwere Konsequenzen erleiden müssen. Jobin, ein solcher Schulmeister, gilt als „Jugendverterber“. Der Vergleich dient als Hinweis auf eine sofortige gewaltsame Reaktion auf seine Fehlerziehung und stellt Grandgousier als jemanden vor, der sich mit der Vehemenz der Römer für Recht und Bildung einsetzt, also antike Maßstäbe verfolgt und Scharlatane mit gekanntem Blick zu überführen weiß. Die Gegenüberstellung mit dem römischen und griechischen Volk, wie auch mit ihren Legenden und mythischen Geschichten, gehört zu den häufigsten Vergleichen. Darin sind besonders Fabeln und Parabeln stoffgebend. Das antike Vorbild bietet sich für einen nach humanistischem Maßstab vielseitig belesenen Autor als Hauptmotiv an. Dies gilt nicht nur für den Renaissanceautor Rabelais, sondern genauso auch für den humanistisch gebildeten Fischart. Darüber hinaus stammen seine Vergleichselemente

²⁸¹ Gkl, Kap. 18, S. 216 [279] (die Passage müsste im *Gargantua* im Kap. 15, auf S. 44 stehen, fehlt aber komplett).

aus der Malerei, der Musik und dem Ackerbau.²⁸² Obgleich die Vergleiche beim Straßburger häufiger und ausführlicher sind, greift er bei der Textüberarbeitung – abgesehen von den fach- und kulturspezifischen Themengebieten – auf den gleichen Bilderkosmos zurück wie sein Vorgänger.

Name und Attribut

Sowohl Rabelais' als auch Fischarts Roman zeigt eine deutliche Konzentration auf die Antike. Diese findet nicht nur auf der inhaltlichen, sondern genauso auch auf der stilistischen Ebene statt. Fischart sprengt den gegebenen Rahmen nur *scheinbar* ohne jegliche Regeln. Vielmehr entsprechen seine Methoden der humanistischen Rhetorik, womit das Chaos eine übergeordnete Struktur erhält. Die Affinität, die die Autoren des 16. Jahrhunderts zum Spiel zeigen,²⁸³ ist kein Potenzial zur Unordnung, sondern als Grundstein zu einer zugleich kreativen und klugen Dichtung zu verstehen.

Als ein Beispiel sei das oben erwähnte humanistische Spiel von ‚Name und determiniertem Attribut‘ genannt. Im Kapitel 26 der *Geschichtklitterung* wird anhand der gegebenen Geschichten auf einen spielerischen Umgang mit Wissen hingewiesen, wie er schon aus Kaspar Scheits *Fröhlicher Heimfahrt* bekannt ist.²⁸⁴ Fischarts biologischer oder zumindest geistiger Oheim verwendet eine Art Abruftechnik, in der jeder zeitgeschichtlich relevante Name mit einer festgelegten Anekdote verbunden wird. In den meisten Fällen appellieren die Geschichten an das Wissen des gelehrten Lesers. Allerdings werden nicht nur historisch relevante Geschichten genannt, sondern auch plastisch beschriebene Legenden. Als Beispiel:

Carneades der Philosophus mit den lan-[334]gen Negeln, hat nimmer ein Buch anfangen zuschreiben, er hat zuuor die schwarz Christierwurtz (welche die Narren Christwurtz nennen) gebraucht. [...] ²⁸⁵

Das Spiel verbindet ‚Carneades der Philosophus‘ (Name) mit ‚langen Negeln‘ und ‚nimmer ein Buch angefangen, er hat zuuor die schwarz Christierwurtz [...] gebraucht‘ (Attribute). Der Name des sogenannten ‚Caneades der Philosophus‘ bezieht sich auf den Hellenisten Carneades

²⁸² Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 349.

²⁸³ Vgl. Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 120.

²⁸⁴ Kaspar Scheit: Die fröhliche Heimfahrt. Philipp Strauch (Hg.). Berlin, Leipzig 1926, Teil 2.

²⁸⁵ Gkl, Kap. 26, S. 259 [333 f.].

von Kyrene. Das erste Attribut entspricht Diogenes' legendärer Behauptung, Karneades hätte in seinem Arbeitseifer seine Körperpflege vernachlässigt und deshalb Fingernägel und Haare frei wachsen lassen.²⁸⁶ Das zweite Attribut zur ‚Christierwurtz‘ ist nur ein Scheinattribut. In Wirklichkeit dient es der Überleitung zum nächsten Thema.

Nicht alle Verbindungen von Namen und Attribut entstammen dem tatsächlichen Gelehrtenspiel. Als Ausnahme wäre zu nennen:

Es hat doch der Warsager Melampus (der also genandt ward von dem einen schwarzen fuß: dann als jhn sein Mutter Kindsweiß inn ein Wald ließ vertragen, ward jhm inn der eil alles verdeckt ausserhalb eim fuß, welchen die Sonn gar schwarz brante) derselb Schwartzfuß hat mit der schwarzen Nießwurtz, oder Daubmål, des Kõnigs Proeti vnsinnigen Tõchtern wider zu recht geholffen, vnnd die ein Tochter Hüpschnåßlin darmit verdient.²⁸⁷

Die Legende betrifft den Seher Melampus, bekannt aus Herodots mythischen Schriften. Fischart verwendet zur Attribut-Zuweisung die Heilung der argivischen Frauen und den Brauterwerb Iphianassas. Doch bevor der Straßburger die übliche Wissensverbindung aufbaut, fügt er in Klammern eine weitere Anekdote hinzu. Er übersetzt ‚Melampus‘ buchstäblich ins Deutsche als „schwarzen fuß“ und erklärt die Namensgebung anhand der Schwarzbräunung seines Fußes. Die kreativ hinzugefügte Erklärung für den schwarzen Fuß, die Melampus als Kind nicht ganz zugedeckt in der Sonne bräunen lässt, beweist nicht Fischarts Gelehrtenwissen, sondern weist auf seine Künste als kreativer Schriftsteller hin.

Ausschweifungen – Exkurse

Assoziative Bezüge entstehen nicht immer in chronologisch nachvollziehbarer Abfolge. Fischart merkt sich brisante Themen vor und greift darauf zurück, wann immer er Gelegenheit dazu findet. Im Kapitel 28 ist sein Hauptaugenmerk auf die Kriegsthematik gerichtet. Dennoch scheint ein weiteres Thema, das er im Vorfeld nennt, ihn weiter zu beschäftigen, so dass er es schließlich als Ergänzung zur Übersetzung ausformuliert:

Vnd die Alchymisten, wie viel verderben sie Eyer mit jrem Calcinieren? Aber es sind boeß Bruthennen, sie lauffen gemeynlich bald von der Brut? [...] Ja Jupiters krafft war

²⁸⁶ Vgl. Diogenes Laertios: Leben und Lehre der Philosophen. Buch IV,62 (Karneades). Stuttgart 2010, S. 215.

²⁸⁷ Gkl, Kap. 26, S. 259 [333].

distillirer inn dem Vacuo Cavo Ovo, inn dem Ofen Hafen Ey: Der schoß war der Himmel: **O jhr Alchymisten frewet euch, hie geht ewer geheimnuß an.** Diß schoen Ey, hat zer- [382]stoert die Suendflutisch Mistkaeferey, da ein Mistkasten vber die Wolcken inn den anderen Elementen ist vmbgefahren, der Dotter im Eyerklar.²⁸⁸

In der Diskussion über die Ursache des allerersten Krieges stellt Fischart einen Gegenstand ins Zentrum der Abhandlung: das Ei. Die Ausführungen besagen, dass der erste Konflikt durch eine Henne entstanden sei, die ihr Ei im Nachbargarten gelegt und somit den Streit um Eigentumsfragen ausgelöst habe („[...] da begab sichs dann, das etwann ein geile Henn inn ein überzäunig Gebiet stobert, und allda Eyer legt:“). Es folgt eine Reihe von Beispielen, wie Tiere sich um Eier gestritten hätten, wodurch sich das Ei als Sinnbild der tierischen Konflikte manifestiert. Der Bezug zum Alchemisten wird an dieser Stelle eingeworfen: „Vnd die Alchymisten, wie viel verderben sie Eyer mit jrem Calcinieren? Aber es sind boeß Bruthennen, sie lauffen gemeynlich bald von der Brut?“ Das Ei gilt ein alchemistisches Symbol des Lebens. Aus ihm brütet eine Henne in Agrippa von Nettesheims „De occulta philosophia“ 1510 den Homunkulus. Und auch in Paracelsus „De natura rerum“ 1538 wird die ideale feuchtwarme Umgebung („Mistkasten“) thematisiert, in der der Homunkulus zum Leben erwachen kann. Das kostbare Ei ist Ursache für Streit, schafft bei Misslingen aber auch Verderben und Tod. Dies ist der Fall, obwohl das vermeintliche Anliegen („geheimnuß“) der Alchemisten darin besteht, den Ursprung des Lebens zu ergründen. Das Leben ist also nicht anzugreifen, sondern zu erhalten. Das Geheimnis der Alchemisten, durch das Schaffen eines Homunkulus die Essenz des Lebens nicht nur zu kennen, sondern auch zu beherrschen, wird hier Jupiter in Form des Adlers zugesprochen. Des Rätsels unbefriedigende Lösung lautet: Alles Leben kommt vom Himmel, aus den Händen der Götter: „Ja Jupiters krafft war distillirer inn dem Vacuo Cavo Ovo, inn dem Ofen Hafen Ey: Der schoß war der Himmel: O jhr Alchymisten frewet euch, hie geht ewer geheimnuß an.“

Somit verbinden sich im Ei Ursprung des Krieges und des Lebens. Das Ei begünstigt durch seine zwei Funktionen den Thementransfer von der eigentlichen Problematik, dem Krieg, zur angestrebten Kritik an Alchemisten und ihren krummen Geschäften. Das vorgegebene Thema ist nie Hindernis für die Mitteilung eigener Interessen und Kritikpunkte. Mit Hilfe des assoziativen Aneinanderknüpfens bahnt sich Fischart völlig reibungslos einen Weg vom Kontext in die eigenen Interessensfelder. Dabei dient die Assoziation einem unauffälligen Themenwechsel, bei dem der Leser allmählich zur eigentlichen Botschaft hingeführt wird.

²⁸⁸ Gkl, Kap. 28, S. 294 f. [381 f.].

Die Art der inhaltlich-assoziativen Listen gibt Aufschluss über ihre Situierung im Werk. Obgleich bei Weitem nicht jede Liste mit Sicherheit kontextuell hergeleitet werden kann, zeigt sich eine tendenzielle Systematik ihres Vorkommens im Werk. Sehr beliebt für assoziative Ausweitungen sind grobianische und erotische Themen. Diese Kontexte eignen sich besonders für gesellschaftskritische Darstellungen und sind unter anderem auch für die Reformationspolemik ergiebig.

5.2 Assoziation über den Klang

In poetologischer Hinsicht bewegt sich die *Geschichtklitterung* zwischen einer durch die Materialität bestimmten Schriftlichkeit und einer klangtechnisch erzeugten Mündlichkeit. Es scheint, als sei der Text nicht zur stillen Lektüre, sondern zum Vorlesen bestimmt. „Fischart ‚spricht‘, wenn er schreibt. Seine Wörterreihen sprudeln aus dem Mund, nicht aus der Feder“,²⁸⁹ stellt Hankamer fest. Spengler sieht eine bemerkenswerte Lebendigkeit in den mythologischen und anekdotischen Geschichten in Fischarts Zusätzen. Seine Welt lebe sich im Sprechen aus, was ihn von Grammatikern und Philologen unterscheide.²⁹⁰ Über das Kanzleideutsch, das sogenannte „Dintenteutsch“, macht sich Fischart lustig.²⁹¹

Manche Textpassagen würden sogar dazu einladen, von ‚singen‘ zu sprechen. ‚Singen‘ trifft es nicht nur wegen der beeindruckenden Dynamik, die in den Klangfarben zustande kommt und der Rhythmik, die sich oft dem Reim ähnlich durch die Zeilen zieht,²⁹² sondern auch wegen der expliziten Stimmübungen, die sich hinter einer Vielzahl von Assoziationsketten verbergen. Geschuldet sind diese melodiosen Wortserien Fischarts, wie Sommerhalder sie nennt, „rhetorischen und klanglichen Laut- und Wortwiederholungen“.²⁹³ Als Beispiel sei die Geburtsstunde Gargantuas genannt.

Mais à haulte voix s’escroit, „à boire, à Sonder ruffet mit heller stimm **zusauffen**

²⁸⁹ Hankamer, Paul: Die Sprache. Ihr Begriff und ihre Deutung im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Hildesheim 1965, S. 83.

²⁹⁰ Vgl. Spengler, Walter Eckehart: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göttingen 1969 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 258.

²⁹¹ So etwa der Spott im Trinkgelage (Trunken Litanei) des 8. Kapitels (S. 125 [160]): „Bub lang her, ich insinuir dir mein nomination inn dein Hertz, verstehst diß Dintenteutsch?“.

²⁹² Zum Beispiel im *VorRitt* der *Geschichtklitterung* (S. 29 [34]) endet jeder Aufzählungspunkt mit einem Wort, das sich auf die anderen reimt: „gestolen“, „holen“, „molen“ und „bekolen“.

²⁹³ Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 69.

boire, à boire“, comme invitant tout le monde à boire, [...].²⁹⁴

her, zusauffen, tosupen, vnd bald hernach im andern thon, **Tranck, trenck, trinck, tronck, trunck**, vnd zum letzten, Aha **‘Baire, Bere, Bibere, Boire, Bure**’, als ob er die gantz Welt zusauffen ermant, [...].²⁹⁵

Im Vergleich zu Rabelais, bei dem Gargantua mit einem dreifachen „à boire“ das Licht der Welt erblickt, führt Fischart zwei weitere Sequenzen der Baby-Artikulation an. „[Z]usauffen her, zusauffen, tosupen“ entspricht – abgesehen von der dialektalen Färbung – ziemlich genau der Vorlage, in der das Neugeborene etwas zu trinken herbeizitiert. Dahingegen können die zwei weiteren Ausrufe Gargantuas, Ergänzungen aus der Fassung von 1582, als reines Sprachspiel gelten. Beide Male durchlaufen die Alliterationen das komplette Vokalspektrum mit a-e-i-o-u,²⁹⁶ gleich einer phonologischen Übung am Wortkörper, die die Stimme auf Gesangsleistungen vorbereiten sollte. Letztere Wortfolge erinnert mit „bere“ und „boire“ an fremdsprachige Ausdrücke für den Begriff des Trinkens. Damit wird suggeriert, dass Gargantua als Polyglott zur Welt kommt und von Geburt an auf das humanistische Ideal der Vielsprachigkeit ausgerichtet ist.

Die Polyphonie in satirischer Literatur des 16. Jahrhunderts wurde ausführlich von Günther Hess untersucht.²⁹⁷ Unter dem Begriff der ‚Barbarolexis‘ fasst er eine Sprachmischung, wie sie in der Frühen Neuzeit in deutschen, universitätssatirischen Werken wie der *Geschichtklitterung* typisch war.

Die Darstellung gesungener Sprache passt bestens zu Fischarts hoher Auffassung der Musik. Geprägt durch Luther sah er in der Musik das Potenzial, Menschen emotional und religiös zu erbauen. Diese hohe Bedeutung der (geistigen) Musik hatte er bereits 1572 im *Ein Artliches lob der Lauten* festgehalten. Hauffen knüpft die Verbindung zwischen Fischarts Vorliebe für Musik, sein gutes Gehör und die Art und Weise, wie vielfältig und detailliert in seinen Texten auf Töne eingegangen wird:

²⁹⁴ G, Kap. 6, S. 22.

²⁹⁵ Gkl, Kap. 9, S. 154 [198].

²⁹⁶ Vgl. Bulang, Tobias: Enzyklopädische Dichtungen: Fallstudien zu Wissen und Literatur in Spätmittelalter und früher Neuzeit. Berlin 2011, S. 410.

²⁹⁷ Vgl. Hess, Günter: Barbarolexis – Aspekte satirischer Sprachmischung in der Universitätssatire des 15. und 16. Jahrhunderts. In: Ders.: Deutsch-Lateinische Narrenzunft. Studien zum Verhältnis von Volkssprache und Latinität in der satirischen Literatur des 16. Jahrhunderts. München 1971, S. 175-258.

Daß Fischart auch ein feines Gehör hatte, ergibt sich schon aus seinem empfindlichen Gefühl für Rhythmus, aus seiner Beobachtung der verschiedenen Klangfarben von Mitlauten und aus seiner Vorliebe für gute Musik. Er begnügte sich nicht nur damit, die Töne verschiedenartiger Instrumente, den Gesang der Vögel, sondern auch unangenehme und widerliche Geräusche mit entsprechenden Schallauten wiederzugeben und so durch Lautmalerei auch sinnbildlich zu wirken.²⁹⁸

Die Klangwelt, die sich bei Fischart mit erstaunlicher Betonung wiederfindet, bleibt nicht begrenzt auf das Gesungene oder auf wohlklingende Vokalabfolgen. Auch jede Art von Geräuschen wird in der *Geschichtklitterung* aufgegriffen und intensiviert.²⁹⁹ Das Räuspern, Lallen und Rülpsen gehört bei Fischart genauso zum Ton-Repertoire wie schein-rhetorische Vorträge, Gesangsübungen und lautes Gelächter.

Ein Beispiel: Das 22. Kapitel, in dem Janotus seine berühmte scholastische Rede hält, ist gespickt von wildem Räuspern und Spucken, was entweder von seiner Unsicherheit (als ungelehrter *sorbonnard*) oder aber von seiner Selbstkritik (als eigentlicher Gegner der Sorbonne) zeugt. Zwei sehr exzessive Räusperer-Momente zeigen sich gleich zu Beginn und am Ende des Kapitels. Einmal von der Vorlage übernommen, gibt Fischart den Klang des Räusperns in einer höheren Frequenz wieder und schließt das Kapitel mit einer regelrechten Räusperer-Parade, wie sie bei Rabelais nicht aufzufinden ist.

Ehen, hen, hen. [...] Hen, hen, hasch.³⁰⁰

Ehen, hen, Hem, [...] Ehen. [...] Hen,
Chen, Hasch, Chratasch.

[...]

Ist daß spil schön vnd gut, so reuspert
euch hell vnd lut: Mein Koderigkeit hat
sich schon gesetzt: [...] Chen Chach,
Chasch Chrasch, Prasch, Platsch, Hisch,
hisch, zisch.³⁰¹

²⁹⁸ Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 339.

²⁹⁹ Zymner betrachtet die Klangspiele als Element des Manierismus bei Fischart. Vgl. Zymner, Rüdiger: Manierismus: zur poetischen Artistik bei Johann Fischart, Jean Paul und Arno Schmidt. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 1995, S. 136.

³⁰⁰ G, Kap. 19, S. 51 und 53. Der Zusatz von Fischart fehlt bei Rabelais.

³⁰¹ Gkl, Kap. 22, S. 228 [294] und 233 [301].

Nicht ungern erweitert Fischart den Text durch Klangvariationen der besonderen Art. Der Ausdruck des Räusperns und Spuckens stellt die Figur lebendig und dynamisch dar, gibt ihr etwas Fleischiges, Menschliches und Greifbares. Doch mischt Fischart diese Annäherung an die Figur mit einer Distanzierung durch die Poetisierung des Textes. Zugunsten der „Klanglichkeit“ erzwingt Fischart immer wieder einen Reim, der sich als inhaltlich nicht komplett akkurat erweist. Der Titel des hier besprochenen Kapitels bringt bestens zur Geltung, wie in der Übersetzung zwar stärker mit Reimen gespielt wird, jedoch Inhalt und Handlung dadurch zweitrangig wirken.

La harangue de maistre Janotus de Bragmardo faicte à Gargantua pour recouvrer les cloches ³⁰²	Des Meysters Janoti von Pragamado Red an Gargantua, vmb erlangung der grossen Glocken, vnnd ein neuw par Socken. ³⁰³
--	---

Wie in beiden Romanen üblich, dient der Titel als Kurzzusammenfassung des jeweiligen Kapitels. Zentral wäre hier also die Aussage, dass sich Janotus in diesem Kapitel mit einer Rede an Gargantua wenden wird. Rabelais fügt diesen zusammenfassenden Worten Janotus‘ Beweggründe hinzu. Diese lauten: „pour recouvrer les cloches“. Fischart hingegen übersetzt: „vmb erlangung der grossen Glocken, vnnd ein neuw par Socken“. Die Erweiterung fügt zu den Glocken die Socken hinzu und schließt den Titel durch einen Reim. Dass Janotus – wie das Kapitel zeigen wird – nicht Socken, sondern Schuhe versprochen wurden („vnd ein gut par Schuh“), scheint den Straßburger nicht weiter zu stören. Entscheidend für ihn sind die ungefähre Übereinstimmung mit der Handlung und insbesondere ein erheiternder Lesefluss. Zusätzliche Reime erfüllen dabei eine ähnliche Funktion wie Geräusche und Gesangsmelodien: Sie alle tragen zur Mündlichkeit des Textes bei.

Verballhornungen teilen viele Eigenschaften mit Klangelementen wie etwa Geräuschen. Diese mögen viel expliziter als polemisches Mittel zu erkennen und als Einzelelement schon semantisch aufgeladen sein, während Laute, wie etwa das Räuspern, erst in der Gesamtheit des Absatzes oder Kapitels als ein kritisierendes Element wahrzunehmen sind. Hingegen greifen Geräusche viel stärker in den Lesefluss ein und sorgen für eine erhebliche Destabilisierung von Rede und Redner. Obgleich Letztere direkt an eine jeweilige Figur gebunden sind, während Verballhornungen auch direkt vom Erzähler stammen können und somit einfacher eine Gewichtung erfahren, die für das Gesamtwerk entscheidend ist, weisen beide auf eine fiktionale

³⁰² G, Kap. 19, S. 51.

³⁰³ Gkl, Kap. 22, S. 228 [294].

Dysfunktion hin.

Wenn sich nun Janotus endlos lange räuspert, so wird die Dysfunktion seiner Ansprache sichtbar. Gleichzeitig liegt das Augenmerk des Lesers sogleich nicht mehr auf der Rede, sondern auf Janotus' höchst unpassender Reaktion.

Dasselbe lässt sich auch auf wohlklingende Töne anwenden, etwa des Gesangs. Sie versetzen den starren Buchstaben in Schwingung. Dadurch lässt sich Fischarts Vorliebe für die auditive Sinnesebene erklären, nach Sommerhalder die „seelisch-geistige Bewegung“, die dem Gesang und der Musik innewohne. Diese Bewegung überspiele den „Widerstand der Welt“³⁰⁴, das heißt die gesellschaftlichen Schwierigkeiten, und sorge inmitten des Elends für Heiterkeit.

5.3 Assoziation über Klang und Inhalt

Die zwei vorgestellten Assoziationstechniken sind meist nicht in kompletter Abgrenzung voneinander anzutreffen. Ein Beispiel, wie klangliche Assoziationsketten als direkter Verweis auf inhaltlich relevante Themen funktionieren, findet sich in der Darstellung des Glockenklangs im Kapitel 22 (G 19).

Ce ne seroyt que bon que nous rendissiez noz cloches. Car elles nous font bien besoing. ³⁰⁵	Es wer gar gut / das jr vns vnsere glocken widerum geben / dan sie thun vns wol von nôten. ³⁰⁶	Warlich ‚ <i>per Deum</i> ‘ es wer gar gut, das <i>E. Würde</i> vns vnsere <i>Tintina</i> <i>Tintinabelische bellende, billende,</i> <i>bollende, Kirchposaunen, oder, ohn</i> <i>figur zureden, vnsere klingende</i> <i>klingende glungende glodri</i> <i>Glocken sampt dem einhangenden</i> <i>schwede schwengel widerumb</i> zustellten, dann sie thun vns leiden wol von nôten. ³⁰⁷
--	---	---

Die deutsche Fassung aus 1575 entspricht einer Übersetzung der Vorlage. In ihr ist noch ersichtlich, welche Hauptaussage den zwei Sätzen zugrunde liegt. Erst die Überarbeitung von

³⁰⁴ Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 111.

³⁰⁵ G, Kap. 19, S. 51.

³⁰⁶ *Geschichtsschrift* 1575, Kap. 22, [VD16 F 1127], Bildnr. 261.

³⁰⁷ Gkl, Kap. 22, S. 228 [294].

1582 schafft etwas Neuartiges, das dem eigentlichen Interesse der Forderungsausübung („que nous rendissiez noz cloches“ / „das jr vns vnsere glocken widerum geben“) eine weitere Ebene hinzufügt – eine Ebene, die tiefergehende Intentionen verfolgt. Deutlich ist das Klangspiel „Tintina Tintina...“, das in „...belische bellende, billende, bollende“ übergeht, später als „klangende klingende“ und „glungende glodri Glocken“ neu erscheint und schließlich als „schwede schwengel“ zurück in die alltägliche Sprache geführt wird. Die Laute imitieren den Klang von Glocke und Klöppel, funktionieren jedoch auch als Alliterationen zu den Substantiven „glu... glo... Glocken“ und verleihen dem Klang ebenfalls metaphorische Deutungsebenen. Der Wechsel von den hohen zu den tiefen Tönen wird durch die Vokalverschiebung von „e“ und „i“ zu „o“ deutlich. So gewinnt der Klang, der mit einem zarten „Tintina“ begann, zunehmend an Fülle und Kraft. Parallel zu dieser Dynamik sind einzelne Begriffe als besonders bedeutungsgeladen zu identifizieren. Etwa der Begriff „bellende“ bringt eine Reihe von Interpretationsebenen in Gang. Die Identifikation mit dem Hundegebell ist dem deutschen Leser vermutlich am naheliegendsten. Doch erweist sich Fischart bei genauerem Hinsehen als ausgesprochen kreativer Polyglott. Auf lexikaler Ebene kann „bellend“ sowohl dem englischen „bell“ für Glocken als auch dem lateinischen „bellum“ für Krieg gegenübergestellt werden. Der Kontext des Glockenraubs und des dadurch provozierten Krieges unterstützt die These einer mehrschichtigen Lesart des Textes, anhand der nicht selten aus einzelnen Ausgangspunkten über das ganze Kapitel hinweg Bezüge aufgebaut werden. Berücksichtigt man diese Bezüge auch zum deutschen Wortverständnis vom Hundegebell, bestätigt sich die kontextgebundene Vielschichtigkeit dieses Begriffs. Im Verlaufe von Janotus‘ Rede wird klar, dass er – entsprechend dem Erzähler – sehr kritisch mit der Kirche ins Gericht geht. Fischarts Ergänzung von 1582 sagt nur wenige Seiten weiter: „[D]ie lieben Kirchthurn Cimbaln halten für vns Wacht vnd Superintendiren, (232) wir verschlieffens sonst offft [...]“³⁰⁸ Superintendenten, die geistlichen Aufseher kirchlicher Einrichtungen, figurieren bei Fischart als Wächter über die ihnen anvertrauten Gläubigen. Der Vergleich zum Hund findet sich in der Funktion des Wachhundes. Allerdings besäßen auch Hunde, denen der Schäfer Herden anvertraut, eine besondere Schutz- und Kontrollfunktion. Diese höchst bedeutsame Rolle ordnet Janotus nicht etwa einem tatsächlichen geistlichen Oberhaupt zu, sondern einer einfachen Kirchenglocke. Sie ist es, die die Gläubigen aus dem Bett in den Gottesdienst ruft. Der Christ wird dargestellt als unselbständiger und weitestgehend uninteressierter Teil der kirchlichen Gemeinschaft. Ist der Hund das metaphorische Pendant zum Superintendenten und

³⁰⁸ Gkl, Kap. 22, S. 232 [299].

hier explizit zur Glocke, so entsprechen diejenigen, deren Leben sich nach dem Glockenschlag richtet, einer Schafherde, die dem Gebell des Schäferhundes folgt. Fischarts Hauptkritik betrifft folglich nicht in erster Linie das Kirchenoberhaupt, sondern die Gläubigen. Korruption, Betrug und Habsucht, wie sie dem Klerus an zahlreichen Stellen vorgeworfen werden, sind hier kein Thema. Der Kleriker bleibt also in dieser Kritik außen vor, wohingegen das Volk, das sich in seine Verantwortung gibt, als töricht, unfrei und blind gewertet wird. Die Glocken gelten insofern als unverkäuflich³⁰⁹, als dass die ganze Kirchengemeinde von ihnen abhängt. Sie regeln schließlich den Tagesablauf der Gläubigen, wodurch derjenige an Macht gewann, der die Glocken bediente. Hingegen zeichnet das reformatorische Verständnis der Gemeinde ein entgegengesetztes Bild: Nach Luthers Theologie des Priestertums aller Getauften funktioniert die Kirche nicht mehr als Moses der Gläubigen. Die Rolle des Schäferhundes erübrigt sich angesichts der mächtigen Hirtenfigur Christi.

Was zunächst nur als *klangliche* Assoziation erscheint, erweist sich letztlich als eine Kette von Assoziationen, die sich *inhaltlich* durch das Kapitel zieht.

Grundsätzlich lässt sich zur assoziativen Schreibweise festhalten, dass Fischart den Menschen als ‚Sinnwesen‘ anspricht. Er bedient sich der zwei sogenannten „Fernsinne“, Seh- und Hörsinn, indem er Rabelais‘ Vorlage bildnerisch ausbaut – Begriffe visualisiert – und durch das Assoziationsverfahren klangtechnisch übersteigert.

6 Ernst und ‚Unernst‘

So umfassend die vier Strategietypen der reproduktiven, eklektischen, heuristischen und dialektischen *imitatio* auch sind, so ist ihnen doch nicht jede imitative Nachahmung direkt zuzuordnen. Eine Strategie kann zu stark umgesetzt werden oder aus anderen Gründen fehlschlagen und dadurch eine Dichtung erzeugen, die keinen direkten Bezug zur Vorlage mehr zulässt. Die Problematik besteht darin, dass eine Imitation in erster Linie auf kulturell bekannten Hintergründen basiert, sich also nicht mit einer formal-sprachlichen oder stilistischen Nachahmung begnügt. Ist die Vorlage ornamentaler Art, kann aus ihr keine Imitation hervorgehen. Ist sie hingegen konstitutiver Art, wird aber vom Imitator nicht richtig

³⁰⁹ Gleich zu Beginn seiner Ausführungen argumentiert Janotus mit der Unbezahlbarkeit der Glocken. Höchste Kaufangebote wurden abgeschlagen, was den Wert der Glocke unterstreichen soll. Gkl, Kap. 22, S. 228 [294]: „[...] wir haben wol etwann gut gelt, welchs vns die von Londen im Cahorland dafür anbotten, abgeschlagen [...].“

aufgefasst, können ihre textuellen Aussagen ebenso wenig in einen neuen Text übergehen. Zuletzt muss das Gleichgewicht zwischen Vorlage und Imitation herrschen. Das Spannungsfeld von Nähe und Distanz muss einen Kontrast zwischen beiden Werken herstellen, der die Texte als voneinander kontextuell und konzeptuell unterschieden präsentiert, gleichzeitig aber die Imitation an ihre Vorlage bindet.³¹⁰

Bei Fischart ist der konstitutive Bezug zur Vorlage grundsätzlich gegeben. Seine Überarbeitungen sind weit mehr als Modifikationen rein dekorativer Art. Gleichzeitig setzt er eine modifizierende Strategie nur so stark um, dass der Bezug zum Original gewährleistet bleibt. Fischart verwendet Rabelais' Text jeweils als Kristallisationskern für Übersteigerungen des Gegebenen oder als Grundlage für die Etablierung eigener Ideen.

Doch eine Schwierigkeit, die sich stattdessen in Fischarts Übersetzung zeigt, ist der Umgang mit den vielfachen Deutungsebenen der Vorlage. Dabei genießt das häufig problematisierte Bezeichnungspaar „ernst“ und „ironisch“ besondere Aufmerksamkeit. Als Leser und Interpret des Werks wird man sich davor hüten, die beiden Begriffe als Dichotomie zu verstehen, um der Fülle der Interpretationsansätze keinen Abbruch zu tun. In ständiger karnevalesker Umkehrung entzieht sich der Roman jeder Eindeutigkeit. Wie sollte es bei Zuordnungen von Attributen wie „ernst“ und „ironisch“ anders sein?

Fischart nennt das stilistische Problem beim Namen, indem er es in seiner Übersetzung als Beschreibungspunkt neu anführt. Er unterbricht sich selbst im 5. Kapitel und führt die Bemerkung an, er würde nun „inn Rabelistigem ernst von der sach []reden“³¹¹. Der ‚Rabelistige ernst‘ bezieht sich auf mehrere Sinnebenen. Die vermutlich intuitivste ist der ‚Ernst des Rabelais‘, gemäß dem Rabelais die Eigenschaft zugeschrieben wird, Sachverhalte in besonders ernstem Ton anzusprechen. Die angekündigte Deutungsebene ist als Paradoxon zu werten, wo doch die darauffolgende Textpassage mit grobianischen Zügen (die sich an den zahlreichen Trinkgelagen zeigen) und mit satirisch aufgeladenen Anzüglichkeiten von einer sehr heiteren Textprägung zeugt. Weiter gilt zu beachten, dass das Attribut ‚Rabelistig‘ nicht nur mit ‚Rabelais‘, sondern auch mit den Begriffen ‚Rabe‘ und ‚listig‘ in Verbindung zu bringen ist.³¹²

Die Fabelfigur des Raben gilt als rechthaberisch, raublustig, naiv und stolz. Etwa in Luthers zeitgenössischer Fabel *Vom Raben und Fuchs* erscheint der Rabe als dummer Gegenspieler, der in seiner Eitelkeit die List des Fuchses nicht zu durchschauen vermag. Das Kompositum

³¹⁰ Vgl. Greene, Thomas M.: *The Light in Troy. Imitation and Discovery in Renaissance Poetry*. New Haven, London 1982 (= Elizabethan Club series 7), S. 47.

³¹¹ Gkl, Kap. 5, S. 99 [124].

³¹² Vgl. zum Begriff des ‚Rabelistigen‘ Ernstes auch in dieser Arbeit das Kapitel III. *Fischarts Eheauffassung und Erziehungsformen*. Und darin das Unterkapitel 5.3.2. *Frau als Erzieherin*.

„Rabelistig“ ist also bezeichnend für den Autor, ordnet diesem aber widersprüchliche Eigenschaften zu: einerseits die Klugheit und List, andererseits die Dummheit und Naivität. Der Leser konstatiert: Wo Fischart „inn ernst“ spricht, ist eine Vielschichtigkeit des Gesagten nicht wegzudenken.

Schon bei Rabelais ist von einer doppelten Deutungsebene auszugehen. La Charité stellt als einer von vielen Rabelais-Forschern fest:

In fact, the reader is jostled and manipulated to such a degree and becomes so entangled in the serio-comic trap which has been set for him that he is hard put to know where and how to seize this seemingly ungraspable text.³¹³

Aus diesem Grund empfiehlt Edwin Duval dem Leser etwa, sich nicht dazu hinreißen zu lassen, entweder eine Hymne auf die Renaissance oder aber eine sinnentleerte, rein spielerische Parodie in Rabelais' Romane hineinzulesen.³¹⁴ François Rigolot, der diesen Gedanken aufgreift, weist darauf hin, dass Rabelais selbst ein mögliches Modell des tolerierten Widerspruchs vorgestellt hatte: Trouillogan, ein Philosoph und königlicher Berater aus dem *Tiers Livre*, steht für ein System des „Ni l'un ni l'autre“, für einen entschieden unentschiedenen Standpunkt. Auf die Frage hin, ob Panurge heiraten sollte oder nicht, antwortet Trouillogan ohne Vorbehalt mit „beides“ („tous les deux“) und „weder noch“ („ne l'un ne l'autre“).³¹⁵

In Fischarts *Geschichtklitterung* zeigt sich diese Diskrepanz besonders eindrücklich im Kontext des 5. Kapitels zur Ehethematik. Im Vergleich zu Rabelais' ersten drei Werken der Gargantua-Reihe konstatiert Holenstein hier:

Daher ist die Gegenüberstellung von Erzählen (I. und II. Buch) und Argumentieren (III. Buch) in Rabelais' Text bei Fischart zu einem schwer definierbaren Gegensatzpaar von Ernst (5. Kapitel) gegenüber ‚Satire‘, ‚Groteske‘ – ob das Ironie, Spott oder Unernst heissen soll, ist unklar – geworden.³¹⁶

³¹³ La Charité, Raymond C.: Rabelais, „sans pair, incomparable et sans parragon“. In: Rabelais's Incomparable Book. Essays On His Art. Ders. (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= French Forum Monographs 62), S. 9-14, hier: S. 73.

³¹⁴ Vgl. Duval, Edwin M.: The design of Rabelais's 'Tiers livre' de Pantagruel. Genf 1997, S. 94.

³¹⁵ Vgl. Rabelais: François Rabelais: Tiers Livre. In: Œuvres Complètes. Mireille Huchon (Hg.). Paris 1994, Kap. 35, S. 461. Fortan *Rabelais: Tiers Livre* genannt.

³¹⁶ Holenstein, Pia: Der Ehediskurs der Renaissance in Fischarts *Geschichtklitterung*: kritische Lektüre des fünften Kapitels. Bern 1991, S. 65.

Letztlich, so erklärt Holenstein, lässt sich keine Grenze zwischen „Ernsthaftigkeit“ und „Nicht-Ernsthaftigkeit“ ziehen. Dies ist umso einsichtiger, da sich nicht nur die *Geschichtklitterung* auf der Schwelle zwischen Ernst und Unernst befindet, sondern auch seine Flugblätter und -schriften nicht selten einen ambivalenten Charakter haben. Spengler spricht hierbei von Texten, die zugleich „satirischer“ und „didaktischer Art“ sind und bezeichnet Fischarts Werk als „humorvolle pädagogische“³¹⁷ Literatur. Das Wechselspiel zwischen satirischen und didaktischen beziehungsweise humorvollen und pädagogischen Zügen erleichtert die Ansprache schwieriger Sachverhalte. Es stellt einen auf Sympathie beruhenden Bezug zum Leser her. Ebenso ermöglicht es, über die Romanhandlung hinaus zugleich einen polemischen, sprachspielerischen und „schwankhaften“ Ansatz herzustellen und somit Schreibkunst auf mehreren Ebenen zu erproben und darzubieten.

Die Thematik des scherzhaften Belehrens verweist nicht zuletzt zurück auf das Eingangsgedicht „Aux lecteurs“/„Demnach ich sah“ und auf das Heilmittel, das der Roman gegen Kummer offeriert: das Lachen. Im Akt des Lachens verbinden sich „nutz mit süß“³¹⁸ – oder auch Ernst und Unernst, Didaktisches und Satirisches.

³¹⁷ Spengler, Walter Eckehart: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göppingen 1969 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 430.

³¹⁸ Gkl, *Demnach ich sah*, S. 8 [2], V. 20. Im zweiten Prolog, dem *VorRitt*, betont Fischart die Verfahrensweise des süßen Ermahnens. Er schreibt, es „sey angenehmer ermant werden schertzlich als schmerzlich“. Gkl, *VorRitt*, S. 27 [31].

III. FISCHARTS EHEAUFFASSUNG UND ERZIEHUNGSFORMEN

1 Ehediskurse

*Der Ehstand ist ein stand des Glaubens vnd der Liebe.
Dan hie lernet man Gott vertrauen inn so vil fällen vnd anstößen,
Jetzt an im selbs, bald am Weibe, jetzt an kindern, gut und ehr.³¹⁹*

Eine der bemerkenswertesten kreativen Ergänzungen des Prätexts sind die von Fischart neu hinzugefügten Kapitel fast zu Beginn der *Geschichtklitterung*. Die Kapitel drei bis fünf haben keine Entsprechung bei Rabelais, sondern thematisieren drei Sachverhalte, die während der Reformation eine zentrale Funktion in theoretischen und literarischen Werken einnahmen. Dabei wählt Fischart – wie in anderen Zusammenhängen Rabelais auch – eine ambivalente Mischform zwischen einem nachahmungswürdigen und einem abschreckenden Beispiel. So zeigt sich Grandgousier im dritten Kapitel in grobianischer Manier, gibt sich einer reichlich gedeckten Tafel hin und überfrisst sich maßlos. Diese Kritik an der Völlerei ist bereits Teil der Bloßstellung monastischer und klerikaler Strukturen im vierten Kapitel. Im Zusammenhang mit der Schilderung von Grandgousiers Essensvorräten rücken hier Kloster und Pfarrei ins Visier der Kritik.

Das fünfte Kapitel widmet sich ausschließlich Grandgousiers und Gargamelles Eheschließung und dem dabei geöffneten Ehediskurs. Kernpunkte sind die Bewertung der Ehe, die Geschlechterrollen, die Tugenden der Sittsamkeit und Christlichkeit sowie die Bedeutung von Fortpflanzung und Erziehung.³²⁰ Für Walter Haug ist dieses Kapitel „zweifelloso das bedeutsamste Zusatzkapitel gegenüber der Vorlage“.³²¹ In punkto Ästhetik schreibt Spengler in

³¹⁹ Johann Fischart: Werke. Auswahl, Adolf Hauffen (Hg.), 3 Bde. Stuttgart 1892/95 (= NDL 18,1-3). Bd. 3: Podagrammisch Trostbüchlin; Philosophisch Ehzuchtbüchlin. Fortan *Ehezuchtbüchlein* 1578 genannt. Darin: Teil II (Fischart, Ehegebürlichkeiten), S. 245.

³²⁰ Der Aspekt der Ehescheidung, der in fast allen theologischen Abhandlungen zur Ehe Erwähnung findet, wird in Fischarts Schriften größtenteils ausgeklammert und wird deshalb auch hier nicht erörtert.

³²¹ Haug, Walter: Zwischen Ehezucht und Minnekloster. Die Formen des Erotischen in Johannes Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: *The Graph of Sex and the German Text. Gendered Culture in Early Modern Germany*. Lynne Tatlock (Hg.). Amsterdam 1994 (= Chloe 19), S. 157-178, hier: S. 167.

Anlehnung an Hauffens Einschätzung,³²² dass von den 57 Kapiteln „das fünfte vom Ehe- und Familienglück wohl mit zum schönsten gehört, das Fischart in Prosa geschrieben hat.“³²³

So mag Goldemann recht haben, wenn er behauptet, Fischarts hinzugedichtete Kapitel würden „keinen Fortschritt in der Handlung bringen; sie ziehen nicht den geraden Faden der Erzählung weiter“. Doch in seiner Schlussfolgerung, in der die zusätzlichen Seiten als „Anhängsel, Beiwerk, Ornamentik im weitesten Sinn“³²⁴ betitelt werden, verkennt er der hier vertretenen Ansicht nach die Bedeutung der Texterweiterung. Die oben thematisierte Klosterkritik, aber insbesondere das Kapitel zur Ehe figurieren als Beispiele, die in ihrer Funktion weit mehr als bloßer Anhang oder Schmuck sind.

Die Tatsache, dass Fischart es für notwendig erachtet, ein Kapitel zur Ehe hinzuzufügen, das außerdem mit 23 Seiten zu den umfangreichsten gehört, lässt sich mit den darin behandelten Themen begründen. Das Kapitel ist der Rahmen, in dem Fischart die Polarisierung der Ehe-Frage aufzeigen und dabei seine eigenen Standpunkte zu diesem zentralen Thema des 16. Jahrhunderts bekunden und verteidigen kann. Die Sonderstellung der Ehe in seinem Werk bezeugt, dass Fischart sich von den vorausgehenden und zeitgenössischen Reformatoren stark beeinflussen ließ: „Reformers of the sixteenth century“, stellt Harrington fest, „viewed themselves as the liberators of marriage from a disdainful theological tradition.“³²⁵ Hauffen betrachtet die Ehe, wie sie von reformatorischen Autoren wie Fischart beworben wird, ebenfalls als „Bollwerk gegenüber der allgemeinen Sittenlosigkeit“.³²⁶ Fischart leistet in seinem Werk also Überzeugungsarbeit zugunsten der Ehe. Im Auftakt zu seiner Argumentation fallen zwei programmatische Begriffe:³²⁷

³²² Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 219.

³²³ Vgl. Spengler, Walter Eckehart: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göttingen 1969 (= Göttinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 275.

³²⁴ Goldemann, Eberhard: Barockstil bei Fischart. Diss. Tübingen 1934, S. 70.

³²⁵ Harrington, Joel F.: Reordering marriage and society in Reformation Germany. 2. Auflage. Cambridge 1997, S. 59. Harrington hebt insbesondere Albrecht von Eyb, wegen seiner ehrerbringenden Aussagen zur Ehe, hervor.

³²⁶ Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 219.

³²⁷ Pia Holenstein trennt „ordnung der natur“ in die Begriffe ‚ordnung‘ und ‚natur‘, weshalb sie von drei Programmpunkten spricht. Es geht ihr in erster Linie um zeitgenössische wie auch moderne Assoziationen. Die von mir gewählten zwei Begriffe hingegen nehmen die ‚ordnung der natur‘ als eine Sinneinheit wahr, die das weite Feld der Idee der Schöpfungsordnung und der Natürlichkeit der Ehe öffnet. Vgl. Holenstein, Pia: Der Ehediskurs der Renaissance in Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. Kritische Lektüre des fünften Kapitels. Bern 1991 (= Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700, Bd. 10), S. 127.

Sonder³²⁸ (damit ich ein mal abtruck) er schicket sich nach **ordnung der natur** zu einer ordenlichen **Ehrenehrlichen**, Nachbarlichen, gesindfolgigen, gemeynnutzlichen, handlichen vnd wonhaftlichen Haußhaltung vnd eygenherd.³²⁹

Die durch die Begriffe ausgedrückte Überzeugung vertritt Fischart nicht nur in der *Geschichtklitterung*, sondern auch im *Glückhafft Schiff von Zürich* 1576 und in seinem *Ehezuchtbüchlein* 1578.³³⁰ Die ausführlichste Auseinandersetzung mit der Thematik zeichnet sich im letztgenannten Werk ab. Fischart weist in einer Ergänzung der *Geschichtklitterung* 1582 intertextuell darauf hin, indem er unter dem Namen „D. Mentzers Naturgescheidem Ehezuchtbüchlein“³³¹ für sein eigenes Werk wirbt.

Das Ehezuchtbüchlein als deutsches Übersetzungswerk

Das *Ehezuchtbüchlein* reiht sich in die neue Literatur zur Ehethematik ein, die schon seit dem 15. Jahrhundert an Popularität gewonnen hat. Erst im 16. Jahrhundert wird sie allerdings durch die reformatorischen Schriftsteller ausgebaut und als ein entscheidender Schwerpunkt der zeitgenössischen Literatur betrachtet.³³² Als eine entscheidende Galionsfigur fungiert Luther mit den Werken *Traubüchlein für die einfältigen Pfarrherr*³³³ und *Von Ehesachen*³³⁴.

Die im *Ehezuchtbüchlein* enthaltenen Darstellungen tragen dazu bei, die Aussagen in der *Geschichtklitterung*, die etwa zeitgleich erweitert und umgearbeitet wurde (zwischen den beiden Fassungen 1575 und 1582), kontextuell einzuordnen und zu interpretieren. Für beide Werke verwendet Fischart Quellen, die sowohl biblischer als auch nicht-biblischer Natur sind. So plädiert der Verleger Bernhard Jobin (hinter dessen Name sich womöglich Fischart selbst

³²⁸ Voraus geht die Kritik an Ehegegnern und die Problematisierung der unkeuschen Gesellschaft.

³²⁹ Gkl, Kap. 5, S. 93 [116].

³³⁰ Bereits Tilmann Walter stellte fest, dass das 5. Kapitel der *Geschichtklitterung* zwar mit Mitteln der Komik geschrieben ist, aber die Inhalte „durchaus ernstgemeinten Ausführungen des *Ehezuchtbüchleins* entsprechen.“ Was Fischart in der *Geschichtklitterung* mit Witz wiedergibt, wird im *Ehezuchtbüchlein* theoretisch abgehandelt. Vgl. Walter, Tilmann: Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland. Berlin, New York 1998, S. 119, FN 149.

³³¹ Gkl, Kap. 5, S. 103 [130].

³³² Hauffen nennt diverse Autoren und stellt ihr Werk vor. Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 275-280.

³³³ Vgl. D. Martin Luther: Traubüchlein für die einfältigen Pfarrherr. In: Kritische Gesamtausgabe. WA 30. Dritter Band, Schriften 1529/32. Weimar 1910.

³³⁴ Vgl. Martin Luther: Von ehesachen. Mart. Luth. Wittenberg (Hans Lufft) 1530. In: Ders.: Kritische Gesamtausgabe. WA 30. Dritter Band. Schriften 1529/32. Weimar 1910.

verbirgt³³⁵) im Vorwort zum Ehezuchtbüchlein dafür, dass christliche und nichtchristliche Literatur Erkenntnis über die Ehe vermitteln kann. Christen seien Gott ergeben, Heiden hingegen „naturgefolgig“.³³⁶ Während sich also „ware Gottergebene Christen [...] Göttlicher Geschrift“³³⁷ begnügten, behelfen sich „die Naturgefolgige Kluge Heyden Vernünftlichen eigenaturten Lehren“. Doch letztlich ist die Quelle des Wissens unwichtig. Entscheidend ist, dass Autoren konsultiert werden, die – so sieht man es an Fischarts Auswahl – vorteilhaft von der Ehe sprechen.

Fischart macht sich zum Ziel, diese lehrreichen Schriften zur Ehe in seine eigene Sprache zu übersetzen und für seine Landsleute zugänglich zu machen. Um diese Ausrichtung zu legitimieren, wird die deutsche Sprache im Vorwort des *Ehezuchtbüchleins* über die alten Sprachen gestellt.

darmit männiglich zuverstehen zugeben / das wir Teutschen / wa wir vns der müh nicht verdrüsen liesen / vnd vnserer Sprach / wie wir billich aus liebe gegen dem Vatterland thun solten / excolirten **vnd also erlaublich zureden ersegten vnd erleuterten** / gleichso wol / ja besser / als andere vnvollkommene / **zusamen geflickte** gebettelte vnd gespätelte Sprachen / kōnten die herliche Philosophische Materias inn vnserer vnvermengten / reynen vnd für sich selbs beständigen Mutersprach auspringen.³³⁸

Die Übersetzungstätigkeit ist bei Fischart stark an seine Heimatverbundenheit geknüpft. Seine Forderungen richten sich an alle Landsleute: Aus Liebe zum Vaterland soll die deutsche Volkssprache nicht nur höher als andere Sprachen geschätzt werden, sondern in Folge auch eine besonders häufige und gepflegte Verwendung finden. Insbesondere durch die Zusätze in der zweiten Fassung 1591 wird Fischarts Enthusiasmus für die Volkssprache sichtbar. Deutsche Autoren sollten ihre Texte aus „liebe gegen dem Vatterland“ verfassen und Deutsch in seiner überlegenen Funktion der „vnvermengten / reynen vnd für sich selbs beständigen Mutersprach“ wahrnehmen und fördern.

Fischarts Eifer für die Stärkung der Volkssprache ist bemerkenswert. So argumentiert er, dass nur Sprachen mit einer hochwertigen Literatur die Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnten.

³³⁵ Nach Sommerhalder besteht kein Zweifel, dass das Vorwort von Fischart selbst verfasst wurde. Vgl. Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 94.

³³⁶ Ebd.

³³⁷ *Ehezuchtbüchlein* 1578, Vorrede, S. 117.

³³⁸ Johann Fischart: *Ehezuchtbüchlein*. Straßburg 1591. Bayerische Staatsbibliothek [VD16 P 3705], Blatt 3r. Fett markiert sind die Zusätze aus der Überarbeitung von 1591. Fortan *Ehezuchtbüchlein* 1591 genannt.

Nur Texte von Qualität würden in den internationalen Wettbewerb Einzug halten. Erst durch diesen Wettbewerb kann Sprache wachsen und an Bedeutung gewinnen. Es steht und fällt also alles mit der Literatur. Als Beispiel greift Fischart die Literatur auf, die zur Zeit des zeitgenössischen Renaissance-Humanismus die größte Popularität genießt: die antike römische und griechische Tradition.

Die Römer verfassten nur deshalb so hochwertige Texte, so die Theorie, weil sie mit den Griechen um die Wette geschrieben hätten. In der *Geschichtklitterung* ergänzt Fischart 1591:

Deßgleichen soll sie erwegen das Exempel der Griechen / welches man vnter den Künsten für keine schmach rechneten / das andere Nationen ob jrem Kunstbronnen Wasser holeten / vnd wann schon die gantz Welt Philosophierte: Aber dises hetten sie für eine verachtung gehalten / wann andere Völcker sie in erfarnus der Künst vbertroffen hette.

Die Gesellschaft, so klagt der Erzähler, akzeptiere nicht, dass die Volkssprache in den Wettbewerb mit der griechischen Kunst trete. Sich an ihr zu orientieren sei gern gesehen, doch sich mit ihr zu messen sei verpönt. Fischart jedoch pocht – entsprechend dem Zeitgeist des 16. Jahrhunderts – auf eine unabhängige, starke Volkssprache. Für ihn gehen Inhalt und Form Hand in Hand. Neue religiöse Ansätze und eine neu valorisierte Sprache gehören zusammen. Dabei meint ‚neu‘ nicht progressiv, sondern ein Zurückfinden zu vermeintlich verlorenen Werten, sei es im theologischen Sinne oder dann im Sinne einer zu lang unterschätzten Mundart.

Nur die deutsche Volkssprache wird dabei gerühmt als seine ‚selbständig Muttersprach‘ und ‚gemeyne Landsprach‘. Diese Äußerungen der Heimatverbundenheit erfolgen größtenteils in der zweiten Auflage des Ehezuchtbüchleins von 1591. Deutsch wird gepriesen als Gottessprache, während Griechisch und Lateinisch nur historische Sprachen seien. Fischarts These lautet, dass auch die deutsche Sprache, ganz unabhängig von Griechisch und Latein, Kunst und Wissenschaft hervorbringen könne. Die Bedingung sei jedoch, dass antike Texte übersetzt und neu ausgelegt werden.³³⁹ In dieser Rolle sieht sich Fischart, als derjenige also, der der deutschen Volkssprache zum künstlerischen und wissenschaftlichen, aber auch theologischen und ideengeschichtlichen Durchbruch verhilft.

Andere Übersetzer seien dazu nicht in der Lage. Dabei fehle es ihnen nicht an Geschick („nit vngechickte Leut“), sondern an Unabhängigkeit und Eigenständigkeit („auff frembden Rum zuvil verneygte“³⁴⁰). In anderen Worten: Sie trauen sich nicht, in ihrer Muttersprache zu

³³⁹ Vgl. Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 104 f.

³⁴⁰ *Ehezuchtbüchlein* 1591, Blatt 3v-4r.

schreiben, aus Angst, ihre Texte würden von der Gesellschaft nicht gewürdigt. Ein guter deutscher Übersetzer müsse allerdings bereit sein, autonome Wege zu gehen. Er hat sich der Verzauberung der alten Sprachen entrissen, um zurück zur „Muttermilch“, zu seinem eigenen Wesen zu finden.³⁴¹ Das Potenzial der deutschen Sprache, so Fischart, sei nicht zu unterschätzen.

Dieser Standpunkt entwickelt sich besonders in der Fassung 1591 des *Ehezuchtbüchleins*. In der Erstausgabe 1578 ist die Ausrichtung auf und die Ehrerbietung gegenüber der antiken Literatur noch deutlich sichtbarer. Dort verkündet er mit Stolz, dass sich sein Werk mit einem angesehenen antiken Autor auseinandersetzt – mit Plutarch, „dem Erfarenesten / Belesenesten vnd Gelehrtesten vnter allen Griechischen Philosophis / benantlich dem Plutarcho: dessen Bücher billich bei allen Gelehrten für eyn Weisheyt schaz verzufet sint.“³⁴² Wenige Jahre später steht Plutarchs Ruhm nicht mehr im Fokus seiner Intentionen als Übersetzer. Nun gilt es, die deutschsprachige Literatur zur „zirung des Vatterlands“ voranzutreiben. Dadurch könne der Leser erfahren, dass Gott „inn allen Sprachen will gelobt sein“ und Letzterer auch „inn vnserer Sprach wird wunder wircken: wie er dan allbereyt mit der Theology hat erwisen“. Genau diese theologischen Aspekte sind es, die im Mittelpunkt der nachfolgenden Untersuchungen stehen. Es wird der Frage nachgegangen, welche Teile des *Ehezuchtbüchlein* in welcher Weise der Darstellung der christlichen Ehe und Erziehung dienen. Welche Themen sind mit dem 5. Kapitel der *Geschichtklitterung* verknüpfbar? Welche Standpunkte verdeutlicht und begründet Fischart?

³⁴¹ Ebd., Zusatz 1591, Blatt 6r: „Dann wer will die Leut also bezaubern / das sie ihrer Muttermilch vergessen müssen / vnd sich lieber ein frembde Stimm / als jhre angeborne Sprach lobten vnd bewegen liesen.“ Der darauffolgende Absatz formuliert diesen Sachverhalt weiter aus: „Sagen sie es nit / was dörfen sie sich dann also grob an jhrem Vatterland vergessen / welchs heutigs tags so hoch begabt / vnd an klugem verstand vnd Künstlicher erfindung allen andern Nationen vorziehet ja mit dem glantz der ewigen Warheit vnd Himmlischer Weißheit erleuchtet ist / das sie es für tölpischer / vngeschickter / wilder / barbarischer vnnd vnmenschlicher / als die Römische vnd Latinische Heyden schätzen. Sie sollten bedencken / das sie nit allein in jrer fremden Sprach das Liecht der Welt weren / vnd die jhenigen jre Landsleut / welche vor vnnd noch der zeit / auß lieb zu den Weißheit gegründten Künsten / so vil müh auff erlehrnus der drey Hauptsprachen gewendet haben vnd wenden / gewißlich nit solche kunst inn ihrer gewohnthen sprach / wann sie / die darinn begriffen sehen verschmähen würden: Vnd ob schon viel / so der Grundsprachen erfahren / der vertolmetschung nit bedörfftig / wird es sie anderen der Sprachen vnerfahrner halben frewen vnnd ergetzen. Ja es auch jrer zier / die man jr anthun will gedencken zu berauben.“

³⁴² *Ehezuchtbüchlein* 1578, Vorrede, S. 118.

Das Ehezuchtbüchlein als theologische Abhandlung

Für die Frage nach Fischarts Darstellung der Ehe und Erziehung in der *Geschichtklitterung* sind nicht alle Teile aus dem *Ehezuchtbüchlein* von gleicher Relevanz. Zur Spezifizierung des hiesigen Untersuchungsschwerpunkts dient zunächst eine Aufteilung des Gesamtwerks:

	Autor und Kurztitel nach Hauffen	Ganzer Titel nach Fischart	Seiten- angaben Hauffen
0	Vorwort (Bernhard Jobin bzw. Fischart selbst)	Dem Ehrnhaften vnd Wolachtbaren Herren Joachim Herb, Burgern zu Straßburg, meinem gönstigen Herren, Freund vnd vertrauten lieben Gevattern	117-124
1	Ehvorschriften (Plutarch)	Des Hochsinnigen vnnnd Weißhait-erleuchteten Philosophi Plutarchi Ehliche Ermanungen vnd Gesaz. Den Reubeheurateten Ehleuten, Pollian vnd Eurydiche, wünschet Plutarchus vil wolfart zu forderst.	125-181
2	Von Ehebürlichkeiten. Zusätze	Zusatz aus noch viler anderer Erleuchten vnd Hochgelehrter Personen Bücheren. Von Ehebürlichkeyten	181-274
3	Kinderzucht (Plutarch)	Des aller Kunstweiesten, vnd bei allen Gelehrten Hochgeachten Griechischen Philosophi, oder Weisheytergebenen Lehrers Plutarchi, Herrlicher Tractat Von der Kinderzucht.	275-315
4	Gespräch. Klang des Ehstands (Erasmus)	Eyn schönes lehrhafts Gespräch zweyer vngleicher Weiber, von jren Ehmannen, aus den Colloquiis Erasmi verteutschet vnd genant Klang des Ehstands.	316-332

Das Inhaltsverzeichnis weist auf eine Vierteilung des Werks hin. Fischarts Standpunkt in Bezug auf die Ehe wird in den Büchern *Ehvorschriften* und *Ehebürlichkeiten* dargelegt. Im Buch zur *Kinderzucht* weitet er das Thema, das zunächst insbesondere die Ehegatten betraf, auf die Kinder aus. Das abschließende Gespräch bezieht sich auf vereinzelte Elemente der

Eheproblematik und stellt diese auf humoristische Art und Weise dar. Während Fischart in drei von vier Büchern des *Ehezuchtbüchleins* Werke von Plutarch und Erasmus in ihrer Ganzheit aufgreift und (leicht) modifiziert in seiner deutschen Übersetzung wiedergibt, erweisen sich die *Ehgebürlichkeiten* als Kompilation diverser Lebensweisheiten. Die Freiheit beim Verfassen dieses Buches zeigt sich in den besser fassbaren Standpunkten seines Autors. Sie sind provokativer und dezidierter Art und können am stärksten als Fischarts eigenes, innovatives Werk angesehen werden. Aus diesem Grund wird sich die vorliegende Arbeit zur Zusammenführung der *Geschichtklitterung* mit vorausgehenden Werken Fischarts in Bezug auf die Ehefrage insbesondere auf Analysen der *Ehgebürlichkeiten* stützen.

Sommerhalder identifizierte unter den verwendeten Quellen diverse Werke aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts: Christian Egenolffs Sprichwörterammlung (*Sprichwörter / Schöne / Weise Klügredenn*, 1548), Johannes Stobaios' *Anthologie* (*Eclogues, Florilegium* – herausgegeben 1543, 1549 und 1559 von Conrad Gessner), Conrad Gessners Tiergeschichte (*Historia animalium*, 1551-1558), Andrea Alciatos Emblembuch (*Emblematum liber*, 1531) und eine deutsche Übersetzung der *Naturalis historia* des Plinius.³⁴³

Basierend auf diesen Texten illustriert Fischart kreativ das Thema Ehe und Erziehung, indem er theologische Positionen mit oder ohne Widerlegung anführt und seinen eigenen Standpunkt mit Allegorien und Anekdoten bekräftigt.

Er schrieb zu einer Zeit, in der die Diskussion um theologische Ansichten der Ehe ausgesprochen aktuell war. Gerade in der dritten tridentinischen Tagungsperiode 1562/63, zur Zeit, in der Fischart von Caspar Scheidt in Worms humanistisch unterrichtet wurde, wurde das Dekret *Tametsi* über das Sakrament der Ehe verabschiedet. Neben Neuerungen zur rechtmäßigen Gültigkeit einer Eheschließung bestätigte das Konzil die Lehre der vorausgehenden Konzilien und das damals übliche Verständnis des sakramentalen Charakters der Ehe. Entscheidend für die tridentinischen Dekrete war der Rückgriff auf Thomas von Aquins Eheauffassung, die neben den Lehren von Albertus Magnus, Bonaventura und Johannes Duns Scotus die größte Prominenz genoss und Eingang in die kanonischen Anordnungen fand.³⁴⁴ Die Lehre der Sakramentalität der Ehe festigte sich bereits im 13. Jahrhundert, erfuhr

³⁴³ Vgl. Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 102.

³⁴⁴ Vgl. Mackin, Theodore: Marriage in the catholic church. The marital sacrament. New York 1989, S. 325.

aber erst durch das Trienter Konzil (1545-1563) Bestätigung durch das verlautetete Kirchenrecht.³⁴⁵

Was die Ehe in Fischarts Werk für eine Funktion einnimmt, erschließt sich aus den anerkannten Quellen, das heißt in erster Linie aus der Bibel (unter anderem die Evangelien und paulinischen Episteln), aus antiken Schriften (etwa von Plutarch, Platon, Cicero, Aristoteles) und aus Lehren der Kirchenväter (zum Beispiel von Thomas von Aquin, Augustinus und Hieronymus). Das römische Recht wurde als Vorlage hinzugezogen, aber nicht selten kritisch betrachtet. Wenn auch große Teile übernommen und reformiert wurden,³⁴⁶ verwarf der kirchliche Rechtskanon doch die Komponenten der Scheidung, der Wiederheirat, des Konkubinats und sexueller Ausschweifungen.³⁴⁷

Auch die reformatorischen Lager betrachteten die Ehe als ein essenzielles Element des christlichen Lebens. Es lag in ihrem Interesse, weiter Abstand von antiken, nichtchristlichen Vorlagen, aber auch von zahlreichen Kirchenlehren zu nehmen und stattdessen auf der Grundlage der Bibel den Wert der Ehe als erstrebenswerte Lebensform zu bestärken. Entscheidend war etwa das Uminterpretieren des sakramentalen Charakters der Ehe. Luther, Bucer und Calvin führten eine humanistische Auseinandersetzung fort, die erst kürzlich durch Erasmus 1516 wieder aufgegriffen worden war. Nach Erasmus war der Begriff *sacramentum* in Epheser 5,32 eine Fehlübersetzung und müsste eigentlich *mysterium* heißen.³⁴⁸ Die Reformatoren plädieren dafür, dass mit *mysterium* die „Heilige geheimnissen“ des christlichen Glaubens gemeint seien, die ein Christ im Rahmen heiliger Beziehungen erfährt. Dazu gehören „alle Stendt Göttlicher berüffungen als den Vätterlichen standt, den kinder standt, den Herren vnd knecht standt“,³⁴⁹ weswegen auch diese den Titel des ‚Sakraments‘ erfordern würden. Die katholische Lehre der Sakramente galt nach Erasmus als Erfindung des Durandus von St. Pourçain und späterer Kanonisten.³⁵⁰ Sie nehme – darin stimmten ihm die deutschen

³⁴⁵ Vgl. Witte, John: *From Sacrament to Contract: Marriage, Religion, and Law in the Western Tradition*. Louisville 1997, S. 80.

³⁴⁶ Etwa Bucers Ehedefinition und die Aussagen über eine doppelte Rechtsstruktur der Ehe – die göttliche und die weltliche – entstammen Kaiser Justinians Rechtskompilation *Codex Iuris Civilis*. Vgl. Selderhuis, Herman J.: *Marriage and Divorce in the Thought of Martin Bucer*. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= *Sixteenth Century Essays & Studies* 48), S. 166.

³⁴⁷ Vgl. ebd.

³⁴⁸ Dem entgegen bestimmte das Trienter Konzil, dass *sacramentum* und *mysterium* theologisch austauschbare Begriffe seien. Vgl. Harrington, Joel F.: *Reordering marriage and society in Reformation Germany*. 2. Auflage. Cambridge 1997, S. 94.

³⁴⁹ Martin Bucer: *Beständige Verantwortung*. Martin Bucers deutsche Schriften. Bd. 11,3. Schriften zur Kölner Reformation. Thomas Wilhelmi (Hg.). Gütersloh 2006, S. 557.

³⁵⁰ Vgl. Harrington, Joel F.: *Reordering marriage and society in Reformation Germany*. 2. Auflage. Cambridge 1997, S. 65.

Reformatoren zu – mit Sakramenten wie der Beichte oder der Krankensalbung dem Begriff ‚Sakrament‘ als Titel christlicher Beziehungen seinen exklusiven Charakter.

Die Herausforderung für Protestanten wie Bucer bestand darin, das ausgedehnte System der Sakramente zu beseitigen, ohne dabei den heiligen Status („Heiliger bundt vnd vereinigung“³⁵¹) der Ehe zu negieren. Der Wert der Ehe wurde zunehmend an die Tatsache geknüpft, dass sie sich an einem biblischen Vorbild orientierte und folglich eine gottgewollte Verbindung zweier Menschen darstellte. In dieser Position war die Ehe durchaus in der Lage, mit dem Zölibat, der bis dato heiligsten Lebensform,³⁵² zu konkurrieren. Zu diesem Schluss kam neben Erasmus auch Luther, Fischart bedeutendster Referenzpunkt in theologischen Fragen:

Denn obs wol ein weltlicher stand ist, so hat er dennoch Gotts wort fuer sich und ist nicht von menschen ertichtet odder gestiftet wie der Muench und Nonnen stand, Darumb er auch hundert mal billicher solt geistlich geacht werden denn der kloesterlinge stand, Welcher billich der aller weltlichst und fleischlichst solt geachtet werden, weil er aus fleisch und blut ist.³⁵³

Die Ehe sei aufgrund ihrer Weltlichkeit zwar in ihrer Gesamtheit von Sünde gezeichnet.³⁵⁴ Dennoch nahm Luther sie in Schutz und lehnte den Ordensstand als das eigentliche Menschenwerk unter beiden ab. Damit reihte er sich in eine Zölibat-Kritik ein, die vor Erasmus, Emser und Cornelius Agrippa schon im italienischen Frühhumanismus eifrig diskutiert wurde. Die rund 40 Jahre zwischen Rabelais' Original und Fischarts Übersetzung sind in kaum einem anderen Feld als jenem der Ehe von so großer Relevanz. Durch die tridentinischen Dekrete, aber auch durch biblisch anerkannte Formen der Eheführung aus dem reformatorischen Lager entbrannte ein frisches Interesse an der Frage, welchen Stellenwert die Ehe innehatte und an welchem Ideal sie sich orientierte. Bezüglich des Zwecks und der Aufgabe der Ehe stimmten katholische und protestantische Vertreter erstaunlich überein. Bis auf die – wenn auch nicht

³⁵¹ Martin Bucer: Beständige Verantwortung. Martin Bucers deutsche Schriften. Bd. 11,3. Schriften zur Kölner Reformation. Thomas Wilhelmi (Hg.). Gütersloh 2006, S. 557.

³⁵² Vgl. Selderhuis, Herman J.: Marriage and Divorce in the Thought of Martin Bucer. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= Sixteenth Century Essays & Studies 48), S. 32 f. Der traditionelle Glaube bestand darin, dass der Unverheiratete das Heil schneller erreiche, als die Verheirateten. Erst ab 1523 wird von Luther der Ehestand als dem Zölibat nicht mehr untergeordnet empfunden. Vgl. auch Harrington, Joel F.: Reordering marriage and society in Reformation Germany. 2. Auflage. Cambridge 1997, S. 33: „The celibate ideal [...] degraded marriage as a second-class institution in doctrine [...]“ Die protestantische Idealvorstellung der Ehe führte zwei Veränderungen mit sich: die „abolition of the celibate religious ideal“ und die „elevation of marriage in its place“. Vgl. ebd., S. 61.

³⁵³ D. Martin Luther: Traubüchlein für die einfältigen Pfarrherr. In: Kritische Gesamtausgabe. WA 30. Dritter Band, Schriften 1529/32. Weimar 1910, S. 75. Luther wie auch Erasmus hatten trotz ihrer Argumentationen für die Ehe Schwierigkeiten, ihren eigenen Zölibatseid zu widerrufen.

³⁵⁴ Vgl. Lähteenmäki, Olavi: Sexus und Ehe bei Luther. Turku 1955, S. 124.

unbedeutenden – Punkte des sakramentalen Charakters, der Ehescheidung und der Restriktionen bei der Wahl des Ehepartners kamen beide konfessionellen Lager zu ähnlichen Schlüssen. So war es aus protestantischer Sicht nicht in erster Linie die Lehre, sondern vielmehr die Praxis der Ehe, die eine Reform benötigte.³⁵⁵ Ohnehin wurden theoretische Themen wie die Eheschließung und -gültigkeit ausgiebig diskutiert, während die Beschreibung eines guten Ehelebens kaum Erwähnung fand.³⁵⁶ Da die Ehe dem Zölibat bis in die Mitte des 16. Jahrhundert untergeordnet und nur als Ausweg eines weniger stark gläubigen Christen angesehen wurde, galt sie als unpopuläres theologisches Thema. Insbesondere die Aspekte der persönlichen Beziehung zwischen den Ehepartnern war in theologischen Ausführungen beinahe inexistent. So ist auch Albrecht von Eybs *Ob einem manne sey zunemen ein eelichs weyb oder nicht* (1472)³⁵⁷ zwar einer der ersten gedruckten Verkaufserfolge mit positiver Beschreibung der Ehe, ordnet diese aber nach wie vor dem Zölibat unter und thematisiert nicht den persönlichen Umgang der Ehepartner miteinander.³⁵⁸ Auch Martin Bucer beklagte 1545 in Straßburg, dass die Ehe zu wenig Beachtung erhalte und stattdessen das Leben im Zölibat ausführlich dargelegt werde.³⁵⁹ Als Reaktion darauf konzentrierten sich reformatorisch geprägte Autoren wie Fischart auf Fragestellungen, die der Ehe keine neue Definition verliehen, sondern die inneren Verhältnisse auf praktischer Ebene klärten. Mann, Frau, Kind: Wie stehen sie zueinander? Welche Rechte und Pflichten haben sie wahrzunehmen? Wie können Frau und Mann zugleich ein hierarchisches und ein reziprokes Verhältnis pflegen? Aus welchen Gründen muss ein Kind erzogen werden? Diese sind Fragestellungen, denen Fischart gründlich nachgeht, ohne im *Gargantua* auf eine Vorlage für seine Überlegungen zurückgreifen zu können. Insbesondere Fischarts Verbundenheit mit Luthers Lehren war wohl ausschlaggebend für die Themenwahl. Diese zeigt sich in Schriften, die Luthers Person und seine Ansichten in Schutz nehmen.³⁶⁰ Außerdem spielt der lutherische *Große Katechismus* von 1529 in Fischarts

³⁵⁵ Vgl. Harrington, Joel F.: *Reordering marriage and society in Reformation Germany*. 2. Auflage. Cambridge 1997, S. 93, 99.

³⁵⁶ Vgl. Selderhuis, Herman J.: *Marriage and Divorce in the Thought of Martin Bucer*. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= *Sixteenth Century Essays & Studies* 48), S. 27: „Thus, though there was a strong canonical focus on the formation of a marriage, there was but little interest in the conditions for a good married life.”

³⁵⁷ Vgl. Albrecht von Eyb: *Ob einem manne sey zunemen ein eelichs weyb oder nicht* [1472]. Helmut Weinacht (Hg.). Darmstadt 1982.

³⁵⁸ Vgl. ebd.

³⁵⁹ Vgl. Martin Bucer: *Beständige Verantwortung* (1545). Martin Bucers deutsche Schriften. Bd. 11,3. Schriften zur Kölner Reformation. Thomas Wilhelmi (Hg.). Gütersloh 2006, S. 597 f.

³⁶⁰ Ein sehr markantes Beispiel dafür, wie Fischart Luther in Schutz nimmt zeigt sich im Barfüßer Secten- und Kuttentreit. Die Flugschrift erfolgt als Reaktion auf Nas' *Anatomia Lutheri*, in welcher dargestellt wird, wie Luthers protestantisches Lager in verfeindete Parteien aufgespalten ist. Barfüßer Secten- und Kuttentreit A und B: Johann Fischart: *Sämtliche Werke*. Kritische Ausgabe mit Kommentar. Bearbeitet von Ulrich Seelbach (Hg.) Hans-Gert Roloff, Ulrich Seelbach und W. Eckehart Spengler; Berliner Ausgaben. Bd. 1. Bern 1993. S. 103-135.

theologischer Prägung eine bedeutende Rolle. Nicht nur durch Hinweise auf die darin enthaltenen Glaubensgrundsätze,³⁶¹ sondern auch durch seine nachgewiesene Mitarbeit an der Straßburger Version des Katechismus bekannte sich Fischart öffentlich zur lutherischen Lehre. Unter den Reformatoren gilt Luther als der größte Verfechter der Ehe. Tilmann Walter stellt fest, dass sich einige reformatorische Denker, wie etwa Zwingli, kaum zur Ehefrage äußerten, während Luther in diversen Predigten,³⁶² aber insbesondere in seinem *Großen Katechismus* die Ehe als ein entscheidendes christliches Gut würdigte. Die Ehe, so Luther, sei der edelste Stand.³⁶³ Sie sei dem Zölibat und dem Junggesellentum vorzuziehen und als Gebot Gottes zu verstehen. Dadurch profilierte sich Luther neben Schriften vorreformatorischen Eifers (unter anderem Cornelius Agrippa, Eyb, Erasmus) zur „absolute[n] Autorität in Fragen der Ehe und der ehelichen Sexualität“.³⁶⁴ Sein Werk nahm in entscheidender Weise Einfluss auf Fischarts Ehekonzept.

1.1 Rabelais‘ Darstellung der Ehe

1.1.1 Humanistische Zwischenposition

Renaissancevertreter zeigen facettenreiche Darstellungen der Ehethematik. Humanisten wie Erasmus und Vives konnten Argumente gegen den Wert der Frau und den Ehestatus formulieren und gleichzeitig bedeutende Kämpfer für die Anerkennung der Frau sein. Gleiches ist bei Rabelais festzustellen. Auch er vertrat eine ambivalente Position, die sich auf seine humanistische Bildung zurückführen lässt. Als rhetorisch geschickter Autor versuchte Rabelais nicht, Partei für eine radikale Position einzunehmen, sondern bemühte sich um ein konkurrenzfreies Nebeneinander zweier Standpunkte.³⁶⁵ Diese Unentschiedenheit lässt sich auf

³⁶¹ Vgl. z.B. den Hinweis in Johann Fischart: Anmanung zu Christlicher Kinderzucht vnd nützung volgender Festfragen. In: Werke. Auswahl. Adolf Hauffen (Hg.). 1. Bd. Stuttgart 1892 (= NDL 18,1), S. 408, V. 174. Vgl. auch Kapitel 4.3 „Christliche Kindererziehung“ in dieser Arbeit.

³⁶² Dazu gehören der *Sermon vom ehelichen Stand* von 1519 und die *Predigt vom Ehestand* von 1525. Problematisch an den beiden genannten Schriften ist, dass sie entweder nicht mit Luthers Einverständnis gedruckt wurden oder aber Luthers Predigten „in recht freizügigem Umgang mit den Originaltexten neu zusammengestellt“ wurden. Ihre universelle, kontextunabhängige Gültigkeit und Übereinstimmung mit Luthers ausgereifteren Ansichten bleibt folglich zu bezweifeln.

³⁶³ D. Martin Luther: Deutsch Catechismus (Der Große Katechismus). Wittenberg (Georg Rhau) 1529. In: Ders.: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe [WA]. Bd. 30. 1. Abteilung. Katechismuspredigten 1528; Großer und Kleiner Katechismus 1529. Weimar 1910. S. 123-238, hier S. 160.

³⁶⁴ Walter, Tilmann: Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland. Berlin, New York 1998, S. 104.

³⁶⁵ Vgl. Screech, M.A.: Rabelais et le Mariage. Religion, morale et philosophie du rire. Travaux d’Humanisme et Renaissance 167. Genf 1992 (= Etudes Rabelaisiennes 28/ Travaux d’Humanisme et Renaissance 167), S. 11.

eine moralische Gleichgültigkeit im Sinne der Stoiker zurückführen. Anstatt sich ins Lager der Befürworter oder Gegner zu stellen, zeigte sich Rabelais kritisch gegenüber beiden Ansichten.³⁶⁶ Dabei bediente er sich insbesondere humanistisch-reformatorischer Argumente.

Cette solution humaniste ne doit pas sa couleur et sa profondeur à un paganisme pur, mais plutôt au contexte évangélique dans lequel Rabelais place habituellement l'existence et les prises de position de l'homme.³⁶⁷

Rabelais schrieb aus der Perspektive reformatorisch geprägter Auffassungen. Er relativierte das religiöse Gedankengut durch den Ausdruck von Gleichgültigkeit sowie durch rhetorische Mittel wie die Ironie und die Übertreibung – eine Gleichgültigkeit, die durchaus auch konstruktive Eigenschaften aufweist. So werden zum Beispiel katholisch-zeremonielle Elemente (Umgang mit Segnungen, Weihrauch etc.) so dargestellt, dass der Leser geneigt sein dürfte, die Komponenten als nichtig zu beurteilen, zu verwerfen und sich gedrängt zu fühlen, Gegenpositionen zu prüfen.³⁶⁸ Aber auch die Gegenpositionen können nicht als einheitlich verstanden werden. Rabelais zeigte keine Zurückhaltung darin, seine zahlreichen Ideen als Sammelsurium diverser Inspirationsquellen zu präsentieren. So schrieb er im Almanach 1535 – gleichzeitig mit der Veröffentlichung des *Gargantua* – „suivant le conseil de Platon [...], ou mieux, la doctrine évangélique [...]“. Antikes und scholastisches Gedankengut, die biblische Sprache und jene von Thomas von Aquin, Aussagen von Platon und Cicero – Rabelais zeigt sich in seinem Repertoire keiner der Autoritäten treu.

1.1.2 Die thematische Vorlage für Fischarts Werk

Fischart baut zwar die Ehethematik der *Geschichtklitterung* gegenüber des *Gargantua* – insbesondere durch sein neues 5. Kapitel – aus, handelt dabei jedoch nicht in völliger Unabhängigkeit von Rabelais. Bekanntlich stammen die meisten seiner Ideen zum Ehebund aus Rabelais' *Tiers Livre*, wodurch über den *Gargantua*-Roman hinaus Vergleiche zwischen Rabelais' und Fischarts Werk angestellt werden können. Bereits Screech fasste überzeugend zusammen, dass die ersten zwei Bücher des Romanzyklus *Gargantua et Pantagruel* die Ehe

³⁶⁶ Ebd., S. 16.

³⁶⁷ Ebd., S. 16.

³⁶⁸ Vgl. z.B. das maschinelle Gebet in der scholastischen Lehrmethode (G, Kap. 21) und die Verwendung des Weihwassers im Krieg gegen Picrochole (G, Kap. 43).

bloß als Element einer globalen philosophischen und theologischen Idee darstellen, während das *Tiers Livre* direkte Antworten auf zeitgenössische Fragen zur Ehe gibt.³⁶⁹

Pantagruels Schlüsselszene setzt sich nur indirekt mit der Ehe auseinander. Sie bezieht sich im Grunde genommen auf die Gesellschaftsstruktur der Familie und den philosophischen Wert des Kindergebärens und -großziehens. Es ist die Rede vom 8. Kapitel des *Pantagruel*-Romans: Mit einem neuartigen Sprachgebrauch hebt es sich von den übrigen ab. Auf diesen Seiten wendet sich Gargantua brieflich an seinen Sohn und drückt sich so eloquent aus, dass das Kapitel oft als besonders geistreich, ja gar als „le sommet intellectuel de *Pantagruel*“³⁷⁰ bewertet wurde. Hier bringt er den Gedanken der Ehe mit zwei der größten Konzepte der Philosophie in Berührung: mit dem antiken Erbe in Form des humanistischen Denkens und mit der Unsterblichkeit.³⁷¹

Dennoch kann an dieser Stelle etwas festgehalten werden: So umstritten das Bild der Frau bei Rabelais auch ist, so zeigt er doch bereits im ersten Roman, dem *Pantagruel*, eine sehr positive Einstellung ihr gegenüber. In Screechs Worten: „Pour son époque, le *Pantagruel* se montre remarquablement accommodant envers les femmes.“³⁷² Dieser erste Roman darf nicht isoliert betrachtet werden, sondern steht im Kontrast zum zeitgenössischen Kontext. Die Frau, wie sie Rabelais darstellt, ist klug, gebildet und wird geschätzt.

Das *Tiers Livre* wurde für die Ehethematik als zentrales Werk wahrgenommen, wie die Titel und Ausprägungen der Fassungen ab Mitte des 16. Jahrhunderts bezeugen.³⁷³ Ausführliche

³⁶⁹ Doch alle drei Werke zeigen einen schwierigen Bezug zur Methodik der Argumentation: Im 10. Kapitel des *Pantagruel* wird zum ersten Mal mit Argumenten und Gegenargumenten zur Ehe gearbeitet; und im *Gargantua* lässt der Erzähler im 17. Kapitel den Meister Janotus als Paradebeispiel der scholastischen Argumentation auftreten. Und schließlich ist im *Tiers Livre* bereits in den ersten Kapiteln von dem rhetorischen Hin- und Herargumentieren die Rede, das von Panurge – dem Rhetoriker – praktiziert und von Pantagruel als nutzlos kritisiert wird. Auf der inhaltlichen Ebene ist das rhetorische Mittel der Argumentation verpönt – methodisch hingegen dient es nach wie vor als wesentlicher Ansatz. Diese Feststellung passt zur Beobachtung, dass Rabelais Elemente kritisiert, indem er sich ihrer selbst in entstellter Art und Weise bedient. Die Verwendung des rhetorischen Argumentationsstils zeigt sich bei Rabelais mit einer solchen Selbstverständlichkeit, dass auch das Thema der Ehe damit durchleuchtet wird. Und dies in allen drei Romanen: *Pantagruel*, *Gargantua* und im *Tiers Livre*.

³⁷⁰ Screech, M.A.: *Rabelais et le Mariage. Religion, morale et philosophie du rire. Travaux d'Humanisme et Renaissance 167. Genf 1992 (= Etudes Rabelaisiennes 28/ Travaux d'Humanisme et Renaissance 167)*, S. 18.

³⁷¹ Die Verbindung Antike-Unsterblichkeit-Ehe wurde untersucht in Telle, Emile Villemeur: *L'Île des Alliances (quart livre, chap. IX) ou l'anti-thélème*. In: *Bibliothèque d'Humanisme Et Renaissance 14 (1952)*, S. 173.

Um den Kontext der *Querelle de Femme* und der Bewertung der Ehe nicht zu sprengen, gehe ich im Kapitel „4.1 Rabelais: Das Kind als Lebensverlängerung“ weiter darauf ein.

³⁷² Screech, M.A.: *Rabelais et le Mariage. Religion, morale et philosophie du rire. Travaux d'Humanisme et Renaissance 167. Genf 1992 (= Etudes Rabelaisiennes 28/ Travaux d'Humanisme et Renaissance 167)*, S. 33. Screechs Ausführungen drehen sich insbesondere um die „Querelle des femmes“, d.h. um die wissenschaftliche Debatte darüber, ob die Natur und Rolle der Frau bei Rabelais positiv oder negativ bewertet wird.

³⁷³ Vgl. Huchon, Mireille: *Tiers Livre. Notice*. In: *François Rabelais: Œuvres Complètes. Mireille Huchon (Hg.)*. Paris 1994, S. 1350.

Untersuchungen des Ehemotivs im *Tiers Livre* würden den Rahmen dieser Arbeit sprengen: „[L]a question [...] du mariage domine le *Tiers Livre*“³⁷⁴. Dennoch soll Huchons Feststellung anhand einer kleinen Übersicht bekräftigt werden. Beinahe das ganze *Tiers Livre* dreht sich um die Frage, ob Panurge den Bund der Ehe eingehen soll oder nicht. Seine Argumente dafür sind, dass er seine libidinösen Neigungen nicht mehr unterdrücken, sich gerne durch die Eheschließung für ein Jahr vom Militärdienst befreien würde³⁷⁵ und nur über diesen Weg das Fortbestehen seines Geschlechts sichern kann. Gegen die Ehe hingegen spricht für ihn das Risiko, vom Partner betrogen zu werden und dadurch einen emotionalen Schmerz zu erfahren, der ihm ansonsten erspart geblieben wäre. Kernpassage zur Eheargumentation bildet das 9. Kapitel, betitelt mit „Comment Panurge se conseille à Pantagruel pour sçavoir s'il se doit marier“. Die religiöse Komponente bildet dabei den Ausgangspunkt diverser Diskussionen.

La question du mariage de Panurge est en fait prétexte à traiter des problèmes de légiste tel celui du mariage clandestin, des problèmes médicaux afférents à la génération, et des problèmes religieux et moraux posés par le choix entre célibat et mariage.³⁷⁶

Der Bereich religiöser Auseinandersetzungen betrifft die Hierarchie zwischen Junggesellentum und Ehe und die Frage, ob es möglich ist, als lediger Mensch keusch zu leben. Es bleibt, daran zu erinnern, dass die Ehethematik in Rabelais' *Gargantua* nicht sonderlich hervorgehoben wird. Deutlich ist hingegen, dass Fischart nicht nur im Kontrast zum *Gargantua* die Ehethematik durch ein Extrakapitel ins Bewusstsein des Lesers ruft, sondern auch in Übereinstimmung mit Rabelais' weiteren Romanen des Zyklus argumentiert – sei es in der *Geschichtklitterung* selbst oder im prominenten *Ehezuchtbüchlein*, von dem nachfolgend ausführlich die Rede sein wird.

1.2 Fischart: Höherbewertung und Aufgaben der Ehe

Fischart drückt also sein Lob der Ehe in drei aufeinanderfolgenden Texten aus. Die erste Erwähnung findet sich im Ehekapitel der *Geschichtklitterung* 1575. Darauf folgt eine kurze

³⁷⁴ Huchon, Mireille: *Tiers Livre*. Notice. In: François Rabelais: *Œuvres Complètes*. Mireille Huchon (Hg.). Paris 1994, S. 1349. Im Zentrum des Forschungsinteresses steht die „Querelle des femmes“, eine wissenschaftliche Debatte darüber, ob die Natur und die Rolle der Frau positiv oder negativ bewertet werden soll. Von ihr ausgehend rückt auch die Ehe in den Fokus des Diskurses. Dank der stark diskutierten Ehethematik stellt dieses dritte Werk die Quelle von zahlreichen religiösen Stellungnahmen dar.

³⁷⁵ Rabelais: *Tiers Livre*, Kap. 6, S. 369: „Nouveaulx mariez seroient exemptz d'aller en guerre pour la premiere année.“

³⁷⁶ Huchon, Mireille: *Tiers Livre*. Notice. In: François Rabelais: *Œuvres Complètes*. Mireille Huchon (Hg.). Paris 1994, S. 1350.

Darlegung im *Glückhafft Schiff von Zürich* 1576 und schließlich eine ausführliche Weiterentwicklung des Ehegedankens mit expliziter Lobeshymne im *Ehzuchtbüchlein* 1578. Ergänzungen aus der zweiten *Geschichtklitterungs*-Fassung 1582 runden die in sich stimmige Darstellung ab.

1.2.1 Natürlichkeit der Sexualität

Die Elemente, die bei Rabelais Erwähnung finden, werden auch bei Fischart eingehend diskutiert. Die Überschneidungen weisen darauf hin, dass sich beide Autoren auf dieselben Quellen stützen. Etwa Panurges Argument, er könne seine libidinösen Neigungen nicht mehr unterdrücken, verweist auf einen Sachverhalt, der in Luthers *Großem Katechismus* erörtert wird.

Denn wo die natur gehet, wie sie von Gott eingepflantz ist, ist es nicht mueglich ausser der Ehe keusch zubleiben, Denn fleisch und blut bleibt fleisch und blut, und gehet die natuerlich neigung und reitzung ungewehret und unverhindert, wie yderman sihet und fuelet. Derhalben auff das deste leichter were unkeuscheit etlicher masse zu meiden, hat auch Gott den ehestand befohlen, das ein yglicher sein bescheiden teyl habe und yhm daran gnuegen lasse, wie wol noch Gottes gnade dazu gehoeret, das das hertz auch keusch sey.³⁷⁷

Es gehöre zur unausweichlichen Natur des Menschen, so Luther, libidinöse Neigungen zu empfinden.³⁷⁸ Die Auseinandersetzung mit der postlapsarischen Existenz des Menschen steht im Gegensatz zur Leugnung durch das zeitgenössische katholische Dogma des Zölibats. Wohl verurteilt sowohl die evangelische als auch die katholische Doktrin die Sexualität als sündhaft, doch befürwortet der Protestantismus die Institution der Ehe als einen Rahmen, der die Sexualität kontrolliert und limitiert. Christen werden ermahnt, in den Stand der Ehe zu treten, um die Sünde zu reduzieren. „Der eheliche Koitus“, so erklärt Tilmann Walter, „wird innerhalb der Moralthologie [...] als unverzichtbares Hilfs- oder Heilmittel gegen spontan auftretende libidinöse Gefühle funktionalisiert“³⁷⁹ – gegen Gefühle der Lust, die als Krankheit gelten und

³⁷⁷ D. Martin Luther: Deusch Catechismus (Der Große Katechismus). Wittenberg (Georg Rhau) 1529. In: Ders.: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe [WA]. Bd. 30. 1. Abteilung. Katechismuspredigten 1528; Großer und Kleiner Katechismus 1529. Weimar 1910. S. 123-238, hier S. 162.

³⁷⁸ Tilmann Walter paraphrasiert Luther wie folgt: „Sexualität sei eine naturbedingte Notwendigkeit, ein unausweichlicher Vorgang, der der menschlichen Willensfreiheit nur in bezug auf seine soziale Gestaltung, nicht aber im Hinblick auf sein Vorhandensein unterliege. [...] Zur Sünde kann der Sex Luther zufolge nur dann werden, wenn ein Mensch diese anthropologischen Grundwahrheiten nicht anerkennt und die Ehe meidet.“ Walter, Tilmann: Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland. Berlin, New York 1998, S. 112.

³⁷⁹ Walter, Tilmann: Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland. Berlin, New York 1998, S. 85. Vgl. auch Seldehuis, Herman J.: Marriage and Divorce in the

nicht gottgewollt, sondern satanischer Natur sind. Die Definition der Ehe als Heilmittel wurde von Thomas von Aquin entschieden mitgeprägt, der wiederum Augustinus' skeptische Sicht auf die Leidenschaft (auch in der Ehe!) übernommen hatte. Thomas von Aquin definiert die Ehe als „remedium sanctitatis homini contra peccatum“³⁸⁰. Demgemäß kommt die Ehe als Heilmittel der Aufgabe nach, „die Folgen der individuellen und kollektiven Sündhaftigkeit zu begrenzen“.³⁸¹ Auch Erasmus vertritt die Ansicht, dass eine Ehe ohne Sexualität der höchsten Form christlichen Lebens entspreche.³⁸² Doch viel wahrscheinlicher sei es, dass der Mensch seinen libidinösen Neigungen nachgehen wolle – was ihm im legitimen, heiligen Rahmen des Ehebundes gestattet sei. Fischart scheint sich in diese Denkweise einzureihen, indem er in seiner Übersetzung von Plutarchs *Kinderzucht* die Eheschließung als scharfes Vorgehen gegen sündhafte Sexualität beschreibt:

Gleichwol wa etliche von art zuvil inn fleyschlichen gelüsten erbeyzt, des weniger auf strafen geben wollen, da sind alle weg zuversuchen, sie auff das ehest mit Ehlicher heurhat zubändigem,
Demnach solches die sicherste fesselung ist vnd das beste gebiß, welches man der Jugend kan einlegen.³⁸³

Ein Jugendlicher gehöre durch die Ehe gebändigt und seine fleischlichen Gelüste in Fesseln gelegt. Fischarts Text ist ein Beispiel dafür, dass sogar in frühneuzeitlichen reformatorischen Schriften, die die Natürlichkeit der Sexualität hervorheben, oft noch die Heilmittelfunktion der Ehe unterstrichen wird.³⁸⁴ So übernimmt er die ermahnende Sprache aus Luthers *Großem Katechismus*, in dem das „junge Volk“ dazu aufgefordert wird, „Lust zum Ehestand“ zu empfinden. Der zwanghafte, harte Tonfall zeugt von einer besonderen Verbissenheit und der Überzeugung einer ausgesprochenen Formbarkeit von Kindern. Seine Worte sind allerdings nicht für ein begrenztes Publikum reserviert: Was als Maßstab für die Erziehung von Kindern

Thought of Martin Bucer. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= Sixteenth Century Essays & Studies 48), S. 175.

³⁸⁰ Thomas von Aquin: *Summa theologica*, Suppl. 42, Art. 1.

³⁸¹ Walter, Tilmann: *Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland*. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 1998, S. 90. Harrington hält fest: „As in Protestant condemnation of celibacy, only stable marriages provided the necessary *remedium* to the sexual urges that otherwise led single and lonely individuals into sin.“ Harrington, Joel F.: *Reordering marriage and society in Reformation Germany*. 2. Auflage. Cambridge S. 87.

³⁸² Vgl. Selderhuis, Herman J.: *Marriage and Divorce in the Thought of Martin Bucer*. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= Sixteenth Century Essays & Studies 48), S. 179.

³⁸³ *Ehezuchtbüchlein III* (Plutarch, *Kinderzucht*), S. 313 f.

³⁸⁴ Vgl. Harrington, Joel F.: *Reordering marriage and society in Reformation Germany*. 2. Auflage. Cambridge 1997, S. 65: „The inherent sexual drive of all humans provided a foundation for marriage as the most natural state but still on a largely remedial basis.“

gilt, trifft auch auf den ledigen Erwachsenen zu. Keiner, so argumentiert Fischart, könne den fleischlichen Gelüsten ohne Weiteres standhalten. So erweisen sich Jung und Alt als tugendhaft, wenn sie vorsichtshalber den Bund der Ehe eingehen. Erst die Regulierung der Lust garantiere den Schutz vor Unzucht. Die Haltung des Straßburgers teilen weitere zeitgenössische Schriftsteller. Auch sein Nürnberger Zeitgenosse Hans Sachs etwa befürwortet die „Regulierung menschlicher Sexualität“ durch „die Kanalisierung der Triebwünsche in die gesellschaftlich sanktionierten Bahnen der Ehe“.³⁸⁵

1.2.2 Paradiesische Sexualität

*Aber Adam dem macht er eyn ehniqs sunderlichs weyb von yhm selbs,
bringt sie tzu yhm, gibt sie yhm, vnnd Adam vorwilligt und nympt sie an,
und das ist dan eyn ehe.*³⁸⁶

Auch hier orientiert sich Fischart mit seiner hohen Bewertung der ehelichen Beziehung an Luthers Sicht des Ehestandes von Mann und Frau.

Daruemb will er yhn [= den Ehestand] auch von uns geehret, gehalten und gefüret haben als einen Göttlichen, seligen stand, weil er yhn **erstlich vor allen andern eingesetzt** hat und daruemb unterschiedlich man und weib geschaffen (wie fur augen) nicht zur buberey sondern das sie sich zusammen halten, fruchtbar seyen, kinder zeugen, nehren und auffziehen zu Gottes ehren.³⁸⁷

Zusammenhalt, Fruchtbarkeit und Kindererziehung: Im Lob der Ehe spielt der Beziehungscharakter eine besondere Rolle. Fischart greift diesen Gedanken auf, indem er im *Ehezuchtbüchlein* bekräftigt, dass der Ehe eine Harmonie, Kraft und Nähe eigen sei, die alle anderen zwischenmenschlichen Verhältnisse übertreffe. So gelte es für die Ehegatten, einander

³⁸⁵ Kartschoke, Reins: Nächstenliebe - Gattenliebe - Eigenliebe. Bürgerlicher Alltag in den Fastnachtsspielen des Hans Sachs. In: Hans Sachs - Studien zur frühbürgerlichen Literatur im 16. Jahrhundert. Thomas Cramer u. Erika Kartschoke (Hgg.). Bern, Frankfurt a. M., Las Vegas 1978 (= Beiträge zur älteren Deutschen Literaturgeschichte 3), S. 120.

³⁸⁶ D. Martin Luther: Ein Sermon von dem ehelichen Stand. In: Kritische Gesamtausgabe. WA 2. Schriften 1518/19 (einschließlich Predigten, Disputationen). Ein Sermon von dem ehelichen Stand 1519. Weimar 1884, S. 167.

³⁸⁷ D. Martin Luther: Deutsch Catechismus (Der Große Katechismus). Wittenberg (Georg Rhau) 1529. In: Ders.: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe [WA]. Bd. 30. 1. Abteilung. Katechismuspredigten 1528; Großer und Kleiner Katechismus 1529. Weimar: Hermann Böhlau Nachfolger, 1910. S. 123-238, hier S. 160. Ähnlich äußert sich Luther in seinem Sermon vom ehelichen Stand: „[...] mans und weybs lieb ist abber seyn tzoll dye aller grost und lauterste lieb vor allen lieben.“ D. Martin Luther: Ein Sermon von dem ehelichen Stand. In: Kritische Gesamtausgabe. WA 2. Schriften 1518/19 (einschließlich Predigten, Disputationen). Ein Sermon von dem ehelichen Stand 1519. Weimar 1884, S. 167.

höher zu achten als Freundschaften oder gar die Beziehung zum eigenen Kind. „Ehgebürlich“ und „anständig“ sei es, wenn eine Frau „mehr auf neigung jres Mannes“ achte und diesen „aller anderen besonderem willen vorzihe“³⁸⁸. Auch in Momenten der Not habe sich die Frau zuerst an ihren Ehegatten zu wenden, bevor sie Verwandte oder Freunde darauf ansprechen dürfe.

Es ist bemerkenswert, wie stark die Nähe der Ehegatten aus der Sicht der Frau dargestellt wird. Wie das Konzept der reinen ehelichen Sexualität wurde auch die Nähe der Frau zum Mann durch die biblische Beschreibung ihrer Erschaffung begründet. In Erasmus' *Encomium Matrimonii*, das seinerzeit zu den bedeutendsten Schriften über die Ehe gehörte, wird die Szene wie folgt beschrieben:

Quare uxorem non e luto illo quo virum, sed ex Adae cratibus eduxit, quo prorsus intelligeremus nihil nobis uxore charius esse debere, nihil coniunctius, nihil tenacius adglutinatum.³⁸⁹

[11: Daher machte er die Frau nicht aus Lehm wie den Mann, sondern ließ sie aus Adams Rippen herauswachsen, damit wir klar erkennen, dass uns nichts teurer, nichts näherstehend, nichts fester verbunden sein sollte als die Frau.]

Diese Szene in der Schöpfungsgeschichte, in der Adam Eva von Gott erhält, wird theologisch als erste Eheschließung verstanden. Nach dem Vorbild Adams und Evas handelnd, befolgt der Mensch ein biblisches Gebot, das in reformatorischer Literatur häufig aufgegriffen wurde. Entsprechend zitiert auch Erasmus die Worte aus Genesis 2,24 und führt sie weiter aus:

Deseritur pater, deseritur mater, et adhaeretur uxori. Filius emancipatus incipit sui iuris esse. Filius abdicatus desinit esse filius. At sola mors dirimit coniugium, si tamen illa dirimit.³⁹⁰

[62: Der Vater wird verlassen, die Mutter wird verlassen und dem Weibe wird angehangen. Der aus der väterlichen Gewalt entlassene Sohn beginnt sein eigener Herr zu

³⁸⁸ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. 169.

³⁸⁹ Erasmus: *Encomium matrimonii*, S. 10/11 [386]. Luther führt im „Sermon von dem Elichen Standt“ die gleichen biblischen Stellen an und motiviert den Leser zur Eheschließung. D. Martin Luther: Ein Sermon von dem ehelichen Stand. In: Kritische Gesamtausgabe. WA 2. Schriften 1518/19 (einschließlich Predigten, Disputationen). Ein Sermon von dem ehelichen Stand 1519. Weimar 1884, S. 166.

³⁹⁰ Vgl. Erasmus: *Encomium matrimonii*, S. 62/63. Vgl. auch ebd. S. 12/13 [388]. Vgl. auch Mk 10,7 und Eph 5,31.

sein. Der entlassene Sohn hört auf, ein Sohn zu sein. Einzig der Tod trennt die Ehe, wenn er sie überhaupt trennt.]

Die Ehe wird als zwischenmenschliches Band verstanden, das den Platz der Eltern-Kind-Beziehung einnimmt. Sie ist – nach Erasmus' Verständnis – keine Option, sondern eine Notwendigkeit, keine Vorliebe des Menschen, sondern ein Gebot Gottes. Er nennt sie das erste Gebot, das dem Menschen nach der Sintflut gegeben wurde.³⁹¹

1.2.3 Ehe als Mikrokosmos der Schöpfungsordnung

Neben dem Sonderstatus, den die Ehegatten füreinander haben, ist die Ehe in der Frühen Neuzeit auch im gesellschaftlichen Sinne höher zu werten als das Junggesellentum. Neben dem bereits thematisierten alleinigen Rahmen der keuschen Sexualität kam ihr aus geistlich-sexueller Perspektive auch die Aufgabe des Zeugens von Nachkommen (*proles*) zu. Auch der letztgenannte Punkt hat eine lange Tradition in der christlichen Theologie. Augustinus, Thomas von Aquin bis hin zu Erasmus sahen in ihr den obersten Zweck der Ehe. Auch Luther betrachtete sie neben der Kindererziehung als wichtigste Aufgabe der Ehepartner.³⁹² Wird die Ehe zur Fortpflanzung praktiziert, ordnet sich der Mensch in die Schöpfungsordnung der Natur ein und handelt nach dem Plan Gottes. So argumentiert auch Musculus in seiner zweiten Anfechtung:

Vnd erstlich / da die fürnembste vnd beweglichste vrsach zum Ehestandt seyn sollte nachobgemelter Gottes ordnung / die freuntlich gesellschaft vnnd mithülffe / Gott sein Reich zümehren³⁹³

Die ganze Natur gilt als für den Menschen erschaffen. Folglich muss der Mensch naturgemäß fortbestehen. Menschen, die nicht ehelichen – so schreibt Fischart – beleidigen Gott in seiner Funktion als Bauherr der Welt.³⁹⁴ Die gesellschaftliche Ordnung hat dem Strukturgeben durch Gott zu entsprechen. So erklärt etwa Bucer in seiner *Beständigen Verantwortung*, dass die Bibel

³⁹¹ Erasmus: *Encomium matrimonii*, S. 10/11 [386].

³⁹² Vgl. Selderhuis, Herman J.: *Marriage and Divorce in the Thought of Martin Bucer*. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= *Sixteenth Century Essays & Studies* 48), S. 39 und 173.

³⁹³ Andreas Musculus: *Wider den Eheteuffel*. Frankfurt (Weygand Han u. Georg Raben) 1562. Zentralbibliothek Zürich [Alte Drucke, 18.1782], 2. Anfechtung, fol. B7v. Es geht in Musculus *Wider den Eheteuffel* erstaunlich oft um die Erhaltung der göttlichen Ordnung. Eine der höchsten Aufgaben des Christen besteht seines Erachtens darin, auf „Gott vnd seine Ordnung achtung“ zu geben. Ebd., 3. Anfechtung, fol. C5r.

³⁹⁴ Gkl, Kap. 5, S. 96 [120].

jedem Menschen eine feste Funktion in der Gesellschaft zuspreche, „es seien Obren, Vnderthanen, Man vnd Frawen, Vätter vnnnd Kinder, Herren vnnnd Knecht“.³⁹⁵ Für jeden würden sich in der Bibel „ordnungen vnd Lehren“ finden. Schon bei Bucer werden in diesem Kontext besonders die Anweisungen an die Ehe genannt. So wird die Frau im heiratsfähigen Alter verheiratet³⁹⁶ und reiht sich mit ihrer neuen Funktion als Ehefrau und Mutter in den Mikrokosmos „Ehe“ ein, der wiederum dem Makrokosmos der ganzen Schöpfung zu entsprechen hat – ein System, das wie die Natur in sich geschlossen ist. Als kleinste mikrokosmische Struktur der Weltordnung dient der Haushalt. Er hält die Welt im Innersten zusammen, wodurch ein gut geführter Haushalt die „ordnung der natur“³⁹⁷ garantiert.

In der thematischen Kernstelle der *Geschichtsklitterung* konzentrieren sich diese Argumente:

Dannenher man wol von der Vermählung, Wie Tullius von der Freundschaft gleichnußweiß sprechen mag, daß welche dieselbige abzuschaffen vorhabens, sich einer unersinnigen that, *nemlich* die Sonn auß dem Weltkreiß hinzureissen unterstehn. Denn wie könnte on **Ehliche saat das Land erbauet**, die Stätt besetzt, die Dörfer bewohnet, die Gemeynden versehen, die Haußpfleg verweset, die Geschlecht außgepreytet, vnnnd entlich **Gottes befehl, die Welt zumehren**, vollzogen werden, oder auch die genadgesalbte Kirch [...] allhie bestand haben? welchem zu nutz würde die Sonn scheinen, die Erde erleuchten, auff vnnnd nidergehn?³⁹⁸

Ohne Ehe, so schreibt Fischart, gerate die Weltordnung durcheinander. Der Mensch spotte Gott so lange, bis er selbst und alles, was ihm geweiht ist, zugrunde gehe.

Die Argumentationsweise kommt nicht von ungefähr, sondern zeigt sich im 16. Jahrhundert häufig bei reformatorischen Autoren. So bemerkt Harrington: „Whereas modern historians look to the breakdown of early modern communal, ecclesiastical, and other large institutional authorities for explanations, sixteenth-century critics consistently diagnosed the central problem at the level of the household.“³⁹⁹ Im gleichen Sinne begründet zum Beispiel Erasmus in seinem Lob der Ehe, dem *Encomium Matrimonii*, die erstrebenswerte eheliche Komplementarität:

³⁹⁵ Martin Bucer: Beständige Verantwortung (1545). Martin Bucers deutsche Schriften. Bd. 11,3. Schriften zur Kölner Reformation. Thomas Wilhelmi (Hg.). Gütersloh 2006, S. 79.

³⁹⁶ Vgl. Fischarts Erwähnung im 8. Kapitel „Von der Trunckenen Litanei“: „Mein Tochter ist Heurats zeit, ich gib ihr einen Mann“. Gkl, Kap. 8, S. 127 [162].

³⁹⁷ Ebd., Kap. 5, S. 93 [116].

³⁹⁸ Ebd., Kap. 5, S. 95 f. [119 f.].

³⁹⁹ Harrington, Joel F.: Reordering marriage and society in Reformation Germany. 2. Auflage. Cambridge 1997, S. 27.

Nonne ita res cunctas vinculis quibusdam connexuit, ut aliae aliis egere videantur? [...] eo videlicet, ut intelligamus coniugali societate et constare et contineri omnia, sine ea dissolvi, interire, collabi cuncta.

[Hat nicht die Natur alle Dinge durch Bindungen förmlich so miteinander verknüpft, dass immer die einen der anderen zu bedürfen scheinen? [...] dass wir erkennen, dass alles auf ehelicher Verbindung beruht und durch sie zusammengehalten wird, ohne sie aber alles sich auflöst, zugrunde geht und verfällt.]⁴⁰⁰

Nach Erasmus hat jedes Lebewesen ein bestimmtes Geschlecht und funktioniert komplementär zum Gegengeschlecht. Die ganze Natur ist ein in sich geschlossenes System, ein wohl strukturierter Kosmos, in dem jedes Tier ein Gegenüber hat, so auch der Mensch durch den Ehegatten ergänzt wird und einen Mikrokosmos im Makrokosmos der Natur bildet. Der ersten Aufgabe der Fortpflanzung gehen alle Tiere und der Mensch nach. Sie gilt der Aufrechterhaltung des natürlichen Kosmos und der Schöpfungsordnung Gottes. Die Fortpflanzung ist folglich nicht in sich selbst Zweck der Ehe, sondern eine Anerkennung Gottes als Bauherr der Welt und Schöpfer der Menschheit und die Übernahme der Verantwortung, sich um die Bewahrung des irdischen Lebens zu kümmern. Diesem Prinzip entsprechend erfuhren Paare bei der Eheschließung die Segnung des Priesters, die sie nicht nur vor jeglichem Schaden bewahren, sondern auch Kinderreichtum gewähren sollte.⁴⁰¹

Die Ehe ist in ihrer doppelten Aufgabe zugleich Förderung des Guten, das heißt der Fortpflanzung, wie auch Mittel gegen das Böse, sprich der Unzucht. Beide Elemente finden sich vereint in der Lehre der Natürlichkeit der Ehe, die wiederum zurückführt auf die Schöpfungsordnung.

1.2.4 Limitierungen: Monogamie und Konservatismus

Wichtig für die sexuelle Praxis ist das Eheversprechen der lebenslangen Treue, die eine absolut monogame Bindung impliziert. Ein Mann – so Fischart – komme ohnehin nicht mit mehr als einer Frau klar, genauso, wie man mit einem Bogen nur auf einem Instrument spielen könne: „Ließ sich auch an der einigen Fidel benügen, dieweil er auch nur einen Fidelbogen hat, dann

⁴⁰⁰ Erasmus: *Encomium Matrimonii*, S. 20/21 [394].

⁴⁰¹ Baumann, Urs: *Art. Ehe. VI. Historisch-theologisch* (= *Lexikon für Theologie und Kirche* 3, 1995), S. 472.

was sollen zusammen vilerley Safft?“⁴⁰² Sollte es einem Mann auch gelingen, zwei Frauen zugleich zu haben, so würden sich diese dermaßen bekriegen, dass der Haushalt zum Schlachtfeld würde:

[E]ins nimpt dem andern die krafft, die Adlersfedern verzehren die Taubenfettich, so warff ja den roten vnnnd weissen jener voll Zapff zum Laden auß, doch den Straßburgischen Botten vngemeynt: So heiβts ja auch, wa sich vneinigkeitt strauβt, da wird zu eng das Hauβ, vnnnd ziehet der stárckst dem schwächern den Harnisch auß.⁴⁰³

Harmonie – so Fischart – bestehe nur in monogamen Verhältnissen. Wo sie herrscht, diene sie als Zeichen göttlicher, rechter Ordnung. Alles außerhalb sei Unordnung und folglich von Gott nicht gewollt und zur Sünde geneigt. So gelinge es dem Mann nur mit einer einzigen Frau an seiner Seite, der gottgewollten Ordnung zu entsprechen und Unzucht zu meiden:

[D]urch diß Eheinig mittel *die* befleckte vnzucht verhütet, vnd Gotts huld erhalten wird: da vergleicht man sich mit einer ‚Elige cui dicas, *tu mihi sola places*‘, vnnnd etc. ‚*placas*‘, Benügt sich mit eyner, wie der Himmel mit der einigen großbeuchten schwangeren Erd, die Sonn dem einigen Mon [...].⁴⁰⁴

Die Monogamie ist eine Limitierung, die Fischart befürwortete. Anders steht es um die extreme Auffassung der Täufer. Ohnehin geraten die Täufer an vielen Stellen der *Geschichtklitterung* in Fischarts Visier. Sie sind neben den Katholiken die am stärksten angegriffene Glaubensgemeinschaft.⁴⁰⁵ In der Fassung von 1582 werden sie zum ersten Mal explizit erwähnt. Ihre „WidertAufferisch Liechtmeicherei“⁴⁰⁶, sprich ihr Licht-Verstecken, wird als Zeichen ihres bewussten Kampfes gegen die Verbreitung des wahren Evangeliums angeführt. Die diffamierende Bezeichnung ist im Kontext des Ehediskurses als Kritik an ihrem Ehe-Konzept zu verstehen. Das komplexe Eheverständnis der Täufer ist zwischen katholischen Bräuchen und protestantischen Überzeugungen zu situieren. Katholische Priesterfunktionen und Rituale blieben oft erhalten, während die Trauung an nichtkirchlichen Orten abgehalten und die Trennung von etablierten Kirchen unterstrichen wurde. Die Täufer griffen in ihrem

⁴⁰² Gkl, Kap. 5, S. 89 [110f].

⁴⁰³ Ebd.

⁴⁰⁴ Gkl, Kap. 5, S. 101 f. [127]. Vgl. auch Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehegebürlichkeiten), S 183: „Also solls auch stehn inn der Eh, / Einen lieb han, vnd keinen meh“. Eine gute Ehe hält Treue und Loyalität hoch.

⁴⁰⁵ Vgl. z.B. Gkl, Kap. 1, S. 37 [44].

⁴⁰⁶ Gkl, Kap. 5, S. 91 [113].

reformatorisches Konservatismus Luthers Keuschheitsdefinition auf und führten diesen in ein Extrem. So schrieben sie den Begriff der Keuschheit nur den Ehen unter ihresgleichen zu.

1.2.5 Jeder soll heiraten

Für Luther selbst lebt jeder keusch, der seine sexuellen Empfindungen und Aktionen innerhalb der Ehe auslebe. So sei der Ehestand jedem Menschen anzuraten.

Es seyen Keyser, Fursten, Bischove und wer sie wollen. Denn was beide geistliche und weltliche stende sind, muessen sich demuetigen und alle ynn diesem stand finden lassen, wie wir hören werden. Darumb ist es nicht ein sonderlicher, sondern der gemeinste, edleste stand, so durch den gantzen Christen stand, ia durch alle welt gehet und reichet.⁴⁰⁷

Die Ehe sei ein universelles Gut, ein Stand, von dem niemand ausgeschlossen sein sollte. Angesichts dieses Gebotes seien alle Christen gleich – Regenten, Geistliche oder einfache Menschen. Derselben Überzeugung zeigt auch Erasmus im *Encomium matrimonii*⁴⁰⁸. Auch dieses Werk übt in seiner Explizitheit einen bedeutenden Einfluss auf Fischarts Eheverständnis aus. In diesem 1518 in Basel erschienenen Buch wendet sich Erasmus an William Blount Lord Mountjoy, seinen Schüler und späteren Förderer. Sein Anliegen besteht darin, zu einer Sache „von größter Wichtigkeit“⁴⁰⁹ Stellung zu nehmen: zur Ehe. Erasmus bezweifelt nicht, dass die Ehe ehrenvoll, nützlich, angenehm und notwendig sei und somit auch für überzeugte Junggesellen wie Lord Mountjoy einen obligatorischen Schritt darstelle – einen Schritt, der sowohl für die Gesellschaft wie auch für die eigene Ehre dienlich sei.

Tu tamen vel me autore, **mentem istam mutabis**, et celibatu relicto, **sterili ac parum humano vitae instituto, sanctissimo coniugio** indulgebis. Qua in re neque tuorum charitatem, quae tamen alioquin animum tuum vincere debebat, neque auctoritatem quicquam mihi prodesse cupio, nisi **clarissimis rationibus ostendero id fore tibi longe**

⁴⁰⁷ D. Martin Luther: Deutsch Catechismus (Der Große Katechismus). Wittenberg (Georg Rhau) 1529. In: Ders.: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe [WA]. Bd. 30. 1. Abteilung. Katechismuspredigten 1528; Großer und Kleiner Katechismus 1529. Weimar 1910. S. 123-238, hier S. 162.

⁴⁰⁸ Zitiert wird aus Erasmus: *Encomium Matrimonii*. Doppelte Seitenangabe Lat/Dt. In eckigen Klammern werden zusätzlich die Seitenzahlen der geläufigen lateinischen Ausgabe angegeben: Desiderius Erasmus: *Encomium matrimonii*. In: *Opera omnia I/5*. Amsterdam/Oxford 1975, S. 385-416.

⁴⁰⁹ Erasmus: *Encomium Matrimonii*. Lob der Ehe [1518]. Lateinisch/Deutsch. Gernot Krapinger (Übers. u. Hg.). Stuttgart 2015, S. 4/5 [385].

tum honestius, tum utilius, tum iucundius, quid quod etiam hoc tempore necessarium.⁴¹⁰

[Mögest du doch auf meinen Rat hin **deine Meinung ändern**, deine Ehelosigkeit, diesen **unfruchtbaren** und **wenig menschenfreundlichen Lebensvorsatz**, aufgeben und dich der **heiligen Ehe** verschreiben. Ich möchte mich dabei weder auf deine Liebe zu deinen Angehörigen, die freilich sonst dein Herz bewegen sollte, noch auf meine Autorität berufen, wenn es mir nicht gelingt, **mit klaren Überlegungen nachzuweisen, dass das [die Ehe] für dich sowohl weitaus ehrenvoller als auch nützlicher und angenehmer, ja mehr noch, dass es sogar in dieser Situation für dich notwendig sein wird.**]

Die Ehe gilt in ihrer Heiligkeit nicht als Option, sondern als der rechte Weg. Dies, so Erasmus, zeige sich in den durchaus positiven Veränderungen, die sie im Leben der Vermählten bewirke. Menschen, die sich gegen den Ehestand richten, so Andreas Musculus, würden nicht Gott, sondern dem Satan Folge leisten. Letzterer nehme den Menschen die Freude am Ehestand und stimme sie „matt / müd / vnlustig“⁴¹¹. Sie werden vom Teufel daran gehindert, sich zu vermählen und führen schließlich „jr gantzes leben / in Unreinigkeyt vnnd gewisser verdamnuß“.⁴¹² Wie Erasmus und Musculus ist Fischart in der Diskussion um die Pro- und Contra-Argumente zur Ehe eindeutig im Lager der Ehebefürworter zu situieren. Die Ehe galt ihnen als die einzig erdenkliche Grundlage der menschlichen Gesellschaft.⁴¹³

1.2.6 Die Ehe steht über dem Zölibat

Übereinstimmend mit Luther steht für Fischart fest, dass nichts „also natürlich ist, als heurhaten“⁴¹⁴, da „die braut liebe oder Ehewille ein natürlich ding, von Gott eingepflanzt und eingegeben“⁴¹⁵ sei. Damit ordnet er sich in die antikatholische Tradition der Verfechter des Ehestandes ein. Anders als die enthaltsamen Orden betonen evangelische Schriften auch die guten Seiten der Sexualität. Der Sexualtrieb berge zwar die Gefahr des Sündigens, wurde

⁴¹⁰ Ebd., S. 6/7 [386].

⁴¹¹ Andreas Musculus: Wider den Eheteuffel. Frankfurt (Weygand Han u. Georg Raben) 1562. Zentralbibliothek Zürich [Alte Drucke, 18.1782], 1. Anfechtung, fol. B5r.

⁴¹² Ebd., 4. Anfechtung, fol. D4r.

⁴¹³ Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 219.

⁴¹⁴ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehebürlichkeiten), S. 209.

⁴¹⁵ Martin Luther: Von ehesachen. Mart. Luth. Wittenberg (Hans Lufft) 1530. In: Ders.: Kritische Gesamtausgabe. WA 30. Dritter Band. Schriften 1529/32. Weimar 1910, S. 236. Vgl. auch Walter, Tilmann: Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland. Berlin, New York 1998, S. 119.

jedoch im Grunde als etwas Gottgewolltes betrachtet und die Zeugungskraft als gottgegebene Fähigkeit zur Aufrechterhaltung der Schöpfungsordnung:

Nam si recte a veteribus philosophis dictum est, si non temere a nostris theologis comprobatum, si merito, velut adagionis vice ubique decantatum, neque deum neque naturam quicquam frustra facere, cur haec membra tribuit, cur hos stimulos, hanc gignendi vim addidit, si coelibatus laudi ducitur?

[27: Denn wenn die alten Philosophen damit recht haben, wenn es nicht zufällig den Beifall unserer Theologen gefunden hat und es aus gutem Grund wie ein abgedroschenes Sprichwort klingt, dass nämlich weder Gott noch die Natur etwas umsonst tut, warum hat er uns dann dieses Glied gegeben, warum diesen Trieb und diese Zeugungskraft, wenn die Ehelosigkeit als etwas Löbliches gilt?]⁴¹⁶

Die Argumentation ist einleuchtend: Die Beobachtung der Natur, die Reden der Philosophen und der Theologen zeigen in der Befürwortung der Ehe einen verblüffenden Konsens, der nicht auf Zufall zurückzuführen sei. Mit Blick auf Physiologie und Trieb des Menschen erscheine Sexualität als etwas, das dem Menschen als ausgeprägte Fähigkeit gegeben sei. Gott als Schöpfer, die Natur als Schöpfung und die Weisen als Kenner der Welt betrachten die Ehe und das Ausleben der Sexualität als notwendig. Wie soll sich da einer für das Zölibat entscheiden? Schließlich leben auch die Anhänger des Zölibats, die sogenannten ‚Gegengelehrten‘, nicht in Keuschheit, sondern hinter ihrer keuschen Fassade „in öffentlicher vnzucht“⁴¹⁷ – so Bucer in seiner *Beständigen Verantwortung*.

Die Ehe sei nicht lediglich als Rahmen zu bewerten, der das Unheil der Lust eingrenze, sondern darüber hinaus als der Ort, an dem paradiesische Verhältnisse herrschen und Sexualität einen heiligen und segenspendenden Charakter habe. Keuschheit sei demnach nicht mit Enthaltbarkeit gleichzusetzen:⁴¹⁸ Der Mensch könne nicht auf Geschlechtsverkehr verzichten

⁴¹⁶ Ebd., S. 26/27 [398]. Vgl. eine ähnliche Aussage in Ebd., S. 34/35 [406] in deutscher Übersetzung: „Wenn dich daher so etwas wie Ehrgefühl, Frömmigkeit, Glaube, Pflichteifer und Tugend [zur Ehelosigkeit] bewegen, warum verabscheust du dann das, was Gott einsetzt, was die Natur geheiligt hat und die Vernunft rät, was die heiligen sowie profanen Schriften loben, was die Gesetze gebieten, alle Völker einhellig gutheißen und wozu das Vorbild gerade der Besten auffordert?“

⁴¹⁷ Martin Bucer: *Beständige Verantwortung* (1545). Martin Bucers deutsche Schriften. Bd. 11,3. Schriften zur Kölner Reformation. Thomas Wilhelmi (Hg.). Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus Mohn, 2006, S. 589. Bucer betont wenige Seiten später (S. 593), dass seine Aussage auf einen biblischen Urteilsspruch beruht und zitiert 1. Korinther 7,9: „so ists besser, das sie in die Ehe kommen, dan das sie in das feuwr durch jhr lustbarkeyt fallen“.

⁴¹⁸ Vgl. Walter, Tilmann: *Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland*. Berlin, New York 1998, S. 118.

und müsse es auch nicht, da ihm durch die Ehe ein Rahmen gegeben werde, in dem er in seinem sexuellen Wirken keusch leben könne.

Der besondere Stellenwert der Ehe wird meist im Vergleich zur monastischen Lebensform demonstriert. Luther etwa betont im sechsten Gebot seines *Großen Katechismus*, dass die Ehe „nicht allein andern stenden gleich gesetzt ist sondern vor und uber sie alle gehet“. ⁴¹⁹ Frei nach dem zeitgenössischen Sprichwort, „Der Ehestandt ist der heyligste orden, syntemal er alle andere orden in sich hatt“, ⁴²⁰ wird die Ehe auf die höchste geistliche Ebene gestellt, weit über das Zölibat.

Hier wird Rabelais' Sicht der Dinge entscheidend. Er stellt fest, dass die Abwertung des Zölibats nicht automatisch durch die Höherwertung des Ehekonzeptes erklärt werde, sondern vom problematischen Ausgangspunkt des menschlichen Wesens herrühre. Seine Überzeugung lautet: Der Mensch will das, was er nicht bekommt. ⁴²¹ Der Eid des Zölibats führe seiner Meinung nach fast obligatorisch zu Wollust und Unzucht. Harrington hält fest, dass in diesem Argument die frühneuzeitliche Hauptkritik am Zölibat liege:

The most common complaint against the celibate rule was that it consistently produced more sexual incontinence and anarchy than it prevented. In addition to the usual problems of priests' concubines and illegitimate children, the irresistible sexual urge of celibate clerics, critics argued, often induced both them and their paramours to commit increasingly greater sins to satisfy both their lusts and need for secrecy. ⁴²²

Diese Position teilend, ist Rabelais nicht weit entfernt von reformatorisch-lutherischen Ansichten. Nach Luther lag der soziale Ort der Sünde in der Ehelosigkeit. ⁴²³ Nicht in erster Linie die sexuelle Aktivität vor der Ehe, sondern insbesondere die institutionalisierte Ehelosigkeit der „falschen Geistlichen“ gerät im *Großen Katechismus* unter Beschuss.

⁴¹⁹ Ebd. S. 162.

⁴²⁰ Agricola: Sprichwörter Sammlungen. Bd. 1. Sander L. Gilman (Hg.). Berlin 1971, Spr. 456, S. 357.

⁴²¹ Vgl. G, Kap. 44, S. 489.

⁴²² Harrington, Joel F.: *Reordering marriage and society in Reformation Germany*. 2. Auflage. Cambridge 1997, S. 34. Dem entgegen argumentieren katholische Autoren, dass die jahrhundertelange Tradition bewiesen hätte, dass sexuelle Abstinenz sehr wohl möglich ist. Immerhin, so sagen sie, müssten sich Eheleute in Abwesenheit ihrer Partner ebenfalls in Abstinenz üben. Vgl. ebd. S. 64.

⁴²³ Vgl. auch Walter, Tilmann: *Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland*. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 1998, S. 115.

Daraus sihestu, wie unser Bepstischer hauffe, Pfaffen, Monche, Nonnen widder Gottes ordnung und gepot streben, so den ehestand verachten und verpieten und sich ewige keuscheit zuhalten vermessen und geloben[.]⁴²⁴

Das Zölibat ist dieser Ansicht nach der Ehe klar unterlegen. Letztere brilliert als rechter Weg, als richtige soziale Lebensform, als gottgewollte Ordnung.

Zwischenfazit

Sie sei ein Abbild des Paradieses und ein Rahmen für besonders gute Werke.⁴²⁵ Fischarts Blick auf die Ehe kann christlich gesehen kaum überboten werden. Er verspottet diejenigen, die meinen, ein geistlicheres Leben zu führen, wenn sie ehelos bleiben, indem er die Ehe als Ort bezeichnet, an dem man erst recht „sein kreuz“ auf sich nehme und in Christi Namen Leid ertrage. Gleichzeitig sei sie laut Fischart die reinste Form zwischenmenschlicher Begegnung, entsprechend der ungetrübten – da sündlosen – Verbundenheit von Adam und Eva. In dieser Welt, fernab von paradiesischen Verhältnissen, sei es die Ehe, die am stärksten an die ursprünglichen Verhältnisse der Menschheit erinnere. Das Paradies sei der Rahmen der Intimität, aus dem der Mensch hinausgeworfen worden wäre und den er dank der Ehe wiederentdecke. So könne ausschließlich auf den Schultern der ehelichen Institution eine Zukunft erbaut werden, die der gesamten Menschheit dienlich sei. Denn: Nur die Ehe sei von Beständigkeit in dieser Welt. Nur sie garantiere das Entstehen und Bestehen von Völkern, Siedlungen, König- und Kaiserreichen.⁴²⁶ Hier treten die Kinder als Garanten der Zukunft auf den Plan. Ihre christliche Entwicklung sei grundlegend für den Wiederaufbau des paradiesischen Zustandes in den nachfolgenden Generationen. Die Aufgabe, Kinder im heiligen Rahmen der Ehe zur Gottesfurcht großzuziehen, könne geistlich kaum höher bewertet werden. „Kinderzucht ist das best werck“,⁴²⁷ betont Fischart, nachdem er die besondere Verantwortung der Eltern für ihre Kinder an etlichen Stellen dargestellt hat.

⁴²⁴ D. Martin Luther: Deutsch Catechismus (Der Große Katechismus). Wittenberg (Georg Rhau) 1529. In: Ders.: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe [WA]. Bd. 30. 1. Abteilung. Katechismuspredigten 1528; Großer und Kleiner Katechismus 1529. Weimar 1910. S. 123-238, hier S. 162.

⁴²⁵ Vgl. Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehegebürlichkeiten), S. 268.

⁴²⁶ Vgl. dazu auch Sommerhalders Ausführungen: Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 98.

⁴²⁷ Ebd.

1.3 Leitlinien der reformatorischen Ehe

1.3.1 Eheleiche Tugenden

Wenn auch das generelle Konzept der Ehe in Fischarts Text befürwortet wird, so formuliert der Autor doch Bedingungen in Form von moralischen Anforderungen. Ein gelingendes Eheleben basiere auf kluger Kommunikation. So können „[v]ernünftige Reden vnd gleichhälligkeit der Weishait“⁴²⁸ Gespräche ermöglichen, die eine gute Ehe fördern. Die Gesprächsführung steht bei Fischart unter dem metaphorischen Zeichen Merkurs, des „Gesprächkünstlichen Mercurij“.⁴²⁹ Neben Merkur fällt Venus‘ Name mehrmals im Zusammenhang mit der Ehe. Ihr Name dient als Sinnbild der Lust, der zweiten Tugend eines erfolgreichen Ehelebens.

Obwohl Fischart die Ehe im christlichen Sinne hervorheben will, sieht er in der Erwähnung der römischen Götter keinen Widerspruch zur protestantischen Lehre. Die antiken Texte werden als Quelle der Erkenntnis verstanden, die Hinweise für ein tugendhaftes Leben liefern – auch in der Ehe. So kann er den „Gesprächkünstlichen Mercurij“ und die „Ehwalterin und Huldgöttin Venus“⁴³⁰ als Figuration von Lust und Redekunst anführen.

Das die ergezlichkeit der Ehe
Fürnämlich inn der *Red vnd gesprächsamkait* stehe
Und das kain Ehe
Nimmer mit *lust* abgehe,
Sie wird dan vnterhalten stät
Mit guter vnd mit Kluger Red.⁴³¹

Genau wie Merkur als Götterbote einer höheren Sache diene, sei die Redekunst innerhalb der Ehe nur ein Mittel, um eine lusterfüllte Ehe zu ermöglichen. Dass die ideale Ehefrau in diesem Kontext als Venus bezeichnet wird, lässt schlussfolgern, dass die Liebeskunst genauso zum Repertoire der Idealfrau gehört, wie etwa Fähigkeiten im Haushalt oder im Umgang mit Kindern. In diesem Zusammenhang mit der Erwähnung der Liebesgöttin wird Lust explizit sexuell konnotiert. Darüber hinaus findet der Begriff im *Ehezuchtbüchlein* Verwendung für den

⁴²⁸ Ehezuchtbüchlein I (Plutarch, Ehebürlichkeiten), S. 126.

⁴²⁹ Ebd.

⁴³⁰ Ebd.

⁴³¹ Ebd.

Ausdruck großer Freude.⁴³² Somit ist das Aufrechterhalten und Wiederherstellen von Geborgenheit und Intimität zentral für das Wirken der Frau.

Die Erwähnung von Merkur und Venus im Kontext der Ehe ist keine Erfindung Fischarts. Bei der Übersetzung von Plutarchs Ehebuch saß der Straßburger an der Inspirationsquelle des frühen Humanismus, der in vielen Fällen eine befürwortende Haltung gegenüber der Ehe einnahm. Es finden lediglich Verschiebungen von griechischen zu römischen Götternamen statt: So hieß Venus bei Plutarch noch Aphrodite und Merkur war Hermes. Auch die Verbindung beider Tugenden im Zusammenhang mit der Ehe stammt aus dessen Feder. So weist Plutarch darauf hin, dass „die eheliche Lust durchaus auch der Klugheit bedürfe“⁴³³.

Dan was für armselige Ehe vnd Haußhaltungen weren diese, daraus gebannet weren zucht, ehr, sanftmut, demut, freundlichkeyt, holdseligkeyt, miltigkeyt, Nüchtheit, bescheidenhey, keuscheyt, reinigkeyt, vnschuld, Scham, Ordnung, fleiß, sparsamkeyt, verschwigenhey? wann keyns dem anderen nachgebe, keyns sich nach dem anderen mäsigt, sondern weren wild, störrig, widerspänstig, frech, vnfreundlich, vnschamhaft, vnordenlich, vnachtsam, sorglos, zanckhafft, vnhöflich, vnhäuslich, verthunlich, verschwendig, vngezämt jrer begirden vnd zorns, geschwätzig, vertieft inn vberfluß der speis, des Hausrahts, der pfleg des leibs vnd aller Wollust?

Darumb die gedachte vir Haupt Tugenden billich inn eyner Haußhaltung nicht an den Wänden alleyn, sonder inn der Ehvermälten hertzen sollten vor- vnd eingebildet stehen, das sie fürsichtig mit gutem bedencken vnd Rahtauffrichtig im handel, standhaft im kreuz, mäsigt in allem wandel weren.⁴³⁴

Ohne im Detail auf jedes genannte Element einzugehen, kann festgehalten werden, dass Fischart eine Ehe ohne feste Tugenden als „armselig“ bezeichnet. Als eine Art humanistischer Eheberater greift er in seinem Konzept der tugendhaften Ehe auf zahlreiche bekannte Tugendmuster zurück. Ciceros sogenannte Kardinaltugenden⁴³⁵ etwa werden bei ihm nicht auf das grundsätzliche Verhalten des Menschen angewendet, sondern finden Erwähnung im Kontext der rechten Partnerwahl und Eheführung. Die Vorsicht – so Fischart – dürfe in der Ehe nicht zu kurz kommen. Somit legt er neben den Tugenden „Gerechtigkeyt, Stärk oder

⁴³² Vgl. Ehezuchtbüchlein III (Plutarch, Kinderzucht), S. 304.

⁴³³ Plutarch: Weisung zur rechten Ehe. Walter C. G. Schmitthenner (Hg.). Krefeld 1947, S. 5.

⁴³⁴ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehebürlichkeiten), S. 238.

⁴³⁵ Vgl. Marcus Tullius Cicero: De officiis: lateinisch-deutsch. Vom pflichtgemässen Handeln. Rainer Nickel (Übers. u. Hg.). Düsseldorf 2008. Cicero stützte sich auf ein nicht erhaltenes Werk des Stoikers Panaitios.

Standmut“ (iustitia, fortitudo) und „Mäßigkeit“ (temperantia) einen besonderen Akzent auf die „Fürsichtigkeit“⁴³⁶ (prudentia) der Ehepartner. Ein Mann solle sich in Acht nehmen, in wen er sich verliebt, da die Unterschiede zwischen einer guten und schlechten Frau so gravierend seien, dass eine Ehe je nach Gattin paradiesisch oder höllengleich werden könne.⁴³⁷

Hier entspricht Fischart völlig dem Ausspruch Erasmus’ an seinen Schüler William Blount Lord Mountjoy: „Adde quod tibi in manu est, ut bonam eligas.“⁴³⁸ Es liege in der Verantwortung des Mannes, eine Frau auszusuchen, die die Ehe mit ihrer Tugend bereichert. Dabei erinnert der Segen, der dem Mann mit einer tugendhaften Gattin zugesprochen werde, an die stoische Lehre, wonach die Tugend das sei, „was uns glücklich macht“⁴³⁹.

1.3.2 Gott in der Ehe

Eine Ehe nach dem Fischart’schen Verständnis sei *per definitionem* eine Institution Gottes, wodurch sie sich an christlichen Maßstäben zu messen habe. Einmal mehr dient eine Allegorie der Veranschaulichung: Der Vergleich mit einer turbulenten Schifffahrt soll die Gefahren der Ehe und Gottes entscheidendes Wirken beleuchten.

Akribisch wird jedes Element der Schifffahrt einer ehelichen Komponente im Fließtext gegenübergestellt. Die hier zur Veranschaulichung gewählte Tabellenform verdeutlicht die wiederholte Rollenzuweisung Gottes:

Schifffahrt	Haushaltung/Ehe
Meer	Welt
Wellen	Schwierigkeiten in der Ehe
Der Wind regiert	<i>Gott</i> regiert
Segel	Vertrauen auf <i>Gottes</i> gütiges „anwähen“ (Anwehen)
Mastbaum	„ <i>Göttliche</i> Einsatzung der Ehe“
Anker	beständige Hoffnung der Gläubigen

⁴³⁶ Fischart, Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehegebürlichkeiten), S. 233.

⁴³⁷ Vgl. dazu Kapitel 3.1.1 zu den Weiblichen Tugenden.

⁴³⁸ Erasmus: Encomium Matrimonii, S. 44/45 [410]. In deutscher Übersetzung: Ebd. S. 45: „Noch dazu liegt es ja an dir, eine gute Frau zu wählen.“

⁴³⁹ Van Ackeren, Marcel: Die Philosophie Marc Aurels: Band 2: Themen – Begriffe – Argumente. Berlin, Boston 2011 (= Quellen und Studien zur Philosophie 103/2). S. 611. Zur stoischen Tugend vgl. auch Schofield, Malcolm: Stoic Ethics. In: Cambridge Companion to the Stoics. B. Inwood (Hg.). Cambridge: Cambridge University Press, 2003. S. 233-256. Long, Anthony A.: Stoic Studies. Cambridge 1996, S. 107-133.

Schiffbruch	Verderben, entweder durch den Wind <i>Gottes</i> (Gottes Widerstand) oder als Strafe gegen die falsch verhängten Segel, das heißt das mangelnde Vertrauen
Es muss nicht zum Schiffbruch kommen: Fahne auf dem Mast	Trost <i>Gottes</i>
Kompass	Gebot <i>Gottes</i>
Der Überlauf (dass das Wasser nicht ins Schiff läuft)	Züchtiger Wandel und Treue des Ehepaars (in Zeiten der Not stehen sie zueinander und das Übel – die Wellen – trifft sie nicht)
Meeresräuber („Mörräber“)	„Ehteufel“, die neidischen Menschen ⁴⁴⁰

Gott sei nicht nur omnipräsent in der Ehe, sondern auch für die Entstehung und Erhaltung des Ehebandes grundlegend. Die Ehe werde durch die göttliche Eheschließung gültig,⁴⁴¹ wie das Errichten des Mastbaumes, an dem die Segel hängen, das Schiff fahrtüchtig macht. Das eheliche Glück hänge dann von Gottes Regentschaft (der rechte Wind) und dem Vertrauen des Ehepaars auf Gott (die richtig gesetzten Segel) ab. Sollte dem Ehepaar etwas Schlimmes widerfahren, müsse die Ursache entweder im Widerstand Gottes (Wind Gottes) oder im mangelnden Vertrauen (falsch getrimmte Segel) gesucht werden.

Die Ehe sei nicht nur Ort der zwischenmenschlichen Schulung, sondern auch des Wachsens in der Beziehung zu Gott. Die Herausforderungen, die die Ehe an beide Gatten stellt, solle das Festhalten an der göttlichen Instanz stärken, die letzten Endes durch alle Schwierigkeiten hindurchführe. „Der Ehstand ist ein stand des Glaubens vnd der Liebe“, schreibt Fischart, „Dan hie lernet man Gott vertrauen inn so vil fällen vnd anstösen“⁴⁴². Welchen Belastungen das Paar auch immer standhalten muss, der Straßburger schließt Ehescheidung als Option aus.⁴⁴³ Es wird an der Ehe durch die Hilfe Gottes zeitlebens festgehalten.

Die zweite Schifffahrtsallegorie, die Fischart zu einem späteren Zeitpunkt einführt, zielt in dieselbe Richtung: Die Rede ist von einer „Greuliche[n] zwey hundert schuh lange

⁴⁴⁰ Die Schifffahrtsallegorie findet sich auf den Seiten 220 f. des *Ehezuchtbüchleins*.

⁴⁴¹ Vgl. auch II, 226: „Gott so zusammen fügt“ und II, S. 246.

⁴⁴² Ebd., S. 245.

⁴⁴³ Ebd., S. 173. Dies ist eine der verschwindend geringen Stellen, in denen Fischart die Scheidungsproblematik andeutet. Vgl. auch Gkl, Kap. 5, S. 94 [118]: Nach dem Tod der Ehegatten treffen sie sich wieder als keusche Geistliche im Paradies. Dies widerspricht etwa Bucers Gedanken der im Paradies fortbestehenden Ehe. Vgl. Selderhuis, Herman J.: *Marriage and Divorce in the Thought of Martin Bucer*. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= *Sixteenth Century Essays & Studies* 48), S. 167.

Mörschlang“, die Seemänner aus dem Schiff reißt. Sie entspricht politischen Unruhen, wie etwa Kriegen, die eine äußere Anfechtung für die Ehe darstellen. Gott warne das Schiff vor diesen Übergriffen, wie er auch die Ehe ermahne, dass sie „einer Tirannischen Oberkeyt soll vnterthan sein“. Man solle sich also nicht auf eine Auseinandersetzung einlassen. Das Erfolgsrezept für eine Ehe, die sich trotz dieser bedrohlichen äußeren Umstände bewährt, liege – so Fischart – in ihrer „Gottesforcht vnd angsthaftem betten“. ⁴⁴⁴ Mit welchen Herausforderungen sich das Ehepaar auch konfrontiert sehe, das Vertrauen in Gott und die Beständigkeit des Glaubens garantieren sein Bestehen.

2 Geschlechterrollen reziprok

Als Hauptakteure der Ehe sind Mann und Frau der zentrale Fokus jeglicher Argumentation für die Heirat. Das Verhältnis zwischen den Ehegatten beschreibt Fischart anhand zweier entscheidender Ausrichtungen: des Reziprozitäts- und des Hierarchieverhältnisses. Die Reziprozität wird insbesondere dann genannt, wenn der Sachverhalt beide Ehegatten gleich stark betrifft. Es geht dabei um eine fürsorgliche Gegenseitigkeit, um die Einheit im Sein (Treue und Loyalität) und im Haben (Gemeingut). Zur Veranschaulichung des Hierarchieverhältnisses hingegen werden Frau und Mann gesondert voneinander beschrieben und anhand ihrer natürlichen und biblisch markierten Unterschiedlichkeit in die eheliche Beziehung eingeordnet. Die Symmetrie der Reziprozität wird im Kontext der Geschlechterrollen aufgebrochen.

2.1 Gegenseitigkeit

Verbunden mit dem bereits eruierten Argument der Naturordnung wird im weiter oben zitierten Auszug aus Erasmus' *Encomium Matrimonii* eine weitere Stärke der Ehe hervorgehoben: die Komplementarität in der Natur.

Nonne ita res cunctas vinculis quibusdam connexuit, ut aliae aliis egere videantur? [...] eo videlicet, ut intelligamus coniugali societate et constare et contineri omnia, sine ea dissolvi, interire, collabi cuncta. ⁴⁴⁵

⁴⁴⁴ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. 258.

⁴⁴⁵ Erasmus: *Encomium Matrimonii*, S. 20/21 [394].

[Hat nicht die Natur alle Dinge durch Bindungen förmlich so miteinander verknüpft, dass immer die einen der anderen zu bedürfen scheinen? [...] dass wir erkennen, dass alles auf ehelicher Verbindung beruht und durch sie zusammengehalten wird, ohne sie aber alles sich auflöst, zugrunde geht und verfällt.]

Alles in der Natur, so Erasmus, habe ein Gegenüber, das ihm entspreche. Hat ein Mann eine Frau an seiner Seite, gilt sein Leben als bereichert und – wie im Folgenden gezeigt wird – verschönert. Das Kapitel zu Grandgousiers und Gargamelles Eheschließung beginnt mit diversen Mann-Frau-Allegorien, die den Wert einer Ehefrau unterstreichen. Die Frau, so Fischart, ist die „zierlichkeit“ neben der „nötlichkeit“, wie ein „schönes Glas“ neben einem „vollen Faß“. Das Fass werde gebraucht, doch das schöne Bierglas mache das Trinken erst zum Genuss. Das „wohl“, das die Ehe mit sich bringt, überbiete das „voll“, wie in der französischen Aussprache das Wort „wohl“ lauten würde.⁴⁴⁶ Es läuft auf eine Frage heraus: „Was heißt aber wol“, wenn keine Frau an des Mannes Seite steht? Jeder „Adam“, so das Postulat, brauche eine „Euam“, um die Schönheiten des Lebens zu sehen. Das Fass – das Leben des Mannes – sei voll – erfüllt mit allem Lebensnotwendigen –, doch werde es erst schön oder wohl, wenn es eine Gattin ziere.⁴⁴⁷

Zunächst müsse die Frau keinem bestimmten Bild entsprechen, um als Gegenüber des Mannes zu gelten.

Derhalben vnnd dieweil er mercket, daß die Strofitel Venus zu einem widerschein gern stünde an der Sackpfeiffen Bauchus, vnnd neben der Bauchfuderigen Zeres: so sahe er jhm vmb ein bezoepfftes Außstracktieff vnd beginenpflaster vmb, zu beförderung der jnneren Nierendäuuung pro Knibus, vnd stillung des auffrhürigen geschwollenen Welschhanenhalß, vnd auffgelauffener rotblawen Schlagenkål, welchs er klafftern lang im schweiß seins angesichts warm vberlegen muß.⁴⁴⁸

Neben Ceres, deren Charakter zur Ehe passt, wird auch die unzüchtige Venus hinzugezogen. Auch sie ist dem Mann ein Gegenüber. Egal ob züchtig oder nicht, die Frau ergänzt den Mann.⁴⁴⁹

⁴⁴⁶ Vgl. dazu Holenstein, Pia: Der Ehediskurs der Renaissance in Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. Kritische Lektüre des fünften Kapitels. Bern 1991 (= Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700, Bd. 10), S. 77.

⁴⁴⁷ Gkl, Kap. 5, S. 88 [110].

⁴⁴⁸ Gkl, Kap. 5, S. 89 [110].

⁴⁴⁹ Auf die Doppelfunktion der Frau als Spiegel, also Entsprechung, aber auch Gegensatz des Mannes gehe ich im Kapitel „3.1.2 Perfektes Gegenüber“ genauer ein.

Fischarts Hauptargument für den Stand der Ehe besteht im Wohl, das die Frau für den Mann, aber auch die Ehepartner füreinander darstellen. Auf Andreas Musculus' Vokabular zurückgreifend, der die ehelichen Missstände in seiner Schrift *Wider den Eheteuffel* als ‚Wehstand‘ bezeichnet,⁴⁵⁰ lautet Fischarts rhetorische Frage: „Secht ist da der Ehestand ein Wehstand?“ Das Wortspiel wird in der Antwort fortgesetzt: „O neyn, sonder ein bestand und beistand [...]“.⁴⁵¹ Die gegenseitige Unterstützung sei letztlich Erfolg und Glück der Ehe und das, was den eindeutigen Vorteil gegenüber dem Junggesellentum ausmache. Eine Ehe, so Fischart, die diesen Gewinn nicht mit sich bringt, sei im Endeffekt keine ‚rechte‘ Ehe. Der Gegensatz zeigt sich in den Verben ‚wohnen‘ und ‚leben‘. Es ist erst dann von der ‚rechten Ehe‘ die Rede, wenn das Paar so harmonisch miteinander verbunden ist, dass es nicht nur zusammen wohnt, sondern miteinander lebt.⁴⁵² Die gegenseitige Unterstützung ist somit die „schuldige[] gebür“⁴⁵³ der Eheleute, die das gemeinsame Ziel der Harmonie im Haushalt verfolgen. Doch unterscheidet Fischart diese gegenseitige „gebür“, auch „Eheliche Pflicht“ genannt, bewusst von der hierarchischen Beziehung zwischen Meister und Knecht. Im Fall des Paares soll durchaus „lieb vnd pfleg zwischen Ehleuten“⁴⁵⁴ herrschen, die eine ausgeglichene Reziprozität bewirkt. In einer liebevollen, wechselseitigen Ehe „leget je einer seinen kopf dem andern auf seinen Rucken, wechseln auch zu zeiten ab“.⁴⁵⁵ Dabei gelten Sanftmut, milde Rücksichtnahme und Geduld als oberstes Prinzip des Umgangs miteinander. Kein frühneuzeitlicher Romanautor, so erklärt Tilmann Walter, habe diese „Notwendigkeit von gegenseitigem Einvernehmen und Kommunikation“⁴⁵⁶ so stark betont wie Fischart. Damit greift der Straßburger auf eine Idee zurück, die bereits im römischen Recht unter dem Begriff *affectio maritalis* bekannt war, jedoch erst von Erasmus wieder vermehrt in den christlichen Diskurs einbezogen wurde.⁴⁵⁷ Mit der Vorbildfunktion des Erasmus, aber auch den Ausführungen Ficinos im *De Amore*⁴⁵⁸ hält der Gedanke der gegenseitigen Liebe als Teil der

⁴⁵⁰ Vgl. Andreas Musculus: *Wider den Eheteuffel*. Frankfurt (Weygand Han u. Georg Raben) 1562. Zentralbibliothek Zürich [Alte Drucke, 18.1782], 4. Anfechtung, fol. D3r, 5. Anfechtung, D8r. Für Musculus ist der Teufel dafür verantwortlich, dass statt Freundlichkeit, Einigkeit und Liebe Jammer und Wehstand in der Ehe herrschen.

⁴⁵¹ Gkl, Kap. 5, S. 106 [133].

⁴⁵² Ehezuchtbüchlein, II, S. 168.

⁴⁵³ Ebd., Vorrede, S. 117.

⁴⁵⁴ Ebd., II, S. 188.

⁴⁵⁵ Ebd., II, S. 198.

⁴⁵⁶ Walter, Tilmann: *Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland*. Berlin, New York 1998, S. 303.

⁴⁵⁷ Vgl. Selderhuis, Herman J.: *Marriage and Divorce in the Thought of Martin Bucer*. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= *Sixteenth Century Essays & Studies* 48), S. 166 f.

⁴⁵⁸ Vgl. Marsilio Ficino: *Über die Liebe oder Platons Gastmahl*. Paul Richard Blum (Hg.). Hamburg 2014 (= *Philosophische Bibliothek* 642). Darin insbesondere das Kapitel 8 der zweiten Rede: Ermunterung zur Liebe und Erörterung über die einseitige und die gegenseitige Liebe. S. 34-38. Bei einer gegenseitigen Liebe nehmen sich

Ehedefinition Einzug in zahlreiche reformatorische Werke und wird nicht zuletzt in Luthers *Großem Katechismus* verankert. Letzteres Werk, mit dem sich Fischart für die Straßburger Version ausgesprochen intensiv auseinandersetzen musste, fordert die Ehegatten dazu auf, einander „lieb und wert“ zu halten und „vor allen Dingen in Liebe und Eintracht beieinander [zu] wohnen, dass eines das andere von Herzen und mit ganzer Treue meine“.⁴⁵⁹ Ein ähnliches Bild der ehelichen Liebe zeichnet Luther auch in der Abhandlung *Von Ehesachen*, erschienen 1530:

Gott hat man und weib also geschaffen, das sie mit lust und liebe, mit willen und von hertzen gerne zusammen komen sollen. Und ist die braut liebe odder Ehewille ein natürlich ding, von Gott eingepflanzt und eingegeben, Daher auch die braut liebe ynn der heiligen schrift so hoch gerhümet und offft angezogen wird, zum Exempel Christi und seiner Christenheit.⁴⁶⁰

Für Luther sei der gegenseitige, liebevolle Umgang in der Ehe – „braut liebe“ genannt – die Voraussetzung einer funktionierenden Partnerschaft. Die thematischen Schwerpunkte beider Autoren entsprechen sich. Nur bleibt im Vergleich zu Luthers theoretischen Abhandlungen im *Katechismus* festzuhalten, dass Fischart die Wahrnehmung der christlichen Ehe zusätzlich mit einem bildhaften Charakter versieht. In einem kleineren Rahmen förderte Andreas Musculus ähnliche Metaphern zutage. Er plädiert dafür, dass „eines deß andern schwachheit trage vnd dulde“,⁴⁶¹ was er anhand des Bildes von Hirschen verdeutlicht, die sich bei der Meeresüberquerung aneinander anlehnen, um Kräfte zu sparen.⁴⁶² In Fischarts Metapher werden die Hirsche durch die Ehegatten ersetzt. Hier legt ein Partner seinen Kopf auf den Rücken des anderen.

In diesem Kontext der ‚Liebe‘ ist die ‚Ehre‘ ein weiterer Begriff, der in Fischarts Beschreibung der Ehe wiederholt fällt. Nach Fischart ist das „warzeichen“ rechter Liebe ein „züchtig[es] und

die Liebenden gegenseitig in ihrem Inneren auf. Vgl. S. 35 f. : "Wo dagegen der Geliebte die Liebe erwidert, da lebt der Liebhaber wenigstens in jenem. Ohne Zweifel geht da etwas Wunderbares vor, wo zwei sich in gegenseitiger Zuneigung umarmen: dieser lebt in jenem, jener in diesem: Ein jeder gibt sich dem andern hin, um diesen in sich aufzunehmen."

⁴⁵⁹ D. Martin Luther: Deusch Catechismus (Der Große Katechismus). Wittenberg (Georg Rhau) 1529. In: Ders.: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe [WA]. Bd. 30. 1. Abteilung. Katechismuspredigten 1528; Großer und Kleiner Katechismus 1529. Weimar 1910. S. 123-238, hier: S. 129 ff.

⁴⁶⁰ Martin Luther: Von ehesachen. Mart. Luth. Wittenberg (Hans Lufft) 1530. In: Ders.: Kritische Gesamtausgabe. WA 30. Dritter Band. Schriften 1529/32. Weimar 1910, S. 236. Vgl. auch Walter, Tilmann: Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland. Berlin, New York 1998, S. 119.

⁴⁶¹ Andreas Musculus: Wider den Eheteuffel. Frankfurt (Weygand Han u. Georg Raben) 1562. Zentralbibliothek Zürich [Alte Drucke, 18.1782], 3. Anfechtung, fol. C6v.

⁴⁶² Ebd., fol. C6v.

ehr-erbitig[es]⁴⁶³ Verhalten. Dabei entnimmt er in der *Geschichtklitterung* dem biblischen Buch *Sprüche* das Bild der respekterweisenden Ehefrau aus Kapitel 31, die letzten Endes von ihrem Gatten Ehre zurückerhält: Sie „bringet ihren Man zu Ehren: wer wolt sie dann nicht wider Ehren?“⁴⁶⁴ Und mit gleicher biblischer Quelle legt Fischart im Ehezuchtbüchlein Wert darauf, die Frau als von der Familie geehrt darzustellen: „Darumb kommen jre Sõne auff vnd preisen sie selig, vnd jr Man lobet sie.“

Doch die Ehre gilt nicht nur nach innen, etwa für ein friedvolles Leben, sondern auch nach außen, für das Ansehen des Paares, als unabdingbar.⁴⁶⁵ „Diweil die ehr doch ist gemein, Wie auch das Gut keins hat allein.“⁴⁶⁶ Neben dem Aspekt des Gemeinguts, auf den später noch eingegangen wird, weist Fischart auf ein Ansehen hin, das vom Ruf beider Ehegatten abhängt: eine Fürsorglichkeit und ein Zusammengehörigkeitsgefühl, die in ähnlicher Art und Weise im Zusammenhang der Beziehung zwischen Eltern und Kindern geschildert werden.

2.2 Treue

Nach Luther ist „der grund und gantzes weßen der ehe, das sich eyns dem andern gibt, und vorspricht trew zu halten und keyn andernn eyn zu lassen“.⁴⁶⁷ Damit bezieht er sich einerseits auf Augustinus, bei dem die Treue (*fides*) als eines von drei Konzepten (neben Nachkommenschaft/*proles* und Sakrament/*sakramentum*) die Grundlage der Ehe definiert. Andererseits prägte auch Thomas von Aquin die mittelalterliche Eheauffassung mit der Akzentuierung des Treuebegriffs.⁴⁶⁸ Dass sich die Reformatoren in dieser Hinsicht einig waren, zeigt unter anderem Selderhuis' Beschreibung vom Stellenwert und von der Tragweite der ehelichen Treue aus Bucers Perspektive:

⁴⁶³ Ebd., S. 133.

⁴⁶⁴ Gkl, Kap. 5, S. 111 [140]. Vgl. Spr 31,11-12.28.

⁴⁶⁵ Selbiges bemerkt Erasmus bereits in seinem Dialog zwischen Eulalia und Xanthippe. Vgl. Erasmus von Rotterdam: Gespräch über die Ehe. Münchner Lesebogen. Auszug aus dem *Colloquia familiaria* in dt. Übers. Walter Schmidkunz (Hg.). München 1944, S. 17.

⁴⁶⁶ Ebd., S. 133.

⁴⁶⁷ D. Martin Luther: Ein Sermon von dem ehelichen Stand. In: Kritische Gesamtausgabe. WA 2. Schriften 1518/19 (einschließlich Predigten, Disputationen). Ein Sermon von dem ehelichen Stand 1519. Weimar 1884, S. 168 f.

⁴⁶⁸ Vgl. Thomas von Aquin: Summe gegen die Heiden. Vierter Band. Buch IV. Markus H. Wörner (Hg. u. Übers.). Darmstadt 1996. Paragraph LXXVIII. De sacramento matrimonii / 78. Das Ehesakrament, S. 469.

Just as God is faithful, so also a husband and wife should be faithful to each other, and that to the extent that a faithful partner must again accept an unfaithful partner if the latter wants to return to the chastity of marriage.⁴⁶⁹

Martin Bucers Katechismus betont nicht nur die eheliche Pflicht der Treue, sondern führt auch die Zerstörungswut der Untreue vor Augen. So diktiert er: „[Das Gebot will,] Das ich mich mit allem ernst enthalte vor aller unzucht und schande und was mich dazu reitzen und fürderen mage.“⁴⁷⁰ Die Treue fungiert als derart grundlegender Bestandteil der Ehe, dass die Missachtung des Treueprinzips weitreichende Schwierigkeiten verursacht. Fischart identifiziert diesen Punkt als einen der problematischsten Aspekte der Ehe und geht damit hart ins Gericht.

Sinnbild der fehlgeleiteten Sexualität sei ein Leben nach der „Aretinischen Welschen Passion“.⁴⁷¹ Sie entspreche, so Fischart, dem Brauch des Weidenviehs, die Lust vor allen sichtbar auszuleben, und basiere auf Pietro Aretinos erotischen Sonetten⁴⁷², die eine sexuelle Devianz propagieren. Fischarts Aversion gegen diesen Standpunkt rührt von der Heiligkeit her, die er dem ehelichen Band zuspricht. Nur ein treues, monogames Ehepaar könne Gott „inn Ehlicher keuscheit“⁴⁷³ dienen und das Ehebett zu einem Ort des Gottesdienstes, ja, zum „Altar“⁴⁷⁴ der Eheleute machen. Kaum ein anderer frühneuzeitlicher Autor verbindet sexuelle Darstellungen so stark mit liturgischem Vokabular.

Negativbeispiele – weibliche Betrüger

Der Ehebruch wird als Laster präsentiert, das sowohl von den Frauen als auch von den Männern ausgeht. Mit der Darstellung der Frau als Betrügerin übernimmt Fischart eine kritische Sicht auf die Frau, wie sie die mittelalterliche und frühneuzeitliche Kirche propagierte. Als Nachkommen der Mutter aller Frauen, Eva, wird die Frau bis in die frühe Neuzeit nicht nur als das schwächere Geschlecht betrachtet, sondern auch als dasjenige verstanden, das nicht

⁴⁶⁹ Selderhuis, Herman J.: Marriage and Divorce in the Thought of Martin Bucer. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= Sixteenth Century Essays & Studies 48), S. 11.

⁴⁷⁰ Martin Bucer: Der Kürtzer Catechismus (1545): In: Martin Bucers deutsche Schriften. Bd. 6,3. Martin Bucers Katechismen aus den Jahren 1534, 1537, 1543. Robert Stupperich (Hg.). Gütersloh 1987, S. 225-265, hier: S. 241.

⁴⁷¹ Gkl, Kap. 5, S. 91 [113].

⁴⁷² Vgl. Pietro Aretino: *Dubbj amorosi: altri dubbj e sonnetti lussuriosi* [1527]. Roma 1792. Zentralbibliothek Zürich [RK 1179]. Vgl. auch Talvacchia, Bette: *Talking position: on the erotic in Renaissance culture*. Princeton 1999.

⁴⁷³ Gkl, Kap. 5, S. 97 [121].

⁴⁷⁴ Ebd., Kap. 5, S. 103 [130].

Frömmigkeit, sondern Fleischlichkeit fördere, also nicht zur Heiligung, sondern zur Sünde geneigt sei.⁴⁷⁵

Als diejenige, die die Kinder zur Welt bringt, wird die Untreue der Frau bei der Geburt sichtbar. Die Frau gilt entweder als fromm oder als Hure, je nachdem, ob aus ihrem Schoß „ehlich[e]“ Nachkommen oder Kinder des „Gugguck[s]“ kommen.

Dann wo das Weib fromm ist, so weys man, das alle jre Kinder ehlich sint, ist sie ein Hur, so zweiffelt man an allen, auch die des Ehemans sint, so hinwider der Man der Frauen keyn fremden erben, wie sie jm, dem armen Gugguck, kann zuschleichen.⁴⁷⁶

An Geschichten von untreuen Frauen mangelt es Fischart nicht. Wie die mittelalterliche Literatur liefern auch antike Texte, die in der Renaissance wieder an Popularität gewannen, erotische Geschichten aus höchst problematischen Liaisons. Aus reformatorischer Perspektive dienen solche griechisch-mythologischen Frauengestalten als ideale Negativbeispiele.

Pfuy auß, beids mit den Milchpfennigen Barrenmerren, vnd Gartleuffigen, Stallnaschigen, bodenhardt Bretkerbigen Bockenbrecken, Ovidischen Neunreutigen Zirene, Hurenmutter Arsbasia, Hurenreimerin Zapffo, Huren Procuratorin Lenont: süßeinschwetzig Zomproni, Hurentrewe Lewin, augenschädliche Sinoppe, Hellwert Quadratori, Landhur Rudope mit dem Kunckelturn, Hengstbrünstige Schamiramis, Farrenbrüte Baszipfae, Hundsgebrüte Minerua, Geile Gulia, Populea, Klepatra: Gallische vnd Arterische todgeminnte, fünf vnd zwentzig reutige Mezalin, Procolische zehenspeniger, Herculische fünfziguderer, [...].⁴⁷⁷

Von Sappho über die Sirenen bis Minerva und Kleopatra: Für Fischart exerzieren alle griechischen Autoren und mythologischen Figuren Unkeuschheit. Sexuelle Devianz sei auch in Deutschland keine Seltenheit. Die Schwaben etwa gäben „der gantzen Welt genug Huren“.⁴⁷⁸ Die Frauen, so schreibt Fischart bereits im ersten Kapitel, stünden immer wieder im Verdacht,

⁴⁷⁵ Mit Eva werden alle Frauen verflucht: Genesis / 1. Mose 3, 16: „VND zum Weibe sprach er / Ich wil dir viel schmerzen schaffen wenn du schwanger wirst / Du solt mit schmerzen Kinder geben“ Es gilt die Weitervererbung der Geburtsschmerzen an die ganze Frauenwelt. Vgl. Walter, Tilmann: Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland. Berlin, New York 1998, S. 290 f. Vgl. auch Selderhuis, Herman J.: Marriage and Divorce in the Thought of Martin Bucer. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= Sixteenth Century Essays & Studies 48), S. 29. Selderhuis erklärt: “on account of the sinfulness of sexuality a woman was per se a threat”. Außerdem schildert er wie mit dieser Einstellung verbundene misogynie Predigten die Verfolgung von vermeintlichen Hexen.

⁴⁷⁶ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. 260.

⁴⁷⁷ Gkl, Kap. 5, S. 91 [113].

⁴⁷⁸ Gkl, Kap. 1, S. 37 [43].

ihren Gatten untreu zu sein. Der Mann ziehe in den Krieg oder als Kaufmann in Handelsstädte und die Frau nutze seine Abwesenheit, um ihn zu Hause im Sinne Klytaimnestras mit anderen Männern zu betrügen.

Vnd ist warlich, nach des Bockazij meynung mißlich, dieweil die Kauffleut verreysen, vnnnd die Edelleut inn Krieg zihen, vnd doch die Weiber daheim Kinder außbrün: Aber das best ist der gut Wahn: sonst wanns einer wißt, so solt er auch wie Orestes dort sagen, Wer wolt gern inn Krieg sich wagen, wann er daheim ein Clitemnestram solt haben?⁴⁷⁹

Negativbeispiele – männliche Betrüger

Und auch die Klage gegen die Frau lässt Fischart nicht so stehen. Trotz des Gedankens der Erbsünde und Evas primärer Schuld steht nicht nur die weibliche Untreue im Fokus der Autoren: Plutarchs Vorlage bietet in beiden Teilen, in den Ehevorschriften (erster Teil) und in der Kinderzucht (dritter Teil), eine Veranschaulichung des männlichen Triebes, außerehelich aktiv zu werden. Fischart übernimmt die besagten Passagen im *Ehezuchtbüchlein* und deklariert dadurch implizit, dass sich der Mann der Sünde des Ehebruchs, die das weibliche Ideal am härtesten schädigt, genauso schuldig macht wie die Frau. Die Thematik wird im Teil zur ‚Kinderzucht‘ nur angeschnitten, indem diejenigen des Ehebruchs angeklagt werden, die Hurenhäuser aufsuchen. Der entsprechende Teil in den ‚Ehevorschriften‘ konzentriert sich dagegen auf eine plastische Darstellung des mangelnden Treueverständnisses.⁴⁸⁰

Plutarch und Fischart schildern beide zunächst die Situation an den persischen Königshöfen: Die Ehefrau des Königs werde weggeschickt, wenn dieser sich mit einer anderen, nicht gehehlchten Frau vergnügen wolle. Die Ehrbarkeit, die nach Plutarchs Argumentation diesem Perser zukommt, ist der Schutz seiner Ehefrau vor unzüchtigem Verhalten wie „vnordentliche gailhait vnd gleichsam trunkener vnmäsigkeit“.⁴⁸¹ Das bedeutet im Grunde genommen, dass der Mann ein Schamgefühl für seine eigenen sexuellen Vorlieben empfindet. Dieses im positiven Sinne ausgelegte Verhalten des Mannes wird von Fischart streng kritisiert, indem er seine Vorlage um den folgenden Text ergänzt:

⁴⁷⁹ Gkl, Kap. 1, S. 40 [47].

⁴⁸⁰ Vgl. dazu Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 284 f.

⁴⁸¹ Ehezuchtbüchlein I (Fischart, Ehebürlichkeiten), S. 138.

Gleichwohl wird [...] ain Aufrechter bescheidener Biderman, der sich seiner **Ehlichen pflicht** erinnert, bis nicht bald zu verhängung etwas mutwilliger freiheit einreden lasen: Sondern vilmehr bedacht sein, das er nichts zu schmach seiner **herlichen Vernunft** vnd des **höchsten Guts**, der jn nit vergebens darmit begabt, fürnemme, vnd inn alleweg dahin arbeiten, das er derselbigen **Sinnbeherscherin** jderzeit das Regiment vber die fligende gelüst beständig erhalte: Zudem auch sein ehr vnd glimpf, samt seiner Kinder vnd nachkommen Namen vnd wolachtung, vnd die zerrüttung der haushaltung, so aus solcher **zaumverhängnus der begird** folget, zu gemüt führen vnd behertzigen.⁴⁸²

Was Plutarch noch als Schutz der Frau präsentierte, interpretiert Fischart um zu einem Verbrechen an Familie und Menschheit. Das Ausklammern der Frau aus bestimmten sexuellen Angelegenheiten versteht der Straßburger nicht als Rücksichtnahme, sondern als schweren Treuebruch. Die „Ehliche[] pflicht“ wird der „mutwillige[n] freiheit“ gegenübergestellt. Das heißt, durch das Eingehen des ehelichen Bundes werde der Mensch in seiner Freiheit beschnitten. Der Verlust dieser Freiheit wirke jedoch nicht zu seinem Nachteil, sondern trage zur Erhaltung seiner wertvollsten Güter bei. Denn Fremdgehen – so Fischart – gefährde die eigene Vernunft, das höchste Gut (das Heil), die eigene Ehre sowie die der Kinder und Nachkommen, die Achtung der Menschen und den Haushalt. „Die Vernunft“, so bekräftigte schon Sommerhalder, wird „gegen den Affekt aufgerufen“⁴⁸³. Denn: Statt durch seine Begierde geknechtet zu werden, habe ein Mann seine Sinne zu beherrschen.

<p>Wenn nun die Frauen in eben diesen Zustand [von Wut und Wahnsinn] verfallen, [...] weil ihre Männer [...] mit Dirnen verkehren, so ist es Unrecht, sie wegen dieser minderwertigen Lust in so große Betrübnis und Verwirrung zu versetzen, statt daß man ihnen rein und unbefleckt vom Umgang mit andern sich nähert[...] (Plutarch S. 20, XLIV)</p>	<p>Dieweil sich aber befindet, das die Frauen ab keim fremden geschmack so sehr, als wann jr Männer mit anderen Dirnen zuhalten, vnd nach fremdem Beischlaf riechen, verwirrt, zornig vnd vnwirs werden: ist es warlich ein vnbillichs an den Männern, das sie eines schnellverschwundenen Muthwills halben solch hertzenleid vnd bekömmernus jren Frauen mögen zufügen, vnd nicht so mähr aus Ehlicher scham, von anderen Weibern</p>
---	--

⁴⁸² Ebd., 138 f.

⁴⁸³ Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 101.

vnbehegt vnd vnbeschlept, jre eigene
Frauen inn Ehschuldiger reinigkeit
besuchen. (Ehz. S. 465)

Durch eine schärfere Wortwahl, die insbesondere auch die Gefühlslage der betrogenen Frau berücksichtigt, gelingt es Fischart, den verurteilenden Tonfall seines Textes zu verstärken. Die Schärfe seines Urteils liegt unter anderem in der entschiedenen Dichotomie der Begriffe Treue und Untreue. Je nachdem, woran sich der Mensch hält, „wird jm seine Ehkammer entweder für eine Schul der Erbarkeit, keuscheyt vnd zucht dienen, oder zu einer Bubenschul aller lustsucht, Unmäsigkeit, Geilheyt vnd Unfläterey werden“.⁴⁸⁴ Wo sich Musculus dieser Thematik annimmt, unterstreicht er, dass es der Teufel höchstpersönlich sei, der das Herz des untreuen Mannes so verändere, dass er nicht mehr seine eigene Frau ansehe, sondern den Eindruck habe, andere Frauen seien ihr vorzuziehen.⁴⁸⁵ Die katastrophalen Folgen des Ehebruchs werden sowohl bei Musculus wie auch bei Fischart hervorgehoben.

Eine der brisantesten Textstellen befindet sich am Ende des 3. Kapitels des *Gargantua* (beziehungsweise des 6. Kapitels der *Geschichtklitterung*), in dem Rabelais assoziativ von der Geburt des Riesenbabys zum Geschlechtsverkehr und zum Zeugen von Kindern springt. Auffällig an Fischarts Überarbeitung ist, trotz der hier ausgeklammerten, großzügigen enzyklopädischen Erweiterung des Vorliegenden, die treue Orientierung an der Vorlage.

Moiennans lesquelles loys, les femmes
vefves peuvent franchement jouer du
serrecropiere⁴⁸⁶ à tous enviz [= défis] et
toutes restes [= en risquant tout], **deux
moys après le trespas de leurs mariz.**

Mit der weiß, mögen, wie Tiraquell in
seinen Brautgesetzen meld, die naschige,
nachtseufftzende Witwe, durch mittel
solcher vorsehung **zwen Monat nach
abgang jrer Ehmänner** vnverdechtlich
nach allem vorthail vnd zum vberrest
arsbosselieren [...].

⁴⁸⁴ Ebd., S. 176 f. Vgl. auch Gedicht über Treue und Vertrauen: S. (459). Als präventives Mittel gegen Untreue führt Fischart in der *Geschichtklitterung* (Kap. 5, S. 106?) eine sexuell erfüllende Ehe an. Nach Streit suchen sich die Ehegatten im Ehebett zu versöhnen, d.h. die Ehe wird durch den Beischlaf gefördert. Dazu bemerkt Tilmann, dass der „körperlichen Nähe in protestantisch bestimmten Texten eine zentrale Bedeutung für das emotionale Gelingen einer guten Ehe zukommt“. Vgl. Walter, Tilmann: Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland. Berlin, New York 1998, S. 289.

⁴⁸⁵ Andreas Musculus: Wider den Eheteuffel. Frankfurt (Weygand Han u. Georg Raben) 1562. Zentralbibliothek Zürich [Alte Drucke, 18.1782], 3. Anfechtung, fol. C3r, C3v.

⁴⁸⁶ Begriff abgeleitet von der ‚croupière‘, dem Schwanzriemen. Vgl. Huchons Erklärung in G, Notes et variantes, S. 1165.

Je vous prie par grace vous aultres mes
bons averlans [= compagnons], si
d'icelles en [16] trouvez que vaillent le
desbraguetter⁴⁸⁷, montez dessus et me
les amenez. Car **si au troisesme moys
elles engroissent**: leur fruit sera
heritier du deffunct.⁴⁸⁸

Ha, ha, ich bitt euch, jr mein andere
Kuttenhämmel, wa jhr secht, daß sich einer
wolt entbruchieren, sitzt darauff vnd reutet
mirs zu. Dann **wird sie im dritten Monat
hernach schwanger**, so ists jr
Monatsmensurlich Leibsfrucht der
abgestorbenen Grabschaufel
rechtgezehletes Erb:

Versteht jhrs, ein jedes Kind ist seins
Vatters, da krehet kein Han nach. Nun **ha
ha** jr Noppentheurige Hudler,
holtzschlegelet den Wecken dapffer drein,
es gilt mir auch den mein. [...].⁴⁸⁹

Aus dem Stimmenwirrwarr dieses Kapitels meldet sich eine Person zu Wort, die vom Erzähler nicht vorgestellt wird. Dieser anonyme Sprecher fordert die Leser auf, ihm Frauen zu vermitteln, die seit kurzem Witwen geworden sind. Diese werden als besonders bereitwillig dargestellt, neue Liebschaften zu beginnen, wovon der lüsterne Fremde Gebrauch zu machen gedenke. Ist die Schwangerschaft dieser Witwe erstmal in aller Munde – „la grosse [= grossesse] congneue“ – sei das Interesse an der Frau von ganz neuem Ausmaß. Rabelais spricht eine Rechtslage an, die scheinbar eine Lücke im System wahrnimmt, die Frau und Mann im Graubereich ein kleines Recht gewährt: „les beaulx et joyeux menuz droictz de superfection [= superfétation]⁴⁹⁰“, bei Fischart: „das köstlich kützelig Recht der vberfötation“, sprich das kleine Recht der Überschwängerung. Das hier präsentierte Idealbild besteht im Geschlechtsverkehr mit einer Frau, die weder verheiratet noch (aufgrund der bereits bestehenden Schwangerschaft) empfängnisbereit ist und folglich den Genuss aller (kleinen) Rechte gewährt, ohne dass der Mann für seine Tat die Verantwortung zu übernehmen hat. Sein entscheidender Vorteil besteht darin, dass das gezeugte Kind direkter Erbe des verstorbenen Mannes wäre. Der tatsächliche Vater bliebe verdeckt und stünde dadurch in keiner Verantwortung.

⁴⁸⁷ Fußnote bei Huchon: „action de délacer la braguette“, auf Deutsch: den Hosenlatz öffnen.

⁴⁸⁸ G, Kap. 3, S. 15 f.

⁴⁸⁹ Gkl, Kap. 6, S. 116 [147].

⁴⁹⁰ In den ersten Druckfassungen von 1535 und 1537 steht hier explizit „superfetation“. Rabelais baut ein Wortspiel mit ‚perfection‘ ein.

In den ersten beiden zitierten Paragrafen übernimmt Fischart die zentralen karikierenden Elemente. Auffälliger Natur sind die Ergänzungen auf der emotionalen oder assoziativen Leseebene. Der Sprecher wirkt durch Interjektionen wie „Ha, ha“ und witzig-herablassende Bezeichnungen wie „Kuttenhåmmel“ oder „Noppentheurige Hudler“ überaus ausgelassen. Alles erhält den Anschein eines einzigen großen Witzes, einer Sache, die so ernst nicht genommen werden kann. Dass Fischart Rabelais‘ trockenen Ton in einen Ausspruch verwandelt, der aus dem Mund eines Betrunkenen stammen könnte, stellt die Sexualität als Angelegenheit dar, über die man sich nur unter Einfluss von Trunkenheit lustig machen kann. Fischart bestätigt durch diese emotionale Distanz ein Programm, das sich im vorausgehenden Kapitel der *Geschichtklitterung* klar abzeichnete: die Ehe von der Sexualität weitestgehend emotional abzukoppeln. Über die Sexualität darf man ausgelassen lachen, da sie ohnehin nur in ihrer unkeuschen, außerehelichen Form präsentiert wird. Die Ehe hingegen hat sich einer strengen Moral zu unterziehen. Sie gilt in ihrem Innersten als gottgewollt und sakrosankt.⁴⁹¹

Außereheliche Kinder

Das *Ehezuchtbüchlein* betont grundsätzlich die Bedeutung einer guten Partnerwahl. ‚Partnerwahl‘ meint die Wahl einer Frau durch den Mann. Da nur der Mann dazu aufgefordert wird, sich seine Ehegattin auszusuchen, verwendet Fischart viel mehr Zeit darauf, wünschenswerte weibliche Tugenden zu reflektieren, als das Wesen des Mannes zu durchleuchten. Die pejorative Sicht auf die Frau resultiert aus theologischen, misogynen Ansichten der Zeit. Fischart äußert sich *ausschließlich* im Kontext des Ehebruchs so scharf gegen den weiblichen Charakter.⁴⁹² Seine Kritik fokussiert sich auf den Stereotypen einer schlechten Frau, die als Gegenstück zur sorgfältigen Partnerwahl figuriert. Ein Aspekt des Stereotyps betrifft die vermeintliche Untreue der Frau und ist als durchgehendes Motiv in christlichen Schriften zu finden. Das Postulat, Ehebruch sei etwas Grundweibliches, rührt vom Gedanken der Vererbbarkeit der Sünde und sündhafter Tendenzen her. Das Buch Exodus warnt an diversen Stellen vor einem sündhaften Wandel, mit der Angabe einer Konsequenz, die über

⁴⁹¹ Vgl. zur reformatorischen Trennung zwischen Ehe und Sexualität: Walter, Tilmann: *Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland*. Berlin, New York 1998, S. 107. Walter schreibt: „Mit dem Protestantismus setzte dann eine intensivere theologische Behandlung der Ehe ein, und der Sex geriet zugleich in den Bereich eines zunehmenden Schweigens seitens der theologischen Experten.“

⁴⁹² In der Regel nimmt Fischart die Frau in Schutz, wie es protestantische Ehebefürworter im Kampf für zunehmende Eheschließungen zu tun pflegen. Vgl. das Kap. 3.3.1: Weibliche Tugenden.

den Sünder hinaus seine Nachfolger treffen wird.⁴⁹³ Der gleichen Logik folgend wird die Tendenz zum Ehebruch auch jenen Menschen zugeschrieben, die außerehelich *gezeugt* wurden:

„Sanctificum nati, non possunt esse beati,
Non sunt foelices, quia matres sunt meretrices’.
Die Pfaffen sôn kein glüeck angaht,
Danns Vatters platt zeygt inn das Rad,
Der Muter spatt den Nachtschad,
Vnd ‚Natus adulterio, semper adulter erit:
Filia moechatur, quae moecha matre creatur’.⁴⁹⁴

Segen und Glück werden außerehelichen Kindern aberkannt. Sie gelten als unschuldige Opfer des Unkeuschheitsgeschäfts ihrer Eltern.⁴⁹⁵ Die beiden oben zitierten Klagen, die auf der gleichen Seite in der *Geschichtklitterung* stehen, zeigen, dass Fischart untreue Frauen und außerehelich gezeugte Kinder zusammenfasst und anhand beider Fälle die gesellschaftliche Unkeuschheit demonstriert. Die Notlage der außerehelich gezeugten Kinder wird im 5. Kapitel⁴⁹⁶ weiter zugespitzt. Fischart problematisiert den Ehebruch dort durch eine makabre Illustration: Ein Mann bemüht sich, seinen Fehltritt vor der Gesellschaft zu verbergen und versucht, das ungeborene Kind im Bauch der Nebenbuhlerin abzutreiben. Pia Holenstein sieht in Fischarts Darstellung die Intention, abzuschrecken. Der Straßburger bemühe sich, die Meinung des Lesers mit Negativbildern zu beeinflussen.⁴⁹⁷

⁴⁹³ Vgl. Ex 20,4-5;34,7. Die Rede ist stets vom dritten bis vierten Glied, somit reicht der Fluch mindestens in alle Generationen, die der Schuldige noch miterlebt. Ex 20,4-5: „Du solt dir kein Bildnis noch jrgend ein Gleichnis machen / weder des das oben im Himel / noch des das vnten auff Erden / oder des das im Wasser vnter der erden ist. Bete sie nicht an / vnd diene jnen nicht / Denn ich der HERR dein Gott / bin ein eyueriger Gott / Der da heimsucht der Veter missethat an den Kindern / bis in das dritte vnd vierde Glied / die mich hassen.“ Ex 34,7: „Der du beweisest gnade in tausent Gelied / vnd vergibst missethat / vbertretung vnd sünde. Vnd fur welchem niemand vnschuldig ist / Der du die missethat der Veter heimsuchest auff Kinder vnd Kinds kinder / bis ins dritte vnd vierde Gelied.“

⁴⁹⁴ Gkl, Kap. 1, S. 40 [48].

⁴⁹⁵ Der Sachverhalt geht zurück auf die Problematik der Erbsünde. Es ist schließlich eine fremde Schuld, die von den Kindern getragen wird. Eine, die über die Blutlinie vererbt wurde und Buße erfordert, nicht nur vom Sünder selbst, sondern auch von seinen Nachkommen. Dazu schreibt Fischart im Ehezuchtbüchlein III (Plutarch, Kinderzucht), S. 276:

Wa nicht gegründ wird wol vnd recht
Von anfang her bald eyn geschlecht,
So müsens die Nachkommen büsen,
Das jn eyn fremd schuld wird verweisen

⁴⁹⁶ Vgl. Gkl, Kap. 5, S. 92 [115].

⁴⁹⁷ Vgl. Holenstein, Pia: Der Ehediskurs der Renaissance in Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. Kritische Lektüre des fünften Kapitels. Bern 1991 (= Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700, Bd. 10), S. 121 f.

Treue versus Freiheit

Dass der Begriff der Treue eng mit dem ehelichen Hauptkonzept von Ehre, aber auch mit der Debatte zur Freiheit eines Ehegatten⁴⁹⁸ verbunden ist, zeigt sich am Negativbild des „Ehshänder[s]“. Hinter dem Begriff verbirgt sich das Feindbild der Ehebefürworter: ein Mann, der über Ehe, Ehre und Treue spottet und meint, an Freiheit zu gewinnen, wenn er müßig im Alleingang lebt, wo er sich keiner Frau verpflichtet weiß. Dessen „meynung“ stellt Fischart wie folgt dar:

Wer sich verheuraht, sei nicht mehr **frei**. Wer wol leben will vnd wol pleiben, der geh müsig, wann andere weiben. Es sei besser, **Ehrlos** vnd Ehlos sein als Ehlich, dan dem Ehrlosen schads nicht weiter, dan das er nicht mit ämptern beschwärt wird, vber andere zuherrschen vnd zugebieten, aber die, so Weiber nemmen, seien jrer selbs nicht mehr mächtig, vnd müsien sich vor fremden vnd schwächern ducken vnd schmucken. Zwen guter tag seien inn der Ehe vnd nicht meh, der ein die Hochzeit, der ander, wann das Weib stirbt.⁴⁹⁹

In dieser überspitzten Darstellung werden ‚Nutzen‘ und ‚Schaden‘ der Ehe auf die Waage gelegt. Ehebefürworter plädieren mit dem Begriff der Ehre – Ehegegner mit dem Gut der Freiheit. Die Treue wird in dieser Diskussion zugleich gelobt und verachtet. Wie weiter oben erläutert, wertet Fischart den Verlust der Freiheit durch den Treueeid nicht negativ, sondern sieht ihn als Bewahrer der wertvollsten Güter des Menschen. Der Eid versichert ihm, dass er und sein Haus durch die Treue des Partners sicher bewahrt sind. Der Ehegegner beurteilt diese Treue als Einengung und Beschneidung seiner Freiheit. Dies ist eine Kritik, die nach Fischart als Fehlurteil zu werten ist, insbesondere unter der Berücksichtigung der Tatsache, dass der Verzicht auf die Ehe mit dem Verlust der Ehre gleichgesetzt wird.

2.3 Gemeingut

Als Grundlage alles geteilten Guts dient ein gemeinsamer Leib. Mann und Frau vereinen sich bei der Eheschließung zu „eins leibs genosse[n]“⁵⁰⁰ und sollen erst beim Tod wieder zu zwei

⁴⁹⁸ Vgl. die Anfangspassagen von: Erasmus von Rotterdam: Das Lob der Torheit. *Encomium morae* [1511]. Anton J. Gail (Übers. u. Hg.). Stuttgart 2014.

⁴⁹⁹ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehebürlichkeiten), S. 207.

⁵⁰⁰ Gkl, Kap. 5, S. 94 [118].

getrennten Individuen werden. Ausgesprochen kryptischer Natur ist der Ehe-Bezug im Kontext platonischer Darlegungen fünf Kapitel später. Platons *Mythos der Androgynie* paraphrasierend, bezeichnet Fischart den „Anfang [der] menschlich[en] Natur“ als „einleibig“⁵⁰¹. Dargestellt ist der römische Gott Janus, der als Symbol der Dualität auch das Doppelseitige von Frau und Mann widerspiegelt. Die Ehe wird nach diesem Verständnis ein janusköpfiges Unternehmen, da sie zwei völlig verschiedene Personen in ihrer dualen Komplementarität nimmt und zu einer Einheit zusammenfügt. Frei nach dem Plutarchischen Ausspruch: „[W]enn sie sich lieben, ist sie in ein einziges Wesen verwachsen.“⁵⁰² Der Bezug auf die Ehe wird insbesondere im darauffolgenden griechischen Zitat erkennbar: „ATAII HOYZH TEI TA EY THZ“⁵⁰³. Auf Deutsch: Die Liebe sucht nicht das Ihre. In der Ehe sei kein Platz für Narzissmus, Egoismus oder Eigenbrötlerei. Liebe verlange das Höherwerten des Gegenübers, das Teilen dessen, was man besitzt und dessen, was man ist. Eheliches Glück – so entnehmen Plutarch und Fischart es Platons *Politeia* – entstehe dort, wo „so vil als jnen möglich gemeyn [ge]halten“⁵⁰⁴ wird. Explizit auf die Frau bezogen: „Ein rechtschaffen Weib, die des Mans recht pflegt, haltet nichts für jr eygenthumb, sonder alles beyden gemeyn [...]“⁵⁰⁵ Zusammengeflochten durch den gemeinsamen Besitz, der bis ans eigene Fleisch geht, stehen Mann und Frau in einer lebenslangen „Ehverknüpfung“.

Das also auch dises alsdan erst für ein Rechte Ehe zu halten seie, da zwischen den Ehleuten, **leib, gut, freund vnd sipschaft** eins vnd gemein ist, vnd je eins inn das ander geflochten vnd vermendet wird.⁵⁰⁶

In weiterer Ausdifferenzierung betrifft das Verflechtungsmodell neben dem eigenen Körper und allem Besitz auch die Verbindung der Familien und der ihnen Wohlgesinnten. Gute und schlechte soziale Kontakte werden geteilt. Das Paar lebt von der Eheschließung an in exakt der gleichen Welt. Nach Fischart findet die ideale Verknüpfung äußerlich und innerlich zugleich statt. Äußere Faktoren sind rechtlicher, ständischer und sexueller Natur. Der innere Teil betrifft die gegenseitigen Gefühle. Die Liebe mache eine solche Einheit aus den beiden, dass eine Trennung mit Schmerzen verbunden sei, wobei insbesondere die Frau in eine ausgeprägte emotionale Abhängigkeit gerate. So schildert der Straßburger, wie schwer es einer Frau falle,

⁵⁰¹ Gkl, Kap. 11, S. 176 [228].

⁵⁰² Vgl. Plutarch: Weisung zur rechten Ehe. Walter C. G. Schmitthenner (Hg.). Krefeld 1947, S. 16 (XXXIV).

⁵⁰³ Gkl, Kap. 11, S. 176 [228].

⁵⁰⁴ Ehezuchtbüchlein I (Plutarch, Ehgebürlichkeiten), S. 142.

⁵⁰⁵ Ebd. II, 239.

⁵⁰⁶ Ebd. II, S. 167.

ihren Mann auf eine Reise wegziehen zu lassen⁵⁰⁷ und wie beharrlich sie im Gebet für ihn bleibe, auf dass er auch sicher heil zurückkehre.⁵⁰⁸

Fischart versäumt es nicht, auch im Kontext des Gemeinguts auf seinen Augapfel, das Prinzip der Ehre, hinzuweisen. Ihre Einheit durchdringt die zentralen Werte und alltäglichen Belange des Lebens. Sie „hat mit dem Man eyne leib, eyne gut, eyne seckel, eyne speis, **eyne ehr**, eyne leben vnd tod“.⁵⁰⁹ Mit dieser Haltung reiht sich Fischart ein in das zeitgenössisch-humanistische und reformatorische Eheverständnis. So legte etwa bereits Erasmus der weisen Eulalia die Worte in den Mund: „[W]enn du deinen Gatten schlecht machst, machst du dich selber schlecht.“⁵¹⁰ Luther schreibt in seinem *Großen Katechismus*, dass es unsinnig sei, dem Ehepartner „schaden“ oder „schande“ zuzufügen, da er „mit ihm ein fleisch und blut ist“.⁵¹¹ Die Ehrenhaftigkeit der Ehe wird als unbedingt gemeinsames Produkt verstanden. So betrachtet Fischart Plutarchs Aussage, der Mann müsse den Wert der Frau stärken und als Sonne wirken, die den Mond beleuchtet, als unvollständig. Seine Übersetzung fügt hinzu, dass die Fürsorge des Mannes ihm letztlich selbst wieder zum Vorteil gereiche, da er auf das Wirken der Frau angewiesen sei. Nicht er allein, sondern sie beide tragen gemeinsam zur Ehre des Paares bei.⁵¹²

3 Geschlechterrollen hierarchisch

3.1 Rolle der Frau

Die Eheschließung in der Frühen Neuzeit liegt nicht in der Entscheidungsgewalt der Frau, sondern wird durch den Mann initiiert. Die Entscheidung, das Leben mit oder ohne Frau an seiner Seite zu verbringen, hängt davon ab, ob die Frau als wünschenswerte und vorteilhafte Gefährtin verstanden wird. Die gewinnbringende Darstellung der Ehe bedingt folglich eine positive Darstellung der Frau.

⁵⁰⁷ Vgl. Gkl, Kap. 5, S. 102 [128].

⁵⁰⁸ Ebd., Kap. 5, S. 103 [130].

⁵⁰⁹ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. 249.

⁵¹⁰ Erasmus von Rotterdam: Gespräch über die Ehe. Münchner Lesebogen. Auszug aus dem *Colloquia familiaria* in dt. Übers. Walter Schmidkunz (Hg.). München 1944, S. 5.

⁵¹¹ D. Martin Luther: Deutsch Catechismus (Der Große Katechismus). Wittenberg (Georg Rhau) 1529. In: Ders.: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe [WA], Bd. 30. 1. Abteilung. Katechismuspredigten 1528; Großer und Kleiner Katechismus 1529. Weimar 1910. S. 123-238, hier S. 160.

⁵¹² Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. 249.

3.1.1 Weibliche Tugenden

„Frefele Reden“⁵¹³ seien Hieronymus' frauenfeindliche Äußerungen. Fischart dreht der misogynen Haltung der katholischen Kirche dezidiert den Rücken zu und predigt stattdessen ein Frauenbild, das keine ausgeprägte Neigung zur Betonung der Sündhaftigkeit hat. Ganz im Gegenteil hebt er das tugendhafte Wesen der Frau so stark hervor, dass der Mann neben ihr durchaus mehr Laster zeigt. Ein maßgebendes, mehrmals wiederkehrendes Bild stammt aus dem Alten Testament: Nicht nur die Bemerkung, dass die Frau im 5. Kapitel der *Geschichtklitterung* für ihre Tugendhaftigkeit geehrt wird, sondern insbesondere die frappierenden Ähnlichkeiten mit der Frau aus dem *Ehezuchtbüchlein* evozieren beim Leser das „tugentsam Weib“ aus *Sprüche* 31,10-31.

Ihr erstes entscheidendes Merkmal ist ihre innere Schönheit. Eine tugendhafte Frau geht mit materieller „zird spårlich vnd karg“⁵¹⁴ um, denn ihr Schmuck ist von einer anderen Art. Jeder Reichtum, den eine Frau besitzen kann, geht mit ihr ins Grab, doch dank ihrer inneren Schönheit verewigt sie sich im Gedächtnis der Leute.⁵¹⁵ „Jr Schmuck ist / das sie reinlich vnd vleissig ist.“ Getreu nach dem Bild aus *Sprüche* schmückt sich auch die tugendhafte Ehefrau mit Reinheit und Fleiß. In ähnlicher Weise wird der innere Schmuck der Frau auch im Neuen Testament gepriesen:

Welcher Geschmuck sol nicht auswendig sein / mit harflechten vnd gold vmbhengen / oder Kleider anlegen / Sondern der verborgen Mensch des hertzen vnuerrückt⁵¹⁶ mit sanfftem vnd stillem Geiste / Das ist köstlich fur Gott.⁵¹⁷

Rein, rechtschaffen, sanftmütig und still: Das ‚Charakterkleid‘, das die Frau gottgefällig macht, qualifiziert sie auch für die Ehe und für das Familienleben. Die Betonung der charakterlichen Schönheit findet sich bereits bei Fischarts Vorbildern. Bucer etwa bezeichnet eine liebevolle Frau als Schmuckstück.⁵¹⁸ Erasmus weist in seinem *Gespräch zwischen Eulalia und Xanthippe*

⁵¹³ Ebd. II, S. 268.

⁵¹⁴ Vgl. Ebd. II, S. 188.

⁵¹⁵ Vgl. *Ehezuchtbüchlein II* (Fischart, Ehegebürlichkeiten), S. 180. Und auch der Haushalt wird durch den Reichtum der Frau nicht besser. Vgl. ebd. II, S. 222: „Dan die weitläufigkeyt vnd der vberfluß inn eym Hauß macht drumb nicht, das dieselbige Haußhaltung besser ist, als die jenige, da eben genug zur Notwendigkeyt vorhanden ist.“

⁵¹⁶ Das Glossar sagt hier: „Das sie rein vnd rechtschaffen im Glauben seien.“

⁵¹⁷ Martin Luther (Hg.): *Lutherbibel 1545* (letzte Hand) auf bibel-online.net, 1. Pt 3,3 f. Fortan *Lutherbibel 1545* genannt.

⁵¹⁸ Vgl. Selderhuis, Herman J.: *Marriage and Divorce in the Thought of Martin Bucer*. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= *Sixteenth Century Essays & Studies* 48), S. 238.

auf den inneren Schmuck der Frau nach Sprüche 31 und 1. Petrus 3 hin.⁵¹⁹ „Kein Zauber“, so Erasmus, „ist wirksamer als [ein] zärtliches und einschmeichelndes Wesen.“⁵²⁰ Zwar gelten beim Mann dieselben Grundattribute als „gute sitten“ und als „das best heurhatgut, das ein Haus erhalt“,⁵²¹ doch äußert sich Fischart viel stärker über das Wesen der Frau und inwiefern das Wohl und Übel einer Ehe von ihrem Charakterpotenzial und Verhalten abhängt. Bemerkenswert ist das Abhängigkeitsverhältnis, in dem Mann und Kinder zu ihr stehen. Die Frau ist ihnen Vorbild in „heylig[keit]“ und „rufet vnaufhörlich vnd ernstlich Gott an“. Ihre Kinder werden zur Gottesfurcht erzogen und ihr Mann erfreut sich an ihr.⁵²²

Was Fischart in Bezug auf die ehelichen Tugenden (etwa in der Partnerwahl) kurz andeutet, wird insbesondere in der Beschreibung der idealen Ehefrau weiter ausgebaut. Basierend auf den vier Kardinaltugenden erläutert der Straßburger, welche Werte eine Frau als tugendhaft auszeichnen: ihre Vorsicht oder Klugheit (*prudentia*), ihre Standhaftigkeit (*fortitudo*), ihr Sinn für Gerechtigkeit (*justitia*) und für das rechte Maß (*temperantia*). Wiederum bedient sich Fischart des Konzepts der inneren Schönheit:

Die Fürsichtigkeyt aber, oder die Weißheyte belangend, pflegt man sie folgender gestalt anzubilden, das sie eyn guldene **kron**, veretzt mit den köstlichsten gesteynen, die ein glanz dem gestirn gleich gaben, auf hatte, vnd mit dem zeygfinger der Rechten Hand auf das Haupt zeygte, anzudeuten die Wohnung der **Wiz**, vnd waran es jren am mehsten gelegen [...]⁵²³

Als Krone der Frau spiegelt die *Prudentia* ihren Rang und Wert wider. Ihr „Wiz“, sprich ihre Klugheit, ist ein unabdingbares Element ihres ehelichen Geschickes.

Die *Justitia* beschreibt eine angemessene Haltung in allen ihren Beziehungskonstellationen. Wie begegnet die Frau Gott, ihrem Mann, dem Staat, ihren Eltern und den Kindern?

⁵¹⁹ Vgl. Erasmus von Rotterdam: Gespräch über die Ehe. Münchner Lesebogen. Auszug aus dem Colloquia familiaria in dt. Übers. Walter Schmidkunz (Hg.). München 1944, S. 4 f.

⁵²⁰ Ebd., S. 19.

⁵²¹ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), 194.

⁵²² Vgl. ebd. II, 249. Die Frau „ist gleich sowol, als vom Man gemeldt, heylig, demütig, gedultig inn leiden, rufet vnaufhörlich vnd ernstlich Gott an, zihet jr kinder zur forcht Gottes, ist leutselig, vnd ein recht Frau vnd Fron, die dem Man sein herz erfräut: Sie ist sein kron vnd ehr, sein langs leben, ist ein zir des Hauses, wie die Sonn am Himel.“

⁵²³ Ebd. II, S. 233. Vgl. auch ebd. II, S. 234: „Sievnterweist ganz weislich jre kind vnd regirt ganz kluglich jr gesind, warnet jrn Hauswirt, ist nicht strudelig noch vermessen, sonder bedachtsam vnd gemachsam, vnd inn summa, inn allem halt sie sich fürsichtig vnd nicht fürwitzig.“ Fischart verwendet für jede Tugend der Frau eine allegorische Gestalt.

Heyssen aber inn der Haußhaltung dises nit Gerechte billige sachen? Wann die Haußfrau Gott gibt, was Gott gebürt, jne mit betten, anrufen vnd Gottsforcht verehret, dem Man willfärig ist, sie beyde den Gesetzen der Oberkeyt gehorsamen, den Eltern ehrerbieten, die Kinder ziehen, nieman schänden, schmähen noch außrichten, keym sein ehr abschneiden, inn fremde sachen sich nicht mengen, des jren warten, den Haußfriden schirmen, eynigkeyt vnter sich vnd dem Gesind halten, gleicheyt im warnen vnd strafen halten, auffrecht im handel, kauffen vnd verkauffen sint, dem nächsten guts thun, dem dörfhtigen helfen: eygennuz, wucher, vorkauf vnd geiz meiden, vnrechten gewinn hassen, keynen vbervortheylen.⁵²⁴

Hier, ebenfalls mit höchst biblischem Vokabular dargestellt, glänzt die tugendhafte Frau mit Klugheit ganz praktischer und relationaler Art. Gerechtigkeit bedeutet folglich für die christliche Ehegattin, dass sie jeder Person das entgegenbringt, was ihr zukommt. Fischart leitet den Grundgedanken aus einer Stelle im Römerbrief ab, die im lutherischen Wortlaut wie folgt klingt: „SO gebet nu jederman / was jr schuldig seid / Schos / dem der schos gebürt / Zol / dem der zol gebürt / Furcht / dem die furcht gebürt / Ehre / dem die ehre gebürt.“⁵²⁵ Die paulinische Anweisung betrifft alle Beziehungen, wird in diesem Kontext von Fischart aber in einer hierarchischen Abfolge erläutert. Zunächst bezieht sich der hier evozierte Gerechtigkeitsbegriff auf Christi Lehre zur rechten Beurteilung der Position Gottes.⁵²⁶ Nachdem sie Gott in Ehrfurcht im Gebet begegnet ist, hat die „Haußfrau“ den Wünschen ihres Ehegatten Gehör zu schenken. Bevor vom Paar als Einheit gesprochen wird, hat die Frau zwei Beziehungen ehrerweisend aufrechtzuerhalten: jene zu Gott und jene zu ihrem Mann. Erst auf der Grundlage dieser Respekterweisung kann das Paar weiteren zwischenmenschlichen Pflichten nachgehen: Sie erkennen gemeinsam die ihnen übergeordnete politische Gewalt („Oberkeyt“) und ihre Position und Aufgabe in familiären Banden („den Eltern ehrerbieten, die Kinder ziehen“) an. Tugendhaft ist eine Frau folglich, wenn sie die hierarchische Abfolge Gott > Mann > Frau begreift, sich in der Rolle der Ehegattin in ihrer Generation verpflichtet⁵²⁷ und den Kindern übergeordnet weiß. Die gleiche Respekterweisung, die sie an den Tag legt, sollen auch die nach ihrem Vorbild erzogenen Kinder vorweisen.

⁵²⁴ Ebd. II, 528.

⁵²⁵ Röm 13,7.

⁵²⁶ Vgl. u.a. Mt 22,21; Mk 12,17; Lk 20,25. Auch Lukas' Apostelgeschichte und die paulinischen Episteln gehen auf die Höherstellung Gottes ein und weisen darauf hin, dass der Mensch Gott mehr gehorchen solle als dem Menschen. Vgl. Apg 5,29; Röm 13,7.

⁵²⁷ Die Ermahnung, den Eltern Ehre zu erweisen, geht natürlich auf das mosaische Gebot zurück, das neutestamentlich aufgegriffen und betont wird. Vgl. u.a. Mt 15,4 und Eph 6,2-3.

Zur Tugend der *Temperantia* fällt bei Fischart das Stichwort der „Jungfräulichkeit“ des Gemüts. Eine Frau überzeugt nicht mit Extravaganz, sondern mit Schlichtheit. Dies gilt sowohl für die moderate Kleiderwahl als auch für Bescheidenheit in „worten, wercken vnd geberden“⁵²⁸. Das Prinzip der *Temperantia* wird in Katechismen auch im Kontext der Ehe angesprochen. So schreibt Bucer zum Gebot „Du solt nit unkeusch sein“, dass man sich „in essen, drincken, kleideren, wort und geperden, schimpff und ernst als ein heilig kind Gottes, in aller zucht, scham und erbarkeit“⁵²⁹ zu verhalten habe. Ein Christ habe „allen überflus“ zu fliehen und erlebt Keuschheit durch sein moderates Wesen und Handeln. Überfluss und/oder Unmaß würden die Beständigkeit der Ehe,⁵³⁰ ihre gesellschaftliche Tragweite und damit ihr weltumfassendes Potenzial gefährden.

Die *Fortitudo* beschreibt den rechten Umgang mit Schwierigkeiten in der Ehe. Strapazen der Uneinigkeit verlangen eine Beharrlichkeit und Standhaftigkeit, „[d]a man das Saur oft mus versüsen / Und das Süs mit dem Sauren büsen“.⁵³¹ Für Fischart ist die Suche nach der Konfliktlösung insbesondere Aufgabe der Frau. Mehr noch als die zuvor genannten Tugenden rüstet die *Fortitudo* die Frau zum ‚perfekten Gegenüber‘, zum Bild der idealen Ergänzung des Mannes.

3.1.2 Perfektes Gegenüber

Selbstverständlich entspricht die Tugendlehre einem idealisierten Bild der Frau. Dennoch präsentiert sie Fischart als unverzichtbaren Teil der Gesellschaft. Ihr Wert rührt sowohl von ökonomischen Aufgabengebieten her, denen nur sie nachkommen kann, als auch von der emotionalen, zwischenmenschlichen Fähigkeit, dem Mann die Einsamkeit zu nehmen.

Als diejenige, die in ihrem Schöpfungsakt nach Genesis vom Mann abhängt,⁵³² ist die Frau demnach zeitlebens mit dem Mann verbunden. Nur sie vermag es, die Bedürfnisse seines Lebens zu stillen.

⁵²⁸ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. 238.

⁵²⁹ Martin Bucer: Der kürtzer Catechismus (1537). In: Martin Bucers deutsche Schriften. Bd. 6,3. Martin Bucers Katechismen aus den Jahren 1534, 1537, 1543. Robert Stupperich (Hg.). Gütersloh 1987, S. 175-223, hier: S. 217. Vgl. auch Martin Bucer: Der Kürtzer Catechismus (1545): In: Martin Bucers deutsche Schriften. Bd. 6,3. Martin Bucers Katechismen aus den Jahren 1534, 1537, 1543. Robert Stupperich (Hg.). Gütersloh 1987, S. 225-265, hier: S. 241 f.

⁵³⁰ Vgl. Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 101 f.

⁵³¹ Ebd., II, S. 236.

⁵³² In 1. Mose 2, 18 stellt Gott Adam eine Eva zur Seite, so dass der Mann nicht mehr einsam ist und die nötige Hilfe für Alltägliches erhält.

Er ist auch ons Weib nicht ganz, dan jm gehet ein beyn ab vnd mangelt jm ein Ripp. Wee dem, der alleyn ist, so er fällt, hat er niemand, der jn auffhebt, spricht Salomon. Und Gott erkant selbs, das es nicht gut war, das der Mensch alleyn were, derhalben jm diese **Haußhalterin, gehülfin vnd gesellin** aus seiner seiten gebrochen vnd das Beyn von vnserem gebeyn mit fleysch bedeckt hat.⁵³³

Die Frau kümmert sich als Haushalterin um das Zuhause, als Gehilfin um komplementäre Aufgabenbereiche und als Gesellin um das emotionale Wohlbefinden ihres Gatten. Nach dem paulinischen Konzept⁵³⁴ übernimmt die Frau mit der Eheschließung eine vom Mann abhängige Funktion, die ihr Sein und Handeln bestimmt.

Aus der *Geschichtsklitterung* lassen sich Charakterzuweisungen der Frau zusammentragen, die eine doppelte Funktion widerspiegeln.

Derhalben O mein Heimen ehe, *Ducite ab urbe domum, mihi ducitur uxor, Mopso Nisa datur*, führe mein Grandgauchiher ein Haußschwalm heim, die ihm ein **Gesellin sey inn der Not**, seins hertzens ein Sessel, seim Leib ein küssen und elenbogensteuerin, seines unmuts ein Geig, sein Ofenstütz, das ander Beyn am Stul, die ihm auff dem Kopff helf tragen, was er auff der Achssel tregt, wie zwen ungleiche Todtensarckträger[...].⁵³⁵

Zunächst gilt die Frau als Zuhause, als „Haußschwalm heim“ und „ein Sessel“ für das Herz ihres Mannes. Gleichzeitig muss sie ihm als perfektes Gegenüber begegnen, wenn sie durch ihr komplementäres Wesen für eheliche Harmonie sorgt. Sie ist „seines unmuts ein Geig“, „das ander Beyn am Stul“ und, wie Fischart im nächsten Satz schreibt: „sein Feuer im Winter“. Eine komplette Seite widmet sich der segnenden Wirkung der Frau. Hauptaussage der Ausführungen ist, dass eine Frau ihrem Ehemann durch ihre Vielseitigkeit und Orientierung an seinen Bedürfnissen sehr viel Gutes erweisen kann.

Somit wird die Frau nicht nur anhand ihrer situationsunabhängigen Tugenden bewertet, sondern erntet auch Lob für ihr konkretes, komplementäres Verhalten. Als Gegenüber hat sie zweierlei Rollen inne, die sich auf den ersten Blick zu widersprechen scheinen: Sie ist diejenige, die ihrem Mann wie ein Spiegel komplett zu entsprechen hat, um die Harmonie im Haushalt zu garantieren. Zugleich ist sie diejenige, die für den Ausgleich sorgt, indem sie die ihrem Ehegatten genau entgegengesetzte Reaktion seines Verhaltens und Gemütsausdrucks zeigt.

⁵³³ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. 260.

⁵³⁴ Vgl. Screech, M.A.: Rabelais et le Mariage. Religion, morale et philosophie du rire. Travaux d'Humanisme et Renaissance 167. Genf 1992 (= Etudes Rabelaisiennes 28/ Travaux d'Humanisme et Renaissance 167), S. 150 ff.

⁵³⁵ Gkl, Kap. 5, S. 96 f [121].

Die Frau als Spiegel des Mannes

Die Problematik beschreibt Fischart wie folgt:

Innsumma alle die Ellenden Ehe, so heutigs tages alle Nachbarschaften, stätt vnd Länder erfüllen, kommen alleyn daher, das nicht gleich vnd gleich zusammen kommen, nicht alleyn am gut, sondern allermeist am Mut, Nach welcher gleich mütigkeyt meh zusehen ist, als nach dem gut.⁵³⁶

Therapeutisch vorgehend diagnostiziert der Straßburger schwierigen Ehen die Krankheit der Disharmonie. Soll eine Ehe funktionieren, haben sich die Ehegatten grundsätzlich zu entsprechen. Dass dabei die Frau die Charakterzüge⁵³⁷ des Mannes übernimmt, ist wesentlicher Bestandteil ihres Rollenbildes. Einmal mehr wird ersichtlich, dass die Verantwortung der rechten Partnerwahl in erster Linie beim Mann liegt. Die Eltern figurieren als weitere, zur Eheförderung verpflichtete Instanz. Da die Kinder bis zur Ehe noch unter der Obhut der Eltern stehen, liegt es an Letzteren, „die kinder zuverehlichen“ und „jnen Weibsbilder aus[zu]treten, die nicht zuvil Edel von geschlecht, noch vil Reicher von gut, als sie [sind].“⁵³⁸ Erst durch die gegebenen Entsprechungen tritt die Frau in die sogenannte ‚Spiegelfunktion‘.

Das Bild des Spiegels wird im Zusammenhang der Liebesbeziehung schon von Ficino verwendet. In der zweiten Rede seines *Symposiums*-Kommentars (*Commentarium in convivium Platonis de amore* um 1460/1470) stellt Ficino die „Seele des Liebenden“ als Spiegel dar, „der das Bild des Geliebten zurückstrahlt.“⁵³⁹ Gelingt es dem Seelenspiegel, den Partner abzubilden, so ist der/die Liebende dem Geliebten ähnlich genug. Der Vereinigung kann somit Liebe entwachsen. Bei Fischart liegt die Verantwortung der charakterlichen Annäherung bei der Frau. Sie erweist sich in ihrer ‚Spiegelfunktion‘ als gute Ehegattin, indem sie ihre Fähigkeiten in Entsprechung zum Mann einzusetzen weiß.

Also kann auch ain Weibsbild, ob es gleich sehr reich were, ainem nicht nuz noch gefällig werden, wann es nicht seine sitten, art vnd weis, nach des Mannes art vnd weis zu leben wais, anzuschicken.⁵⁴⁰

⁵³⁶ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. 228.

⁵³⁷ Zur Beschreibung der diversen „Charakterzüge“ lehnt sich Fischart u.a. an die Lehre der vier Körpersäfte an. Vgl. ebd. II, S. 229.

⁵³⁸ Ehezuchtbüchlein III (Plutarch, Kinderzucht), S. 314.

⁵³⁹ Marsilio Ficino: Über die Liebe oder Platons Gastmahl. Paul Richard Blum (Hg.). Hamburg 2014 (= Philosophische Bibliothek 642), S. 37.

⁵⁴⁰ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), 423.

Was nutzt ein Weib, so Reich
Wann sie nicht liblich ist zugleich?
Warinn stah aber die Liblichkait?
Hirinn, das man sich stäts berait
Nach willen seines Mannes zu leben
Und also jm ergetzung geben.⁵⁴¹

Die Anpassungsfähigkeit der Frau wird höher gewertet als ihr Rang und Stand. Ausschlaggebend für eine erfolgreiche Ehe sind folglich nicht Adelsattribute,⁵⁴² sondern das weibliche Vermögen, den Partner in der Ehe zu ergänzen. Mehr als die Bräuche ihres Standes hat sie den Gepflogenheiten ihres Mannes zu entsprechen. Die Frau sollte demnach nur dann adelig sein, wenn es der Mann auch ist. „[J]res stands gemâse“ Ehe schafft eine „ewige Ehliche einigkeit“,⁵⁴³ wie es der standesübergreifenden Heirat nur durch eine entscheidende Anpassung der Frau gelingt. Der Mann sieht sich aufgefordert, „seines gleichen“⁵⁴⁴ zu suchen, eine Frau also, die die Funktion seines Spiegels aufgrund sozialer Gegebenheiten zu übernehmen weiß.

Also ist auch
Inn lieb der prauch,
Da spannt man nicht zusammen
Zwey vngleich Herzen nur,
Sonder die zsammen kamen
Aus Anmut der Natur.⁵⁴⁵

Äußere Elemente der ständischen Hierarchie, aber auch innere Komponenten, wie Charaktereigenschaften und Gemüter, haben sich zu entsprechen. Denn „Einigkeit“, so

⁵⁴¹ Ebd. II, 424.

⁵⁴² Der Kritikpunkt an der Hierarchie „Adel vor Tugend“ wird von Fischart an zahlreichen Stellen angeführt. Der Adelstitel einer Frau – so schreibt er – mache sie nicht zur idealen Gefährtin. Folglich lehnt er Ehen, die aus Prestige- oder monetären Gründen geschlossen werden, ab und warnt seine Leser davor, den Bund zweier Menschen als Quelle des anbrechenden Wohlstands zu sehen. Nach Euripides, so schreibt er, sei es für einen Mann vorzuziehen, ledig zu bleiben, als „vonwegen Adels oder Reichtums“ ein „böses Weib“ (Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehebürlichkeiten), S. 193) zu nehmen. Die Aussage wird wenige Seiten später durch eine Wiederholung bestärkt: Vgl. ebd. II, S. 222: „Dan die weitläufigkeyt vnd der vberfluß inn eym Hauß macht drumb nicht, das dieselbige Haußhaltung besser ist, als die jenige, da eben genug zur Notwendigkeyt vorhanden ist.“

⁵⁴³ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehebürlichkeiten), S. 197. Vgl. auch ebd. II, S. 224.

⁵⁴⁴ Ebd. II, S. 262. Vg. auch ebd. II, S. 224.

⁵⁴⁵ Ebd. II, S. 226.

präzisiert Fischart weiter, soll in „alter, sitten, gemüt vnd gantzem wandel“⁵⁴⁶ herrschen. Das übereinstimmende Gemüt hat Erasmus bereits in seinen *Colloquia familiaria* festgehalten. Anders als Ficino sieht er nicht beide Ehepartner, sondern ausschließlich die Frau in der Spiegelrolle: „Wie ein guter Spiegel das Gesicht dessen wiedergibt, der hineinschaut, so muß eine gute Gattin sich nach der Stimmung ihres Mannes richten, damit sie nicht ausgelassen ist, wenn er verstimmt ist, oder vergnügt, wenn er sich geärgert hat.“⁵⁴⁷

Es fällt auf, dass die Entsprechung und Ergänzung der Ehegatten einzig und allein durch die Anpassung der Frau herbeigeführt wird. Die Geschlechterrolle verhält sich hierarchisch, da dem Mann diesbezüglich mehr Rechte und der Frau mehr Pflichten zukommen. Über Bucer, mit dessen Theologie Fischart ja in Straßburg in Kontakt kam, schreibt Selderhuis:

When a husband is punished for a crime by being sent into exile, it is the wife's duty to bear this burden with him and to follow him into exile. But if the wife has to go into exile, it is not her husband's duty to follow her, since he is the head of the family and has to take care of the children.⁵⁴⁸

Die Asymmetrie zwischen Mann und Frau entspringt einem ungleichen, normativen Anpassungsgrad. Die Frau ist nicht die Person *vor* dem Spiegel, sondern die *im* Spiegel.

Die Frau als Gegenstück des Mannes

In Ehen, wo diese zweite charakterliche Komponente nicht übereinstimmt, gilt es für die Ehefrau, neben der ständischen auch natürliche Differenzen zu überwinden und sich dem Wesen des Mannes anzunähern. Berücksichtigt sei die stets bekräftigte Anpassungsrichtung: Die *Geschichtsklitterung* präsentiert die Frau als den ausgleichenden Ehepartner, der die Gemütslage des Mannes ausbalanciert.⁵⁴⁹ Im gereimten Versformat thematisiert Fischart das Ergänzungsprinzip der Frau auch im Ehezuchtbüchlein:

Wann er schreiet,
Schweigt er dan,

Sie nur schweiget,
Redt sie jn an,

⁵⁴⁶ Ebd. II, S. 260.

⁵⁴⁷ Erasmus von Rotterdam: Gespräch über die Ehe. Münchner Lesebogen. Auszug aus dem *Colloquia familiaria* in dt. Übers. Walter Schmidkunz (Hg.). München 1944, S. 9.

⁵⁴⁸ Selderhuis, Herman J.: Marriage and Divorce in the Thought of Martin Bucer. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= *Sixteenth Century Essays & Studies* 48), S. 240.

⁵⁴⁹ Vgl. Gkl, Kap. 5, S. 99 [124].

Ist er grimmsinnig	Ist sie Külsinnig,
Ist er Uilgrimmig,	Ist sie stillstimmig,
Ist er Stillgrimmig,	Ist sie Troststimmig,
Ist er Ungstümmig,	Ist sie kleinstimmig,
Tobt er aus grimm,	So weicht sie jm,
Ist er wütig,	So ist sie gütig,
Mault er aus grimm,	Redt sie ein jm.
Er ist die Sonn,	Sie ist der Mon,
Sie ist die Nacht,	Er hat Tagsmacht,
Was nun von der Sonnen,	Am Tag ist versprochen,
Das kült die nacht,	Durch des Mons macht:
Also wird gestillt,	Auch was ist wild:
Sonst gern geschicht,	Gleich wie man spricht,
Zwen harte stain,	Maln nimmer klain. ⁵⁵⁰

Die Sonne-Mond-Metapher erläutert zweierlei Punkte: Sie stellt einerseits dar, welche Pflicht der Mann gegenüber der Frau innehat. Andererseits illustriert sie das Ergänzungsverhalten der idealen Ehefrau. Dabei wird insbesondere der zweite Punkt betont. Was bereits die Einleitung zu diesem Gedicht vermuten lässt, wird im Text durch kunstvolle Hervorhebungen bestätigt: Die Frau soll das sein, was der Mann nicht ist, und ihm ein Verhalten entgegenbringen, das er selbst nicht an den Tag legt.

Wird das Prinzip auf die Frömmigkeit angewendet, ist es die Frau, die die Christlichkeit des Ehepaares garantiert. Fischart spitzt das Bild der christlichen Frau und des lasterhaften Mannes bis zur Identifikation Frau/Christentum und Mann/Papst zu. Die Frau personifiziert die idealisierte Christenheit, die dem Nächsten auch dann noch Gutes tut, wenn dieser sie ungerecht behandelt. Der Mann hingegen entspricht dem Bild des tyrannischen Antichristen, wie ihn die Reformatoren in der Figur des Papstes sahen. Entscheidend ist folglich der positive Einfluss der Frau auf ihren gewalttätigen, unterdrückenden Mann. In geistlicher Sanftmut betet sie für ihn und spricht in „Biblischer Sprach“, ⁵⁵¹ um sein Gemüt und Wesen aufs Beste zu prägen. Die Sanftmut steht auf der Liste der wünschenswerten weiblichen Charaktereigenschaften ganz oben: „vnablösliche holdseligkeit, vnaufhörliche liebliche Reden, sanfte sprach, färtige

⁵⁵⁰ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. 170 f.

⁵⁵¹ Gkl, Kap. 5, S. 108 [137].

antwort, freundlichen bescheyd, anmütigs gespräch, gelinde wort vnd sittsame stimm“.⁵⁵² Die sanften Charakteristika der Frau versüßen und verlängern dem Mann seine Lebtag. Sie bleibt ihrem Wesen treu, entspricht der reinen Taube, die unabhängig von äußeren Umständen stets makellos bleibt:

Gleich wie ein Taub niman verletzt
Mit dem schnabel, wie sehr mans hezt,
Also soll mit dem Mund vnd schwetzen
Das Weib auch niman nicht verletzen⁵⁵³

Im markanten Gegensatz dazu erscheint der Mann: Die pejorative Färbung seines Titels als „Haupt und Ehelicher Bapst“⁵⁵⁴ wird unterstrichen von seiner Bereitschaft, physische Gewalt zur Unterdrückung seiner Ehegattin zu verwenden. „[W]ann der Man übel seiner Herschaft geprauch“, erklärt Fischart, „dan der Man vermag vil mit der Hand“.⁵⁵⁵

Das Prinzip der Komplementarität erklärt die Ehe mit einem lasterhaften Mann als große Herausforderung. Die Frau beweist ihre Tugend erst in dieser schwierigen Konstellation, denn „es ist kein tugend, mit eim guten Mann außkommen, sondere im Bösen“.⁵⁵⁶

Die Frömmigkeit der Frau erscheint stärker ausgeprägt als jene des Mannes. Als Sinnbild des Christen par excellence ist sie diejenige, die das Eheleben zu bewahren hat. Höchst polemisch dargestellt, zum Spott seines Kontrahenten Johannes Nas, zeigt sich die Ehefrau in diversen christlichen Nuancen:

Darumb Bruder Naß nicht unrecht sagt, daß die Weiber in dem fall fast Lutherisch sind,
lieber predigen, dann Stillmeß hören, aber sonst inn anderm Bettgelübde besser
Catholisch, mehr auff die Werck dann den Glauben halten.⁵⁵⁷

Die Frau vereint das bedächtige Leben mit dem lutherischen Schwerpunkt der Lehre und das Sexualleben mit dem katholischen Fokus der Werkgerechtigkeit. Diese Aussage ist mehr als

⁵⁵² Ebd. Vgl. auch Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehegebürlichkeiten), S. 265 f. „Sanftmut“ und „stilles geystes sein“ werden als die zwei obersten Gemütseigenschaften einer Frau genannt.

⁵⁵³ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehegebürlichkeiten), S. 183.

⁵⁵⁴ Gkl, Kap. 5, S. 108 [136].

⁵⁵⁵ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehegebürlichkeiten), S. 187.

⁵⁵⁶ Gkl, Kap. 5, S. 104 [131].

⁵⁵⁷ Ebd., S. 110 [139].

blasphemisches Bild denn als konkrete Darstellung der Frau zu verstehen. Doch birgt die Karikierung eine entscheidende Lehre: Die fromme Frau sorgt nicht nur für ein harmonisches Eheleben, indem sie als des Mannes Gegenüber auftritt, sondern fördert auch die Versöhnung im Ehebett.

Die Frömmigkeit ist das deutlichste Element dieser zweiten Funktion der Frau. Sie ist nicht nur angehalten als *Spiegel*, sondern auch als *Gegenstück* des Mannes zu fungieren. Anders als zum Beispiel in Fragen von Standes- oder Altersdifferenzen ist der Vorsprung der Frau in puncto Frömmigkeit kein Hindernis für eine Ehe.

Kann sie Gott vnter dem Himel leiden vnd sehen, so lase sie auch vor deiner thür fürüber gehen. Kommts dan darzu, das sie vber dich gehet vnd höher geacht wird dan du, so lase es Gott walten, ist dir doch das Regiment vnd Urtheyl vber sie nit befohlen. Zu dem weystu nicht, wie lang du fromm pleibest, was sie heut ist, kanstu morgen werden.⁵⁵⁸

Die Frau begegnet einem boshafte Mann nicht nur mit einem frommen, friedvollen Wesen, um ihm Gutes zu tun.⁵⁵⁹ Sie soll mit ihrem sanftmütigen Einfluss auch eine geistliche Wesensänderung bei ihrem Gatten bewirken.⁵⁶⁰ Als Sonne und „Lucifer“, Lichtträger, erleuchtet sie das Haus. „Lucifer“ gilt in der Vorlage als positiv konnotiert. Erst in Fischarts Übersetzung wird seine naheliegendere Bedeutung hervorgehoben: Vom Namen Luzifer eingeschüchtert ruft der Erzähler in Klammern „Gott behüt uns“⁵⁶¹ aus. Fischart benutzt zwar in der Hauptnarration die positive Etymologie Luzifers als Lichtbringer, gibt aber beiläufig den Hinweis darauf, dass eine Frau auch ihre dämonischen Eigenarten habe, das heißt auch Beschwerlichkeiten in der Ehe schaffen könne. In der ambivalenten Figur des Luzifers tritt die Frau sowohl als erleuchtete und erleuchtende Christin als auch als unheilstiftender Teufel auf.⁵⁶² Die zeitgenössische Dichotomie „Ehe = Paradies“ gegen „Ehe = Hölle“ wird hier in

⁵⁵⁸ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. 266.

⁵⁵⁹ Vgl. Gkl, Kap. 5, S. 105 [132].

⁵⁶⁰ Vgl. dazu auch Erasmus von Rotterdam: Gespräch über die Ehe. Münchner Lesebogen. Auszug aus dem *Colloquia familiaria* in dt. Übers. Walter Schmidkuntz (Hg.). München 1944, S. 7-10 und 17. Eulalia erzählt, dass die Beeinflussung des Mannes durch die Frau letztlich dahin führt, dass er wie ein gebändigtes Tier ihren Wünschen folgt.

⁵⁶¹ Ebd., Kap. 5, S. 110 [139].

⁵⁶² Die Negativkonnotation der Frau bleibt bei Fischart der Ausnahmefall. Obwohl er die Verbindung der Frau mit dämonischen Kräften nicht weiter erklärt, dürfte sie vermutlich über das zeitgenössische Verständnis der Hexerei zustande gekommen sein. Im 1. Kapitel der *Geschichtklitterung* beschreibt Fischart Hexen als starke Frauen. Er erläutert die Aussage nicht, doch aus biographischen Hintergründen wird klar, dass Fischart gewissen Frauen ein besonderes Misstrauen entgegenbrachte und sich selbst für die Hexenverfolgung einsetzte.

einen Begriff gelegt. Im gleichen Sinne fallen Selderhuis' zwei Bezeichnungen „frustrator of salvation“ und „contributor to salvation“ in der Funktion der Frau zusammen.⁵⁶³

Der Exkurs zu Luzifers Namen tut der ansonsten durchgängig positiven Darstellung der Frau keinen Abbruch. Mit Witz weist Fischart auf das Risiko hin, das eine Frau bergen kann, um im gleichen Atemzug doch wieder zu unterstreichen, dass sie das Glück jeder christlichen Ehe ausmacht.

3.1.3 Unterordnung

Die Funktion des ‚perfekten Gegenübers‘ impliziert unter dem Begriff der ‚Unterordnung‘ eine religiöse, demütige Haltung der Frau und eine Anerkennung des Partners als „haupt vnnd Heylandt“⁵⁶⁴ der Ehe. In Anlehnung an Zwingli schreibt Bullinger von einer gegenseitig ergänzenden, liebevollen Beziehung zwischen dem Mann als Haupt und der Frau als Untergeordnete, die seelische und körperliche Belange betrifft.⁵⁶⁵ Musculus präzisiert, dass es nur Friede und Einigkeit in der Beziehung geben könne, solange der Mann über die Frau herrsche.⁵⁶⁶ Calvin greift denselben Wortlaut auf. Grundsätzlich zweifelt kein Autor frühneuzeitlicher Eheliteratur am Mandat, die Frau habe sich dem Mann unterzuordnen.⁵⁶⁷

Like the kings and patriarchs of ancient Israel, the *Hausvater* possessed an authority that was both divinely ordained and inviolable; those who would undermine it risked the wrath of the *Gottesvater* himself.⁵⁶⁸

Nicht nur der Hinweis auf die alttestamentlichen Patriarchen unterstreicht den hohen Rang des Hausvaters. Noch entscheidender für dieses rigide hierarchische Verständnis ist das Eheverständnis aus Epheser 5,21-33. Darin heißt es, dass das „Geheimnis“ oder „mysterium“

⁵⁶³ Vgl. Selderhuis, Herman J.: *Marriage and Divorce in the Thought of Martin Bucer*. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= *Sixteenth Century Essays & Studies* 48), S. 236.

⁵⁶⁴ Als Beispiel ist hier Bucer zitiert. Den Begriff (auch in der Doppelformel) benutzen aber alle deutschen Reformatoren. Martin Bucer: *Beständige Verantwortung* (1545). Martin Bucers deutsche Schriften. Bd. 11,3. Schriften zur Kölner Reformation. Thomas Wilhelmi (Hg.). Gütersloh 2006, S. 557.

⁵⁶⁵ Vgl. Selderhuis, Herman J.: *Marriage and Divorce in the Thought of Martin Bucer*. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= *Sixteenth Century Essays & Studies* 48), S. 165.

⁵⁶⁶ Vgl. Andreas Musculus: *Wider den Eheteuffel*. Frankfurt (Weygand Han u. Georg Raben) 1562. Zentralbibliothek Zürich [Alte Drucke, 18.1782], 6. Anfechtung, fol. E5r, E8r.

⁵⁶⁷ Vgl. Walter, Tilmann: *Unkeuschheit und Werk der Liebe*. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland. Berlin, New York 1998, S. 289 f.

⁵⁶⁸ Schuberts *Hausteuffel* ist Teil der zeitgenössisch höchst erfolgreichen *Teufelbücher*, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen düsteren Blick auf die Ehedarstellung. Hier werden teuflische Einflüsse auf die Ehe diskutiert und dabei insbesondere die fleischliche Schwäche des Menschen hervorgehoben. Vgl. Harrington, Joel F.: *Reordering marriage and society in Reformation Germany*. 2. Auflage. Cambridge 1997, S. 78 f.

der Ehe „von Christo vnd der Gemeinde“⁵⁶⁹ spricht. Augustinus, Thomas von Aquin und schließlich auch frühneuzeitliche Reformatoren wie Luther und Bucer⁵⁷⁰ betrachteten basierend auf dieser Epheserstelle die christliche Ehe als Abbild der Beziehung Christi zu seiner Kirche.⁵⁷¹ Während die Frau ihren Mann als Haupt der Ehe zu achten hat, ist dieser hingegen verpflichtet, seine Frau nach Christi selbstlosem Vorbild zu lieben. Obgleich ein Mensch demzufolge nicht imstande ist, einen göttlichen Liebesakt zu vollbringen, ist eine Ehe erst dann im paulinischen Sinne als christlich zu verstehen, wenn Bemühungen um eine fürsorgliche, selbstaufopfernde Haltung des Mannes festzustellen sind.

„Die größte Zierde einer Frau ist es, mit ihrem Gatten **gut** zusammenzuleben. So hat die Natur es eingerichtet, und Gott selbst will, daß das Weib dem Manne untertan sei.“⁵⁷² Dieser Wille, so schrieb schon Musculus, zeigt sich bei der Degradierung der Frau bei der Verbannung aus dem paradiesischen Garten.⁵⁷³

Bereits im in den *Colloquia familiaria* betont Erasmus, dass eine *gute* Ehe die subordinative Haltung der Frau voraussetzt. Die hierarchische Ordnung zwischen Mann und Frau, wie sie Fischart dem zeitgenössischen Denken entnimmt, hat auch für den Straßburger weniger eine rein organisatorische Funktion, sondern die Aufgabe, eine dem sündhaften Egoismus entspringende Zweiheit zur ursprünglich natürlichen Einheit paradiesischen Aufdrucks zu führen: „Unterthan sein aber, heißt nicht alleyn dem Man ein kraut kochen vnd das Haus versorgen, sonder den Man halten, als den jr Gott gegeben hat, er sei weis oder ein Narr, arm oder reich; [...]“⁵⁷⁴ Die zweite Hälfte des Satzes führt unmittelbar in eine Problematik ein, die Fischart im Zusammenhang mit der rechten Partnerwahl derart betont, dass sie als ein bedeutender Diskussionspunkt des Straßburgers verstanden werden will: die Frage der Harmonisierung gravierender charakterlicher, ständischer und intellektueller Diskrepanzen

⁵⁶⁹ Eph 5,32.

⁵⁷⁰ Vgl. Selderhuis, Herman J.: *Marriage and Divorce in the Thought of Martin Bucer*. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= *Sixteenth Century Essays & Studies* 48), S. 237.

⁵⁷¹ Vgl. Thomas von Aquin: *Summe gegen die Heiden*. Vierter Band. Buch IV. Markus H. Wörner (Hg. u. Übers.). Darmstadt 1996. Paragraph LXXVIII. *De sacramento matrimonii* / 78. Das Ehesakrament, S. 466-469. Thomas von Aquin schreibt: „Gleichwie bei den anderen Sakramenten etwas Geistliches durch äußerliche Handlungen symbolisiert ist, so symbolisiert bei diesem Sakrament die Vereinigung von Ehemann und Ehefrau die Vereinigung Christi mit der Kirche, dem Wort des Apostels von Eph 5,32 gemäß: 'Dies Geheimnis ist groß; ich deute es auf Christus und die Kirche!'.“

Vgl. D. Martin Luther: *Ein Sermon von dem ehelichen Stand*. In: *Kritische Gesamtausgabe*. WA 2. Schriften 1518/19 (einschließlich Predigten, Disputationen). Ein Sermon von dem ehelichen Stand 1519. Weimar 1884, S. 168.

⁵⁷² Erasmus von Rotterdam: *Gespräch über die Ehe*. Münchner Lesebogen. Auszug aus den *Colloquia familiaria* in dt. Übers. Walter Schmidkunz (Hg.). München 1944, S. 21.

⁵⁷³ Musculus betont, dass die Degradierung nicht auf die Schöpfung aus der Rippe zurückgeht, sondern aufgrund des Urteilspruches Gottes in Genesis 3,16 gilt. Vgl. Andreas Musculus: *Wider den Eheteuffel*. Frankfurt (Weygand Han u. Georg Raben) 1562. Zentralbibliothek Zürich [Alte Drucke, 18.1782], fol. E6r.

⁵⁷⁴ *Ehezuchtbüchlein II* (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. 248.

zwischen Mann und Frau. Wie kann eine Frau einem Mann „Unterthan“ sein, der ihr im Grunde genommen unterlegen ist? „[...] vnd im fall, das oft ein Weib etwas besser wüßte, kluger were vnd ein sach baß verstünde, soll sie doch dem Man gehorsam sein vnd jr beduncken fallen lassen, vnd dem Man folgen.“⁵⁷⁵ Die gute Ehefrau legt ihren geistigen Vorsprung gegenüber ihrem Mann ab, so dass er seiner Rolle als Haupt nachkommen kann.

Erzwungene Unterordnung

Obgleich sich die Frau dem Mann mit Streben nach Harmonie über Standesdifferenzen hinweg anpasst, entpuppt sich die Ehe für den Gatten, der sich eine Frau höheren Standes holt, als Charakterprüfung:

Also findet man auch Ehmänner, welche, wan sie Reiche oder Edeler geburt Weiber bekommen, sich darumb nicht befeissen, besserer vnd ehrwürdiger zu werden, sonder sich nur bemühen jre Frauen zu demütigen, zu ernideren vnd schnöderweis vnterwürfig zu machen: Vermainend, das sie jrer sonst nicht füglicher mächtig werden mögen, sie haben sie dan zuvor ganz ernidriget, vnd wie aine Dinstmagd forchtsam vnd scheu gemachet.⁵⁷⁶

Der Mann, der einem niederen Stand angehört als seine Frau, leidet unter der Angst, seiner Frau unterlegen zu sein und ihr das eheliche Haupt abgeben zu müssen. Deshalb erklärt Fischart im *Ehezuchtbüchlein*, dass sich besonders die Frau von hoher Geburt einen zuverlässigen, klugen Mann auszusuchen hat, der sich um die Ehe bemüht und den Wert der Frau unabhängig von den Standesdifferenzen ohne Drängen auf eigenes Ansehen anerkennt.⁵⁷⁷ Mit dieser Aussage erteilt er der Frau außerdem das Recht, sich aktiv an der Partnerwahl zu beteiligen.

So tun etliche, welche edelgeborene oder reiche Frauen freien, darob aber sich selber nicht bessern, sondern lieber die Gattinnen auf ihre Stufe herabdrücken, damit sie so über niedere Wesen herrschen könnten. Vielmehr muß man

Also geschicht auch den Männern recht
Die jr Frauen halten wie Knecht,
Das jnen oft aus forcht vnd schuen
Nichts wol verricht wird recht mit treuen.⁵⁷⁹

⁵⁷⁵ Ebd.

⁵⁷⁶ Ebd. II, S. 131. Vgl. auch Gkl, Kap. 5, S. 100 [126].

⁵⁷⁷ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehebürlichkeiten), S. 131.

⁵⁷⁹ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehebürlichkeiten), S. 132.

wie beim Pferd auf die Größe, so an der Frau auf die Würde achten und im übrigen den Zügel brauchen.⁵⁷⁸

Bei der Übersetzung des Ehebuchs vom Plutarch greift Fischart inhaltlich die vorgegebene Aussage auf: Eine gesellschaftlich überlegene Frau wird auf den niederen Stand des Mannes heruntergedrückt. Wo Plutarch jedoch mit einer Metapher arbeitet, setzt Fischart auf den stilistischen Wert der Reimdichtung und schreibt den prosaischen Text ins Versformat um. Plutarchs Pferde-Metapher verweist darauf, dass eine gedemütigte Ehefrau ihre starke Seite ablegt und zu einer Person wird, die zu nichts mehr taugt. Bemerkenswert ist, dass Fischart, der Metaphern-Liebhaber, die Pferdemetapher bei der Umformung von Prosa ins Versformat wegfällen lässt. Fischarts Verzicht auf die Metapher ist ungewöhnlich, da er üblicherweise ganz im Gegenteil dazu tendiert, Parabeln und Bilder für seine Erklärungen zu verwenden. An dieser Stelle verzichtet er auf diese Ausschmückung und setzt stattdessen auf ganz konkrete, beobachtbare Folgen der Unterdrückung: die Gefühlslage der Frau. Der Straßburger beschreibt den emotionalen Zustand einer herabgesetzten Frau als furchtsam und scheu („forcht vnd schuen“). Ihre Fähigkeiten lassen zu wünschen übrig, „nichts“, so schreibt er, wird „wol verricht“.

Im Zusammenhang der erzwungenen Unterordnung ist natürlich das Element der Rolle des Mannes als „Haupt und Ehelicher Bapst“⁵⁸⁰ anzuführen. Wie im letzten Kapitel angedeutet, wird *Unterordnung* in zahlreichen Textstellen als Phänomen der *Unterdrückung* dargestellt. Es ist nicht mehr die Frau, die sich aus freiem Willen ins hierarchische Verhältnis einordnet, sondern der Mann, der es aktiv von ihr fordert. Der gewaltsame Mann, so urteilt Fischart, gebraucht „übel seiner Herschaft“.⁵⁸¹ Die geprügelte Frau bleibt zu Hause sitzen und erklärt ihrem darüber verdutzten Ehemann: „Was’ (sprach sie), ‚ist das nit besser, dan wann ich auf der gassen vnd auf dem Marckt vil geschreys davon machet, wie andere Weiber pflegen zuthun?’“⁵⁸² Die als stereotypisches Ideal dargestellte Reaktion der Frau erfolgt in ihrer Rolle als unterwürfige und schweigsame Gattin.

Vor dem Hintergrund der Lehre der Schöpfungsordnung ist Gewaltanwendung als Zeichen des Versagens zu werten. Da der Mann ohnehin von Gott als der Frau überlegen geschaffen wurde, müsste er die Hierarchie ohne Verwendung der Faust wahren können. Kann sich ein Mann nicht

⁵⁷⁸ Plutarch VIII, S. 7.

⁵⁸⁰ Gkl, Kap. 5, S. 108 [136].

⁵⁸¹ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. 187.

⁵⁸² Ehezuchtbüchlein III (Plutarch, Kinderzucht), S. 326.

ohne Gewalt bei der Frau durchsetzen, ist das *natürliche* Verhältnis gestört und wird aufgrund seiner zwischenmenschlichen Inkompetenz *künstlich* erzwungen. Gelingen und Scheitern der Ehe liegen ausschließlich in der Verantwortung des Mannes.⁵⁸³

Das positive Gegenmodell ist eine Unterordnung, die zwar nach wie vor notwendig ist, also keine Alternative zulässt, jedoch den Mann als denjenigen darstellt, dem nicht nur mehr Rechte, sondern auch mehr Pflichten zukommen: „[D]arinn [= in der Ehe] wol dem Man das Haupt zu sein befohlen ist, aber darneben auch die gröst arbeyt vnd mühseligkeyt: Aber dem Weib wird befohlen, gehorsam vnd vnterthan zu sein [...]“.⁵⁸⁴ Im gleichen Satz, in dem der Mann zum Haupt erklärt wird, wird die Frau dazu aufgefordert, ihm untertänig zu sein. Die Verantwortung des Ehepaares wird auf den Mann gelegt. Dementsprechend hat die Frau seinen Entscheidungen zu folgen. Dabei ist die Umsetzung dieser hierarchischen Beziehung wesentlich. Fischart verurteilt Männer, die in „grobheyt“ ihre Frauen zurechtweisen und ihnen kein Glück gewähren. Als Gegenmodell dazu dient das Bild des Hirten, der seine Ziegen zärtlich umsorgt.⁵⁸⁵ Der Begriff der Unterordnung ist nach Fischarts Modell also weder mit Gewalt noch mit Unterdrückung verknüpft. Er entzieht der Frau zwar jegliche Mündigkeit, sorgt durch die Hierarchisierung jedoch für eine geregelte Ordnung und Harmoniefindung.

Unterordnung als Anpassung

Harmonie setzt Übereinstimmung voraus. Durch Anpassung und Passivität sorgt die Frau dafür, dass in der Ehe nicht zwei, sondern nur eine Partei herrscht. Das beginnt bei konkreten Aspekten wie dem passiven Sexualverhalten. Wenn der Mann sich seiner Frau im Ehebett nähert, sollte „sie weder jm widerstreben vnd sich jm entziehen, noch für sich selbs anfangen“.⁵⁸⁶ Der Mann hat den Geschlechtsakt zu initiieren. Die Frau muss ihm gefügig sein. Ähnlich verhält es sich mit Geheimnissen des Mannes. Die Frau soll nur so viel vom Mann wissen, wie dieser von sich aus erzählt: „Das Weib soll den Man nicht um sachen fragen, die den Weibern zu wissen nicht gebüren“.⁵⁸⁷ Alles, was der Mann nicht mitteilen will, darf die Frau nicht erfragen.

Auch in geistlichen Angelegenheiten hat die Frau ihrem Gatten zu entsprechen. Sie gehört zwingend derselben Glaubensgemeinschaft an und besucht denselben Gottesdienst. Sie dient

⁵⁸³ Vgl. Walter, Tilmann: *Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland*. Berlin, New York 1998, S. 303.

⁵⁸⁴ *Ehezuchtbüchlein II* (Fischart, *Ehgebürlichkeiten*), S. 246.

⁵⁸⁵ Vgl. ebd. II, S. 223.

⁵⁸⁶ Ebd. II, S. 140.

⁵⁸⁷ Ebd. II, S. 186.

natürlich – wo doch die Hierarchieabstufung bei Gott und nicht beim Mann beginnt – in erster Linie Gott durch ihr frommes Denken und Handeln. Sie gehorcht allerdings auch ihrem Mann in allen Lebenslagen, um ihn als das ihr übergeordnete Haupt zu achten.⁵⁸⁸ Die Bestätigung holt sich Fischart aus der Antike: In abgeänderter Form habe Socrates vermeintlich gesagt, dass die Männer „bei der Statt gesatz gehorsam leysten“ sollen, während „die Weiber der Mann willen thun“.⁵⁸⁹

Tilmann Walters Behauptung, Fischart würde in Anlehnung an Erasmus' *Colloquia* der Forderung nach weiblicher Passivität bei Plinius ausdrücklich widersprechen, ist folglich nicht ganz akkurat.⁵⁹⁰ Dass sich die Frau für die Harmonie in der Ehe einsetzt, ist nicht Zeichen der Selbstbestimmung, sondern eine Untergebenheit, die man bestenfalls mit einer ‚aktiven Passivität‘ gleichsetzen kann. Die Frau handelt, indem sie sich zurücknimmt.

Die Unterlegenheit der Frau beschreibt Fischart nicht nur als eine biblisch und gesellschaftlich bedingte Tatsache. Auch sozial-biologisch wird die Frau als das schwächere Geschlecht verstanden.⁵⁹¹ Damit greift er auf Aussagen von Luther zurück, wie zum Beispiel auf seine Predigt am zweiten Sonntag nach Epiphania 1524:

corpus non est forte feminarum, non gestat arma **&c..** et animus **ist noch schwächer nach dem gemeynen lauff, da leyt es dran**, si dominus adiungit uni vel ferocem vel mitem, mulier est **ein halb kind**.⁵⁹²

[Der weibliche Körper ist nicht stark, er kann keine Waffen tragen, etc. und der Geist ist noch schwächer. Eigentlich kann man davon ausgehen, dass, wenn Gott lediglich Trotz und Lieblichkeit verbunden hätte, die Frau ein Halbkind geworden wäre.]

Da sie naiv und geschwätzig sei wie Kinder und Narren⁵⁹³, bedürfe sie des Mannes. Dieser pflücke sie wie eine Blume.⁵⁹⁴ Die idealisierende Beschreibung der Frau hat folglich zum

⁵⁸⁸ Vgl. dazu ebd. II, S. 141.

⁵⁸⁹ Ebd. II, S. 189.

⁵⁹⁰ Vgl. Walter, Tilmann: Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland. Berlin, New York 1998, S. 244.

⁵⁹¹ Vgl. Gkl, Kap. 1, S. 37 [43].

⁵⁹² D. Martin Luther: Predigt am 2. Sonntag nach Epiphania (17. Januar) 1524. In: Kritische Gesamtausgabe. WA 15. Predigten und Schriften 1524. Weimar 1899, S. 420.

Luther äußert sich basierend auf 1. Pt. 3,7.

⁵⁹³ Vgl. Gkl, Kap. 15, 198 [256]. Frei nach dem Sprichwort: „Kinder, Weiber, trunckene vnd Narren, *pflügen* gern alle ding *zu*offenbaren.“

⁵⁹⁴ Vgl. Gkl, Kap. 5, S. 93 [116]. Vgl. auch Erasmus von Rotterdam: Gespräch über die Ehe. Münchner Lesebogen. Auszug aus dem *Colloquia familiaria* in dt. Übers. Walter Schmidkunz (Hg.). München 1944, S. 6. Die Ehefrau wird bei Erasmus als passives, schwächeres Geschlecht dargestellt.

Zweck, sie als möglichst begehrenswert darzustellen, so dass sie in den Ehestand mit dem stärkeren Geschlecht treten kann. Vom Moment der Eheschließung an steht sie in einem Abhängigkeitsverhältnis zum Mann: Sie kann ohne ihn kein Kind zur Welt bringen und keine keuschen Gedanken und Leidenschaften ohne ihren Ehegatten entwickeln.

Dan wann sie nicht anderswoher den **Samen guter lehr** empfangen vnd gleichsam damit geschwängert, durch jre Männer zu gutem vnterwisen werden, fälet es selten, da sie nicht vil selsame fremde anschläg, **widersinnliche** vnd vngeratene, vnd gleichsam mißburtige fürnemmen, oder sonst vilerley **vnordenliche gelüst** gebären vnd fürpringen.⁵⁹⁵

„Widersinnlich vnd vngeraten[...]“ ist die Gesinnung einer Frau, die nicht von ihrem Mann oder einem anderen Lehrer „zu gutem vnterwisen“ wurde. Die Meinung des Mannes wird auf die Frau übertragen, um sie vor unmoralischem Gedankengut zu bewahren. Letztere Passage ist schwer mit Fischarts sehr positivem Frauenbild in Einklang zu bringen. Wie weiter oben gezeigt, gilt die Frau grundsätzlich als Inbegriff der Christlichkeit. Es ist folglich sie, die den keuschen und frommen Lebenswandel in ihren vier Wänden fördert. Einerseits ist zu bemerken, dass Fischart bei der letztzitierten Textstelle Plutarchs Aussage getreu übernimmt, die Frau also nicht proaktiv zum Ursprung ‚unordentlicher Gelüste‘ ernennt. Andererseits ist bei Fischart immer die Perspektive mitzubedenken: Während hier des Mannes Aufgabe in der Ehe hervorgehoben wird, zu der auch der richtige Umgang mit seiner Gemahlin gehöre, wird in der weiter oben genannten Passage das wünschenswerte Potenzial einer frommen Frau hervorgehoben. Urteile erfolgen bei Fischart stets in Hinblick auf die Situation, in der sich die Ehegatten befinden.

3.1.4 Frau als Hauskönigin

Keine andere geschlechterspezifische Aufgabe kommt der Frau stärker zu als der Einsatz in ihren vier Wänden. Die Heranbildung der idealen Ehegattin, so bringt es Maria Müller auf den Punkt,

⁵⁹⁵ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehegebürlichkeiten), 470. Inhalt getreu übernommen von Plutarch, S. 22.

geschieht am besten dadurch, daß man das weibliche Wesen unter strenger Bewachung im Haus einschließt, wo sie von klein auf zu allen häuslichen Tugenden erzogen, etwa bereits mit nachgebildetem *haußradt-gerümpel* spielen soll.⁵⁹⁶

Die im 21. Jahrhundert undenkbare Positionierung der Frau entsprach in der Frühen Neuzeit durch die Trennung von Öffentlichkeit und Privatsphäre einer erstrebenswerten Idealaufteilung. Auch Fischarts reformatorische Schrift bemüht sich darum, das weibliche Wirkungsgebiet ‚Haushalt‘ nicht als Gefängnis, sondern als anerkanntes Feld höchster Verantwortung zu präsentieren. Während zur Betonung des Abhängigkeitsverhältnisses zum Mann stets die weibliche Schwäche betont wird, erscheint die Frau im Kontext des Haushaltes als besonders kompetent und unentbehrlich. Dabei entsprechen Fischarts Ausführungen Erasmus‘ *Colloquia familiaria*, nach denen der Haushalt „das allereigenste Feld einer verheirateten Frau“⁵⁹⁷ sei. Die „Ursach“, wie Fischart schreibt, liegt darin, dass der „Man ons Weib nichts ist vnd kann“. Unabhängig davon, wie viel er erwirtschaftet, findet das Vermögen erst durch die Frau den Weg zur sinnvollen Verwendung im Haus. Die Arbeit einer Hausfrau gilt folglich als besondere Lebensbereicherung, da sie die Mühen des Mannes für die Familie fruchtbar macht.⁵⁹⁸

Die Betonung des wirtschaftlichen Nutzens zeigt die Verknüpfung vom Mikrokosmos der Hauswirtschaft und dem Makrokosmos der Wirtschaftsmaschinerie auf nationaler Ebene. Dabei ist nicht nur die oben thematisierte Verwendung erwirtschafteter Güter in den privaten vier Wänden bedeutsam. Die ökonomische Leistung fließt genauso vom Großen ins Kleine wie vice versa, wodurch ein christlicher Haushalt zum Wirtschaftswachstum einer ganzen Gesellschaft beizutragen hat. Die Verbindung von Glauben und Wirtschaft in reformatorischen Schriften ist in der Tat keine Seltenheit. Sommerhalder spricht von einem „kommerziellen und wirtschaftlichen Nutzen“⁵⁹⁹ der protestantischen Lebensansichten, der stark an Max Webers protestantische Ethik⁶⁰⁰ erinnert. Es ist dieser wirtschaftlichen Ausrichtung bis in den kleinsten

⁵⁹⁶ Müller, Maria E.: Naturwesen Mann. Zur Dialektik von Herrschaft und Knechtschaft in Ehelehren der Frühen Neuzeit. In: Wandel der Geschlechterbeziehungen zu Beginn der Neuzeit. Heide Wunder u. Christina Vanja (Hgg.). Frankfurt a. M. 1991, S. 43-68, hier: S. 61. Vgl. auch Haug, Walter: Zwischen Ehezucht und Minnekloster. Die Formen des Erotischen in Johannes Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: The Graph of Sex and the German Text. Gendered Culture in Early Modern Germany. Lynne Tatlock (Hg.). Amsterdam 1994 (= Chloe 19), S. 157-178, hier: S. 168.

⁵⁹⁷ Erasmus von Rotterdam: Gespräch über die Ehe. Münchner Lesebogen. Auszug aus dem *Colloquia familiaria* in dt. Übers. Walter Schmidkunz (Hg.). München 1944, S. 9.

⁵⁹⁸ Vgl. Gkl, Kap. 5, S. 100 f. [126].

⁵⁹⁹ Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 107.

⁶⁰⁰ Vgl. Weber, Max: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. München 2004.

Bereich der Familie zu verdanken, dass reformierte Gebiete im 16. Jahrhundert an großen Reichtum gelangten.

Reichtum, Wohlstand, Stabilität und Fortschritt des ehelichen Lebens stehen einem düsteren Bild des ehelosen Lebens gegenüber. So schreibt Fischart, ein eheloses Leben komme einem elementaren Mangel gleich, da man erst durch die Ehe ein echtes, sicheres und *belebendes Zuhause* habe.

[W]er kein Ehgesibete hat, ist **halb tod**, mangelt ein stuck des leibs, wießt **kein seßhafft Heußlich wohnung**, wie die Tartarische Hörkärch, ist nirgends daheim, ist meher ein irrschweifigen Vihe ähnlich, als ein eingesetzten Colon und Kolbauren... Dann ob er schon ein obtach hat, ist ihm als wer er darein gelehnet, und sitzt wandersweiß wie ein anderer Landstreiffer im Gasthauß, niemand kocht für seinen Mund, (96) niemand helt ihm das sein zusammen, weder das groß noch das kleinst Haußrütlein weder das täglich, noch das nächtlich, alles verschwindt ihm unter den Henden, hat niemand dem er sein not klaget, der ihm sein anligen abnimpt oder mit gleicher achsel leuchteret, keiner eifert umb sein Heyl, niemand warnet ihn mit treuen, und wann der Han todt ist krähet kein Henne nach ihm, niemand truckt ihm mit tieffgesuchten Turteltaubenseufftzen die augen zu... In summa, wer sich mit keiner Ehgehülffin behilffet, ob er schon der reichste wer, **hat er doch nichts das recht sein ist.**⁶⁰¹

Erst durch die Fürsorge der Frau wird das Heim des Mannes zu einem kostbaren Zuhause. Sie schenkt ihm Geborgenheit und wertet seinen Alltag auf. Der Haushalt gilt als Herrschaftsgebiet der Frau und als Quelle des Glücks für den Mann. So ist der weibliche Wirkungsradius größtenteils zwar auf das Häusliche begrenzt, doch gilt dieses als erste Quelle des ehelichen Glückes. Damit stellt die Frau die „ordnung der natur“ in der „wonhaftlichen Haußhaltung“⁶⁰² her und etabliert die Ehe als Mikrokosmos.

Der Mann steht seiner Gemahlin in zweierlei Beziehung gegenüber. Er ist zugleich der Verantwortliche und der Bedürftige. Gleichermaßen tritt die Frau als sein Gegenüber in zweierlei Funktionen: Sie entspricht zum einen einer Last, da der Mann sich neben den Kindern und dem Vieh auch um die Frau kümmern muss. Zum anderen dient sie ihm aber genauso als *Entlastung* durch ihren Einsatz im Haus und durch ihren Beistand. Somit gilt die Haushaltsarbeit der Frau unter anderem als Gegenleistung zur Arbeit des Mannes. Sie soll bei

⁶⁰¹ Gkl, Kap. 5, S. 100 f. [126].

⁶⁰² Gkl, Kap. 5, S. 93 [116].

der Eheschließung auf den „**ebenwürdigen** Thron für ein Haußkönigin“⁶⁰³ gesetzt werden und eine im Aufwand der männlichen Beschäftigung entsprechende Arbeit verrichten. Obgleich die Frau *vom Mann* erhöht wird, womit die Gewaltverhältnisse nochmals unterstrichen werden, nimmt die Frau bei Fischart durch diese Höherwertung den Thron *neben dem Mann* ein und erfährt eine Reziprozität, die im Kontext der Erörterungen der häuslichen Rolle eine absolute Seltenheit darstellt⁶⁰⁴ und Fischarts außergewöhnliche Bemühungen für die Valorisierung der Frau hervorhebt. Den neuen Rang verdient sie sich durch ihre Bemühung um ihr Einsatzgebiet, das eheliche Zuhause.

Als Beispiel einer tugendhaften Frau fungiert die arbeitsame Lucretia.⁶⁰⁵ Tüchtigkeit und Fleiß werden als zentrale Attribute einer guten Ehegattin vorgestellt. An dieser Stelle wird Phokylides‘ („Phocilides“) Lehre der vier verschiedenen Frauentypen herbeigezogen. Der erste Typ gleicht dem Pferd, das für Tätigkeit und Schönheit steht. Der zweite zeigt Gemeinsamkeiten mit der Sau, demgemäß die Frau ein indifferentes Wesen beweist, das weder böse noch fromme Charakterzüge an den Tag legt. Der dritte Typ gibt ein hündisches Verhalten zu erkennen, was einem mürrischen und widerspenstigen Naturell entspricht. Der letzte Frauentyp, orientiert an den „Imen“,⁶⁰⁶ legt besonderen Fleiß an den Tag, wodurch die Frau beweist, „das sie wol hausen vnd arbeyten kann“. Phokylides schließt: „Aus disen allen soll einer die freundliche wehlen, dann diselbige ist zu gewinnen vnd zu ziehen.“⁶⁰⁷ Es springt ins Auge, dass das Pferd und die Biene eine gute Frau, während die Sau und der Hund eine schlechte Frau widerspiegeln. Grundsätzlich wird die Eigenschaft der tüchtigen Biene als höchstes Gut gewertet. Anders als im fast zeitgleich erscheinenden Fischart’schen Bestseller *Bienenkorb des heiligen römischen Immenscharms* (1579) gilt hier die Biene mit ihrer Arbeitsamkeit als Zeichen der rechten Begabung, der Gesundheit⁶⁰⁸ und der Frömmigkeit beziehungsweise Tugend. Folgerichtig schließt Fischart die Frau-Tier-Allegorie durch die simple Wertung: „Wer aber eine von Binenart bekommet, der ist glücklich vnd wird von Gott selbs begabt.“⁶⁰⁹

⁶⁰³ Ebd., S. 90 f.

⁶⁰⁴ Vgl. zur Aussage der Seltenheit: Holenstein, Pia: Der Ehediskurs der Renaissance in Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. Kritische Lektüre des fünften Kapitels. Bern 1991 (= Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700, Bd. 10), S. 136.

⁶⁰⁵ Vgl. Ebd., S. 105.

⁶⁰⁶ Martin, Ernst u. Hans Lienhart (Hgg.): Wörterbuch der elsässischen Mundarten. Bd. 1. Sp. 37b. Berlin, New York 1974.

⁶⁰⁷ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehebürlichkeiten), S. 192.

⁶⁰⁸ Vgl. ebd. II, S. 189: „Der schönst anstrich der Weiber ist die natürliche farb, welche die gesundheyt anstreicht. Die gesundheyt aber wird erhalten mit mäsigkeit vnd vbung, vbung aber, die nuzlich ist, findet man vil genug inn der Haushaltung an allerhand Hausarbeyt.“

⁶⁰⁹ Ebd. II, S. 193.

Zur Bekräftigung der Vorsicht und Besonnenheit bei der Wahl der lebenslänglichen Gemahlin führen Plutarch und Fischart weitere Autoren an. Der griechische Dichter Theodektes zum Beispiel besagt, dass mit der Frau entweder ein guter oder ein böser Geist ins Haus kommt.⁶¹⁰ Es folgen weitere Spezifizierungen zur rechten Brautwahl, wie die befürwortete Wahl einer schweigsamen Frau⁶¹¹ oder die Warnung vor der lüsternen Frau des Herkules am Scheideweg⁶¹².

Aber was macht nun eine Frau zur „Haußmutter“?⁶¹³ Wie kann sie dabei mit „Tugendsam[em]“ Wesen punkten? Neben der allegorischen Semantik hinter dem Pferd und der Biene, die die Ehegattin zunächst als eifrige Frau beschreibt, zeigt sich die Frau durch ihren Einsatz im Leben des Mannes und der Kinder als Familienmitglied, das für das Funktionieren der familiären Beziehungskonstellationen von großer Bedeutung ist:

[Die Frau] ist gleich sowol, als vom Man gemeldt, heylig, demütig, gedultig inn leiden, rufet vnaufhörlich vnd ernstlich Gott an, **zihet jr kinder zur forcht Gottes**, ist leutselig, vnd ein recht Frau vnd Fron, die dem Man sein herz erfräut: Sie ist sein **kron** vnd ehr, sein langs leben, ist ein **zir des Hauses**, wie die Sonn am Himel.⁶¹⁴

Der Mann schwärmt von ihr. Die Kinder folgen ihr gehorsam in der Erziehung nach. Das idealisierte Bild der Ehefrau spitzt sich schließlich in der Darstellung der Frau als Hauskönigin zu. In voller Demut und Hingabe entspricht sie der „kron“ und „zir des Hauses“. Die Frau aus Fischarts Federn erfährt zahlreiche allegorische Identifikationsmuster, die sie als Wohltat für ihre Familie beschreiben.⁶¹⁵

Beachtet man, dass Fischart sein Lob auf die Frau stets in Abgrenzung zur jeweiligen Vorlage formuliert, wird deutlich, dass der Straßburger diesem Thema einen zentralen Stellenwert in seinen Abhandlungen zuschreibt. In der *Geschichtklitterung* ergänzt er Rabelais knappen Bericht über die Hochzeit durch ein neues 5. Kapitel, in dem die Frau im Mittelpunkt der Ausführungen steht. Im parallel entstehenden *Ehezuchtbüchlein* belässt er es nicht bei Plutarchs

⁶¹⁰ Vgl. ebd. II, S. 199.

⁶¹¹ Vgl. ebd. II, S. 199 und 203. Das Schweigen schadet nicht, so Fischart, sondern schafft Frieden. Außerdem wird bei einer schweigsamen Frau ein frommes und demütiges Gemüt vermutet. Frauen wird generell nachgesagt, dass sie nur schwer Dinge für sich behalten können. Vgl. ebd. II, S. 263 f. Die Zunge der Frau gilt als ihre Waffe, wodurch nur die schweigsame Frau ein friedliches Haus fördert. Vgl. Agricola: Sprichwörter Sammlungen. Bd. 1. Sander L. Gilman (Hg.). Berlin 1971, S. 337.

⁶¹² Vgl. ebd. II, S. 205.

⁶¹³ Ebd. II, S. 234.

⁶¹⁴ Ebd. II, S. 250.

⁶¹⁵ In der *Geschichtklitterung* wird sie die Sonne genannt, die im Haus aufgeht. Vgl. *Geschichtklitterung*, Kap. 5, S. 103 und die Ausführungen dazu im Kapitel „3.1.2. Perfektes Gegenüber“.

und Erasmus' Aussagen, sondern nutzt jede Gelegenheit, um die positive Darstellung der Frau zu verstärken. Der Blick auf die bisherige Veranschaulichung von Fischarts Frauendarstellung legt Müllers Beurteilung nahe:

[Fischarts] Sittenlehre stellt noch einmal das renaissancebürgerliche Familienideal mit der Schätzung der **Frau als der treuen Haushälterin und Gebärerin** auf gegenüber dem heraufziehenden erotischen Kultus der Jungfrau und des Weibes. Bemerkenswert, wie im „Ehzuchtbüchlein“ Plutarch und Erasmus nicht nur sprachlich, sondern auch geistig dorthin „übertragen“ sind.⁶¹⁶

Haus und Hof gelten als das Herrschaftsgebiet der Hauskönigin. Ihr Mann hingegen umsorgt das Haus von und nach außen – „draus“.⁶¹⁷ Das bedeutet, er kümmert sich um das Einkommen. Somit ergibt sich eine territoriale Aufteilung zwischen *im* und *außerhalb* des Hauses. Die „Hausmutter“ hat „nuzlich vnd angensem“⁶¹⁸ mit den Leuten im Haushalt umzugehen und sich die Haushaltsangelegenheiten zur absoluten Priorität zu machen. Allegorisch mit einer Weinbergschnecke verglichen, werden der Frau zwei Eigenschaften zugeordnet, die nach zeitgenössischem Verständnis dem weiblichen Ideal entsprachen. Wo auch immer sie ist, sie bleibt doch stets in Gedanken beim Haus: „Also wann ein Frau mus gehen aus / Soll sie tragen im Sinn das Haus“,⁶¹⁹ lautet die Devise. Außerdem wird ihr aufgrund einer anatomischen Fehldeutung der Schnecke kein Mund, hingegen ausgeprägte „Oren“ zugesprochen, wodurch sie sich als perfekte ZuhörerIn erweist. Letzteres sollte nicht nur ihre seelsorgerlichen Fähigkeiten hervorheben, sondern vielmehr ihre demütige Haltung gegenüber dem Mann betonen.

Der Dienst der Frau an ihrem Haus wird idealerweise nicht als mühselige Pflicht, sondern als Privileg verstanden:

Der Weißheytkündige Perystion bei dem Stobaeo lehrt, das man nirgends daß erkennen kann, ob eine Frau jren Ehgenossen inn treuen gemeyne, als wann sie gern daheym pleibt, vnd sich niendert frölicher dan zu haus erzeyget.⁶²⁰

⁶¹⁶ Müller, Günther: Deutsche Dichtung von der Renaissance bis zum Ausgang des Barock. Darmstadt 1957, S. 187.

⁶¹⁷ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. 154.

⁶¹⁸ Ebd. II, S. 149.

⁶¹⁹ Ebd. II, S. 160.

⁶²⁰ Ebd. II, S. 181.

So lautet der allererste Satz des zweiten Teils des *Ehezuchtbüchleins*. Dieser Teil behandelt beinahe alle hier thematisierten Aspekte der Ehe und der Ehegatten. Fischart verwendet also das positive Frauenbild (Merkmale wie Treue und Fröhlichkeit) als Auftakt zur Ehethematik. Freude am häuslichen Dienst, so erklärt er, sei ein Zeichen der ehelichen Treue. Ihre Haushaltsarbeit sei folglich nicht nur ein individuelles Tätigkeitsgebiet, sondern ein Zeichen der Zugehörigkeit zum Mann. Einmal mehr dient ein allegorisches Bild zur Veranschaulichung:

Als wann das vordertheyl, der Man, die Narung des Lands suchet, das ist, ausserhalb des Hauses wirbt vnd handelt: das ander theyl im Wasser sich behülft, das ist, des Hauses wartet, geschicht solches alles gleichwol zu dienst eynem leib.⁶²¹

Schritt für Schritt wird die Kompatibilität von Frau und Mann auf den Körper und die Fähigkeiten des Bibers übertragen. Das Tier zeigt sowohl Gewandtheit im Gehen an Land als auch im Schwimmen im Wasser, verfügt also über einen Körper, der sich in zweierlei Gebieten bewegen und betätigen kann. Der große Bauch des Bibers, so schließt Fischart, sei die Haushaltung. Dementsprechend stehe im Zentrum des Zusammenwirkens von Frau und Mann das Wohl des Eigenheims.

„Jeder all Weiber hie soll ehren, Weil sie des Mans ehr heysen vnd seinen Namen mehren“.⁶²² Die gelobte Frau ist diejenige, deren Handeln den Namen ihres Mannes nicht in Unehre zieht, sondern ihm Ansehen schenkt. Denn: Obgleich die Frau sich direkt um das Zuhause kümmert und die Zuständige für alle innerfamiliären Angelegenheiten ist, trägt letzten Endes der Mann die Verantwortung für jedes Ehe- und Familiengeschehen. Es liegt folglich in seinem Interesse, dass die Frau, die den stärksten Einfluss auf die „Häuslich ehr“ hat, gewissenhaft den häuslichen Pflichten nachgeht und die Familienehre aufrechterhält.

3.2 Rolle des Mannes

Nicht nur die positiven Eigenschaften der Frau sollen den Mann zur Ehe motivieren. Auch seine übergeordnete Rolle in der Funktion als Haupt der Familie dürfte als Anreiz verstanden werden. Zusammen mit den besonderen Rechten kommt ihm auch eine signifikante Verantwortung für Frau und Kind zu. Letztere wird weniger als Argument für die Eheschließung verstanden,

⁶²¹ Ebd. II, S.215.

⁶²² Ebd. II, S. 268.

sondern antizipiert die Rahmenbedingungen für ein funktionierendes Familienleben. Frau und Kind gelten beide als dem Mann anvertraute Personen. Dieser hat im häuslichen Rahmen zwar fast keine Aufgaben, trägt jedoch die Verantwortung für alle hausinternen Handlungen.

3.2.1 Höchster Stellenwert

Das 28. Kapitel der *Geschichtklitterung* beschäftigt sich auf beachtlichen sechs Seiten mit der Einführung in die Kriegsthematik, die in Rabelais' Text nicht vorkommt. Unabhängig vom Handlungskontext thematisiert Fischart hier erneut die Ehe. Die Ausgangsfrage lautet: Wie entstand der erste Krieg? Die Antwort überrascht:

Vnd solches meher zu bekräftigen, secht jhr doch an den Thieren, daß jhr erster streit von wegen der Eyer gewesen: Dann zerbricht, zerwirft oder frist nicht der Krannich seiner Kränchin zuleid seine eygene Eyer, das Wachtelmänlin seins Wachtelweiblins, der Pfo der Pföin, das Rephun der Rephennin, der Rapp der Krähin, nur vmb Ehrgeitz des Kindergewalts? Oder, wie etlich meynen, deßhalb, weil man sagt vnnnd erfehrt, daß man vor der Kinder nôtlichkeit, vergißt eins Manns allezeit, so doch billich der Kachelofen mehr gelten soll dann ein Kachel.⁶²³

Fischart weiß, dass der häusliche Streit zu den vehementesten Auseinandersetzungen der Gesellschaft zählt. Krieg, so meint der Straßburger, findet nicht nur auf politischer Ebene statt, sondern zeigt sich wohl noch öfter in den privaten vier Wänden. Das Urproblem für familiäre Konflikte entsteht bei der Geburt des Kindes und der Aufgabe, diesem einen angemessenen sozialen Platz zu gewährleisten. Die Frau und Mutter steht als Hauskönigin über dem ganzen Geschehen. Der Mann und Vater hingegen sieht sich mit der Herausforderung der Verteidigung seines bisherigen Stellenwerts konfrontiert. Es bricht ein Krieg aus zwischen Vater und Kind. Wer dabei gewinnt, ist unschwer zu erkennen: Es ist der „Krannich“, das „Wachtelmänlin“, der „Pfo“ etc., der seinen eigenen Nachwuchs ums Leben bringt. Erst in der zweiten Fassung der *Geschichtklitterung* 1582 legt Fischart dem Leser das Motiv des Gewaltakts vor: Ob der zahlreichen Aufgaben als Mutter vergisst die Frau, Gemahlin zu sein. Der Mann fordert seinen Stellenwert als Gatte wieder ein.

Die Tierparabel dient als hervorragende Veranschaulichung, wie die bisher genannten Punkte

⁶²³ Gkl, Kap. 28, S. 294 [281]. Das Kapitel bei Fischart entspricht dem 25. Kapitel im *Gargantua*.

zur Frauenrolle – weibliche Tugenden, perfektes Gegenüber, Unterordnung und Hausmutter – im Kontrast zur Männerrolle zu verstehen sind. Ihre Tugenden sind darauf ausgelegt, dem Mann als komplementäre Person zu begegnen und ihn als perfektes Gegenüber zu ergänzen. Ihre Haltung ist dabei die der Unterordnung, was mit sich führt, dass sie den Bedürfnissen des Mannes vor ihren eigenen nachgeht. Mit einem Kind in der Familie geraten die klaren Geschlechterrollen ins Wanken – eine Veränderung, mit der sich, so zeigt es die Parabel, nicht alle frisch gebackenen Väter abfinden.

Grundsätzlich kann die Passage genauso als Kritik an der Frau wie am Mann verstanden werden. Die Frau missachtet, was der letzte Satz verdeutlicht: dass in einer Familie die Beziehung zum Gatten stets Vorrang hat. Als „Kachelofen“ kommt dem Mann ein höherer Wert zu als der „Kachel“, dem Kind.

Zurück zum 5. Kapitel der *Geschichtsklitterung*: Dort wird die Rolle des Mannes, die in der Kriegsfrage noch lediglich von den Rechten der Männer aus beleuchtet wurde, mit Rücksicht auf beide Seiten betrachtet: „[W]ol dem Man das Haupt zu sein befohlen ist, aber darneben auch die gröst arbeyt vnd mühseligkeyt: Aber dem Weib wird befohlen, gehorsam vnd vntherthan zu sein[.]“⁶²⁴ Recht und Pflicht sind unzertrennlich: Der Mann hat das Recht, das Haupt der Frau zu sein, verpflichtet sich jedoch, die Knochenarbeit zu erledigen. Dagegen darf die Frau dem Mann die mühseligen Arbeitsgebiete abgeben und sich beschützt wissen, sieht sich jedoch in der Pflicht, sich ihm in der Ehe unterzuordnen.

Im Vergleich mit dem 100-ägigen Riesen Argo wird der Mann zu absoluter Wachsamkeit ermahnt. Wie Merkur die Sicherheit göttlichen Besitzes garantiert, soll auch der Hausherr überall seine Augen haben und jederzeit für Sicherheit sorgen.⁶²⁵ Sein Verantwortungsgebiet betrifft die Familie und sämtlichen Besitz, wie das Vieh und das Ackerland: „Er hat an seim Weib, Kind und gesind, genug Mörräuber vnnnd Schnaphanen [= Straßenräuber, Diebe] im Seckel und in der Täschen.“⁶²⁶ Nach seiner enzyklopädischen Art führt Fischart lange Listen an, die darstellen, was unter des Hausherrn Schutz zu stehen hat.

Dass das hier geschaffene Bild des Mannes einem fast utopischen Ideal entspricht, zeigen spätestens die Ausführungen zur männlichen Frömmigkeit. Die Gegenüberstellung

⁶²⁴ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. 246.

⁶²⁵ Vgl. Gkl, Kap. 5, S. 94 [117].

⁶²⁶ Ebd., S. 94 [117].

Frau/wahres Christentum und Mann/Papst, an die sich Fischart in der Regel hält, wird hier nicht nur relativiert, sondern beinahe in ihr Gegenteil gekehrt. Ist die Frau nach anderen Fischart'schen Darstellungen diejenige, die den Mann positiv prägt und mit ihrem Wesen belehrt, so übernimmt *der Mann* diese Funktion im folgenden Kontext.

Der ideale Mann, so Fischart, hat in allem, was er tut, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu beweisen.⁶²⁷ Erst durch diese christliche und gottergebene Haltung qualifiziert er sich als Ehemann, der die Verantwortung der Ehe zu tragen weiß. Steht er in der rechten Beziehung zu Gott, kann er sich auch der vielfältigen Aufgaben in der Ehe annehmen: Hier hat er nicht nur die Funktion des Ehemannes inne, sondern kümmert sich um seine Frau, als wäre er ihr Vater, Bruder und ihre Mutter.⁶²⁸ Nicht nur bürgt er für ihre Taten und trägt die Verantwortung für sie, sondern er führt sie auch unterweisend und formt ihren Charakter. So spricht die Frau bei Fischart zu ihrem Gatten: „Jr seit mein Lehrmeister, mein Tugendlehrer vnd mein Meister inn vnterweisung Göttlicher vnd nuzlicher lehr.“⁶²⁹ Der Mann bringt seiner Gemahlin bei, tugendhaft zu handeln und unterrichtet sie in theologischem und ethisch-moralischem Wissen. Dieselbe Anrede des Mannes klingt bei Plutarch folgendermaßen: „Lieber Mann, du bist jetzt mein Führer, mein Philosoph, mein Lehrer der tiefsten und göttlichsten Dinge!“⁶³⁰ Anders als Plutarch verzichtet Fischart darauf, den Mann einen Philosophen zu nennen oder ihm Weisheit in „tiefsten“ Dingen zuzuschreiben. Der Ehemann bei Fischart, so scheint es, ist insbesondere darauf bedacht, seiner Frau praktische Anweisungen zu geben. Im theoretischen Bereich limitiert sich seine Lehre auf das Göttliche. Gemäß Fischarts evangelisch-humanistischer Prägung stellt er das Wissen um religiöse Werte in den Vordergrund.

3.2.2 Lehrer der Frau

Eyner, der eyn böses Weib bekam, fragt eynen alten Weisen Man, wie er sich gegen seim Weibe halten soll, dan sie thut zu weilen, das jm nit gefällt, ja eben darumb, das es jm nit gefallen soll; ob er jm Rhate, das er sich darumb schlag oder nit. Der Weiß Man sagt wie eyn Weisen: „Ist sie böß, so hilfts nit, ist sie fromm, so thut man jr vnrecht.“⁶³¹

⁶²⁷ Vgl. ebd. II, 248.

⁶²⁸ Vgl. ebd. II, 178.

⁶²⁹ Ebd.

⁶³⁰ Plutarch: Weisung zur rechten Ehe. Walter C. G. Schmitthenner (Hg.). Krefeld 1947, S. 22.

⁶³¹ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. 264.

Die Ohnmacht des Mannes beginnt bei einer bösen Frau, die mutwillig gegen ihren Mann vorgeht. Im Kontrast zur ausführlich diskutierten christlichen Frau bildet sie einen Ausnahmefall. Fischarts bildhafte, etwas kriegerische Darstellung dieser boshaften Gattin verleiht ihr drei Häute und ein Schwert, das sie im Mund trägt. Die drei Häute schützen sie wie ein Schild vor jeglichen Schmerzen, wodurch die Zurechtweisung durch Schläge an kein Ziel führt. Mit dem „schwert im Maul“,⁶³² also mit einer bösen Zunge, verteidigt sie sich und bleibt in ihrer autonomen Willenskraft unangetastet.

Dass Fischart sich für seine präsentierten Standpunkte im zweiten Teil des *Ehezuchtbüchleins* antiker und vorreformatorischer Schriften bedient, zeigt sich an den sich teils diametral gegenüberstehenden Aussagen. Nur die zwei eben genannten Zitate bekunden Skepsis gegenüber der Frauenerziehung. Den Kontrast dazu bildet eine Fülle an Sprichworten, Parabeln und Gedichten, die sehr wohl betonen, wie intensiv der Einfluss des Mannes auf seine Gattin sein kann.

Derselbe Gedanke wurde bereits in Erasmus' *Lob der Ehe* hervorgehoben:

Adde quod tibi in manu est, ut bonam eligas. Quid corrumpatur? A malo quidem marito uxor bona corrumpi potest; a bono mala corrigi consuevit. Falso uxores accusamus. Nemo, si quid mihi credis, unquam nisi suo vicio improbam uxorem habuit.⁶³³

[45: Noch dazu liegt es ja an dir, eine gute Frau zu wählen. Was, wenn sie verdorben wird? Gewiss, von einem schlechten Gatten kann auch eine gute Frau verdorben werden; durch einen guten wird gewöhnlich auch die schlechte Frau besser. Zu Unrecht beschuldigen wir die Frauen. Niemand, glaube mir, hatte je eine schlechte Gattin, es sei denn durch eine eigene Schuld.]

Bei Fischart erweckt die Argumentation ebenso den Eindruck einer universellen Wahrheit: „Man sagt: Ein feiner Man, zieh ein fein weib; das gibt die erfahrung tägliche, das ein liederlicher Man das Weib mit der weil auch auf sein art pringet.“⁶³⁴ Die Unbeständigkeit, die sich im kompilierten zweiten Teil inhaltlich zeigt, präsentiert sich im ersten Teil – in der Übersetzung von Plutarchs *Weisung zur rechten Ehe* – auf stilistischer Ebene. Die Frau-Sonne-Allegorie, die

⁶³² Ebd. II, S. 265.

⁶³³ Erasmus: *Encomium Matrimonii*, S. 44/45 [410]. Erasmus dreht den Spieß im *Colloquia familiaria* um und macht die Frau für Güte und Laster des Mannes verantwortlich. Erasmus von Rotterdam: *Gespräch über die Ehe*. Münchner Lesebogen. Auszug aus dem *Colloquia familiaria* in dt. Übers. Walter Schmidkunz (Hg.). München 1944, S. 18.

⁶³⁴ *Ehezuchtbüchlin II* (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. 246.

die weiblichen Vorzüge in der *Geschichtklitterung* 1575 veranschaulicht, zeigt sich 1578 im *Ehezuchtbüchlein* als modifiziertes Bild, in dem die Sonne nicht die Frau, sondern den Mann darstellt.

Es soll der Man sein wie die Sonn
Und die Frau soll sein wie der Mon;
Die Sonn hat wol ein klärern schein,
Doch hat der Mon gleichfalls das sein,
Und gleich wie nicht die Sonn zerstöret
Dem Mon sein schein, sonder den mehret:
Also soll auch ein rechter Man
Seiner Männin jr ehr thun an,
Diweil die ehr doch ist gemein,
Wie auch das Gut keins hat allein:
Und wa man nicht solch gmeinschaft behalt,
Und jedes Licht sein schein erhalt,
So kann es gleich so wenig bestohn
Als wann die Sonn verstis den Mon,
Oder der Mon verstis die Sonn.⁶³⁵

Als derjenige, der die Frau fördern und geistlich erleuchten soll, erscheint der Mann als Licht über der Frau. Derselbe Vergleich findet sich unter anderem schon in Andreas Musculus' *Wider den Eheteuffel* von 1556.⁶³⁶ Wie die Sonne, die den Mond erhellt, ist der Charakter der Frau bedingt durch das Wirken des Mannes.⁶³⁷ Während Plutarch an dieser Stelle das Thema der männlichen Fürsorge abschließt, betont Fischart einmal mehr den reziproken Beistand der Ehegatten. Er hebt hervor, dass beide Ehegatten strahlen und es schließlich von beiden abhängt, ob sie an Ehre dazugewinnen. Ehehliche Ehrhaftigkeit – wie bereits angesprochen – gebe es schließlich nur als Gemeinschaftswerk. Analog verhält es sich mit der Frömmigkeit. Fromm zu sein ist keine Selbstverständlichkeit, erklärt Fischart, denn „[e]s gehöre vil zu eym frommen

⁶³⁵ Ebd. I (Plutarch, Ehvorschriften), S. 132 f.

⁶³⁶ Im *Wider den Eheteuffel* braucht Andras Musculus die Metapher der alleinigen Sonne am Himmel, gemäß welcher neben dem Mann keine zweite Person über das Haus herrschen kann. Vgl. Andreas Musculus: *Wider den Eheteuffel*. Frankfurt (Weygand Han u. Georg Raben) 1562. Zentralbibliothek Zürich [Alte Drucke, 18.1782], fol. E7v: „Gleich wie nur ein Sonn am Himmel / so auch nur ein Herz vnd regent seyn muß / sol es anders friedlich zügehen / Non capit regnum duos, Nec regna focium ferre, nec tedae sciunt. Zween Herzen in einem Land / Zween Narren in einem hause / vertragen sich nimmermehr.“ Vgl. auch Rington, Joel F.: *Reordering marriage and society in Reformation Germany*. 2. Auflage. Cambridge 1997, S. 41.

⁶³⁷ Vgl. ebd. II, S. 132 f.

Weib oder Man“.⁶³⁸ Bezüglich der Frau betont er, dass Schönheit und Frömmigkeit zwei so rare Güter seien, dass sie selten in einer Person vereint auftreten.⁶³⁹ Für den Dichter steht fest: In der Ehe müssen beide Partner füreinander Frömmigkeit anstreben sowie „Unfrömmigkeit“ bei sich selbst und beim Gatten unterbinden. Lässt einer von beiden zu, dass der andere „Gottlos“ ist, verurteilt Fischart dies als ein Nicht-Verhindern von Sünde.

Wie der Mann die Frau zu behandeln hat, thematisiert Fischart schon rund 100 Seiten vorher mit Hilfe eines weiteren Gleichnisses.

Und zu gleicher weis, wie die Sele wol für den leib sorgen kann, vnd doch desselbigen gelüsten vnd vnordenlichen begirden nichts nachhengen noch ergeben sein: Also kan auch ein Ehemann wol vber das Weib herschen, vnd jren doch anmütig, gefällig vnd vnbeschwärllich sein.⁶⁴⁰

In mittelalterlicher, christlicher Literatur wurde die Frau durch ihre Abstammung von Eva mit dem Sündhaften assoziiert. Sie galt nicht selten als das „Fleisch“, das im Gegensatz zum „Geist“ steht, also als das Böse, das sich dem Guten widersetzt. Fischart greift zwar die Verbindung Frau/Fleisch auf, unterlässt es aber, die Frau zu kritisieren. Es scheint ihm nicht um die negative Darstellung der Frau zu gehen, sondern um die Verantwortung, die dem Mann aufgrund der weiblichen Schwäche in dieser Beziehungskonstellation zukommt. Bereits bei häuslicher Arbeit stellt Fischart fest, dass alles, was der Frau „zu schwär ist“, vom Mann erledigt wird. Die Schwachheit der Frau wird nicht primär mit ihrer Sündhaftigkeit in Verbindung gebracht,⁶⁴¹ sondern dargestellt als Herausforderung der männlichen Stärke und Begabung, die sowohl physischer als auch geistiger Art zu sein hat. Aus diesem Grund richten sich Fischarts Ratschläge auch primär an den Mann, der die Anweisungen im eigenen Haushalt umzusetzen habe. Das Vorwort des *Ehezuchtbüchleins* 1578 adressiert sich explizit an die Familienväter, die ihre «geliebten Haußfrauen vnd Kinder[]» unterweisen müssten.⁶⁴²

Fischart erklärt, dass dieses Prinzip in seiner Gesellschaft oft nicht zur Anwendung komme. Stattdessen seien zahlreiche Frauen an der Macht. Die Ursache steht für ihn fest: Die jeweiligen

⁶³⁸ Ebd. II, 247.

⁶³⁹ Ebd. II, S. 201.

⁶⁴⁰ Ebd. II, S. 167.

⁶⁴¹ Dadurch verhindert Fischart, der zuvor vorgestellten Identifikation Frau/Christentum zu stark zu widersprechen.

⁶⁴² Vgl. *Ehezuchtbüchlein*, Vorrede, S. 124.

Ehemänner leben aufgrund mangelnder Stärke in Abhängigkeit von ihren Frauen.⁶⁴³ An einer späteren Stelle geht Fischart genauer auf dieses fehlende Element ein, das die Hierarchieverhältnisse in der Ehe ins Gegenteil kehrt:

Im sei dan der **Verstand verlihen**
Ein Weib zu zihen vnd zu erziehen:
Ja keiner kein Weib nemmen soll
Er könn dan Kinder zihen wol:
Sonst nimmt mancher ein Weib dahin
Der wol bedörft, das man zieh jn.
Daruumb dieweil kein zucht vorbanden
Herschen Weiber vnd Kinder inn Landen.⁶⁴⁴

Während der Mann zum Erzieher bestimmt ist, sollen Frau und Kind erzogen werden. Qualifiziert sich jedoch der Familienvater durch mangelnden Intellekt nicht zur Erzieherrolle, übernehmen Frau und Kind die freie und unverzichtbare Position. Fischart stellt dieses Beziehungsverhältnis nicht als gleichwertige Option, sondern als durchaus schlechte Alternative zur ‚gewohnten‘ Konstellation dar. Die Passage muss in ihrem Kontext verstanden werden, da sich die Frau in ihrer umfangreichen Funktion als Hauskönigin größtenteils alleine um die Erziehung der Kinder kümmern darf.⁶⁴⁵ Die Begründung zur Höherwertung des männlichen Erziehers liegt in der Verantwortung, die ihm als Haupt der Familie zukommt und der er nur durch eine gewisse Einflussnahme nachkommen kann. In dieser Rolle hat sich der Mann als derjenige zu erweisen, der seiner Frau in Zeiten der Not das Rückgrat stärkt und dadurch ebenfalls als ergänzendes Gegenüber auftritt.

Herwiderumb das Weib findet oft einen zornigen, wunderlichen, seltsamen Man, dern gibt Gott so vil gnad, das sie sanft vnd still ist vnd kann dem Man weichen. Der Man ist oft vnachtsam auff die Narung, das Weib ist dester fleissiger. Das Weib kräncket jmmer, der Man ist dester gesunder, vnd **sein gesundheyt erstatt des weibs krankheyt**. Des weibs krankheyt vbet hinwiderumb des Mans glauben, gedult vnd liebe, vnd ist also (246) keyns dem anderen schädlich, wo sie den verstand haben, das sie Gott zusammen gefügt hab, **des willen sie erkennen vnd folgen sollen**.⁶⁴⁶

⁶⁴³ Vgl. ebd. II, S. 132.

⁶⁴⁴ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. 139 f.

⁶⁴⁵ Vgl. dazu das Kapitel „3.1.4 Frau als Hauskönigin“ und insbesondere „5.3.2 Frau als Erzieherin“.

⁶⁴⁶ Ebd. II, S. 245 f. In gleicher Weise mahnt Fischart, dass ein „verständiger vnd höher begabter, bei eim vnverträglichen Weib vernünftiglich wone“. Ebd. II, S. 259.

Die Andersartigkeit von Mann und Frau verlangt zwar ein besonderes Aufeinander-Eingehen, birgt jedoch gleichzeitig einen großen Segen in sich. Das Paar kann sich durch seine Komplementarität besonders unterstützen – im Alltäglichen und in der Angelegenheit, auf die es in jeder Schilderung hinausläuft: die christliche Nachfolge.

4 Fazit: Eheauffassung

Als Fazit der ersten drei Unterkapitel sei zunächst auf den eingangs genannten programmatischen Satz zu Fischarts ehelicher Abhandlung hingewiesen, in dem die zwei zentralen Begriffe ‚Ordnung der Natur‘ und ‚Ehre‘ fallen. Beide Aspekte durchziehen die Analyse von Fischarts Ansichten derart, dass sie beinahe in jedem Kapitel des *Ehezuchtbüchleins* Erwähnung finden.

Das Verhältnis zwischen Mann und Frau erweckt einen ambivalenten Eindruck. So können die Geschlechterrollen sowohl reziprok (bezüglich Gegenseitigkeit, Treue und Gemeingut) als auch hierarchisch (hinsichtlich der geschlechtsspezifischen Rollen) betrachtet werden. Die doppelte Perspektive entsteht dadurch, dass essenzielle Werte zwar in einer partnerschaftlichen Zuwendung gepflegt werden, jedoch der Bezug zwischen Frau und Mann asymmetrisch ist.

Nach Fischart sind beide Aspekte für eine gute Ehe unabdingbar. Obgleich die Verantwortung schließlich beim Familienvater liegt, misst der Straßburger der Frau einen deutlich entscheidenderen Einfluss auf das Eheglück bei. Sie sei es schließlich, in deren Hände Harmonie und Wohl der Beziehung liegen, an deren Anker die ganze Familie ruhe. Durch die Betonung ihrer Tugenden erfährt die Frau demzufolge eine Aufwertung, die dem Mann in dieser Form nicht zukommt. Der männliche Ehegegner soll in der Frau einen gewinnbringenden Faktor erkennen und sich infolgedessen für die Ehe entscheiden. Neben ihrem tugendhaften Wesen stellt ihr Einsatz im Haus ein weiteres Argument für den weiblichen Mehrwert dar. Alle Belange der Frau drehen sich um das Haus, das als Zentrum der Ehe eine essenzielle Aufgabe innehat. Doch so entscheidend ihre Tätigkeit auch in den häuslichen vier Wänden und zur Harmonieerhaltung in der Partnerschaft ist: Im Konfliktfall gilt das Wort des Mannes. Anhand des Kontrasts zwischen *Würdigung* und *Unterordnung* der Frau zeichnet sich die Ehe durch eine Spannung aus, die erst bei genauerem Hinsehen ein Oxymoron auszuschließen vermag.

Zunächst einmal muss festgehalten werden, dass das Konzept der Ungleichheit zwischen Mann und Frau im mittelalterlichen wie frühneuzeitlichen Zeitraum als gottgewollt gilt. Somit ist die Asymmetrie nicht als explizit misogynen Haltung zu werten, sondern drückt vielmehr die

zeitgenössische unantastbare Ausgangslage aller Ehefragen aus. Vor diesem Hintergrund darf bemerkt werden, dass die unterwürfige Haltung der Frau ihren zahlreichen positiven Eigenschaften keinen Abbruch tut. Sie gilt als „holdselig“, „anmütig, zuthätig, kützelig, Armfähig, Brüstlindig, anbiegig, sanfftligig, Mundsüsig, Liebäuglig, Einschwetzig, Milt, Nett, glatt, schön und zart erschaffen“.⁶⁴⁷ Sogar das Attribut „plöd“, also schwach und unerfahren, kommt ihr zugute, da sie zur Kompensation den „sterckeren zusatz und beistand“ des Mannes erhält. Nicht nur im Falle einer Notlage erhält sie durch den Mann die notwendige Unterstützung. Sie ist ihm in Zeiten des Glücks „ein standmäsig und zugelassene mitgefärtin und gespilin“.⁶⁴⁸ Die moderate Darstellung der positiven weiblichen Eigenschaften und Funktionen schwillt in der *Geschichtklitterung* von 1582 zu einem Katalog des Lobs an.

Das frühneuzeitliche Frauenbild beeindruckt durch eine Mehrdimensionalität, die den spätmittelalterlichen „Pessimismus über die Sündhaftigkeit des weiblichen Fleisches“ mit dem Optimismus der „guten Mutter“⁶⁴⁹ vereint. Mit seiner Beschreibung der tugendhaften Frau zeichnet sich Fischart als lutherisch geprägten Autor aus, der mit Hilfe des positiven Frauenbildes explizit für die Ehe wirbt.

Doch wie steht der Mann in dieser Darstellung da? Aus der Ungleichheit folgen schwächere Moralvorstellungen für den Mann, die sich mit einer Ethik des ‚rechten Maßes‘ begnügen. Er soll über das Haus herrschen und walten, gleichzeitig der Frau den Freiraum geben, ihren Aufgaben nachzugehen. Er soll sie lehren und zurechtweisen, aber mit Gewalt nicht fahrlässig umgehen. Das Ideal der Frau ist bei Fischart genauer definiert. Sowohl im *Ehezuchtbüchlein* als auch in der *Geschichtklitterung* verliert der Straßburger erheblich mehr Worte zu ihrer Beschreibung – in fast allen Fällen ganz klar zu ihren Gunsten.

Allerdings tritt der Mann nur scheinbar in den Hintergrund der Fragestellung. Das Wesen der Ehe findet im Grunde genommen erst im Mann sein eigentliches Prinzip und Ziel.⁶⁵⁰ Angelehnt an Epheser 5 wird der Mann als Haupt der Frau gewissermaßen zu ihrem ‚Christus‘, das heißt zu allem, wonach sie sich auszurichten hat. Als höchste Autorität nach Gott bestimmt er letztlich, wie die Ehe geführt wird, zumal Eva für Adam erschaffen wurde und nicht umgekehrt. Auch ordnet sich die Beziehung zwischen Mann und Frau in den Zusammenhang der Gesellschaft und in einen direkten Bezug zu Gott ein. Basierend auf der Funktion der Vaterrolle trägt ein Dreisäulensystem die kosmische Ordnung: der ‚Hausvater‘ als Familienoberhaupt, der

⁶⁴⁷ Ebd., S. 93 [116].

⁶⁴⁸ Ebd.

⁶⁴⁹ Walter, Tilmann: Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland. Berlin, New York 1998, S. 296

⁶⁵⁰ Vgl. Mackin, Theodore: Marriage in the catholic church. The marital sacrament. New York 1989, S. 356.

‚Landesvater‘ als politischer Regent und der ‚Gottesvater‘, dessen umfassendes Wesen als Vater aller Väter gilt.⁶⁵¹ Wichtige Impulse hierfür stammen aus Bucers Theologie, die die Ehe aus dem unmittelbaren Kontext der Sünde nimmt und als Kern der Gesellschaft etabliert.⁶⁵² Mit diesem Vorbild äußert sich Fischart in einer für seine Zeit progressiven Art und Weise zur Funktion der Ehe.

Das Eheleben wird als Streben hin zu einer absoluten Harmonie verstanden, die in einigen Fällen nicht nur von der Frau abhängt, sondern aus einem zärtlichen Miteinander entspringt. Zu Letzterem gehört das produktive Zusammenwirken von Liebe und Lust, durch dessen Betonung Fischart für das „Ideal [des] emotionalen und sexuellen Ausgleichs“⁶⁵³ der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wirbt. In Fischarts Eheverständnis wird der Mensch als Wesen verstanden, das innerlich nach dem Gleichgewicht von Körper und Geist strebt sowie sich äußerlich in den gesellschaftlichen, harmonisch organisierten Rahmen einzufügen wünscht.

5 Kinder und ihre Erziehung

Nicht nur in der Ehe kommen der Frau und dem Mann spezifische Aufgabengebiete zu. Auch hinsichtlich der Kinder haben die Ehegatten ihre jeweiligen Fähigkeiten und Verantwortungsgebiete zu berücksichtigen: „Dem Weib gzimmt gbären vnd säugen, Dem Man, das zihen, nehren vnd zeugen“.⁶⁵⁴ In sich ergänzender Weise tragen Mann und Frau zur Entwicklung des Kindes bei. Der Mann, der den Sexualakt initiiert, zeugt das Kind. Die Frau hat die Schmerzen im Geburtsbett allein zu tragen. Der Mann erarbeitet den Lebensunterhalt der Familie, den die Frau an das Kind weitergibt, indem sie ihm Geborgenheit schenkt und es an der Brust säugt. Als bestärkende Wiederholung definiert Fischart an anderer Stelle „das Ampt eyns Hausvatters“ mit der Funktion der „Haußnarung, Kindermehrung vnd des [Umgangs mit den] Nachbarn“.⁶⁵⁵ Die Aufgabenteilung lässt sich von biologisch-geschlechtlichen Merkmalen und von der Innen-außen-Aufteilung in der Ehe (Frau im Haushalt, Mann bei der Arbeit) herleiten. Interessant wird es nun in Bezug auf das letzte Element der Serie: das „ziehen“, sprich Aufziehen des Kindes durch den Vater. Was diese

⁶⁵¹ Vgl. Harrington, Joel F.: *Reordering marriage and society in Reformation Germany*. 2. Auflage. Cambridge 1997, S. 42. Siehe dort für weitere politische Züge des theologischen Vaterbegriffs.

⁶⁵² Vgl. Selderhuis, Herman J.: *Marriage and Divorce in the Thought of Martin Bucer*. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= *Sixteenth Century Essays & Studies* 48), S. 247.

⁶⁵³ Walter, Tilmann: *Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland*. Berlin, New York 1998, S. 244 f.

⁶⁵⁴ Ebd. II, S. 216.

⁶⁵⁵ Ebd. II, S. 223.

Aussage *nicht* meint, ist, dass der Mann sich allein der Erziehung annimmt. In Bezug auf die Frau stellt Fischart im Kontext der weiblichen Tugenden fest:

Sie vnterweist ganz weislich jre kind vnd regirt ganz kluglich jr gesind, warnet jrn Hauswirt, ist nicht strudelig noch vermessen, sonder bedachtsam vnd gemachsam, vnd inn summa, inn allem halt sie sich fürsichtig vnd nicht fürwitzig.⁶⁵⁶

Als ‚Hauskönigin‘ kümmert sie sich um hausinterne Angelegenheiten, zu denen auch die Kindererziehung gehört. Wenn Fischart die Erziehung also als Aufgabenbereich des Mannes vorstellt, dann liegt die Betonung in der *Verantwortung*, die der Familienvater als geistliches Oberhaupt für die Frau, aber genauso auch für Kinder und Hausangestellte hat. Folglich liegt die Schuld einer missglückten Kindererziehung beim Vater und nicht bei der Mutter – obgleich sich diese, wie noch zu zeigen ist, überwiegend um die Kinder kümmert.⁶⁵⁷

Die Thematik zu den Rollen, Aufgaben und Verantwortungsbereichen in der Ehe erfährt bei Fischart und Rabelais eine Erweiterung um die Kinderthematik. Somit folgen die beiden Autoren der üblichen Haltung frühneuzeitlicher Schriften zur Ehe und Familie. Im Kontext dieser Erweiterung lautet die primäre Frage, welche Funktion Kinder beziehungsweise das Zeugen von Nachkommen in der Ehe einnimmt. Fischart legt mehr Wert auf den richtigen Umgang mit Kindern als Rabelais. Für ihn zählt nicht nur die Tatsache, dass Menschen heiraten und Kinder zeugen, sondern auch, dass sie sich einer christlichen Erziehung ihrer Kinder verpflichtet fühlen. Sein *Ehezuchtbüchlein* ist zu einem großen Teil ein „Kinderzuchtbüchlein“, zumal sich der vierte Teil diesem Thema widmet und auch der zweite immer wieder auf Kinder zu sprechen kommt.

Wo das *Ehezuchtbüchlein* deutlicher als die *Geschichtklitterung* ist, ist die *Anmanung zu Christlicher Kinderzucht* noch expliziter als das *Ehezuchtbüchlein*. Hier befürwortet Fischart insbesondere durch die Übernahme von Versen aus dem Matthäusevangelium, dass Kinder eine ausgeprägte Verantwortung für die Eltern bedeuten.

Wer aber ergert dieser Geringsten
einen / die an mich gleuben / Dem
were besser / das ein Mülstein an

Hingegen tröwt der Herr groß pein
Den, die der kleinsten ärgern ein,

⁶⁵⁶ Ebd. II, S. 234.

⁶⁵⁷ Siehe Kapitel 5.3 „Christliche Kindererziehung“.

seinen Hals gehenget würde / vnd
erseufft würde im Meer /
da es am tieffesten ist.⁶⁵⁸

Dann dem ein Mülstein besser wer
Am Halß vnd sein versenckt im Meer!⁶⁵⁹

Durch die fast wortwörtliche Übernahme aus dem Matthäusevangelium beweist Fischart auf der formalen Ebene die von einem Reformations-Polemiker zu erwartenden Bibelkenntnisse. Auf der inhaltlichen Ebene hingegen zeigt er, wie die neu auferlegte Pflicht der Kindererziehung mit einem Risiko des elterlichen Versagens einhergeht. Eine falsche Tat gegen Kinder wird biblisch als besonders schwerwiegend beschrieben und lässt die Eltern bei Gott in Ungnade fallen.

Mit dieser Aussage orientiert sich Fischart mehr als Rabelais an den Schriften des Erasmus. Letzterer erklärt etwa in der *Erziehung eines christlichen Fürsten (Institutio principis christiani)* von 1516, dass ein Kind, soll es sich wünschenswert entwickeln (hier: zum gerechten Fürsten), von einem frühen Stadium an einer formenden Erziehung unterzogen werden muss: „Proinde statim, & ab ipsis (ut ajunt) incunabulis vacuum adhuc & rude futuri Principis pectus salutaribus opinionibus erit occupandum.“⁶⁶⁰ Erasmus erklärt, dass das Kind wie ein nicht bepflanztes Feld darauf wartet, dass man es durch erzieherische Maßnahmen kultiviert und formt. In diesem metaphorischen Bild sollen edle Samen Wurzeln schlagen und die Entwicklung des Kindes in die erwünschte Richtung fördern. Samen, die später gepflanzt werden, können nicht denselben Effekt auf den Menschen ausüben, weil sie weniger tief und fest wurzeln als die früh erfolgten Prägungen.

5.1 Rabelais: Das Kind als Lebensverlängerung und Pantagruels Erziehung

Für diese neue Thematik soll Rabelais noch einmal zu Wort kommen. Es wird an jener Stelle eingehakt, in der die Erziehungskomponente seines Werks zuletzt in den Fokus genommen wurde.⁶⁶¹

⁶⁵⁸ Mt 18,6.

⁶⁵⁹ Anmanung zu Christlicher Kinderzucht, S. 406, V. 121-124.

⁶⁶⁰ Vgl. Erasmus von Rotterdam: Fürstenerziehung. *Institutio principis christiani*. Die Erziehung eines christlichen Fürsten [1518]. Anton J. Gail (Übs. u. Hg.). Paderborn 1968, S. 44/45. In deutscher Übersetzung: ebd., S. 45: „Von den Windeln an, wie man so sagt, muß man also die noch von allen Eindrücken freie Seele des künftigen Fürsten mit gediegenen Auffassungen erfüllen.“

⁶⁶¹ Im Kapitel „1.1 Rabelais: Humanistische Ambivalenz in der Ehefrage“ habe ich auf die Bedeutung des Briefes im *Pantagruel* hingewiesen.

Wie bereits erwähnt, grenzt sich das 8. Kapitel mit dem Brief von Gargantua an seinen Sohn Pantagruel sowohl stilistisch als auch inhaltlich vom übrigen Werk ab und thematisiert als „sommet intellectuel de *Pantagruel*“⁶⁶² eine Vielzahl von bildungshumanistischen Anregungen, an die Fischart werkübergreifend in seiner *Gargantua*-Übersetzung anknüpft. Eingebettet in die Kontrastierung zwischen der alten, scholastischen und der neuen, humanistischen Bildung⁶⁶³ wird hier die zunächst praktisch anmutende Frage zur Bedeutung von Kindern mit dem philosophischen Thema der Unsterblichkeit⁶⁶⁴ verknüpft.⁶⁶⁵

Genau genommen spricht Rabelais aber weder von Eltern noch von Kindern. Im Fokus der Darstellung stehen Vater und Sohn. Das Zeugen eines Sohnes verlängert das Leben des Vaters, der im Kind weiterbesteht. Durch die Erziehung zur Sittlichkeit kann der Vater mitbestimmen, *was* genau von ihm im Sohn weiterlebt: genau das, was er diesem an Tugenden mitgibt.

Der Brief weist zwei Teile auf, die beide das Einwirken des irdischen Lebens auf das jenseitige thematisieren. Der erste Teil behandelt die göttliche Vaterschaftsgabe. Diese hat die Fähigkeit, die Sterblichkeit des Körpers zu überwinden, was ursprünglich durch Adams Fall verloren ging. Der zweite Teil stellt ein nobles Erziehungssystem vor, das ermöglicht, dass der Sohn die Tugenden des Vaters übernimmt. Die Spezifizierung „Sohn/Vater“ ist folglich deshalb wichtig, weil nur der tugendhafte *Sohn* würdig sein kann, die materiellen Güter des *Vaters*, aber auch seinen Namen zu übernehmen.

5.1.1 Brief an Pantagruel, Teil 1: Unsterblichkeit durch Nachkommen

Bei genauerem Hinsehen zeigt sich im Falle der Argumentation mit der Unendlichkeit des Lebens eine nicht unwichtige Spezifizierung. Bekannt ist: „elle [= la nature humaine] peut en estat mortel acquerir espee de immortalité et en decours de vie transitoire perpetuer son nom et sa semence“⁶⁶⁶ Das Überleben erfolgt durch Weitergabe. Besonders ist der darauffolgende

⁶⁶² Screech, M.A.: Rabelais et le Mariage. Religion, morale et philosophie du rire. Genf 1992 (= Etudes Rabelaisiennes 28/ Travaux d'Humanisme et Renaissance 167), S. 17.

⁶⁶³ Vgl. u.a. Plattard, Jean : L'Œuvre de Rabelais. Sources, invention et composition. Paris 1967, S. 64-66 und S. 76: „Dans le 'Pantagruel', la lettre de Gargantua accusait le contraste entre les deux époques par une revue générale des progrès des sciences et des lettres.“

⁶⁶⁴ Zur „Unsterblichkeit“ bei Rabelais vgl. Gilson, Etienne: Rabelais franciscain. In: Les idées et les lettres. Paris, 1932, S. 197 ff.

⁶⁶⁵ Die Verbindung Antike-Unsterblichkeit-Ehe wurde untersucht in Telle, Emile Villemeur: L'Île des Alliances (quart livre, chap. IX) ou l'anti-thélème. In: Bibliothèque d'Humanisme Et Renaissance 14 (1952). S. 159-175, hier: S. 173.

⁶⁶⁶ François Rabelais: Pantagruel. In: Œuvres Complètes. Mireille Huchon (Hg.). Paris 1994. Kap. 8, S. 242. Fortan *François Rabelais: Pantagruel* genannt.

Satz: „Ce que est fait par lignée yssue de nous en **mariage legitime**.“ Gargantua erläutert seinem Sohn den einzigen Weg zur Verfolgung dieses Ziels: die legitime Ehe. Es sind folglich die ehelichen Kinder, die das Fortbestehen der verstorbenen Vorfahren garantieren. Name und Geschlecht können von außerehelichen Nachkommen nicht weitergetragen werden. Somit ist Gargantuas Argument für das Zeugen von Kindern zugleich ein Plädieren für die Ehe. Neben der Betonung, dass Fortpflanzung eine Ehe voraussetzt, unterstreicht Gargantua weitere biblische Elemente, die das Argument des Kinderzeugens umrahmen. Zwar kam „par le péché“ der Tod in die Welt,

Mais par ce moyen de propogation seminale demoure es enfans ce que estoit de perdu es parens, et es nepveux, ce que deperissoit es enfans, et ainsi successivement jusques à l’heure du jugement final, quand Jesuchrist aura rendu à Dieu le pere son Royaulme pacificque hors tout dangier et contamination de peché [...].

Statt dem Tod, den die Sünde verspricht, erfährt die Menschheit durch Eheschließung und Kinderzeugung das fortwährende Leben. Genau wie nach Thomas von Aquins Verständnis der paulinischen Briefe ist die irdische Unendlichkeit auch für Gargantua eine Illusion. Sie endet – ist folglich *endlich* – am Jüngsten Gericht, bei Christi Wiederkunft, mündet jedoch gleichzeitig in eine *himmlische Unendlichkeit*.

Genauso wie das bevorstehende jenseitige „Royaulme pacificque“ ist auch bereits das jetzige irdische Leben mit der Überwindung der Sterblichkeit ein Werk von „Dieu le pere“, was ihn zum „conservateur“ des Lebens macht. Rabelais’ Beschreibung der Unendlichkeit zielt gegen Ende der Ausführung auf Gott als Lebensbewahrer und sein Reich als wahrhaftiges Reich der Ewigkeit hin. Damit sublimiert er die Darstellung der irdischen Schöpfungsordnung, wie sie im ersten Teil dieses Kapitels dargelegt wurde,⁶⁶⁷ indem er die paradiesische Sphäre zur göttlichen Ordnung hinzufügt. Eine Familie hat nicht nur zu funktionieren, damit Gottes Bauplan aufgeht, sondern auch, um möglichst viele Menschen in die lebensbewahrende Ewigkeit zu holen.

Im Rahmen der Ehethematik tritt Rabelais in einer überzeugenden Vielzahl von Fällen in Erasmus’ Fußstapfen und weiß auch dessen Paulusauslegungen nachzuvollziehen. Anders als Screech vorgibt,⁶⁶⁸ lobt Rabelais die Ehe auch im Brief des *Pantagruel* aus denselben

⁶⁶⁷ Vgl. Kap. 1.2.3: Ehe als Mikrokosmos in der Schöpfungsordnung.

⁶⁶⁸ Vgl. dazu Screech, M.A.: Rabelais et le Mariage. Religion, morale et philosophie du rire. Genf 1992 (= Etudes Rabelaisiennes 28/ Travaux d’Humanisme et Renaissance 167), S. 20.

Überlegungen heraus wie Erasmus. Über das Wesen der Ehe hinaus betonen beide den Segen, der durch die Kinder kommt. Ihnen verdanken sie letztlich ihre irdische Unsterblichkeit.

In Erasmus' Wortlaut klingt das Lebensverlängerungsargument wie folgt:

Nam si, ut Stoici homines acutissimi disputant, recte vivere, est naturae ductum sequi, quid tam naturae consentaneum quam matrimonium? Nihil enim tam a natura, non hominibus modo, verumentiam reliquo animantium generi insitum est, quam ut suam quodque speciem ab interitu vindicet, et propagatione posteritatis, tanquam immortalem efficiat.⁶⁶⁹

[19: Denn wenn nach den scharfsinnigen Erörterungen der Stoiker richtig leben so viel bedeutet wie sich von der **Natur** leiten zu lassen, was ist dann so naturgemäß wie die Ehe? Nichts ist nämlich von Natur aus nicht nur den Menschen, sondern auch den übrigen Lebewesen so sehr angeboren, wie jeweils seine eigene Art vor dem Aussterben zu bewahren und durch Fortpflanzung gleichsam **unsterblich** zu machen.]

Der Mensch, so paraphrasiert Erasmus die Stoiker, lebt am besten nach der Natur. Nichts ist natürlicher, als dem Lebenserhaltungstrieb zu folgen. Durch die unumgängliche Tatsache, dass der Mensch eines Tages stirbt, ist es in seinem Interesse, mittels eines neuen Lebens sein Erbe auf Erden zu bewahren. Das Zeugen von Kindern wird mit der Lebensverlängerung der Eltern gleichgesetzt. So erklärt Erasmus weiter:

Hac ratione natura prospexit ut in liberis ac nepotibus repubescamus. [...] Mors omnibus parata est, at hac una via velut immortalitatem quandam meditatur naturae providentia, dum sic aliud ex alio propagat, ut veluti cum planta arbore excisa repullulat, nec interisse videatur, qui prole relicta moritur.⁶⁷⁰

[43: In dieser Hinsicht hat es die Natur weise eingerichtet, dass wir in unseren Kindern und Enkeln wieder jung werden. [...] Der Tod ist allen gewiss, aber nur auf diesem Weg ersinnt die Natur in ihrer weisen Voraussicht so etwas wie Unsterblichkeit; wenn sie so das eine aus dem anderen hervorgehen lässt, wie aus dem gefällten Baum wieder ein neuer Trieb hervorsproßt, so scheint auch der nicht gestorben zu sein, der bei seinem Tod Nachkommen zurücklässt.]

⁶⁶⁹ Erasmus: Encomium Matrimonii, S. 18/19 [392].

⁶⁷⁰ Ebd., S. 42/43 [410].

Utopische Konzepte, wie das der ‚ewigen Jugend‘ und der ‚Unsterblichkeit‘, rücken durch Nachkommen in greifbare Nähe. Im Gegensatz dazu gilt der Verzicht auf Kinder als eigenes Todesurteil und als feindliche Haltung gegenüber dem natürlichen Leben.

Apparet igitur qui connubii amore non tangitur, eum non hominem, sed saxum videri, hostem naturae, numini rebellem, suapte **stulticia** sibi **perniciem** accersere.⁶⁷¹

[23: Wen das Verlangen nach Ehe nicht berührt, der gilt nicht als Mensch, sondern als Fels, als Feind der Natur, als Rebell gegen die Gottheit und beschwört durch seine eigene **Torheit** sein **Verderben** auf.]

Ogleich Erasmus einen entscheidenden Einfluss auf Rabelais‘ Überzeugungen hatte, darf davon ausgegangen werden, dass Letzterem auch ältere Schriften zur Problematik bekannt waren. Bereits Aristoteles und auf ihn aufbauend Jean de Meung verstehen das Kinderzeugen als ein menschliches Streben nach Unendlichkeit. Das Vergängliche gewinnt seine Bedeutung erst in seiner Annäherung ans Ewige. So geht die Menschheit in Richtung Ewigkeit, indem sie ihr Fortbestehen durch Nachfahren garantiert.⁶⁷² Das Zölibat, so Jean de Meung im zweiten Teil des *Roman de la Rose*,⁶⁷³ stehe dem göttlichen Ziel des Menschen im Wege, auf Erden Unsterblichkeit zu schaffen.

Auch Platons und Thomas von Aquins Gedankengut wird synkretistisch in Rabelais‘ Denkweise verwoben. Das Unendlichkeitskonzept aus Platons *Symposium* erfährt eine christliche Prägung. Äußerungen aus Thomas von Aquins *Summa Theologica* werden ins Konzept der Ehe eingefügt.

In der Spalte 208 B des *Symposiums* wird erklärt, dass die Unsterblichkeit dadurch erlangt wird, dass ein neues Wesen den Platz des alten einnimmt. Platon spricht jedoch von einem Lehrer-Schüler-Verhältnis, in dem das geistige Erbe – das dem körperlichen überlegen ist – in Form von Tugenden an den Schüler weitergereicht wird und das Fortbestehen des Lehrers ermöglicht. Rabelais hingegen erweitert das Erbe um den körperlichen Aspekt. Er löst die bei Platon befindliche Rivalität zwischen Geist und Körper auf und versteht das neue Wesen als leibliches

⁶⁷¹ Ebd., S. 22/23 [394].

⁶⁷² In einem ähnlichen Sinne funktioniert der „erotische Kommunismus“, demzufolge Kinder für die Aufrechterhaltung des Staates sorgen. Vgl. Curtius, Ernst Robert: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. 11. Auflage. Tübingen, Basel 1993, S. 133.

⁶⁷³ Die satirischen Äußerungen im zweiten Teil des *Roman de la Rose* richten sich in erster Linie gegen das Zölibat, aber auch die Scheinheiligkeit und Bettelwut der Mönche geraten ins Visier. Vgl. Jean de Meung et Guillaume de Lorris: Le roman de la rose. Édition d’après les manuscrits BN 12786 et BN 378. Armand Strubel (Übers. und Hg.). Paris 2004.

Kind, das neben dem Geistigen (Tugend durch Erziehung) auch das Physische (Name, Blut) seiner Vorfahren übernimmt. Unter anderem mit der Betonung des Ehestandes und der Bedeutung von Nachkommen wird das Thema bei Rabelais so radikal „christologisiert“, dass im Grunde genommen nicht mehr von einer Unendlichkeit im platonischen Sinne gesprochen werden kann. Getreu der biblischen Eschatologie gelten für Rabelais die Stunden auf Erden für jedermann als gezählt. Das jüngste Gericht und die Etablierung von Jesu Königreich markieren den Schlussstrich der menschlichen Genealogie.

Ogleich sich Thomas von Aquin aristotelischer Mittel bedient und ähnlich wie der griechische Philosoph auch eine endliche, vergängliche Welt als Untersuchungsgegenstand nimmt, ist sein Lebenswerk, die *Summa Theologica*, stärker theologischer als philosophischer Natur. Der paulinischen Auffassung konform wird die endliche Welt durch das unendliche Reich Christi ergänzt. Die Familie als christliche Einheit ist auf dieses ausgerichtet. Deshalb räumen Ehe, Kinderzeugung und christliche Erziehung dem Gedanken der Unendlichkeit den höchsten Stellenwert ein. Für Thomas sind Kinder ein Teil des Vaters. In ihren Gedanken lebt er weiter. Das Entscheidende, was dadurch überlebt, ist die christliche Ausrichtung, die durch die Erziehung vermittelt wurde. Diese religionsphilosophische Argumentationsweise kommt Rabelais' Darstellung näher als die Darbietung des antiken Erbes Aristoteles' oder Platons. Dennoch duldet Rabelais – anders als Fischart – neben der Ehe auch die monastische Lebensform. Während Fischart die Kinderlosigkeit der Mönche scharf angreift, ist dies für Rabelais nie ein Grund der Kritik. Seine Negativdarstellung der Orden rührt vom traditionellen, das ganze Mittelalter durchziehenden Klischee der Faulheit und Nutzlosigkeit der Mönche.⁶⁷⁴

5.1.2 Brief an Pantagruel, Teil 2: Erziehung zur Tugendhaftigkeit

Ähnlich verhält es sich im zweiten Teil des Briefes. Auch dieser beginnt zunächst auf das Weltimmanente bezogen, indem er erklärt, was der Sohn vom Vater widerspiegeln kann. „[E]n toy et par toy“, schreibt Gargantua, „je demeure en mon image visible en ce monde vivant, voyant, et conversant [= fréquentant] entre gens de honneur et mes amys comme je souloys [= avais l'habitude].“ Das „en toy et par toy“ bezieht sich auf Charaktereigenschaften und Handlungen, die der Sohn nach dem Vorbild seines Vaters besitzt/ausführt.⁶⁷⁵ Obwohl

⁶⁷⁴ Vgl. Screech, M.A.: Rabelais et le Mariage. Religion, morale et philosophie du rire. Genf 1992 (= Etudes Rabelaisiennes 28/ Travaux d'Humanisme et Renaissance 167), S. 37.

⁶⁷⁵ Im Zusammenhang der Darstellung einer tugendhaften Frau erläutert Fischart wie auch sie als Exempel für ihre Kinder dient und diese zur „HausgeschAeftlichkeit anschick[t]“. Vgl. Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehegebürlichkeiten), S. 189.

Rabelais, wie oben gezeigt, in der Regel für die Gleichwertigkeit von Körper und Seele plädiert, steht in diesem Kontext das geistige Erbgut über dem physischen. Ob körperliche Merkmale vererbt werden oder nicht, wird nicht thematisiert. Hingegen soll die Seele seines Vaters durch bemerkenswerte Kenntnisse und mustergültiges Verhalten in Pantagruel erhalten bleiben.

[L]a moindre partie de moy, qui est le **corps, demoureroit**, et la meilleure qui est **l'ame**: et par laquelle demeure nostre nom en benediction entre les hommes, seroit **degenerante** et abastardie. Ce que je ne dis par defiance que je aye de ta vertu [...] mais pour plus fort te encourager à proffiter de bien en mieulx.⁶⁷⁶

Die Erziehung hat die Aufgabe, Tugenden zu vermitteln, so dass im Kind die geistigen Merkmale der Eltern überleben: Dadurch würden das wunderbare Leben und der exzellente Charakter, den sich Gargantua erarbeitet hat, in seinem Sohn Pantagruel wiederzufinden sein. Besteht der Sohn die harte Tugendschule seines Vaters, kommt ihm der Perfektionstitel zu: „absolu et parfait, tant en vertu, honesteté, et preudhommie, comme en tout sçavoir liberal et honeste“.⁶⁷⁷ In dieser Vollkommenheit des Charakters, so Gargantua, würde die Gesellschaft den Vater wie in einem „mirouoir“ erblicken können. Wird diese geistige Weitergabe zwischen Vater und Sohn in den Kontext der Aneinanderreihung bis zur ‚irdischen Unendlichkeit‘ eingebettet, gehören alle weiteren Vorfahren und Nachkommen mit ins Bild. So wie Pantagruel der Spiegel seines Vaters Gargantua ist, zeigt sich in Gargantua die Wesensart *seines* Vaters, Grandgousier⁶⁷⁸.

Mais encores que mon feu pere de bonne memoire Grand Gousier eust adonné tout son estude, à ce que je proffitasse en toute perfection et sçavoir politique, et que mon labour et estude correspondit tresbien, voire encores outrepassast son desir [...].⁶⁷⁹

Die Familie gibt die Tugend dank eines intensiven Studiums von Generation zu Generation weiter. Das dabei angestrebte Ziel ist die Entwicklung zum Renaissancemenschen. Die Jahre der Jugend sind dann richtig genutzt, wenn sie zu einer Fülle an „estude“ und „vertus“ führen.⁶⁸⁰ Dazu gehören die Kenntnisse in allen wichtigen Sprachen, die Entwicklung zum Literaten und

⁶⁷⁶ Ebd., S. 242 f.

⁶⁷⁷ Ebd., S. 243.

⁶⁷⁸ Mit Grandgousier beginnt der Roman *Gargantua* bzw. die *Geschichtklitterung*. Die Erziehung zieht sich durch die ganze Geschlechterfolge und somit auch durch Rabelais' Romane.

⁶⁷⁹ Ebd.

⁶⁸⁰ Vgl. Ebd., S. 244: „Parquoy [= C'est pourquoi] mon filz je te admoneste [= exhorte] que employe ta jeunesse à bien profiter en estude et en vertus.“

eine exorbitante Wissensaneignung in Gebieten wie die „ars liberaux, Geometrie, Arismetique et Musicque“, die Astronomie, Philosophie etc. Auch in Bezug auf naturwissenschaftliche Fächer wie Geologie, Zoologie und Biologie dürfe Pantagruel keine Sache unbekannt bleiben, „rien ne te soit incongneu“. ⁶⁸¹ Nicht nur steckt das Studienprogramm jede wissenschaftliche Fachrichtung ab. Es erfordert auch eine außerordentliche Tiefe, die den Schüler zum Spezialisten in allem macht – das Nonplusultra der *studia humanitis*. Am Rande findet das körperliche Training Erwähnung, die „chevalerie“ und „les armes“, ⁶⁸² zum Schutze des Elternhauses und bedrohter Freunde, also – wie schon die Fortpflanzung an sich – ganz im Dienst der Familie und der Gesellschaft. Letzten Endes zielt das Selbststudium darauf ab, den Menschen zu einem ehrbaren Mitglied seines sozialen Milieus zu formen.

Zum christlichen Aspekt seiner Ausführungen kommt Rabelais auch hier erst gegen Ende der Abhandlung. Die Brücke vom Gelehrtenwissen zu geistlichen Inhalten schafft zunächst das Studium: Dieses umfasst in seiner Breite schließlich auch die „sainctes lettres“, also das hebräische Alte Testament und die griechischen neutestamentlichen Schriften.

[...] il te convient **servir, aymer, et craindre Dieu**, et en luy mettre toutes tes pensées, et tout ton espoir, et par foy formée de charité estre à luy adjoint, en sorte que jamais n'en soys desamparé [= séparé] par peché. **Aye suspectz les abus du monde**, ne metz ton cueur à vanité: car ceste vie est transitoire: mais **la parolle de Dieu demeure eternellement**. Soys serviable à tous tes prochains, et **les ayme comme toymesmes**. Revere tes precepteurs, **fuis les compaignies de gens esquelz tu ne veulx point ressembler**, et les graces que Dieu te a données, icelles ne reçoipz en vain. ⁶⁸³

Der ganze Paragraf gegen Ende des Briefes ist eine Kompilation aus aneinandergereihten paraphrasierten oder wortwörtlich zitierten Versen aus den heiligen Texten, die von Rabelais' ausgezeichneten Bibelkenntnissen zeugen. Die ersten zwei Sätze mit der göttlichen Hoffnung und der Ablehnung der Welt zeigen starke Ähnlichkeiten mit dem Psalm 62.

C'est à Dieu seul, mon âme, qu'il te faut te remettre : **mon espoir vient de lui**. Lui seul est mon rocher, et mon Sauveur, ma forteresse, je ne serai pas ébranlé. Auprès de Dieu se trouvent mon salut et ma gloire, mon rocher fortifié, mon refuge est en Dieu. Vous, les gens de mon peuple, ayez confiance en lui ! Instant après instant, ouvrez-lui votre cœur ! Dieu

⁶⁸¹ Ebd.

⁶⁸² Ebd., S. 245.

⁶⁸³ Ebd.

est notre refuge. Oui, les êtres humains sont un souffle qui passe ; **les hommes, tous ensemble, ne sont que déception** ; placés sur la balance, ils pèseraient à eux tous moins que rien. Ne comptez pas sur la violence ! Ne placez pas d'espoir dans les biens mal acquis ! Si la fortune augmente, n'y attachez pas votre cœur !⁶⁸⁴

Die biblischen Aussagen sollen Pantagruel weg von weltlichen und hin zu geistlichen Werten führen. Zu diesem Zweck wird Gott als fürsorgliches Wesen vorgestellt, hingegen die Welt als Ort der Enttäuschung diffamiert. Gargantua argumentiert: „la parole de Dieu demeure éternellement“ und entnimmt Jesaja 40,8 dabei den exakten Wortlaut. Die ewige Gültigkeit der Heiligen Schrift wird der menschlichen Vergänglichkeit gegenübergestellt und entlarvt Letztere als wertlos. Trotzdem gilt der Mensch, der ‚Nächste‘, gemäß dem neutestamentlichen Gebot als Empfänger der christlichen Wohltaten. Sätze wie „les ayme comme toymesmes“, die Rabelais den Evangelien und Briefen⁶⁸⁵ entnimmt, waren im christlichen Europa der frühen Neuzeit kaum jemandem fremd.

Im letzten Satz ermahnt Gargantua seinen Sohn ein letztes Mal, indem er Weltlichkeit und Geistlichkeit als Dichotomie vorstellt und für eine Erziehung plädiert, die von der Weltlichkeit weg- und zur Geistlichkeit hinführt. Die hier dargestellten Personen („gens, esquelz tu ne veulx point ressembler“) spiegeln den Spötter und Eitlen aus den Psalmen⁶⁸⁶ wider. Statt von ihnen geprägt zu werden, sollte Pantagruel an Gottesfurcht zunehmen, damit er die Gnade Gottes – Rabelais paraphrasiert den 2. Korintherbrief 6 – nicht umsonst erhalten hat, sondern diese die Veränderungen in ihm bewirkt.

So zielen Gargantuas Anweisungen nicht nur auf einen umfassenden, humanistischen Unterricht, sondern diktieren zugleich eine im höchsten Maß christliche Erziehung – eine Erziehung, wie sie auf den ersten Blick von Fischarts Ideen kaum zu unterscheiden ist.

Die Parallele ist etwa zum Klosterentwurf Thélème zu ziehen. Bei Betrachtung des ausnahmslos tugendhaften Thelemiten stellt sich die Frage, wozu denn noch eine Erziehung gut ist, wo sich doch der Hochgeborene von Natur aus tugendhaft verhält? Gemäß dem thelemitischen Menschheitsverständnis gehören freie Menschen durch Geburt einem hohen Stand an, sind gebildet und pflegen einen ehrenvollen gesellschaftlichen Umgang. Diese freien Menschen haben von Natur aus den Antrieb, stets tugendhaft zu handeln und Lastern

⁶⁸⁴ Bible du Semeur, Ps 62,6-11.

⁶⁸⁵ Vgl. Lk 10,27 und Gal 5,14.

⁶⁸⁶ Vgl. z.B. Ps 1,1 und Ps 26,4. Auch Fischarts Übersetzung von Plutarchs Kinderzucht beinhaltet diese Warnung vor dem Umgang mit den falschen Leuten. Vgl. Ehezuchtbüchlein III (Plutarch, Kinderzucht), S. 309.

fernzubleiben – ein Ansporn, der die Erlangung und Bewahrung eines einzigen Guts zum Ziele hat: Ehre.

Die Betonung der Ehre ist auch für Fischart nicht unwichtig. Allerdings lässt sich in den meisten Direktvergleichen zwischen dem Text des Straßburgers und seiner Vorlage eine bedeutende Abweichung feststellen: Die Ehre hat für Fischart ihren Zweck nicht in sich selbst, sondern ist eine Art Mittel, um Gottes Gunst zu erlangen. Während Rabelais diese Aussage nur selten anführt – wie etwa im Brief des Gargantua an Pantagruel –, bedient sich Fischart dieser expliziten Worte in der *Geschichtklitterung* und im *Ehezuchtbüchlein*. Dies zeugt somit von einer intensiveren Auseinandersetzung mit dem Thema der christlichen Komponente von Ehe und Kinderzucht.

5.2 Bedeutung der Kinder

Inn der Haußhaltung ist viererley Volck. Eins gebietet vnd herschet, als der Haußvatter. Das ander gehorsamet, als das Weib. Das dritt ist ein anmütige zugehülfe des geschlechts vnd des Haußgesinds, als die Kind. Das vierte ist vntherhånig, als knecht vnd Mågd.⁶⁸⁷

Keine Abhandlung über den Haushalt ist komplett, wenn von Kindern noch nicht die Rede war. Während „knecht vnd Mågd“ ein geringfügiger Platz im *Ehezuchtbüchlein* zukommt, betont Fischart die Bedeutung der Kinder mit vielfältigen Argumentationsweisen. Dabei stützt er sich unter anderem auf Rabelais' Verständnis vom lebensverlängernden Kinderglück, passt dieses einer biblischen Darstellung an und erweitert die Semantik durch weitere christliche Aspekte.

5.2.1 Rabelais entsprechende Aspekte

Es ist nicht klar, ob Fischart in Abhängigkeit von Rabelais auf das Motiv der ‚Unendlichkeit‘ zu sprechen kommt oder dafür auf ältere Quellen zurückgreift. Fest steht, dass er den gleichen Gedanken der Lebensverlängerung durch Kinder vertritt. Nur unterstreicht Fischart, anders als Rabelais, dass das Unendliche, Paradiesische direkt mit einer gottgefälligen Lebensführung verbunden sei. Die ersten Zeilen seiner *Anmanung zu Christlicher Kinderzucht* von 1578, worauf in Kürze genauer eingegangen wird, leiten das Gedicht wie folgt ein:

⁶⁸⁷ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. 239.

Diß Bûchlein zu lehr vnd rechter Tugend,
Die dann in Gotts Erkantnuß stehet,
Das man seinen Gebotten gehet.
Darzu Wöll Gott sein gdeyen geben
Und nach diesem das ewig Leben.⁶⁸⁸

Die zu Beginn des Werks angeführten Autorintentionen präsentieren die *Anmanung zu Christlicher Kinderzucht* als Werk der Tugend. Sie ermutigen den Leser zu einer Lektüre, über die ihm die Hoffnung auf Gotteserkenntnis, Gottesgehorsam und auf das ewige Leben in Aussicht gestellt wird. Die Formel „Darzu Wöll Gott sein gdeyen geben“ weist auf die diesseitigen Bemühungen des Menschen hin, die durch Gottes Wohlwollen zu Erfolg und Glück führen. Hingegen spricht die letzte Zeile – „Vnd nach diesem das ewig Leben“ – die Tragweite der christlichen Ausrichtung an, die das Jenseits mit in den Blick nimmt. Fischart unterstreicht so, dass Hinweise zur sogenannten „Kinderzucht“⁶⁸⁹ nicht nur eine Hilfestellung im praktischen Alltag sind, sondern darüber hinaus zur Seligkeit und zum Heil des Menschen beisteuern. Darin liegt ein entscheidender Mehrwert gegenüber dem rein humanistischen Erziehungsziel. Im Kontrast zum ersten Teil des *Ehezuchtbüchleins*, in dem sich Fischart nach der Vorlage von Plutarch orientiert, betont er in der eigens zusammengestellten Kompilation im zweiten Teil des Werks, „Von Ehgebürlichkeiten“, nicht nur den diesseitigen, sondern auch den jenseitigen Nutzen der Erziehung.

Anders als bei Rabelais sind seine Theorien zur Unsterblichkeit der Familie durch die Fortpflanzung an ein gottgefälliges Leben geknüpft. Was Fischart genau unter Letzterem versteht, wird an einer späteren Stelle betrachtet.

Die diesseitigen Konsequenzen der Kindererziehung seien „**zird** vnd [...] ein **ewiger Rum**, wann sie wol erzogen sint.“⁶⁹⁰ Dahinter verbergen sich zwei Aussagen: Einerseits entsteht Tugendhaftigkeit durch Erziehung. Andererseits bringt ein Leben in Tugendhaftigkeit Familienehre hervor, die zeitlich nicht auf die Lebensdauer begrenzt ist. Erziehung führt zur Tugend und die Tugend zur Ehre – zu einer Ehre, die der Familie ein unendliches Andenken schafft. Der Ursprung dieses Ewigkeitsgedankens liegt im weiblichen Geschlecht, ohne dass der Mann seinen Namen mit ins Grab nehmen müsste. Außer ihrer Familie fördert sie ebenso

⁶⁸⁸ Johann Fischart: *Anmanung zu Christlicher Kinderzucht vnd nützung volgender Festfragen*. In: *Werke*. Auswahl. Adolf Hauffen (Hg.). 1. Bd. Stuttgart 1892 (= NDL 18,1), S. 408 V. 194-198.

⁶⁸⁹ Vgl. Titel und ebd., S. 405, V. 76.

⁶⁹⁰ Ebd. II, S. 190

das Fortbestehen der ganzen Menschheit, indem sie Gottes „mehret euch“⁶⁹¹ gehorcht: „Und also on das Weiblich gschlecht, Das Menschlich gschlecht erhalten schlecht.“⁶⁹² Als Untergebene ihrer Liebsten und Dienerin Gottes wird ihr bei Fischart der Verdienst des Ewigkeit-Ruhms zugesprochen.

Bereits Luther hielt in seinem Sermon zum Ehestand fest, dass das besondere Potenzial der Frau darin liegt, „kinder zu bringen“.⁶⁹³ Gleichermäßen betont Fischart vehement das Kinderzeugen und plädiert dafür, dass die Eltern im Grunde genommen durch die Eheschließung in die Pflicht des Kinderzeugens getreten seien. Die Kinder, so der Dichter, seien die „Eheliche pflicht“,⁶⁹⁴ da „nichts der Ehe also gemäs [sei], als Kinderzeugung“.⁶⁹⁵ Anhand des Bildes der Venus, die Tauben vor ihren Wagen gespannt hat,⁶⁹⁶ wird demonstriert, welcher Frauentyp dem weiblichen Ideal entspricht. Venus, die Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit, wird gezogen von einem Tier, das durch seine Brutfreude selbst für Fruchtbarkeit steht.⁶⁹⁷ Unter der Bedingung, dass die hier sinnbildlich diktierte Sexualität mit „reyn[e] vnd keusche[m] gemüt[]“⁶⁹⁸ praktiziert werden sollte, werden Ehepaare dazu aufgefordert, Kinder in die Welt zu setzen.

Also solln auch zur fruchtbarkeyt
All Ehen werden angeleyt,
Das man nãmlich Kinder gbãre,
Und dieselb ordenlich ernehre.⁶⁹⁹

Gleichermäßen wird die Göttin Ceres, die unter anderem für die Fruchtbarkeit steht, im Rahmen der Ehe als Inspiration genommen: Mann und Frau wurden „nach dieses Lands hailigem sitt“ von der „die Priesterin der Göttin Ceres, nach gemainem prauch inn die Ehliche Beischlafkammer [...] eingeschlossen [...]“.⁷⁰⁰ Die Frau steht mit ihrem Mann in der Pflicht,

⁶⁹¹ 1. Mo 9,7.

⁶⁹² Ebd. II, S. 269.

⁶⁹³ D. Martin Luther: Ein Sermon von dem ehelichen Stand. In: Kritische Gesamtausgabe. WA 2. Schriften 1518/19 (einschließlich Predigten, Disputationen). Ein Sermon von dem ehelichen Stand 1519. Weimar 1884, S. 167.

⁶⁹⁴ Gkl, Kap. 5, S. 93 [116].

⁶⁹⁵ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. (482).

⁶⁹⁶ Vgl. ebd. II, S. 182.

⁶⁹⁷ Fischart schreibt, dass Tauben „meh fruchtbar sind, Dan andere Vögel, die man find, Und on vnterlas Aier legen“. Ebd. II, S. 182.

⁶⁹⁸ Ebd.

⁶⁹⁹ Ebd. II, S. (473) 183.

⁷⁰⁰ Ebd. II, 411.

der Gesellschaft ihre Fruchtbarkeit zu beweisen. So will es das evozierte Ehegelöbnis. Mit dieser Beschreibung orientiert sich Fischart an der lutherischen Auslegung des sechsten Gebots, in der die Wichtigkeit unterstrichen wird, dass Eheleute „zusammen halten, fruchtbar seyen, kinder zeugen, nehren und auffziehen zu Gottes ehren“.⁷⁰¹

Auch das Thema der Erziehung zur Tugendhaftigkeit wird bei Fischart intensiv aufgenommen und ausgebaut. Durch Hinzuziehung des Gedichts *Anmanung zu Christlicher Kinderzucht* lassen sich explizite Anordnungen zur tugendhaften Erziehung benennen. Das Thema an dieser Stelle antizipierend kann bemerkt werden, dass im Vergleich zu Rabelais' Darstellungen bei Fischart insbesondere die christlichen Aspekte mit Nachdruck hervorgehoben werden.⁷⁰²

5.2.2 Kinder als Segen

Dennoch werden Kinder nicht nur in die Welt gesetzt und sich selbst überlassen, sondern aktiv in die Familie miteinbezogen. Fischart spricht im Zusammenhang der Beziehung zwischen Eltern und Kindern von einem ähnlich respektvollen und fürsorglichen Umgang wie in der Beziehung von Mann und Frau. 1578, zur gleichen Zeit wie das *Ehezuchtbüchlein*, veröffentlichte er im Anhang zu Luthers *Kleinem Katechismus* ein 200 Verse umfassendes Gedicht zur christlichen Kindererziehung: die *Anmanung zur Christlichen Kinderzucht*.⁷⁰³ Dieses greift das Gedankengut des *Ehezuchtbüchleins* auf und wendet die christlichen Ideen mit Anlehnung an biblische Beispiele auf die Eltern-Kind-Beziehung an. Begeistert beurteilte bereits Metcalf die künstlerischen und feinsinnigen Verse: „Parental and filial joys and duties have never been better described than in the short poem of scarcely two hundred lines, which until lately was unknown.“⁷⁰⁴

Das Gedicht zeigt Fischart als vehementen Befürworter des Kinderzeugens. Es bestätigt Fischarts inniges Verhältnis zu Kindern, das bereits Hauffen und Sommerhalder hervorgehoben

⁷⁰¹ D. Martin Luther: Deusch Catechismus (Der Große Katechismus). Wittenberg (Georg Rhau) 1529. In: Ders.: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe [WA]. Bd. 30. 1. Abteilung. Katechismuspredigten 1528; Großer und Kleiner Katechismus 1529. Weimar 1910, S. 123-238, hier: S. 161.

⁷⁰² Vgl. dazu das Kapitel „5.3 Konzentration auf praktische, christliche Aspekte“.

⁷⁰³ Alle Zitate der *Anmanung zu Christlicher Kinderzucht* stammen aus: Johann Fischart: *Anmanung zu Christlicher Kinderzucht vnd nützung volgender Festfragen*. In: Werke. Auswahl. Adolf Hauffen (Hg.). 1. Bd. Stuttgart 1892 (= NDL 18,1), S. 403-408.

⁷⁰⁴ Metcalfe, Frederick: *History of German literature*. Based on the German work of Vilmar. London 1858, S. 281 f.

hatten.⁷⁰⁵ Fischarts Lob der Kinder ist so bezeichnend, dass er sich gar von vielen seiner evangelischen Mitstreiter abhebt. Martin Brecht unterstreicht diesen Kontrast wie folgt:

Gelehrte mit humanistischeren Neigungen wie Fischart geben kindlicher Unschuld einigen Raum, aber viele orthodoxe Lutheraner betonen, dass die angeborene Neigung zum Bösen auch schon in Kindern offenbar werden kann.⁷⁰⁶

Zwar ermahnt auch Fischart dazu, die Erziehung zur Förderung eines tugendhaften Wesens ernst zu nehmen. Meist allerdings bedient er sich einer Wortwahl und eines Tonfalls, die dem Kind wohlgesonnen sind. Ein Kind, das nur von seinen besten Seiten betrachtet wird, gilt als stärkere Motivation für die Eheschließung als eines, bei dem die Austreibung des bösen Wesens im Vordergrund der Beschreibung steht. Dementsprechend ist die *Anmanung zu Christlicher Kinderzucht* mit Hilfe der Darstellung eines ansprechenden Kindescharakters zu einem großen Teil eine Lobrede auf die Ehe.

Fischarts Position in dieser Frage bleibt in all seinen Schriften konstant. So stellen das 5. Kapitel der *Geschichtklitterung*, das *Ehezuchtbüchlein* und die *Anmanung zur Christlichen Kinderzucht* zusammenführbare Quellen zur Untersuchung der Erziehungsthematik dar. Zwei zentrale Aussagen kristallisieren sich heraus: zum einen, dass Kinder ein Segen sind, zum anderen, dass die richtige Erziehung entscheidend ist. Mit Negativbeispielen gegen konträre Ansichten, mit biblischen Berichten und mit der Einbettung in den größeren soziokulturellen Rahmen argumentiert der Straßburger für das Zeugen von Kindern.

Das Kind sei die Quelle von glücklichem familiärem Gedeihen. Der Straßburger legt durch seine Ausführungen Aufwand und Ertrag der Kinderzeugung und -erziehung auf die Waage und lässt das Zünglein zugunsten einer positiven Bewertung ausschlagen. Der Arbeitsaufwand, so Fischart, sei gering im Vergleich zur Freude, die ein Kind ins Haus bringe. In Anlehnung ans Johannesevangelium sollen schon die Schmerzen des Geburtsprozesses in der Freude beim Anblick des Neugeborenen verstummen.⁷⁰⁷

⁷⁰⁵ Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 96. Und Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 113.

⁷⁰⁶ Brecht, Martin (Hg.): Pietismus und Neuzeit. Bd. 6: Landesherr und Landeskirchentum im 17. Jahrhundert. Göttingen 1980, S. 178.

⁷⁰⁷ Vgl. Gkl, Kap. 9, S. 152 [196]. Vgl. Jh 16,21: „EJn Weib wenn sie gebirt / so hat sie trawrigkeit / Denn jre stunde ist komen. Wenn sie aber das Kind geboren hat / dencket sie nicht mehr an die angst / vmb der freude willen

Auch im Alltag erweist sich ein Kind als äußerst ‚gewinnbringend‘:

Wie wolt jhr denn solch Arbeit schewen,
Weil es euch kompt zu nutz vnd trewen?
Dann wen mags frewen mehr dann euch,
So ewere Kinder sind Tugendreich?⁷⁰⁸

Anhand der Begriffe „nutz“ und „trewen“ wird das Kind als kleines Wesen dargestellt, das sich zugunsten der Eltern entwickeln kann. Dabei geht das Erfolgsrezept ‚Kind‘ nur dann auf, wenn die Eltern mit einer Erziehung zur Tugendhaftigkeit den persönlichen Einsatz nicht scheuen. Somit ist doch eine Wegbewegung von der Ursprungssituation des Kindes erwünscht. Statt auf die im Kind ersichtliche Ursünde des Menschen hinzuweisen, richtet Fischart sein Augenmerk in der Diskussion auf das beachtliche Potenzial des Kindes. Fischart unterstreicht somit den pragmatischen Zweck der Kindererziehung. Kinder seien eine Entlastung. Sie würden ihren Eltern treu beistehen und sich als nützlich erweisen. Bei dieser Lektüre wird man an Metcalfs oben genanntes positives Urteil erinnert, nach dem Fischarts Gedicht zur Kinderzucht die elterlichen Freuden klar hervorhebt.⁷⁰⁹

Hätte sich Metcalf in seiner Beurteilung auch des *Ehezuchtbüchleins* angenommen, wäre das Lob vermutlich noch stärker ausgefallen. Hier wird schließlich, mehr noch als in der *Anmanung zu Christlicher Kinderzucht*, die Reziprozität zwischen Eltern und Kindern betont und als fröhliches Nehmen und Geben dargestellt.

Das Attribut der Nützlichkeit („nutz“) trifft insofern auf die Kinder zu, als dass sie sich im Elternhaus als wertvolle Arbeitskräfte erweisen. Ein Ehepaar in Sorge um unzureichende finanzielle Mittel solle sich folglich nicht davor scheuen, Kinder zu haben. Nachkommen sind „**helfer**“ und „jres alters **ernehmer**“, also eine gewisse Altersvorsorge. Darüber hinaus sind sie „jren eigenen Elteren eine fräud vnd aufenthaltung“⁷¹⁰ und somit eine Quelle von Wohltaten, die über materielle Güter und messbare Dienstleistungen hinausreichen. Letztlich ist es ein

/ das der Mensch zur welt geboren ist.“ Das Johannesevangelium verwendet die Freude am Neugeborenen als Bild für den Frohsinn der Jünger, die ihren Heiland nach der Auferstehung wiedersehen.

⁷⁰⁸ Johann Fischart: *Anmanung zu Christlicher Kinderzucht vnd nützung volgender Festfragen*. In: *Werke*. Auswahl. Adolf Hauffen (Hg.). 1. Bd. Stuttgart 1892 (= NDL 18,1), S. 405, V. 85-94.

⁷⁰⁹ Vgl. Metcalfe, Frederick: *History of German literature. Based on the German work of Vilmar*. London 1858, S. 281 f.

⁷¹⁰ *Ehezuchtbüchlein II* (Fischart, *Ehgebürlichkeiten*), S. (482) 191.

Nehmen und Geben: Die Dankbarkeit für die erfahrene Fürsorge zeigt sich im Umgang mit den Schwächeren. So kümmert sich mit den Jahren die jüngere Generation vermehrt um die ältere.

Sintemal die Kinderzeugung stäts natürlicher weis eine dankbarkeyt mit jr pringet. Dan so vns etwas vor vnserer Eltern abgang begegnet, befälen wir sie vnseren kinderen. Und wie löblich steht doch, wann der Anher von seim Eniklin bei der hand gelevtet wird, vnd alle ehrerbitung erfaret?⁷¹¹

Kinder, so zeigt Fischart unmissverständlich, sind als Lebensbereicherung und wertvolle Unterstützung zu werten. Es „vermag auch der mit vilen kindern begabt, mehr“, schreibt er, „als der keine oder wenig hat“.⁷¹²

Die Eigenschaft, eine Familie zu bereichern, rührt in erster Linie von ihrem engelsgleichen Wesen her. Das Kind, wie es Fischart darstellt, ist ein rundum fröhliches Wesen, das alle berührt. „[W]ir alle spüren [sie]“, ⁷¹³ schreibt er. Die Rede ist von einer positiven Einstellung und besonderer Freude in Gegenwart von Kindern. Sie sind geprägt von einer niedlichen Unbeholfenheit⁷¹⁴ und benutzen eine Sprache, die in der Reinheit und Kreativität dem paradiesischen Ausdruck Adams entspricht, der den Tieren selbsterdachte Namen gab. Geistlich gesehen werden Kinder nicht nur als Apostel Christi betrachtet,⁷¹⁵ sondern in ihrem Naturell der „freundlichkeit vnd lieblich sitten“ mit „Engelchen“⁷¹⁶ gleichgesetzt. „Wie Christus zeugt, das vor Gott standen / Allzeit die Kinder, Engels gsanden“.⁷¹⁷ Fischarts Paraphrase stellt sich mit einem Blick in Luthers Matthäusevangelium als wenig akkurat heraus: „SEhet zu / das jr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet / Denn ich sage euch / Jre Engel im Himel sehen alle zeit das Angesichte meines Vaters im Himel“.⁷¹⁸ Der Straßburger stellt die Kinder an die Stelle der Engel vor Gottes Angesicht. Der biblische Text hingegen verleiht *den Engeln* der Kinder einen besonderen Stellenwert. Jedoch treffen sich beide Aussagen in dem Punkt, dass das kindliche Wesen stark geachtet und mit einer besonderen Geistlichkeit in Verbindung gebracht wird. Der Erwachsene hat sich diese geistliche Ausrichtung als Vorbild zu nehmen und „wie ein Kind demütig walten“⁷¹⁹.

⁷¹¹ Ebd.

⁷¹² Ebd. II, S. (484) 192.

⁷¹³ *Anmanung zu Christlicher Kinderzucht*, S. 404, V. 59.

⁷¹⁴ Vgl. Ebd., S. 405, V. 66.

⁷¹⁵ Vgl. Ebd., S. 407, V. 165

⁷¹⁶ Ebd., S. 405, V. 73.

⁷¹⁷ Ebd., S. 405, V. 84.

⁷¹⁸ Mt 18,10.

⁷¹⁹ *Anmanung zu Christlicher Kinderzucht*, S. 405, V. 84.

[...] das wir müssen all,
Zu Kindern werden in dem fall,
[...]
Die Kindlich einfallt muß uns führen
Und müssen lassen vns Regieren
Gotts worts, gleich wie das Kind Regiert
Deß Vatters Red, was der ordiniert [...].⁷²⁰

Was der Erwachsene vom Kind lernen kann, ist seine willige Untergebenheit gegenüber der Autoritätsperson. Gottes Regentschaft soll so sinnbildlich in der Beziehung zwischen Eltern und Kindern sichtbar werden und Vater und Mutter dazu ermahnen, Gott ergeben und gehorsam zu sein.

5.2.3 Heimatverbundenheit: Bewahrung der Geschlechterfolge und Gesellschaft

Auf den Unendlichkeits- und Fortpflanzungsgedanken aufbauend, führt Fischart eine weitere Argumentation für das Kinderkriegen an. Ein Paar, das Nachkommen zeugt, mag gemäß dem Unendlichkeitsgedanken sein eigenes Leben verlängern, indem es eigene Tugenden in den Kindern fortleben lässt. Auch erfüllt es Gottes Mandat der Fortpflanzung und erweist sich durch die Familiengründung als Mikrokosmos in Gottes makrokosmischer Schöpfungsordnung. Auch ungeachtet des philosophischen und biblischen Gesichtspunkts erweist sich das Kinderzeugen durch seinen sozialen Charakter als wünschenswert – zunächst als Nachkommens-Sicherung für den Mann,⁷²¹ für sein eigenes Geschlecht, die Gesellschaft und das Reich. Jedes Kind, das auf die Welt kommt, wird im Grunde genommen als Gabe an die Gesellschaft verstanden.

Der Gedanke prägte eine Vielzahl von frühneuzeitlichen Autoren. Insbesondere, was das 16. Jahrhundert anbelangt, ist sich Harrington sicher: „The elementary linkage of marital, familial, and social order in fact constituted a ubiquitous theme in all sixteenth-century literature.”⁷²² So

⁷²⁰ Ebd., S. 408. V. 181 f. und S. 408, V. 185-188.

⁷²¹ Die Frau zieht das Kind zwar auf, doch bleibt der Mann rechtlich gesehen alleiniger Besitzer des Nachkommens. Vgl. Holenstein, Pia: Der Ehediskurs der Renaissance in Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. Kritische Lektüre des fünften Kapitels. Bern 1991 (= Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700, Bd. 10), S. 152 f.

⁷²² Harrington, Joel F.: *Reordering marriage and society in Reformation Germany*. 2. Auflage. Cambridge 1997, S. 27.

erklärt etwa Montaigne, dass Männer heiraten, um Nachwuchs zu zeugen und folglich ihre Genealogie aufrechtzuerhalten.⁷²³ Fischarts Ausführungen bauen auf diesem Gedanken auf:

Waraus besteht aber die gemensschaft anders, als aus vilen geschlechten vnd Haushaltungen? der geschlecht anfang aber sind ja die heurat: derhalben wer dem Menschen die Eh entzihet, der tilget auch die geschlecht aus, Ja die statt, die Gemeyn, das ganz Menschlich geschlecht, alle freundliche zusammenwonung, einmütige vereinigung, Nachbarlichen willen, Vätterliche fürsorg, Mütterliche herzlichkeyt, Kindliche anmut, Geschwisterliche liebe, Schwägerliche verwandschaft, Häusliche Treu, gesellige kundschaft, liebliche einigkeyt, vnd das einhällig **Regiment dieser Welt**. Dan wo ist ein ordenlichs leben on die Eh?

Zwei Hauptaussagen sind dem Paragrafen zu entnehmen: Erstens besteht der Anfang jeder Gesellschaft aus Ehe und Kinderkriegen. Zweitens ermöglicht erst dieser Anfang aus Ehe und Kinderkriegen eine Gesellschaft, die als „ordenlich“, also gesittet, bezeichnet werden kann. Das Bild des Ordentlichen führt Fischart in seiner Bienenallegorie eingehend aus. Die Ehe und Familie werden darin mit einem „Imenkorb“, das heißt mit einem Bienenkorb verglichen, in dem eine bemerkenswerte Ordnung herrscht.⁷²⁴ Da das eheliche Band durch Fortpflanzung und Erziehung die Tugendhaftigkeit der Gesellschaft forme, wird es als die höchste aller Beziehungen gewertet. Keine andere Beziehung komme dem menschlichen Bedürfnis nach Harmonie und Förderung so stark nach wie die Ehe⁷²⁵ Den hohen Stellenwert für die Prägung der Gesellschaft entnimmt Fischart unter anderem Bucers Schriften. Nach ihm liegt jeder Gesellschaftsreformation eine Reformation der Familien zugrunde. Diese wiederum hängt von einer Reformation der Ehe ab.⁷²⁶ Dadurch fungiert die Ehe als entscheidendes Fundament für jegliche soziale moralische Veränderung.

Erasmus führt in seinem *Lob der Ehe* zwei weitere Argumente für die Kinderzeugung an, die bei Fischart Anklang finden: die Nützlichkeit und Dankbarkeit. Sein schweres Urteil lastet auf denjenigen, die sich weigern, Kinder in die Welt zu setzen: „Quid ingratus quam id negare

⁷²³ Vgl. Michel de Montaigne: *Essais* 3,1: Chapitres I à VIII. Jean Plattard (Hg.): Paris 1932, S. 93. Vgl. dazu auch Screech, M.A.: *Rabelais et le Mariage. Religion, morale et philosophie du rire*. Genf 1992 (= *Etudes Rabelaisiennes* 28/ *Travaux d'Humanisme et Renaissance* 167), S. 170.

⁷²⁴ Vgl. *Ehezuchtbüchlein II* (Fischart, *Ehgebürlichkeiten*), S. 209-211.

⁷²⁵ Vgl. *Ehezuchtbüchlein II* (Fischart, *Ehgebürlichkeiten*), S. (503-505).

⁷²⁶ Vgl. Selderhuis, Herman J.: *Marriage and Divorce in the Thought of Martin Bucer*. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= *Sixteenth Century Essays & Studies* 48), S. 251 f.

minoribus, quod ipse nisi a maioribus accepisses ne esses quidem qui negare posses?⁷²⁷ Bei Fischart lautet dieselbe Aufforderung wie folgt:

Darumb wann wir vns befleissen kinder zuvberkommen, erzeygen wir vns erstlich danckbar gegen vnseren Eltern, welchen wir an vnser statt Junge stützen jres alters schaffen, vnd demnach sint wir auch jrem willen vnd geheß gehorsam.⁷²⁸

Diesem Auszug aus dem *Ehezuchtbüchlein* zufolge ist das Kinderkriegen eine Geste der Dankbarkeit an die (Groß-)Eltern, die dadurch nicht nur in ihrer Vorbildrolle geachtet werden, sondern auch Sicherheit in Bezug auf das Fortbestehen ihres Hauses erfahren. Doch der Wirkungsradius des Ehepaares wird deutlich weiter gespannt: „Ist nicht dieser eyner statt, der freundschaft, oder eyner gemeyn fürträglicher, der das Hausgesind regiret, Kinder zeugt, vnd seine statt fördert, dan der, so eyn eynlitzug leben füret?“⁷²⁹ Die Stadt gründet auf dem Erfolg ihrer Bürger. Nicht nur die Familie, sondern die ganze Gesellschaft ziehe einen Vorteil aus einer gelungenen Ehe und Erziehung. Somit gelten Kinder als soziale Investition, als eingesetztes Gut in der Zusammenarbeit aller Ehen für ein starkes, gemeinsames Reich, für ein „beschirmt[es] [...] Vatterland“.⁷³⁰ Durch die Ehe gilt es folglich, zu verhindern, dass „das Vaterland [...] eröset, ja der ganz Erdboden inn ein öde vnd verwüstung gelegt werde.“⁷³¹ So geht der Mensch mit seiner lebensbejahenden Gesinnung der Verantwortung nach, die Gesellschaft durch Familien zusammensetzen und sein soziales Umfeld, seine Stadt und sein Land durch Nachkommen zu erhalten.

Diese gesellschaftliche Ausrichtung baut auf Erasmus' *Die Erziehung eines christlichen Fürsten* auf, in der dieselben Anforderungen dem Erzieher des Fürsten eingeschärft werden. Das Gemeinwohl stehe, so Erasmus, immer über der persönlichen Neigung des Vaters: „Privatum parentis affectum semper publica vincat utilitas.“⁷³² Wo gemäß Erasmus' die

⁷²⁷ Erasmus von Rotterdam: *Encomium Matrimonii*. Lob der Ehe [1518]. Lateinisch/Deutsch. Gernot Krapinger (Übers. u. Hg.). Stuttgart 2015, S. 10/11 [386]. In deutscher Übersetzung: Ebd. S. 11: „Was ist undankbarer, als dasjenige den Nachfahren zu verweigern, was du gar nicht zu verweigern in der Lage wärest, wenn du es nicht selbst von den Vorfahren bekommen hättest?“ Außerdem weist Erasmus in seinem *Colloquia familiaria* darauf hin, dass der Ruf des Mannes verbessert wird, wenn die Frau ihm ein Kind gebärt. Vgl. dazu Erasmus von Rotterdam: *Gespräch über die Ehe*. Münchner Lesebogen. Auszug aus dem *Colloquia familiaria* in dt. Übers. Walter Schmidkunz (Hg.). München 1944, S. 19. Fortan *Erasmus: Encomium Matrimonii* genannt.

⁷²⁸ *Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehebürlichkeiten)*, S. 191.

⁷²⁹ Ebd. II, S. (505). Vgl. auch ebd. II, S. 191: Das Kinderzeugen dient nicht nur der eigenen Familie, sondern auch „einer gantzen Statt vnd gemeyn“. Es fördert das Leben an sich.

⁷³⁰ Ebd. II, S. 213.

⁷³¹ Ebd. II, S. 192.

⁷³² Erasmus von Rotterdam: *Fürstenerziehung*. *Institutio principis christiani*. Die Erziehung eines christlichen Fürsten [1518]. Anton J. Gail (Übs. u. Hg.). Paderborn 1968, S. 46/47.

Fürsten für das Vaterland geboren werden, sind bei Fischart *alle Bürger* für den Dienst an ihrer Heimat bestimmt.

Eltern sollen ein konkretes Ziel vor Augen haben, nach dessen Vorgabe sie ihr Kind modellieren. Ähnlich wie in Erasmus' *Fürstenerziehung* sind auch die Anweisungen bei Fischart darauf ausgelegt, dass sich ein Kind in der Gesellschaft artig, vernünftig und wohlwollend zu verhalten weiß:

Angesehen, das durch anleytung vnd zugesellung dieser zuerkennen gegeben wird, was ehrlich oder vnehrlich, billich oder vnbillich, vnd es summarisch zubegreifen, was anzunehmen oder zufliehen, wie gegen den Göttern, gegen den Eltern, den betagten, den jungen, den gesetzten, den freunden, der Oberkeyt, den fremden, den kindern, den Weibern, den Knechten gebürlich zuverfahren vnd zugeleben. Nämlich das man die Götter heyligwürdigen, die Eltern ehren, Alte leut vor augen haben, den gesetzten gehorchen, die freund lieben, den Frauen ehrenmäsig hulden, die kunderzucht werd halten, die knecht nicht hochmütigen, vnd welchs das höchst, weder inn glücksärtigkeyt frechfräudig, noch inn vnfall zu kleynmütig vnd leydig, Weder inn wollust zart vnd weych, Vihisch vnd ausgelassen, noch inn zorn vnleidlich, thierwild vnd vnsinnig sein soll.⁷³³

Der Idealcharakter, zu dem der junge Mensch geformt werden soll, berücksichtigt alle gesellschaftlichen Normen. Erziehung wird als ein Hineinleben in die sozialen Verhältnisse der zeitgenössischen Gesellschaft dargestellt. Gleichzeitig wird – in bemerkenswerter Übereinstimmung mit Rabelais' „Brief an Pantagruel“ – die humanistische Bildung zur didaktischen Idealleistung stilisiert.⁷³⁴ Der so herangezüchtete, vielschichtige Mensch erntet ein besonderes Lob: „Dise aber acht ich für vollkommen, welche das burgerlich leben vnd die verwaltung des Gemeynen Nutzens können mit der Pphilosophischen Weisheylehr vermengen, eynigen vnd mäsigem.“⁷³⁵ Fischart bezieht sich implizit auf die Unterscheidung zwischen den aristotelischen Personenbildern *sophos* und *phronimos* und plädiert für Letzteres. Ein Idealmensch, so Fischart, sinne nicht lediglich über die höchste philosophische Erkenntnis nach, sondern suche deren Nützlichkeit für das praktische, gesellschaftliche Leben. So dreht der Straßburger die aristotelische Hierarchie beider Erkenntnisprinzipien⁷³⁶ um und versteht aus dem Blickwinkel des sozialen Lebens die *phronêsis* der *sophia* überlegen.

⁷³³ Ehezuchtbüchlein III (Plutarch, Kinderzucht), S. 295 f.

⁷³⁴ Vgl. Ehezuchtbüchlein III (Plutarch, Kinderzucht), S. 297.

⁷³⁵ Ebd. III, S. 297. Die Beschreibung des wahrhaft gelehrten Menschen wird weiter ausgeführt. U.a. wird im platonischen Sinne davor gewarnt, sich lediglich zum Sophos zu entwickeln.

⁷³⁶ Aristoteles: Die Nikomachische Ethik. München 1967, VI 13, 1145a 6-9.

Erziehung ist in erster Linie eine praktische Anleitung. Alles erworbene Wissen steht im Dienst der geschicktesten gesellschaftlichen Anwendung.

5.3 Christliche Kindererziehung

5.3.1 Kinder als Problem

Item eyn Metziger, will er fleysch verwarn, das es nicht stinckend wird, sonder sein frisch pleib, So mus ers saltzen, weils noch frisch ist; harret er, biß es alt, riechend vnd stinckend wird, so ist darnach alles saltzen daran verloren. Also ziehe man [...] Kinder [...] im ersten eingang, wie man sie haben will.⁷³⁷

Erziehung – davon ist der Straßburger Dichter überzeugt – ist Arbeit, die sich auszahlt. Fischart greift das Sprichwort „Auß kindern werden auch leut“⁷³⁸ auf, als er sich dafür einsetzt, dass Kindern in jungen Jahren eine intensive Erziehung zuteilwird, die sich im Alter als nützlich erweist. Erfolgt die Erziehung zu spät, verliert sie jeglichen Wert, wie das Salzen von bereits verdorbenem Fleisch im obigen Zitat.

So wohlgesonnen Fischart dem kindlichen Wesen auch ist, für die Argumentation zugunsten der Erziehung hebt er doch Charakteristika hervor, die es zu modellieren und perfektionieren gilt. Zweierlei Negativeigenschaften werden hierbei hervorgehoben: die Ungeduld und der Ungehorsam.

Die Ungeduld des Kindes zeigt sich als Mangel an Beharrlichkeit. Weiter auf Agricolas Sprichwörter zurückgreifend, erläutert Fischart, dass „[w]enn man kinder nennet / so maynet man die leutte / welche nach yhrer tollen weise und mütwillen alle ding anfahen vnnnd enden.“⁷³⁹

Das Kind wird als Wesen beschrieben, das kaum langfristig wirksame Entscheidungen trifft. Seine Ausrichtung sei willkürlich, sein Wille wechselhaft. Wenn es sich dann für etwas entscheidet, so stelle sich dies oft als schlechte Wahl heraus, was auf die Unerfahrenheit und den Ungehorsam des Kindes zurückzuführen sei. Insbesondere Verse aus dem Buch der Sprüche⁷⁴⁰ paraphrasierend, legt er Salomon folgende Worte in den Mund:

⁷³⁷ Ebd. II, S. 274.

⁷³⁸ Agricola: Sprichwörter. Bd. I, Spr. 594, S. 432.

⁷³⁹ Ebd.

⁷⁴⁰ Vgl. Spr 13,24; 22,6; 29,15. Die Verse beziehen sich auf die Rute zur Züchtigung und auf eine frühe Erziehung, die sich im Alter auszahle.

Thorheyt ist angebunden an das hertz eynes Kindes. Und die **rütte** soll sie weg treiben / das ist / Eyn kindt von yhm selbs ist **unartig und untüchtig zum gûten** / man soll aber nicht darumb an yhm verzagen / sonder fleissig anhalten mit leeren / vermanen / und sittlicher straffe / so wirt die torheit weichen / vnnd auß eynem nerrischen kinde wirt eyn weiser man werden.⁷⁴¹

Erziehung sei eine Notwendigkeit, da es in der Natur eines Kindes liege, töricht und ungehorsam zu sein. In Plutarchs verdeutschten Worten: „Dieweil die Natur on lehr vnd züchtigung ist, so vil als plind.“⁷⁴² Mehr noch: „[A]lleyn die lehr [...] das jenig ist, welches inn vns vnsterblich vnd Goettlich verpeibet“.⁷⁴³ Das Kind lernt Sitte und Moral folglich nicht von selbst, sondern braucht die führende Hand der Eltern, um zu einem Menschen mit vorbildlichen, ja zutiefst geistlichen Eigenschaften geformt zu werden. Wie früh dabei das Schicksal des Kindes besiegelt ist, zeigt ein weiteres Beispiel aus der *Geschichtklitterung*:

’Sacrificum nati, non possunt esse beati,
Non sunt foelices, quia matres sunt meretrices’.
Die Pfaffen Sôn kein glück angaht,
Danns Vatters platt zeygt inn das Rad,
Der Muter spatt den Nachtschad,
Vnd ‚Natus adulterio, semper adulter erit:
Filia moechatur, quae moecha matre creatur’.

Was von Huren seuket, ist zuhuren geneiget,

Was von Huren erboren, ist zu Huren erkoren:

Gerât das Kalb nach der Ku: So sind der Huren zwo:

*sie lassen das Wundmal nit, was man auch daran Alchimisirt vnd verschmidt.*⁷⁴⁴

Der argumentative Aufbau des *Ehezuchtbüchleins* fällt in der scheinbar willkürlich angelegten *Geschichtklitterung* weg. Stattdessen wird der Diskurs um die Kinder mit polemisch anmutenden Metaphern erbarmungslos überspitzt und erscheint klar im Kontrast zum theoretischen Text der Eheabhandlung. Hier erzielen die Eltern eine derart starke Wirkung auf das Kind, dass es von Geburt an in deren Fußstapfen tritt. Dabei ist nur von der Kraft einer unmoralischen Vorbildrolle die Rede. Was jedoch tugendhafte Eltern ihren Kindern mitgeben

⁷⁴¹ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehgebürlichkeiten), S. 192.

⁷⁴² Ehezuchtbüchlein III (Plutarch, Kinderzucht), S. 279.

⁷⁴³ Ehezuchtbüchlein III (Plutarch, Kinderzucht), S. 289.

⁷⁴⁴ Gkl, Kap. 1, S. 40 [48].

können und inwiefern Tugend auch ein angeborenes Potenzial sein kann, darüber äußert sich Fischart ausschließlich in seinen theoretischen Texten.

Die sonst so hervorgehobene förderliche Erziehung wird hier ausgeklammert. Wie aus einer genetischen Veranlagung heraus, neigt ein Kind, das aus einem Seitensprung entsteht, selbst zum Ehebruch. Die „lasterhaften geburtsflecken“⁷⁴⁵ eines Elternteils sind „nimmermehr zu keyner zeit“ auszuliegen.

Während Fischart mit der Beschreibung des kindlichen, engelsgleichen Wesens die Ehe und das Kinderzeugen ins schönste Licht rückt, werden im Rahmen der Erziehung auch andere Töne angeschlagen. Während das Kind nach vorheriger Argumentation ein Segen für die Familie war, muss dies nach dem jetzigen Stand neu hinterfragt werden. Also: Ist das Kind Segen oder Fluch für die Familie? Die Antwort liegt im Verhalten der Ehegatten. Das Kind wird, wie oben dargestellt, mit mehr oder minder lasterhafter Veranlagung geboren. Gelingt es den Eltern nicht, das Kind durch Erziehung zu gesittetem Verhalten zu animieren, dürfte die Familie lange unter den Folgen zu leiden haben. Mit Hinweis auf Euripides urteilt Fischart: „[D]ie vnfruchtbaren sind ellend, vnd hergegen die so kinder haben, nichts des glücklicher: dan gerhaten die Kinder übel, so ist es der gröste vnfall.“⁷⁴⁶ Die Erziehung wird somit als Mittel betrachtet, das das Eheglück vor Fluch und Elend bewahrt.

5.3.2 Frau als Erzieherin

Neben mahnenden Negativbeispielen und der Darlegung, wie entscheidend sich die Erziehung auf das Kind auswirkt, ist die anatomische und charakterliche Beschaffenheit der Mutter ein weiteres Argument für die Erziehung. Während die weibliche Anatomie – also die Brüste beziehungsweise die Milchdrüsen – als natürliche Prädisposition zur Mutterschaft herbeigezogen wird,⁷⁴⁷ gilt die im Ehekapitel der *Geschichtklitterung* thematisierte charakterliche Natur der Frau als Vorbestimmung für die Funktion der Erzieherin.⁷⁴⁸

⁷⁴⁵ Ehezuchtbüchlein III (Plutarch, Kinderzucht), S. 275.

⁷⁴⁶ Ehezuchtbüchlein II (Fischart, Ehebürlichkeiten), S. 192. Ähnlich argumentiert Fischart in Anlehnung an Plutarch im dritten Teil des Ehezuchtbüchleins (Plutarch, Kinderzucht). Die Erziehung wird darin als Kultivierung von einem wertvollen Land dargestellt, das ohne Eingreifen verwahrlosen würde. Vgl. Ehezuchtbüchlein III (Plutarch, Kinderzucht), S. 279.

⁷⁴⁷ Vgl. ebd. III, S. 281. Plutarch, auf dessen Text hier Fischart zurückgreift, verbindet die zwei Brüste der Frau mit der Fähigkeit, auch Zwillinge zu stillen.

⁷⁴⁸ Vgl. Gkl, Kap. 5, S. 94 [118].

Obgleich der Mann noch als Hauptverantwortlicher der Familie und aller sich darin abspielenden Tätigkeiten gesehen wird, fällt der Frau als Hauskönigin die Aufgabe der Erziehung zu. Aus diesen Ausführungen des *Ehezuchtbüchleins* lassen sich zwei Punkte ableiten: Einerseits wird den Eltern durch die Erziehung ein entscheidender Einfluss auf ihre Kinder zugeschrieben. Andererseits kümmern sich insbesondere die Frauen um das Heranziehen der Kinder.

In der *Geschichtklitterung* zeigt sich ein ähnliches Phänomen. Mit einem merkwürdigen Auftakt, der sich so an keiner weiteren Stelle im Roman finden lässt, begibt sich Fischart in die Thematik der elterlichen Fürsorge für ihre Kinder: Er wolle nun „inn Rabelistigem ernst von der Sach []reden“. ⁷⁴⁹ Dass der ‚listige Rabe‘ mit Ernst in Verbindung gebracht wird, erweckt beim Leser den Eindruck eines Oxymorons. So, wie es der Eingangssatz ankündigt, liest sich auch der Text: In sprachartistischem Ton thematisiert Fischart den Eifer der Erziehung:

Derhalben, inn Rabelistigem ernst von der sach zureden, von den guten Weiblin nicht *steht* zu argwonen, daß sie an jhrer eigenen Leibsfrucht sollten saumig werden, sintemal sie gleich so wol als der Mann an deren alle Ehr vnd freud begern zuerleben: dann wer hat je sein Fleisch gehaßt? Darumb secht jhr, wie sie die *Kinder* lehren betten, schicken sie zur Kirchen vnd Schulen, stecken jnen allerley *weck*, schleck, *treck* vnd Latwergen inn den Schulsack, verehren dem Schulmeister etwas daß er sie nicht streich, *geben für, sie seien krank, können nicht zur Schulen kommen, geben jhnen zur straff eine Knipp mit dem Fingerhüt*.⁷⁵⁰

Die oben genannte ‚elterliche Fürsorge‘⁷⁵¹ entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als ein nur von den Müttern geleisteter Einsatz. Der Vater kommt in der sehr ausführlichen Beschreibung aller liebevoll hätschelnden Erziehungsmaßnahmen nicht zum Zuge. Erst in darauf anschließenden Ausführungen, wo dem Familienvater mit seiner gewalttätigen Art die Kontrolle über das Haus zugesprochen wird, tritt der Mann auf den Plan. Diese Haltung entspricht Bucers Ansicht, dass Mütter mit ihren Kindern viel zärtlicher umgehen würden als

⁷⁴⁹ Ebd., Kap. 5, S. 99 [124].

⁷⁵⁰ Ebd.

⁷⁵¹ Schon früher im 5. Kapitel (vgl. S. 95 [119]) werden beide Elternteile für die Aufgabe der Erziehung genannt. Der Mann wird also nicht explizit ausgeschlossen, sondern rückt erst durch die starke Präsenz der Frau in den Hintergrund.

die Väter. Sie seien es, die die Nachkommen unmittelbar versorgten und eine enge Beziehung zu ihnen aufbauten.⁷⁵²

Fischarts Aussage legt dar, dass Mütter in der Liebe zu ihren Kindern besonders darauf bedacht sind, diese zum Besten zu fördern. Sie bemühen sich, ihnen Gutes angedeihen zu lassen und sie in allen wesentlichen Lebensbereichen zu unterstützen. Dazu gehören geistliche Aspekte, wie das Beten und der Kirchengang. Auch Elemente der schulischen Bildung sowie der Aneignung von Sitten und Manieren sind mütterliche Belange.

5.3.3 Kindererziehung als Gottesdienst

Die praktische Pflicht der Erziehung liegt also überwiegend bei der Mutter, während der Vater die Verantwortung für die ganze Familie trägt. In dieser überlegenen Position bauen die Eltern einen Erziehungskatalog auf, anhand dessen das Kind geformt werden soll.

Dabei liegt das Hauptaugenmerk nicht auf einem bestimmten Verhalten, sondern auf einer Haltung, aus der das rechte Verhalten hervorgehen sollte. Eine Erziehung, wie sie Fischart propagiert, führt zunächst zur Gottesfurcht:

*[I]st gleich sowol, als vom Man gemeldt, heylig, demütig, gedultig inn leiden, rufet vnaufhörlich vnd ernstlich Gott an, **zihet jr kinder zur forcht Gottes**, ist leutselig, vnd ein recht Frau vnd Fron, die dem Man sein herz erfräut: Sie ist sein kron vnd ehr, sein lang leben, ist ein zir des Hauses, wie die Sonn am Himel.⁷⁵³*

In der *Anmanung zu Christlicher Kinderzucht* wird die christliche Erziehung anhand eines „Pflänzlein[s]“⁷⁵⁴ veranschaulicht, das genährt wird, das dank dem rechten Sonnen-Schatten-Verhältnis⁷⁵⁵ „täglich wachsen“⁷⁵⁶ kann und zu einem „Himmelpflänzlein“⁷⁵⁷ wird. Die Erziehung ist ein „Ziehen und schmucken zu Gottes Ehren“,⁷⁵⁸ also ein Fördern von gottgefälligem Leben – mit dem Ziel, dass das Kind die Erlösung Christi erfährt.

⁷⁵² Vgl. Selderhuis, Herman J.: *Marriage and Divorce in the Thought of Martin Bucer*. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= *Sixteenth Century Essays & Studies* 48), S. 247. Bucers Worte entstammen seinem Kommentar zu Psalm 35:14, in welchem die Trauer um die Mutter als besonders stark dargestellt wird.

⁷⁵³ *Ehezuchtbüchlein II* (Fischart, *Ehgebürlichkeiten*), S. 249.

⁷⁵⁴ *Anmanung zu Christlicher Kinderzucht*, S. 403, V. 5.

⁷⁵⁵ Vgl. Ebd., S. 403, V. 8 f.

⁷⁵⁶ Ebd., S. 403, V. 13.

⁷⁵⁷ Ebd., S. 403, V. 21.

⁷⁵⁸ Ebd., S. 403, V. 23.

Zu kennen lehren jhren Gott,
Der sie von Sünden, Höll vnd Todt
Auch **mit seins Sohn Blut glöset hat**,
Vnd schenckt jhn als durch lauter gnad.⁷⁵⁹

Doch wird diese Gnadengabe Christi schon bei den Kirchenvätern nicht nur als Recht, sondern auch als Pflicht verstanden. Da Kinder als Geschenk Gottes gelten, sehen sich die Eltern aufgefordert, die Kinder im Gegenzug Gott zu widmen, indem sie ihre Nachkommen in seinen Dienst stellen. Thomas von Aquin erklärt etwa, aufbauend auf Augustinus, dass Kinder als eines der drei Güter der Ehe neben dem Prinzip der Treue und dem Sakrament (das heißt der Kirche als Abbild Christi) gelten und das christliche Paar sie „zur Gottesverehrung bekommen und erziehen“⁷⁶⁰ solle. So ermahnt auch Luther die Eheleute „auff die iugent zusehen, das man sie zur zucht und erbarkeit auffziehe, und wenn sie erwachsen, mit Gott und ehren berate“⁷⁶¹ und „das man die frucht tzihe zu gottis dinst“.⁷⁶² Fischarts Aussprüche wie „Dann das sind die recht Frücht vnd Gueter, / Die Gott gibt, das man opffer wider“⁷⁶³ oder angelehnt an Matthäus 18,5⁷⁶⁴ „Wer ein Kind / in seim [= Gottes] Nam auffnimmt, ihm selbs dient“,⁷⁶⁵ zeigen: Gott gibt das Kind. Der Mensch erzieht es zum Gottesdienst. Die Erziehung wird zur Dankerweisung für das erhaltene Kind.

Ist die Erziehung hingegen sowohl fürsorglicher als auch geistlich fördernder Art, erfahren Mutter und Vater die Gewissheit, dass nicht nur sie, sondern auch ihre Kinder Gottes Wohlwollen erhalten. Einem christlich heranwachsenden und Heil erlangenden Kind wird versprochen, dass es „friedlicher in Gott entschlaffen“ wird, da es „Gotts freund“ ist und ihn als „ein[en] ewigen Vorminder“⁷⁶⁶ erfährt. Nachkommen werden folglich so erzogen, dass sie

⁷⁵⁹ Ebd., S. 406, V. 117-120.

⁷⁶⁰ Thomas von Aquin: Summe gegen die Heiden. Vierter Band. Buch IV. Markus H. Wörner (Hg. u. Übers.). Darmstadt 1996. Paragraph LXXVIII. De sacramento matrimonii / 78. Das Ehesakrament, S. 469.

⁷⁶¹ D. Martin Luther: Deutsch Catechismus (Der Große Katechismus). Wittenberg (Georg Rhau) 1529. In: Ders.: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe [WA]. Bd. 30. 1. Abteilung. Katechismuspredigten 1528; Großer und Kleiner Katechismus 1529. Weimar 1910. S. 123-238, hier 162.

⁷⁶² D. Martin Luther: Ein Sermon von dem ehelichen Stand. In: Kritische Gesamtausgabe. WA 2. Schriften 1518/19 (einschließlich Predigten, Disputationen). Ein Sermon von dem ehelichen Stand 1519. Weimar 1884, S. 169.

⁷⁶³ Anmanung zu Christlicher Kinderzucht, S. 404, V. 29 f.

⁷⁶⁴ Mt 18,5: „Vnd wer ein solches Kind auffnimpt / in meinem Namen / der nimpt mich auff“. Vgl. generellere Aussage in Mt 10,40. Erweiterung auch im Gedicht S. 406, V. 113-114: „Dann was sein kleinsten Gliedern gschicht, / Das rechnet er, das jhn anficht.“

⁷⁶⁵ Ebd., S. 406, V. 101-102.

⁷⁶⁶ Ebd., S. 405, V. 85-94. Die komplette Strophe lautet:

beim Tod auf Gottes Heil hoffen dürfen. Sie werden vor Sünde bewahrt und gelehrt, nicht das Weltliche, sondern das Himmlische zu suchen.⁷⁶⁷

In Bezug auf die reformatorische Erziehung beschreibt Selderhuis die Orientierung nach Gottes Reich wie folgt:

Thus marriage is not just the nursery of the human race, but when it is soundly Christian it also produces good citizens. In this connection one could speak of the missionary aspect of marriage, for the procreation of children by believing parents promotes the expansion of the *Regnum Christi*.⁷⁶⁸

Das letztliche Ziel der Erziehung besteht also darin, Menschen für Gottes Reich zu gewinnen. Das Kind soll laut Fischart die Dichotomie Welt/Himmel wahrnehmen und mit aller Vehemenz weg von der Welt und hin zum Himmel geführt werden. Die Haltung des Straßburgers unterscheidet sich mit ihrer Schwarz-weiß-Zeichnung nicht von Rabelais' Darlegungen im *Pantagruel*. Wie bereits erwähnt, argumentiert auch Gargantua in seinem erzieherischen Brief an Pantagruel mit einem strikten Auseinanderhalten und einer Inkompatibilität von Weltlichkeit und Geistlichkeit.⁷⁶⁹ Im gleichen Interesse empört sich Fischart über Erziehungsweisen, die nicht deutlich vor der „Welt“ warnen: „Laßt solch wort nit mehr von euch hören, / Das dJugend weltlichkeit muß lehren!“⁷⁷⁰ Die Auffassung besteht darin, dass ein Ausrichten auf Weltliches das Seelenheil in Gefahr bringe, da das Kind so Satan überlassen werde.

Sein Voelcklein sey nit von der Welt.
Wiltu dein Kinder Weltlich machen,
So stecks dem Teuffel in den Rachen
[...]

„Wie wolt jhr denn solch Arbeit schewen,
Weil es euch kompt zu nutz vnd trewen?
Dann wen mags frewen mehr dann euch,
So ewere Kinder sind Tugendreich?
Vnd, friedlicher in Gott entschlaffen
Dann so du weist, das dein Kind seind
Erzogen wol vnd drumb Gotts freund,
An Gott han ein ewigen Vorminder?“

⁷⁶⁷ Vgl. Ebd., S. 406, V. 131 f.

⁷⁶⁸ Selderhuis, Herman J.: *Marriage and Divorce in the Thought of Martin Bucer*. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= *Sixteenth Century Essays & Studies* 48), S. 174.

⁷⁶⁹ Vgl. *Pantagruel*, Kap. 8, S. 245.

⁷⁷⁰ Ebd., S. 407, V. 142-144.

Man kann nit dienen je zugleich
Gott vnd der Welt [...] ⁷⁷¹

Statt die Kinder „dem Teuffel in den Rachen“ zu stecken, legen christliche Eltern Wert darauf, sie „Zur Gottesforcht an[zu]halt[en]“ ⁷⁷² und ihnen das Evangelium zu vermitteln ⁷⁷³.

Zu kennen lehrnen jhren Gott,
Der sie von Sünden, Hoell vnd Todt
Auch mit seins Sohns Blut glöset hat,
Und schenckt jhn als durch lauter gnad. ⁷⁷⁴

Das Kind entwickelt ein Bewusstsein für die eigenen Sünden und die damit einhergehende Verurteilung vor Gottes Richterstuhl. Gleichzeitig entwickelt es anhand der Gnadenlehre eine besondere Dankbarkeit für und Liebe zu Gott. Somit sind *Ausrichtung* und *Ziel* der Erziehung definiert. Als *Mittel* führt Fischart neben der Bibel Luthers *Großen Katechismus* an. Dieser wird hier unter der Bezeichnung „Büchlein“ und „kurtze Fragstück“ genannt:

Dein Kindern, wie diß Büchlein zeigt,
Darinn er jhn nach jhrem verstand
Durch kurtze Fragstück macht bekant
Die fürnemst stück Christlicher Lehre,
Wie man jhn recht nach seim wort ehre. ⁷⁷⁵

Die Eltern tragen die Verantwortung, das religiöse Wissen ihres Kindes abzufragen und es im Sinne größerer Gotteserkenntnis zu fördern. Sie tragen in einer entscheidenden Weise zu den Heilsaussichten ihrer Nachkommen bei.

Da das Kind, wie es Fischart darstellt, grundsätzlich für das Heil bestimmt ist, liegt es primär in der Schuld der Eltern, wenn ihre Erziehung zu einem schlechteren Ausgang führt.

Das man sein grün Setzling bekummer
Und jhm dasselb besudlen thut,

⁷⁷¹ Ebd., S. 407, V. 145 f.

⁷⁷² Ebd., S. 406, V. 106.

⁷⁷³ Ebd., S. 406, V. 117-120.

⁷⁷⁴ Ebd.

⁷⁷⁵ Ebd., S. 408, V. 174-178.

Was sein Sohn reinigt durch sein Blut,
Das man die zarte Gfäß verwüst,
Die zu seim Lob warn zugerüst?⁷⁷⁶

Fischart spricht Kindern ein enormes Potenzial zu, bemerkt jedoch gleichzeitig, dass sie dieses nur durch Zutun der Eltern zu entfalten wissen. Die Unterstützung der Eltern liegt sowohl in der gelehrten als auch in der gelebten Form ihres Christentums. Somit gilt nicht nur das Predigen von Weltlichkeit, sondern auch das unmoralische elterliche Verhalten als negativer Einfluss auf das Kind.

Die Begriffe, derer sich Fischart in der *Anmanung zu Christlicher Kinderzucht* zur Veranschaulichung lasterhafter Charaktereigenschaften bedient, erinnern in bemerkenswerter Weise an die *Geschichtklitterung*:

Derhalben auß mit **losem Geschwetz**,
Welchs gute sitten nur verletzt,
O auß mit **Vnzucht, Füllerei**,
Mit böser Gsellschaft **Büberei!**⁷⁷⁷

Loses Geschwätz, Unzucht, Völlerei und Schalkheit: Kein treffenderes Quartett hätte die Hauptthemen aus Fischarts Roman zusammenfassen können. Mit den Begriffen ‚Unzucht‘ und ‚Völlerei‘ lehnt sich die Aufzählung an die Luxuria und Gula der sieben Todsünden an. Darüber hinaus greift das verpönte Verhalten alle Bereiche der grobianischen Literatur auf. Ins Visier geraten die Felder der Sprache, der Sexualität, der Ernährung und der Umgangsformen.

Durch den intertextuellen Bezug verurteilt Fischart die Gegenstände seines eigenen Werks als „Gottloß“ und als Teil der Welt, als „Teuffels Reich“.⁷⁷⁸ Demgegenüber stehen „Gottsforcht“ und Dinge, die „nit von der Welt“ sind. Während Letztere in einer Erziehung als erstrebenswert gelten, sind es nur Erstere, die die *Geschichtklitterung* ihrem Leser tatsächlich bietet. Wird das Kind also nach den Maßstäben der *Geschichtklitterung* erzogen, entwickelt es sich hin zur Weltlichkeit. Die Folge ist „Gotts Raach“, die sowohl Eltern wie Kind – „das Kalb mit der Kuh“⁷⁷⁹ – trifft.

⁷⁷⁶ Ebd. S.407, V. 158-162.

⁷⁷⁷ Ebd., S. 406, V. 125-128.

⁷⁷⁸ Ebd., S. 407, V. 148.

⁷⁷⁹ Ebd., S. 407, V. 156.

6 Fazit: Erziehungsformen

Als Fazit lässt sich Folgendes zu den Unterkapiteln der Erziehungsthematik festhalten: Im *Pantagruel* erläutert der Vater Gargantua seinem Sohn die Wichtigkeit der Ehe und der rechten Kindererziehung. Dabei hängt die Argumentation beider Sachverhalte eng zusammen. Die Ehe bietet den Rahmen, durch Kinderzeugung das Leben des Vaters biologisch auf Nachkommen zu übertragen. Die Erziehung hingegen berücksichtigt die Vererbung innerer Werte, wie etwa humanistischer Tugenden und einer christlichen, gottesfürchtigen Haltung.

Die Bewertung eines Kindes geht in zwei entgegengesetzte Richtungen. Das Kind wird einerseits als Segen verstanden und mit engelsgleichem Wesen dargestellt. Andererseits fungiert es als Problem, ist töricht und von Natur aus ungehorsam. Der Widerspruch löst sich erst auf, wenn der Kontext, dem die zwei Urteile entspringen, mitberücksichtigt wird. Im Grunde genommen befinden sich Fischarts Aussagen auf zwei Argumentationsebenen. Auf der ersten Ebene motiviert er den Leser zur Eheschließung und zur damit verbundenen Kinderzeugung. Dazu dient ihm die Darstellung des Kindes als Teil der göttlichen Naturordnung und als besonders gottgewollte Kreatur. Biblische Textstellen werden zugunsten der positiven Kinderdarstellung herangezogen und manipuliert. Ist erst der besondere biblische Stellenwert des Kindes nachgewiesen, ist die zur Kinderzeugung notwendige Ehe mitlegitimiert. Auf der zweiten Ebene bezieht sich die Argumentation auf die *Kindererziehung*. Ein engelsgleiches Kind, wie es die Argumentation für das *Kinderzeugen* anführt, motiviert nicht zu einem besonderen pädagogischen Engagement. Die Möglichkeit, dass sich ein Kind unter mangelnder Erziehung vom Segen zum Fluch entwickelt, wirkt hingegen als Bild der Warnung auf den Leser. Erst die Darstellung eines Kindes, das es zu modellieren und zu perfektionieren gilt, unterstreicht die Notwendigkeit der Erziehung.

Das Sujet der Erziehung lehnt an das der menschlichen guten Eigenschaften an. Die Frage, die dahinter steckt, ist: Wie viel gute Eigenschaften (etwa in Form von Tugend und Christlichkeit) sind dem Kind angeboren? Wie viel haben die Eltern durch Erziehung zu fördern? Dieser Sachverhalt wird erst in den letzten Kapiteln des *Gargantua* respektive der *Geschichtklitterung* in ihrem humanistisch-reformatorischen Kontext diskutiert.⁷⁸⁰

Die Komponenten ‚Natur‘ und ‚Erziehung‘ können in der Argumentation zusammen oder gegeneinander arbeiten. Entweder ist das Kind von Natur aus gut und wird durch die Erziehung nur noch weiter in seiner Güte gefördert oder die Erziehung korrigiert die negative Natur des

⁷⁸⁰ Vgl. dazu das Kapitel V. *Thélème und Willigmut: Fischarts neues Freiheitsverständnis*.

Kindes. Im Kontext der Erziehungsargumentation bekennt sich Fischart zur zweiten Ansicht. Doch der eigentliche Gedanke, um den sich die *Anmanung zu Christlicher Kinderzucht* dreht und der sich in der *Geschichtklitterung* und dem *Ehezuchtbüchlein* bestätigt sieht, ist ein dritter Schritt in dieser Fragestellung: die Anleitung hin zur Ewigkeit. Erst damit ist der teleologische Dreiertakt Natur, Erziehung und Anleitung hin zur Ewigkeit komplett.

Die Anleitung hin zur Ewigkeit ist eine geistlich ausgerichtete Erziehung, deren Ziel nicht im herangereiften, tugendhaften Kind liegt. Stattdessen sind hier zwei weiterführende Ziele von Bedeutung: ein untergeordnetes und ein übergeordnetes. Ersteres bezieht sich auf das Diesseits. Die Tatsache, dass innere essenzielle Werte – humanistischer, im besten Fall christlicher Art – von Generation zu Generation weitergegeben werden, garantiert das Fortbestehen von Tugend und Ordnung in der Welt. Dem übergeordnet ist das Ziel, nicht nur für ein unpersönliches Kollektiv, sondern auch konkret für das Individuum ‚Kind‘ eine Ewigkeit zu schaffen. Zu diesem Zweck wird das Kind getreu nach Luthers *Großem Katechismus* zur Gottesfurcht erzogen. Denn: Erst als Rezipient von Gottes Gnade wird ihm bei seinem Ableben ein Platz im Jenseits zugesichert.

Obgleich die Argumente zur Ehe und zur Erziehung unterschiedliche Kinderdarstellungen erfordern, plädieren beide im Kontext der Familienbeziehungen für ein Leben als Gottesdienst. Die Ehe führt zunächst zur göttlichen Ordnung. Die Kinderzeugung bewahrt Gottes Schöpfung. Das Erziehen der Nachkommen schafft den Grund, auf dem Gottes Erlösung wirksam wird. Zieht man die *Geschichtklitterung* hinzu (abgesehen unter anderem vom 5. Kapitel, der Kapitelsequenz zur humanistischen Bildung und zur Entstehung Willigmuts), entpuppt sich das Gesamtwerk im Kontrast zu den hier dargelegten Ausführungen Fischarts als Anti-Erziehung. Mit ihren vier grobianischen Komponenten des losen Geschwätzes, der Unzucht, der Völlerei und der Schalkheit zeigt sich Gargantuas ‚Utopia‘ zunächst als gottlose Welt und „Teuffels Reich“.⁷⁸¹ Erst der Krieg versetzt der spöttisch karikierten humanistischen Bildung den Todesstoß und schafft eine Wende. Die zuvor maßlos praktizierten Unsittlichkeiten weichen mit Willigmut einem neuen Experimentierfeld, in dem Fischart Abstand von unmoralischer und gottloser Bildung nimmt.

⁷⁸¹ Ebd., S. 407, V. 148.

IV. FISCHARTS KARIKATUR DER HUMANISTISCHEN BILDUNGSREFORM

Zwischen Titelblatt und dem ersten Kapitel befinden sich bei Rabelais zwei, bei Fischart drei Texteinheiten. Die Besonderheit dieser zwei beziehungsweise drei Texte besteht darin, dass sie zwar in ihrer vorangestellten Position zunächst als Prologe zu betrachten, aber schließlich vom Textcharakter her zum fiktionalen Roman zu zählen sind. „The prologue to *Gargantua*“, erklärt Regosin, und hier müsste eigentlich auch von dem Eingangsgedicht die Rede sein, „both introduces and inaugurates the Rabelaisian fiction that follows“. Er fügt in Klammern hinzu: „or that has already begun: what is the outside or the inside of the text?“⁷⁸² Diese fiktionale Ebene der Prologe macht sie für die vorliegenden Untersuchungen besonders interessant. Sie ordnet den Vorworten eine Funktion zu, die sie weder als Autorwort noch als Romanhandlung identifiziert. Stattdessen bilden sie eine gewisse Zwischenform. An die Romanhandlung lehnen sich die Prologe insofern an, als sie ähnliche Erzählmethoden, Allegorien und Metaphern verwenden wie die fiktionale Narration. Den Schein des Autorwortes hingegen erwecken sie, indem der Autor unter seinem Pseudonym Alcofribas auftritt und aus einer scheinbar metatextuellen Ebene heraus Aussagen über den Text trifft.

Dabei lässt sich das Anagramm ‚Alcofribas Nasier‘ mühelos zu ‚François Rabelais‘ entschlüsseln, womit der fiktionale Autor als solcher auffliegt. Mit Bezügen auf den Autor der Vorlage spart Fischart nicht. Dabei nimmt sich der Übersetzer das Recht, nicht nur das Werk *Gargantua*, sondern auch seinen Autor zu reflektieren und kritisch zu betrachten. Anders als im *Gargantua* ist der Autor nun nicht mehr Subjekt, sondern Objekt im Entstehungsprozess des Romans.

Die Seiten, die dem ersten Kapitel vorausgehen, zeigen folgenden Aufbau: Beide Autoren beginnen mit einer philosophischen Abhandlung über das Lachen (*Aux lecteurs / Demnach ich sah*). Bei Rabelais folgt darauf der Prolog, in dem das Phänomen einer verkehrten Welt dargestellt wird. Auch Fischart greift diesen Text auf und modifiziert ihn nach eigenen Maßstäben (*VorRitt*). Fischarts dritter Text (*An alle NebelNebuloner*) steht zwischen den beiden

⁷⁸² Regosin, Richard L.: The Ins(ides) and Out(sides) of Reading: Plural Discourse and the Question of Interpretation in Rabelais. In: Rabelais's Incomparable Book. Essays On His Art. Raymond C. La Charité (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= French Forum Monographs 62), S. 59-71, hier: S. 69.

Teilen, die nach Rabelais' Vorlage entstanden sind. Er entspricht einer Art Vorwort des Übersetzers und bezieht grundsätzlich Stellung zur Tätigkeit des Übersetzens, aber auch explizit zur vorliegenden Übersetzung.

An den Leser:	Aux Lecteurs	S. 3	Demnach ich sah	S. 8
Vorwort des Übersetzers:	-	-	An alle NebelNebuloner (inkl. Epitaph de Ronsard)	S. 9 (14-16)
Prolog:	Prolog	S. 5	Vorritt	S. 19

Die drei Texte zeigen eine thematische Kontinuität. In allen dreien geht es um eine Vorbereitung auf die anschließende Lektüre. Der erste Text (*Demnach ich sah*), thematisiert die Funktion des satirischen und parodistischen Stils, dank dem das Werk als Heilmittel für den Leser fungiert. Der zweite Text (*An alle NebelNebuloner*) erklärt zunächst, wieso es den vorliegenden Text überhaupt gibt und was darin – hinsichtlich der diversen Übersetzerrollen – zu erwarten ist. Letztlich argumentiert auch dieser Text, dass das Werk von schlechten Gewohnheiten wegführen sollte. Lediglich die Perspektive ist hier im Kontrast auf den ersten Text etwas anders. Im Einstiegsgedicht *Demnach ich sah* blickt der Leser noch als urteilende Person auf eine enttäuschende Welt. In *An alle NebelNebuloner* wird der Leser selbst Teil der Welt und spiegelt sich selbst im entlarvenden Werk wider, bis er zur Einsicht kommt und zu theologisch und moralisch anerkanntem Verhalten umkehrt.

Das Motiv des Spiegels verwendet Fischarts Lehrer Scheidt in der Widmung des *Grobianus* 1551. Sein Schüler greift den Gedanken in der Vorrede des Eulenspiegel und im Prolog zum Amadis auf.⁷⁸³ Der *Vorritt* thematisiert schließlich das Umkehr-Prinzip des Werks, dessen Weisheit hinter der dargestellten Torheit verborgen liegt.

1 Prolog

1.1 *Aux lecteurs – Demnach ich sah*

Die Anrede an den Leser, die direkt auf das Titelblatt folgt, dient als kurze Vorstellung der Autorintention. Sie ist als vorausgreifende Legitimierung der unmoralischen Inhalte und Darstellungen im Werk zu verstehen. Dabei dienen die ermahnenden Worte nicht als

⁷⁸³ Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 209.

Entschuldigung, da sich beide Autoren trotz der dargestellten Amoral keines Unrechts schuldig bekennen. Beide Texte erscheinen als Gedicht in Reimform, wobei sich Rabelais eines Kreuzreims und Fischart eines Paarreims bedient. Rabelais' Gedicht umfasst 11 Verse, während Fischart mit 36 Versen mehr als den dreifachen Text verfasst. Er baut dabei das Vorliegende nicht nur aus, sondern spricht auch dreimal mehr Themen an.

<i>Gargantua, Aux lecteurs, S. 3</i>	<i>Geschichtklitterung, Demnach ich sah, S. 8</i>
Anrede und Vorwarnung an den Leser (V. 1-4)	<i>fehlt</i>
Text wird verteidigt (V. 5-9)	Text wird verteidigt 1 (V. 1-8)
<i>fehlt</i>	Funktion des Arztes (V. 9-12)
<i>fehlt</i>	Funktion des Lachens = Heilmittel (V. 13-16)
Lachen ist das Urmenschlichste (V. 10)	Lachen ist das Urmenschlichste (V. 17-18)
<i>Fehlt, hier Ende des Gedichts</i>	Text wird verteidigt 2 (V. 21-24)
	Topos der Narrenrede (V. 25-28)
	Gegen Kummer(bereiter) (V. 29-34)
	Letzte Leseaufforderung (V. 35-36)

1.1.1 Allgemeingültigkeit statt konkreter Anrede

Die Titelformulierung „Demnach ich sah“ für das Gedicht der *Geschichtklitterung* mag seltsam anmuten. Dies ist vor allen Dingen deshalb, weil es sich nicht um einen Titel handelt, sondern darin lediglich die drei ersten Worte des Gedichts aufgegriffen werden. Fischart liefert keinen Titel und verzichtet auch auf die Übersetzung des ersten Verses aus Rabelais' Fassung. Beide Anreden, „Aux lecteurs“ und „Amis lecteurs qui ce livre lisez“, fallen in Fischarts Version weg. Verzichtet er auf die direkte Anrede, um den Leser aus dem Sachverhalt des Gedichts auszuklammern? Dem ist nicht so, da der Leser in Fischarts Text in Form von Pronomina als Rezipient auftritt. Dennoch erhält durch den Verzicht auf den Titel und den ersten Vers das Gedicht eine Unabhängigkeit vom Werk, in dem es sich befindet. Die darin enthaltene Aussage gewinnt einen allgemeingültigen Wert, da sie sich zwar an einen Leser wendet, aber nicht explizit den Leser des vorliegenden Romans meint. Somit eröffnet Fischart neben der Bedeutungsebene, die das Gedicht für die *Geschichtklitterung* hat, eine Ebene, die eine universelle Philosophie zum Ausdruck bringt. Die Bedeutung dieser Feststellung wird sich im Verlauf des Gedichtes noch herausstellen.

Auch die Verse zwei bis vier werden von Fischart nicht aufgegriffen. Rabelais wendet sich darin ermahmend an den Leser: Mit dem Ausspruch „ne vous scandalisez, Il ne contient mal ne infection“ wird das Gemüt des Lesers schon a priori beruhigt. Es wird an sein Wohlwollen appelliert. Fischart scheint sich keiner ablehnenden Haltung des Lesers bewusst zu sein, wodurch es bei ihm keiner Entschuldigungsgeste bedarf. Der Leser gilt nicht als der Beurteilende, sondern von Beginn an als der Beurteilte.

1.1.2 Arzt-Patienten-Verhältnis

Bei Rabelais bilden die darauffolgenden fünf Verse den Hauptteil und auch die umfangreichste Sinneinheit des Gedichts. Sie wird in ähnlicher Form von Fischart aufgegriffen, wenn auch in ihrem Umfang verdoppelt. Dieser Teil bringt den Leser und den Text in eine sinnvolle Verbindung und stellt folglich zugleich die Beurteilung des Lesers und die Verteidigung des Textes dar. Die Leserschaft wird „dueil“ beziehungsweise „kommer“ [Kummer] zugeschrieben, während das Werk im therapeutischen Sinne „abhülff“ schaffe, indem es zum Lachen bringe. Sei das Werk auch nicht vollkommen (Aussage bei Rabelais!), so sporne es dennoch zum Lachen an und lasse den Kummer vergessen. Fischart weist darüber hinaus auf den präventiven Charakter des Werks hin: Nicht nur vergisst der Leser seine Sorgen, auch ver helfe ihm diese Linderung, Suizidgedanken zu vertreiben und sich schließlich wieder mit dem Leben zu versöhnen. Im Vergleich zu Rabelais misst Fischart sein Werk nicht an einer Vollkommenheit, sondern betont ein Verhältnis zwischen Werk und Leser, das seinen Ansprüchen vollkommen zu entsprechen scheint.

Die zusätzliche Ausformulierung der Passage bei Fischart erläutert zwei Sachverhalte, die sowohl für die Uminterpretation des Gedichts als auch für den darauffolgenden Prolog zentral sind: die Funktion des Arztes und die des Lachens. Es liege, so Fischart, in der Verantwortung des Arztes, auch seelische Leiden zu heilen. Dazu dient ihm das Heilmittel des Lachens, denn „kurtzweil vnd freud Ist deß Gemüts artzney vor leid“.⁷⁸⁴ An dieser Stelle wird eine bemerkenswerte Verschiebung in Fischarts Fassung ersichtlich, die bis zum Ende des Gedichtes beibehalten wird. Seine Ergänzungen transferieren das Autor-Leser-Verhältnis in einen Arzt-Patienten-Bezug. Dadurch wird die philosophische Abhandlung zu einem medizinischen Bericht mit implizierter Rezeptverschreibung. Der Arzt wendet sich nicht an ein Kollektiv, sondern begreift seinen Patienten als Individuum. Das „euch“ im ersten Vers wird im letzten

⁷⁸⁴ Gkl, *Demnach ich sah*, S. 8 [2], V. 13 f.

Vers zum „dir“, was nicht nur eine direkte Ansprache, sondern auch ein vertrautes Gespräch unter vier Augen suggeriert.

1.1.3 Lachen als Heilmittel gegen die törichte Welt

Rabelais' Schlusssatz – heute ein geflügeltes Wort –, „Pource que rire est le propre de l'homme“ (Fischart: „das lachen in all krafft Ist deß Menschens recht eigenschafft“⁷⁸⁵), ist bei Fischart erst der Auftakt zu einer ausführlichen Abhandlung zum Thema Lachen.

An dieser Stelle übernimmt Fischart die bei Rabelais angelegte Horaz'sche Formel vom ‚Nützen und Erfreuen‘ (*prodesse et delectare*) im eigens zugespitzten Kontext medizinischer Begrifflichkeit. Das Lachen stehe im Zentrum der ärztlichen Behandlung, da es als einzige Methode einen kummervollen Menschen aufzubauen wisse.⁷⁸⁶ Nur im Lachen würden sich „nutz mit süß“⁷⁸⁷ verbinden lassen, da es seine heilende Wirkung durch eine erfreuliche Tätigkeit erziele. Diese therapeutische Strategie/Behandlung, so argumentiert Fischart, solle anhand dieses Werks am Leser/Patienten angewandt werden. Sie werde Linderung bringen für verbitterte Seelen und das bedrückte Gemüt erhellen. Damit lehnt er sich an Epikur oder Lukrez an, bei denen das Lachen gemäß der epikureischen Lehre bereits als befreiend und heilend galt. Doch vor welchem Kummer sollte das Lachen den Leser befreien? Es ist der Ärger, den der Mensch hinsichtlich der Torheit der Welt empfindet. Es sind die gesellschaftlichen Verfehlungen und Irrtümer, die erst vom reflektierten Denker entlarvt werden. Der Leser wird zunächst in Abgrenzung zur Gesellschaft definiert, in der er lebt. Er ist derjenige, der sich über die Welt ärgert, es dann aber schafft, durch die richtige Behandlung über die Zustände zu lachen.

Vnd laßt euch sein, alß ob jr hörten
Democritum den Weißheitlehrten
Vberlaut lachen der Welt thorheit,
Die jr Narrheit halt für klug warheit:⁷⁸⁸

⁷⁸⁵ Ebd., V. 17-18.

⁷⁸⁶ Gkl, *An alle NebelNebuloner*, S. 18 [14]. In der Ausgabe von 1582 fügt Fischart eine neue Seite hinzu, in der er die psychosomatische Wirkung von Lachen, Gesang und Musik unterstreicht. Erasmus sei etwa ein Geschwür aufgeplatzt, als er intensiv über die *Dunkelmännerbriefe* (*Obscurorum Virorum* von 1515) gelacht habe.

⁷⁸⁷ Gkl, *Demnach ich sah*, S. 8 [2], V. 20. Im zweiten Prolog, dem *VorRitt*, betont Fischart die Verfahrensweise des süßen Ermahnens. Er schreibt, es „sey angenehmer ermant werden schertzlich als schmerzlich“. Gkl, *VorRitt*, S. 27 [31].

⁷⁸⁸ Ebd., V. 25-28.

Dem Leser wird Demokrit vorgestellt, der lachende Philosoph. Sein Lachen gilt der Welt, die sich nicht nur überaus töricht verhält – in welcher Beziehung ist noch zu erläutern – sondern dabei auch felsenfest davon überzeugt ist, klug oder weise zu handeln. Der letztzitierte Vers paraphrasiert die biblische Aussage aus 1. Korinther 1,20, nach der die Weisheit der Welt vor Gott Torheit sei. Mit dieser Brücke in die theologische Thematik lässt Fischart einfließen, dass die Torheit der Welt nicht im Kontrast zu einer irdischen Intelligenz steht, sondern darüber hinaus von einem gottgegebenen Ideal abweicht. Problematisiert wird folglich eine theologische und moralische Sicht des gesellschaftlichen Verhaltens.

Derjenige, der nun hier zum göttlichen Ideal zurückführt und den Menschen von Kummer erlöst, ist der Dichter selbst. Seine erheiternden Zeilen üben eine zurechtweisende korrigierende Wirkung aus, wie es bisher nur die Worte des Priesters vermochten.⁷⁸⁹ Spätestens wenn der Kontext mitberücksichtigt wird, in dem der Roman das Gelächter thematisiert, entpuppt sich das Bild des Dichter-Heilands als absurd.

Der Roman verknüpft das Gelächter auf zwei Ebenen mit dem Rauschzustand. Einerseits ist es die Darstellung der exzessiven Trunkenheit, die beim Leser das Lachen evoziert. Andererseits berauscht das Werk selbst mit seiner komischen Sprache. Der Berauschte ist sowohl auf der Figuren- als auch auf der Leserebene zu finden. Genauso wie die trunkenen Figuren Begrenzungen nicht zu kennen scheinen, entledigt sich auch der Leser im berauschten Gelächter aller Hemmungen und befreit sich – mindestens situativ – von der Bürde des Alltags.

Was ist das für ein Dichter-Heiland, der sich des Rausches bedient, um seine Figuren und Leser zu erlösen? Es ist ein Retter, der die Menschen ohne die Hilfe einer Transzendenz befreit. Sein Mittel ist die uferlose Übersteigerung des Immanenten. Die Güter der Erde stehen seinem sprachartistischen Spiel ausnahmslos zur Verfügung. Somit läutet der Prolog eine Welt ein, in der Maßstäbe herrschen, die dem Leser in ihrer Verkehrtheit auf seltsame Art und Weise bekannt erscheinen.

1.2 An alle NebelNebuloner

Vor dem eigentlichen Vorwort fügt Fischart noch einen Text ein, der nicht auf Rabelais' Vorlage basiert. Der Titel lautet in der 1575er Ausgabe wie folgt: „An alle Klugkröpfige vnd

⁷⁸⁹ Vgl. dazu auch Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 79.

Witzersäufte Gargantuisten / vnd vngepalirte Sinnversaurte Pantagruelisten.“⁷⁹⁰ In der letzten Fassung von 1590 werden bedeutende Begriffe ergänzt: „An alle Klugkröpffige *Nebelverkappte NebelNebuloner*, Witzersäuffte Gurgelhandthirer vnd ungepalirte Sinnversauerte *Windmüllerische Dürstaller oder Pantagruelisten*.“⁷⁹¹ Ohne jeden Terminus enzyklopädisch zu entschlüsseln,⁷⁹² sei darauf hingewiesen, was Fischarts Ergänzungen im Titel bewirken. Die ‚Nebelverkappten NebelNebuloner‘ bergen die dreifache Nennung des Nebels. Das meteorologische Phänomen bewirkt in der Literatur eine Verschleierung der genannten Person: Die angesprochene Leserschaft wird unkenntlich gemacht. Das ‚Windmüllerisch‘ in ‚Windmüllerische Dürstaller‘ beschreibt das Wesen eines Aufschneiders, Schwindlers und Narrs. Der Begriff ist mit dem ‚Windbeutel‘ etymologisch verwandt, was so viel bedeutet wie ein oberflächlicher, unzuverlässiger und leichtlebiger Mensch.⁷⁹³ Der Ton der Beispiele zieht sich über die ganzen Bezeichnungen: Der Leser wird mit kränkenden und herabsetzenden Betitelungen angesprochen.

Die Schimpfwörter befinden sich in ihrer kontextuellen Semantik in einem Raum zwischen Lob und Beleidigung. Diese Zwischendimension trägt zum einen zum Schutz des Werks bei, da keine Aussage als absolut gewertet werden kann. Zum anderen führt sie ein neues Werteverständnis ein, in dem eine Beschimpfung nicht als rein beleidigend zu verstehen ist. Bachtin hält etwa fest, dass Lob und Herabsetzung als ambivalente, nicht voneinander zu trennende zwei Seiten der Medaille zu betrachten sind. Sie seien auf einen „zweileibigen Körper zu beziehen, den das Lob beschimpft und die Verwünschung lobt.“⁷⁹⁴ Was Bachtin für Rabelais feststellt, lässt sich auch bei Fischart wiederfinden. Im zweiten Vorwort erklärt sich Fischart bereit, für sein Werk Tadel zu ernten.

Derhalben schetz ich es noch einmal für ein ehr, wie noch der fratzen mehr, wann man mich für ein guten Prillenreisser vnd Grillenscheisser außschreit, ich bin drumb nit gescholten, sonder des wolkommener in allen meinen Pantagruelistischen *gantzdurstigen* gesellschaften vnd zünfften.⁷⁹⁵

⁷⁹⁰ Gkl, S. 4.

⁷⁹¹ Gkl, S. 6.

⁷⁹² Vgl. dazu Nyssen, Uta: Glossar. Worterläuterungen zum Text der Ausgabe letzter Hand von 1590 nach der Neuausgabe 1963. Darmstadt 1967, S. 20.

⁷⁹³ Ebd.

⁷⁹⁴ Vgl. Bachtin, Michail: Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur. Gabriele Leupold (Übers.), Renate Lachmann (Hg.). Frankfurt a.M. 1995, S. 205.

⁷⁹⁵ Gkl, *VorRitt*, S. 33 [38 f.].

Durch die Beleidigungen wird er mit der Welt identifiziert, die er befürwortet und zu der er sich zugehörig erklärt: eine Welt, in der Beleidigungen nicht wortwörtlich genommen, sondern in ironischer Überspitzung in ihrer Umkehrung verstanden werden.

Nun im ersten Vorwort „An alle NebelNebuloner“ liegt das Augenmerk auf der Leserschaft. Diese wird in zwei Gruppen geteilt, die in unterschiedlichem Grad einem Fehlverhalten unterliegen. Die einen lassen sich zu leicht zu anstößigem Benehmen verleiten. Die anderen gehen einem gesellschaftlich nicht anerkannten Benehmen bereits nach. Fischarts angeführte Ermahnungen sollen vor solchem Verhalten warnen respektive es verhindern. Die erste Gruppe wird mit Kindern verglichen, die einer Erziehungsmethode unterzogen werden, die im ausgehenden Mittelalter – etwa anlässlich der öffentlichen Hexenverbrennungen und Hinrichtungen – der allgemeinen Gewohnheit entsprach.

Deßgleichen pflegen nit auch noch heut etliche Eltern jre Kinder, sie von Lastern vnnnd Bubenstücken abzuschrecken, zur warnung mitzunemmen, wann man einen (10) Vbelthäter vom leben zum todt zurichten außfüret?⁷⁹⁶

Nachdem im einleitenden Gedicht Fischarts Funktion als Arzt hervorgehoben wurde, figuriert er nun als Vater, der seiner kindlichen Leserschaft präventiv ein abschreckendes Bild des unerwünschten Lebens zeichnet. Diese Lesergruppe bleibt die Minderheit. Fischarts Augenmerk auf den Heilprozess der Literatur zeigt, dass er davon ausgeht, es mit Lesern zu tun zu haben, die der Unsitte bereits verfallenen sind, also nicht eines Vaters, sondern eines Arztes bedürfen.

1.2.1 Verärgern und Widerspiegeln

Fischarts Erzieherrolle greift – wie angekündigt – nicht nur präventiv, sondern auch a posteriori. Als Seelenarzt liegt seine primäre Aufgabe darin, den Leser von falschem Verhalten und falschen moralischen Vorstellungen zu heilen. Orientiert an der kurierenden Funktion des Lachens setzt Fischart zwei Methoden ein: das Verärgern und das Widerspiegeln. Grundlage dafür ist, die Gesellschaft durch eine karnevaleske Darstellung zu problematisieren. Fischart schafft „ein verwirretes vngestalttes Muster der heut verwirrtten vngestaltten Welt“, um diese schließlich „von jrer verwirrtten vngestalt vnd vngestaltter verwirrung abzuführen“.⁷⁹⁷ Das

⁷⁹⁶ Gkl, *An alle NebelNebuloner*, S. 9 [4].

⁷⁹⁷ Ebd., S. 10 [4].

„Abführen“, also die Strategie, die vom bisherigen Denken und Handeln wegführt, besteht darin, den Leser sowohl „abzuvexieren“ wie auch „fürzuspiegeln“. ⁷⁹⁸ Der Autor mag durch die unbarmherzige Kritik bezwecken, den Leser emotional zu treffen und ihn so dazu zu bewegen, seinen eigenen Standpunkt zu hinterfragen. Dabei darf der stichelnde Ton nicht als persönlicher Angriff empfunden werden, sondern führt vielmehr zurück auf die spöttische Sprache, die zur Literaturgeschichte jedes Volkes gehört.

Man hat zu allen zeiten bey allen Nationen solcher art kurtzweiligs Gespöchts vorgehabt: die Griechen mit Tragedien, Dithyrambis, Dionisiacis: die Römer mit Fescenninis, Manduconen, Mimis, Pasquillen: Die Teutschen mit Faßnachtspielen, Freihartspredigen, Pritzenschlagen.⁷⁹⁹

Passend zu zeitgenössischen Ausprägungen der deutschen Literatur, blickt Fischart im Vorwort der *Geschichtklitterung* auf die drei Textgattungen des Fastnachtspiels, der Freihartspredigten oder der Pritschen. Von den drei Textarten ist nur das Fastnachtspiel heute noch begrifflich erhalten. Das „Pritzenschlagen“ bezieht sich auf das Vortragen von Pritschen, eine Praxis aus dem 15. bis 17. Jahrhundert, die ihren Höhepunkt im 16. Jahrhundert fand. Zu höfischen, bürgerlichen, aber auch städtischen Festlichkeiten traten Berufs- oder Gelegenheitsdichter als sogenannte Pritschmeister auf, die neben ihren administrativen Tätigkeiten die „Spaßmacher“ des Abends waren.⁸⁰⁰ Die Freihartspredigten hingegen gehörten der protestantischen Polemik an. Spott, Parodie und Polemik sind zentrale literarische Erscheinungsformen dieser Textarten – ohne dass der Text das Ziel verfolgt, Personen zu beleidigen. Die karnevaleske Darstellung dient hier vielmehr der amüsanten Zerstreuung des Publikums. Fischart tritt im gleichen Sinne als Spaßmacher auf. Er will zum Lachen bringen, und das mit Darstellungen, die den Leser in kein gutes Licht rücken.

Die Funktion des Verärgerns ist eng an die des Widerspiegels geknüpft. Der Groll über den Text erwächst aus der Tatsache, dass sich der Leser angesprochen fühlt. Doch begibt sich der Roman nur höchst selten auf eine Metaebene, auf der der Autor ein Gespräch mit dem Leser führt. Vielmehr ist es die Romanhandlung selbst, die an den Leser appelliert. Sich in Grandgousiers und Gargantuas Missgeschicken wiedererkennend, fühlt sich der Leser bei der

⁷⁹⁸ Ebd.

⁷⁹⁹ Ebd., S. 12 [7].

⁸⁰⁰ Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 3. P-Sk. 2. Auflage. Berlin 1977, S. 257-262.

Lektüre ertappt. Fischart spricht vom Ziel, den Leser zu „beschamen“⁸⁰¹ und ihn somit zur Abkehr von unmoralischen Gewohnheiten zu bewegen.

Die Idee hinter dem hier gegebenen Bild ist folgende: Betrachtet eine Person jemanden mit schmutzigem Gesicht im Spiegel, hat sie den Schmutz nicht als fehlerhaftes Bild des Spiegels zu interpretieren. In Fischarts Worten: „Der Spiegel wird darumb nicht dunckeler, wann schon ein Schmutzkolb drein sicht.“⁸⁰² Alles, was der Leser im vorliegenden Werk wiedererkennt, hat seine Wurzeln in seinem eigenen Leben – sei es in Kirche, Politik oder im familiären Kreis. Der Leser ist zwangsläufig Teil dieser Gesellschaft und macht sich – egal ob durch bewusste Taten oder nur durch seine Konformität – mitschuldig an der verbreiteten Amoral.

Letztlich ist dieser Prozess der Selbsterkennung ein Akt der Vernunft. Im Vorwort von Fischarts *Ehezuchtbüchlein* wird dessen Bedeutung thematisiert:

das sie, es sei jnen lieb oder leyd, sich selbs darvon erkennen, vnd darob entweder erschamen vnd sich besseren, oder sich gänzlich aller sinn vnd vernunft begeben vnd äuseren, ja verzweifelterweis aller Menschlichkeyt abthun müssen.⁸⁰³

Die Vernunft ist das dem Menschen Eigene. Mit der Negation der Vernunft geht seine Menschlichkeit zugrunde. Dies geschieht, wenn der Mensch sich aus Scham nicht mehr selbstreflektiert. Doch gesellschaftskritische Werke wie das *Ehezuchtbüchlein* oder die *Geschichtklitterung* rechnen mit der Vernunft des Menschen und verwenden sie als Mittel, um den Leser zu überführen.⁸⁰⁴ Das Prinzip lehnt sich an Platons Dialektik beziehungsweise an die sokratischen Dialoge an, in denen der Schüler durch das subtile Nachfragen des Lehrers scheinbar eigenständig zur Erkenntnis gelangt.

Fischarts Methodik mit der von Platon zu vergleichen, ist insofern nicht weit hergeholt, als dass über den Philosophen Plutarch bereits eine Brücke zur Identifikation mit den Schriften der griechischen Autoren geschlagen wird. Indem sich der Straßburger Plutarchs Werk über die Familie annimmt und es ins Deutsche übersetzt, verleiht er seinem eigenen Text die Autorität des großen antiken Autors. Plutarchs Schriften seien „billich bei allen Gelehrten für eyn Weisheyschatz verrufet“.⁸⁰⁵ So kann Fischart, der sich durch die Übersetzungstätigkeit in die

⁸⁰¹ Ebd.

⁸⁰² Ebd., S. 11 [5].

⁸⁰³ *Ehezuchtbüchlein*, Vorrede, S. 117 f.

⁸⁰⁴ Vgl. ebd.: Die Aussage, dass man die Leserschaft „mit jrem angeborenen vrtheyl vnd verstand vberzeuget“ und „mit jrer eygenen klug-geachten vernunft vnd mehr schlägt“.

⁸⁰⁵ Ebd., S. 118.

humanistische Gelehrtentradition einordnet, mit einer hohen Akzeptanz seines Werks rechnen. Dass dabei nicht wortwörtlich übersetzt wird, sondern auch eigene Überzeugungen und Anekdoten Einzug in den Text halten, tut dem Status seines Werks keinen Abbruch.

1.2.2 Marktschreierischer Prolog I

Im Gegensatz zum Leser steht der Autor in einer ganz anderen Sphäre der geschilderten Ereignisse. Als Marktschreier mit fingierter Mündlichkeit ringt er zu Beginn des Vorworts um die Aufmerksamkeit des Besuchers. Er schaut förmlich von einem erhobenen Podest auf die Menschenmenge herunter, ruft sie zu sich und spricht auf sie ein.⁸⁰⁶ Erst in der Mitte des Vorworts reflektiert er seine eigene Position und hält fest:

Ich thu wie die Griechischen Philosophi, die zogen auff alle Kirchweihen, Messen vnd Märkte, nicht daß sie kaufften, sonder alles, wie es zugieng, begafften, waren **Gaffleut für Kaufleut.**⁸⁰⁷

Die Andeutung betrifft die diversen hellenistischen Schulen, die auf den athenischen Marktplätzen für den Vorrang ihrer Lehre argumentierten. Auch Fischart verkauft auf dem virtuellen Markt keine Ware, sondern sein Gedankengut. Er will damit nicht etwas an den Mann bringen, sondern den ‚Mann‘ selbst gewinnen. Sein Interesse gilt auch nicht den Waren der Menschen, sondern ihrem Denken und Verhalten. Die Begriffe „Gaffleut für Kaufleut“ wurden erst in der letzten Überarbeitung 1590 hinzugefügt. Damit unterstreicht Fischart die Substitution des kaufmännischen Nutzens des Marktplatzes durch den soziologischen, allenfalls voyeuristischen Ansatz des passiven Betrachters. Der Erzähler fügt sich nicht ins Gesellschaftsgeschehen ein, sondern nimmt die Position des prüfenden Außenstehenden ein.

1.2.3 Kritik an katholischen Praktiken

In diversen Nebenbemerkungen verweist Fischart auf eine thematisch starke Bestimmung seines Werks durch religiös konnotierte Sachverhalte. Ins Visier geraten insbesondere

⁸⁰⁶ Vgl. ebd., S. 9 [3]: „Großmächtige, Hoch vnd Wolgevexirte tieff vnd außgelärte, eitele, orenfeste, orenfeißte, allerbefeistete, ährenhaffte vnd hafftären, orenhafen, vnnnd hafenoren oder hasenasinorige insondere liebe Herrn, gônner vnd freund.“ Fischart spielt mit dem langen „s“, das in der Schwabacher Schrift einem „f“ sehr ähnlich sieht.

⁸⁰⁷ Ebd., S. 11 [5].

katholische Praktiken, wie etwa abergläubische Überzeugungen und gehaltlose Rituale. Fischarts überspitzte Darstellung beschreibt, „wie jene Mönch zu Franckfort kein Lutherisch Bücher in jr Kloster wollten einstellen, vor ängsten sie würden Ketzerisch“.⁸⁰⁸ Die rege Verwendung des Begriffs „Ketzer“/„ketzerisch“ und die panische Angst vor dem protestantischen Einfluss zeugten von einem Katholizismus, der vehement gegen neues Gedankengut ankämpft und Risiken der ‚Kontamination‘ unterbinden will.

Nicht nur die grundsätzliche Haltung, sondern auch explizite Aktionen der katholischen Kirche werden kritisch beäugt:

*Darumb nam michs offft wunder, warumb die **Durchliechthelligsten**, die man auff **Mistbären tragen muß**, und sonst auff Lewen vnd Otter gehen, damit sie kein Zähne an ein stein stossen, jhnen nit auch die Zähnen wie die Finger beschweren, versegnen, weihen, schaben, beschneiden, verchrisamen, verelementen vnd versacramenten lassen, alß dann möchte sie kein Pantoffel noch Schuch trucken, wie jenen Predigkauzischen tropffen der die Schuch mit Chrisam schmieret. Aber diß soll noch wol auff eim **Concilio** berathschlaget werden, wann mich einmal die Schuch nimmer trucken.*⁸⁰⁹

Die Kritik aus dem Zusatz 1582 trifft zunächst jegliche Art von Heiligenprozessionen. Die lebensgroßen Heiligenstatuen werden als „Durchliechthelligste“ bezeichnet und beziehen sich somit sowohl auf eine hellglänzende, durchstrahlende und berühmte Gestalt als auch – dem elsässischen Dialekt entnommen – auf ein schwieriges, aufsässiges und böses Wesen.⁸¹⁰ Die Doppeldeutigkeit zeigt die Außen- und Innenperspektive, auf die sich Fischart häufig bezieht. Von außen wirkt der Heilige strahlend und wohlwollend. Sein Inneres hingegen birgt ein verhehltes Unheil: Als neue Mittlerfigur wird die Heiligengestalt aus reformatorischem Lager als unheilige Substitution Christi verstanden, die dem Menschen einen Irrweg biete, der nicht zum Heil führt. Die Gestalt wird auf „Mistbären“ getragen, das heißt ein Gerüst aus zwei langen Armen und Quersprossen, das zum Tragen von Mist gebraucht wurde. Der Heilige steht also nicht auf einer herkömmlichen Trage, sondern auf einer, die gewöhnlich für Verwesendes benutzt wurde. Dieser verwesende Gegenstand wird einem aufwändigen Prozess der Heiligsprechung unterzogen („versegnen, weihen, schaben, beschneiden, verchrisamen, verelementen vnd versacramenten“), bis die Riten ihn auf wundersame Weise auf seinen

⁸⁰⁸ Ebd.

⁸⁰⁹ Ebd., S. 11 [6]. Der ganze Paragraph ist eine Ergänzung aus dem Jahr 1582.

⁸¹⁰ Vgl. den Begriff „Durchliechthelligsten“ in: Nyssen, Uta: Glossar. Worterläuterungen zum Text der Ausgabe letzter Hand von 1590 nach der Neuauflage 1963. Darmstadt 1967, S. 21.

sakralen Rang erhoben haben. Prozessionen, Heiligsprechungen und die dahinter befindliche Theologie hängen von Beschlüssen an Konzilen ab. Das „Concilio“ diktiert das Verhalten des Katholiken und unterstreicht seine Unmündigkeit.

Das reformatorische Lager in Straßburg positioniert sich nicht nur in Abgrenzung zum Katholizismus, sondern auch in der klaren Unterscheidung von christlichen Strömungen, die als Dissidenten diffamiert wurden, sprich radikale Glaubensgemeinschaften, Täufer und Non-Konformisten. Viele sogenannten „Dissidenten“ erreichten Straßburg in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Zufluchtsort der Religionsflüchtlinge.⁸¹¹ In einer dezidierten Abwehrhaltung bezeichnet Fischart jede unüberlegte und törichte Tat als „widertäufer art“⁸¹².

1.2.4 Distanzierung von Rabelais: Ronsards Epitaph

So wißt demnach, daß er Frantz Rabelais bey vilen einen bösen ruff hat, alß ob er ein Gottloser Atheos vnnd Epicurer seye *gewesen*: Welchs ich dann in seim wird beruhen lasse, dann heilig ist er nit gewesen: *darumb sorg ich deß weniger, daß man jn dafür anbett*.⁸¹³

Das etwas seltsam anmutende Statement zu Rabelais' Ruf geht in zwei Richtungen. Einerseits nimmt er den Schriftsteller keineswegs in Schutz, sondern unterstreicht dessen Lasterhaftigkeit („dann heilig ist er nit gewesen“). Andererseits schreibt Fischart in einer Ergänzung von 1582, dass Rabelais' Werk, so hervorragend es auch sein möge, den Autor nicht zum Gegenstand der Anbetung mache.

Fischarts Interesse liegt – so zeigt die anschließende Untersuchung – darin, die Beurteilung der Person ‚Rabelais‘ in einem gesunden Gleichgewicht zwischen Anerkennung und Kritik zu zeigen und für den Leser zu lenken.

In diesem Zusammenhang zur Stellungnahme gegenüber Rabelais spielt ein bedeutender externer Text mit hinein: das Epitaph nach Ronsard. Die Intertextualität von Fischarts Übersetzung nimmt absurde Züge an, wenn er Texte mitübersetzt, die nicht nur nach Rabelais' Tod entstehen – somit nicht aus der Interpretationswelt der Vorlage stammen können –, sondern sich zudem explizit mit Rabelais' Tod auseinandersetzen. Das Gedicht in diesem ersten Vorwort stammt ursprünglich aus der Feder von Ronsard, wie Fischart mit der Angabe

⁸¹¹ Lienhard, Marc: Religiöse Toleranz in Straßburg im 16. Jahrhundert. Stuttgart 1991, S. 11 f.

⁸¹² Ebd., S. 11 [6].

⁸¹³ Gkl, *An alle NebelNebuloner*, S. 13 [8].

„Epitaphi“ von „Ronsart“ nicht verschweigt. Pierre de Ronsard verfasste es 1553 zum Anlass von Rabelais' Tod zu dessen Würdigung. Durch die Integration dieses Textes ins Vorwort der *Geschichtklitterung* identifiziert sich Fischart mit derselben Anerkennungshaltung und positioniert sich zwischen Nähe und Distanz zu seinem schriftstellerischen Vorbild. Ronsard lebte bis 1585. Er erfuhr also sowohl die Integration des Gedichtes in die *Geschichtklitterung* 1575 als auch die inhaltlichen Abänderungen sieben Jahre später.

Zwei grundlegende Fragen stellen sich: Wieso fügte Fischart dieses Epigraph ein und wieso veränderte er es in seiner Übersetzung?

Rolle des Epitaphs

Zunächst sei darauf hingewiesen, dass das Ende des Gedichts die davorliegende Passage wieder aufgreift. Vor dem Epigraphen schließt Fischart mit den Worten „*darumb sorg ich deß weniger, daß man jn dafür anbett*“. Dann folgen zwei Seiten Epigraph, die mit einem ähnlichen Ausspruch enden: „Das wird jm liber alß beten seyn, Dann beten gehöret Gott“⁸¹⁴. Die dazwischenliegenden Zeilen führen zu dieser Schlussfolgerung, indem sie Rabelais als Helden des Wirtshauses also oder als Künstler der grotesken Darstellung, nicht aber als Heiligen oder demütigen Christen präsentieren.⁸¹⁵

Die Passagen, die Fischart von Ronsard übernimmt, beschreiben das Wechselspiel zwischen Leben und Tod. Er beginnt mit einer kurzen Einleitung, die den Zusammenhang anhand eines Bildes darstellt: Das Leben, so schreibt er, das auf Rabelais' Tod zu folgen habe, sei eine Rebe, die aus seinem Grab wächst. Denn Rabelais' Lebensinhalt war der Wein. So kann sein Tod nur selbigen hervorbringen.

Die zwei Gesichtspunkte – Leben und Tod – werden nach den einleitenden Worten textuell geteilt. In Bezug auf das Leben wird Rabelais' Trink-Art, -dauer und -beständigkeit thematisiert. Für den Aspekt des Todes tritt der personifizierte Tod selbst als Protagonist auf. Von Rabelais war bekannt, dass er den Wein in der grotesken Literatur als Lebenselixier darstellte, dessen Wirkung über den Tod hinaus anhalten würde. Auch im *Gargantua* schreibt er noch im Kontext des Vorworts, dass der Wein unsterblich mache.⁸¹⁶ Ronsard korrigiert diese Aussage, indem er in Form einer kleinen dramatischen Einlage (von Fischart ausgebaut) zeigt, wie sich der Tod vom Wein nicht beeindruckt lässt und Rabelais in sein Reich holt. Fischart,

⁸¹⁴ Ebd..

⁸¹⁵ Vgl. dazu Kapitel „1.3.3 Werte des Festmahls“: Wein wird bei Rabelais über das Öl gewertet, die Zeche und das Groteske über den Gottesdienst und das Reine erhoben.

⁸¹⁶ Vgl. dazu ebd.

der nun beide Texte vorliegen hat, übernimmt beide Behauptungen, interpretiert Ronsard jedoch um, um Konformität zu schaffen. Nachdem Rabelais in der Geschichte den personifizierten Tod mit Wein nicht zu überzeugen wusste, erklärt Fischart, dass Rabelais' *Andenken* jedoch dank des Weins vor dem Tod bewahrt wird.

Das Wein vor Fäule bhüt,
So wird deß Rabeles Nam vnd Wesen
Nimmer verfaulen nit.⁸¹⁷

Die Legende über Rabelais, den trinkfesten *bon vivant*, entstand schon zu seinen Lebzeiten. Durch seine lebensbejahenden Werke und Huldigungen des Weinkonsums überlebte diese Vorstellung des Autors dessen Tod.

Modifikationen des Epitaphs

Es ist faszinierend, wie Fischart seine Freiheit als Übersetzer und Neuverfasser des Werks dazu nutzt, auf Rabelais' Leben zurückzublicken. Die *Geschichtsklitterung* wird dadurch zu Fischarts aemulativem Lebenswerk, mit dem er nicht nur in Rabelais' Fußstapfen tritt und ihm sozusagen *hinterhergeht*, sondern auch an ihm *vorbeigeht* und rückblickend über Werk und Leben des Vorgängers räsoniert.

Es reicht Fischart nicht, durch das Herbeiziehen des Epitaphs Ronsards Blick auf Rabelais zu übernehmen. Der Straßburger eröffnet durch seine Anpassungen des Gedichts eine Textebene über der Textebene. Er bezieht sich metatextuell auf Ronsard, der sich wiederum metatextuell mit dem Ton aus Rabelais' Werk auseinandersetzt.⁸¹⁸ Dabei konzentriert er sich auf zwei Hauptadaptionen: Zusätze zur Thematik der Heiligenverehrung und Ergänzungen durch Festmahlmotive. So wird 1582 etwa eine fiktionale Darstellung mit einer christlichen Sage verbunden. Grundlage ist die legendäre Geschichte Rabelais', nach der sich sein intensiver Weinkonsum über den Tod hinaus bemerkbar mache, so dass Reben aus seinem Grab sprießen würden. Auch aus dem Grab des Heiligen Dominikus – so erzählt die Sage – sei eine Rebe gewachsen. Es sei dahingestellt, ob Ronsard das Phänomen der posthum wachsenden Rebe einer vergleichbaren Sage entnahm oder erst Fischart den Bezug aufbaute. Entscheidend ist,

⁸¹⁷ Gkl, *An alle NebelNebuloner*, S. 16 [11].

⁸¹⁸ Zum verwendeten Begriff der ‚Metatextualität‘ vgl. Genette, Gérard: *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. Frankfurt a.M. 1993.

dass Fischart hier explizit eine Relation geltend macht, die Ronsards satirische Behauptungen um Rabelais' Figur auf die katholischen Heiligenlegenden anwendet. Der in Klammern gesetzte Kommentar figuriert somit als Nebenkritik in Zeiten der Gegenreformation.

In eine andere Richtung baut Fischart den Text aus, indem er Festmahlmotive einfügt. Während Ronsard ausschließlich Rabelais' Weinkonsum thematisiert, breitet Fischart zusätzlich vor dem geistigen Angesicht des Lesers ein Bankett aus:

Auff daß jm nichts wer hinterlich,
Da fieng er an zu schmatzen,
Wült sich herumb inn Wein vnd Kost
Zwischen Bechern vnd Platten,
Gleich wie im Mur vnd schleim ein Frosch,
Lehrt seine Zung da watten.⁸¹⁹

An weiteren Stellen im Prolog, aber auch im Roman selbst, ist bei Fischart diese Aufstockung zum Festmahl zu beobachten. Neben Rabelais' Roman spielte nicht zuletzt auch Caspar Scheidts *Grobianus* als zentrale Vorlage für den deutschen Roman eine entscheidende Rolle.⁸²⁰ Auch der narrative Charakter, der für Rabelais so stilgebend ist, wird bei Fischart wiederaufgegriffen. Da Ronsards Stil jedoch viel knapper ist und die Themen sprunghaft gewechselt werden, modifiziert der Straßburger den Text durch eine verstärkt bildnerische Sprache und eine Gruppierung mehrerer Verse.

Mais la mort qui ne boivoit pas	Aber der Tod der gar nicht trinckt
Tira le beuveur de ce monde ⁸²¹	Zucket den Trincker hin,
	Wiewol er rufft: dem Tod eins bringt,
	Heißt ein weil sitzen jn:
	(16) Aber er wolt nicht sitzen nider,
	Wolt auch keins warten auß,
	Er gieng dan vor mit jm hernider
	Inn sein Liechtfenster Hauß:

⁸¹⁹ Gkl, *An alle NebelNebuloner*, S. 15 [10].

⁸²⁰ Vgl Caspar Scheidt: *Grobianus*. Von groben Sitten und unhöflichen Gebärden [1551]. In: *Grobianus: de morum simplicitate*. Caspar Scheidt: *Grobianus*. Von groben Sitten und unhöflichen Gebärden. Barbara Könneker (Hg.). Darmstadt 1979.

⁸²¹ L'épithape de Francois Rabelais [1554]. In: Pierre de Ronsard: *Poésies Choisies* [1545-1560]. Pierre de Nolhac (Hg.). Paris 1959, S. 449-451.

Der thematische Absatz, in dem sich Rabelais und der personifizierte Tod begegnen, zählt bei Ronsard nur zwei Verse, während Fischart ihn auf acht erweitert. Während Ronsards berichtende Aussage lautet, dass der Tod nichts trinkt und den Trinker Rabelais ins Jenseits holt, zeigt sich Fischart bedeutend kreativer. Die beschriebene Szene zeigt einen Rabelais, der den Tod zu sich einlädt, ihm einen Platz anbietet, um etwas Zeit bittet, aber schließlich in seinem Vorhaben scheitert, mit dem Tod um sein Leben zu trinken.

Zusammengefasst kann das Epitaph im Vorwort der *Geschichtklitterung* als Ermahnung betrachtet werden, den Verfasser des *Gargantua* nicht zu hoch zu würdigen. Rabelais' Anerkennung – so formuliert Fischart überspitzt – überlebe nicht dank einer sonderlichen Errungenschaft, sondern aufgrund seines ‚pantagruelistischen‘ Schreibstils, der sich allem voran um das Sujet des Weins drehe.

Das Gedicht muss als Ausführung zur Thematik ‚nur Gott ist anzubeten‘ verstanden werden. Die Aussage „*darumb sorg ich deß weniger, daß man jn dafür anbett*“ wird nach dem Epitaph mit den Worten „Dann beten gehöret Gott“ abgeschlossen. Im Vergleich zum ersten Satz hat der Leser durch das Wissen aus dem Gedicht eine neue Erkenntnis errungen: Rabelais' Konzentration lag nicht auf einer frommen Ausrichtung, sondern auf dem irdischen Leben. Nicht das Geistliche, sondern das Materielle diente als sein Lebensinhalt. Mit diesem Leitbild solle er, so Fischart, auch im Tod verbunden bleiben. Anders als Ronsard, der Rabelais' Weinkonsum ironisch überspitzt darstellt, werden die Verse bei Fischart nicht ausschließlich als komisch überspitzt verstanden. Durch die Verbindung mit religiösen Inhalten (etwa der Identifikation mit dem Heiligen Dominikus oder eben der Thematik des Gebets, das nur Gott gelte), gerät das Epitaph auf eine seltsam anmutende Interpretationsschwelle zwischen einer ironischen Lesart, deren Gegenstände ungenau dargestellt sind, und einer durchaus religionskritischen Lesart, die religiöse Praktiken genau benennt.

Bei der Überarbeitung des Epitaphs orientiert sich Fischart an einem entscheidenden Phänomen, das Bachtin bei Rabelais im Kontext der Marktinszenierung beobachtete.⁸²² Die schwer verständliche Sprache, die grotesken Bilder und der heitere, närrische Ton sind als äußere Fassade einer scharfen inneren Kritik zu werten. Wird Rabelais' Trinkverhalten im

⁸²² Vgl. in dieser Arbeit das Kapitel IV. *Fischarts Karikatur der humanistischen Bildungsreform*. Und darin das Unterkapitel 1.3.1 *Marktschreierischer Prolog II*. Bei Bachtin: Vgl. Bachtin, Michail: *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur*. Gabriele Leupold (Übers.), Renate Lachmann (Hg.). Frankfurt a.M. 1995, S. 204.

Epitaph so überspitzt dargestellt, dass es nicht ernst genommen wird, kann der Autor Kritikpunkte anführen, ohne dafür in die Verantwortung gezogen zu werden.

Lob und Verwünschung berühren sich in Rabelais' Figur. Grundsätzlich ist das Gedicht zum Todesanlass des Autors in einem ehrenden Ton verfasst. Nur, wie gesagt, sorgen die Überspitzungen für einen ironisierenden Eindruck. Die in eine heitere Form gepackte Verwünschung betrifft in erster Linie die Identifikation mit den Heiligen. Der kritisierte Heiligenkult betrifft auch Rabelais, da Legenden um ihn erfunden werden und seinem Namen gehuldigt wird.

1.2.5 Übersetzungszweck: Heimatverbundenheit

In den letzten Paragraphen des hinzugefügten Vorworts widmet sich Fischart dem „Dolmetschen“, das heißt dem Übersetzen.⁸²³ Anders als in Rabelais' *Gargantua* spricht Fischart somit offen über die Beweggründe seiner Übersetzungsarbeit und nennt das Publikum, für das er schreibt.

Ausschlaggebend für die Entstehung der Übersetzung sind allem voran eine deutlich erkennbare Selbstachtung und hohe Bewertung des deutschen Volkes und seiner Sprache. Aus einem angedeuteten Narzissmus und einer heimatliebenden Haltung entspringt das Werk, das den Leser widerspiegeln, beschämen und schließlich heilen sollte. Hauffen beschreibt Fischart als einen Schriftsteller, der „seine Muttersprache meisterhaft beherrschte und über alles liebte, sie auch wiederholt gegen das Übergewicht der klassischen Sprachen warm verteidigte, für ihre Ausbildung und Reinheit nachdrücklich eintrat“. Er sei darüber hinaus auch der Erste gewesen, der „die Forderung aufgestellt hat, die deutsche Sprache sei um ihrer selbst willen in den Schulen zu pflegen, als Unterrichtssprache einzuführen und auch in wissenschaftlichen Werken anzuwenden.“⁸²⁴

Die Bedeutung der Sprache geht Hand in Hand mit der hohen Achtung gegenüber dem Übersetzerhandwerk. Wenn Sprache Reichtum bedeutet und der Übersetzer ihr Meister ist, so wird jedes Lob der Sprache aus dem Munde eines Übersetzers zu einem Akt der

⁸²³ Im 16. Jahrhundert wurden die Begriffe ‚dolmetschen‘ und ‚übersetzen‘ noch als austauschbare Worte verstanden. Vgl. z.B. Luthers *Sendbrief vom Dolmetschen*. Die Differenzierung dolmetschen/mündlich versus übersetzen/schriftlich ist eine junge semantische Entwicklung.

⁸²⁴ Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 17. Vgl. zum Thema ‚Sprachpatriotismus‘ Brockstieger, Sylvia: La langue allemande dans le *paragone* des langues: réflexions linguistiques chez Bernhard Jobin et Johann Fischart (v. 1578). Das Deutsche im Wettstreit der Sprachen. Sprachreflexion bei Bernhard Jobin und Johann Fischart (ca. 1578). In: Elsa Kammerer u. Jan-Dirk Müller (Hgg.): *Imprimeurs et libraires de la Renaissance. Le travail de la langue. Sprachpolitik der Drucker, Verleger und Buchhändler der Renaissance*. Genf 2015, S. 524-530.

Selbststilisierung. Wie oben thematisiert, begegnen sich Autor und Leser in den metatextuellen Ausführungen der *Geschichtklitterung* nicht auf Augenhöhe. Der Autor positioniert sich als der Leserschaft überlegen und beschreibt sich selbst als Arzt, der seine Patienten behandelt. Nun wird dieser Überlegenheitsgestus auch auf zeitgenössische deutsche Übersetzer angewandt:

Sonst so viel den Dolmetschen belangt, hab ichs (eben gründlich die Vrsach zuentdecken) darum zu vertiern fürgenommen **weil ich gesehen, wie bereit etliche solche arbeit vnterstanden**, doch ohn Minerve erlaubnus vnd *mit darzu vngemachenen vnd vngebachenem ‚Ingenio‘ vnnd ‚genio‘*, ziemlich schläfferig, ohn einig ‚gratiam‘, wie man den Donat exponiert, vnbegreiflich wider deß Authord meinung, vndeitlich vnd getractiert.⁸²⁵

Übersetzen, so Fischart, sei ein maßlos unterschätztes Handwerk. Es gebe „etliche“ schlechte Übersetzungsarbeiten, während gute Autoren eine echte Seltenheit darstellen würden. Sich selbst zählt der Straßburger zu den Geschickteren im Beruf. Dieses Selbsturteil ist es, das ihn scheinbar dazu ermächtigt, sich der herausfordernden Übersetzung des *Gargantua* anzunehmen: „Derwegen da man jn je wolt Teutsch haben, hab ich jhn eben so mehr inn Teutsch wellen verkleiden, alß daß ich einen vngeschickteren Schneider müst druber leiden[.]“⁸²⁶

Anders als in der Autor-Leser-Konstellation, die in der Metapher des Arzt-Patienten-Verhältnisses illustriert wird, identifiziert sich Fischart in Bezug auf zeitgenössische Übersetzer mit dem Metier des Schneiders. Das wie selbstverständlich formulierte „man“ bezeichnet den nicht definierten Jemand, der nach der Übersetzung verlangt. In anderen Vorworten, wie etwa dem des *Ehezuchtbüchleins* (1578), wird der Auftraggeber einer expliziten Gruppe zugeteilt. In dessen Vorwort erklärt Bernhard Jobin (hinter dessen Namen sich womöglich Fischart selbst verbirgt⁸²⁷), Fischart („mein gönstiger lieber H. Schwager, Doctor J. Fischart G. Menzer“) hätte sich mit der Übersetzung einer Arbeit angenommen, die eine kultivierte, gebildete Gesellschaft von ihm gefordert hätte. „[A]us ermanung viler fürnemer Herren vnd freund“⁸²⁸ heraus schreibe Fischart die theologischen und sprachartistischen Abhandlungen über die Ehe und Erziehung.

⁸²⁵ Gkl, *An alle NebelNebuloner*, S. 19 [4].

⁸²⁶ Ebd.

⁸²⁷ Nach Sommerhalder besteht kein Zweifel, dass das Vorwort von Fischart selbst verfasst wurde. Vgl. Sommerhalder, Hugo: *Johann Fischarts Werk. Eine Einführung*. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 94.

⁸²⁸ *Ehezuchtbüchlein*, Vorrede, S. 118 [3a].

So lauten zumindest die Worte seines Schwagers und Verlegers Jobin. Im *Binenkorb. Des Heyl. Röm. Imenschwarms*, kurz *Binenkorb* (1579), wendet sich Fischart unter dem Pseudonym Jesuwalt Pickhart an die Leserschaft:

Nun aber / dieweil ich gemerckt / daß vnserer liebe Hoch-Teutschen disen Seltsamheyligen Rō. Binenkorb / auch inn jrer sprach gern entworffen möchten sehen / hab ich ihn zuförderst dem Vatterland zudienst [...] in folgendes verständlich Teutsch gebracht [...].

Der erste Übersetzungsgrund sei das Vaterland. Er figuriert noch vor gesellschafts- und konfessionskritischen Motiven. Es gelte, nicht aus eigenen Überzeugungen zu schreiben, sondern als Sprachrohr des Volkes zu dienen. Die „Hoch-Teutschen“ selbst hätten die Übersetzung gefordert. Somit wird die Leserverbundenheit durch das Vaterlandsmotiv begründet, das sich durch das ganze Vorwort zieht: Durch die Hervorhebung von heimatliebenden Aspekten (das deutsche Land, die deutsche Sprache und das deutsche Volk) wird dem Leser suggeriert, dass sich Fischart sehr stark mit der deutschen Kultur verbunden fühlt und sein Werk dieser entspringt, ihr aber auch dient. Der Leser wird in ein „wir“ miteinbezogen („das wir Teutschen“) und darauf hingewiesen, dass Fischart „aus liebe gegen dem Vatterland“⁸²⁹ übersetzt. Dabei gehören zum hochgelobten Vaterland insbesondere die reformierten Städte Straßburg, Zürich und Bern.⁸³⁰ Die enthusiastische Ausrichtung auf seine Heimat bestätigt sich in vielen seiner Werke. So artikuliert er etwa im *Bienenkorb* die Stellung des Vaterlandes:

zuförderst dem Vatterland zudienst / der Kirchen zu frommen / vnd dem Ohrwürdigen Ratterzolligen Rattenschwürmer stürmer Pater Frater Nasen zu gefallen / vnnd menniglich zu nutzlicher ergetzlichkeit⁸³¹

Durch zahlreiche Schilderungen deutscher Lebensverhältnisse versetzt Fischart Rabelais' Roman in den eigenen geographischen Kontext und drückt dort seine Verbundenheit mit der Heimat aus.⁸³²

⁸²⁹ Ebd.

⁸³⁰ Vgl. Spengler, Walter Eckehart: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göttingen 1969 (= Göttinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 422.

⁸³¹ *Bienenkorb* A 3r.

⁸³² Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 188.

Das für Fischart wohl bedeutendste Element der deutschen Kultur ist die Sprache. Im Vorwort des *Ehezuchtbüchleins* drückt er sein enthusiastisches Lob aus: Deutsch sei „besser, als andere vnvollkommene, gebettelte vnd gespättelte Sprachen“. So sei es Fischarts Wunsch, „die herrliche Philosophische Materias inn vnserer vnvermengten, reynen vnd für sich selbs beständigen Mutersprach“⁸³³ wiederzugeben. Mit heimatliebender Haltung positioniert der Straßburger die deutsche Sprache an die Spitze aller Sprachen. Sie sei autonom und zeige einen Charakter, der sie nicht nur als einzigartig, sondern auch als den anderen Sprachen überlegen darstellt. Mit diesem Hintergedanken seien die Übersetzungen und Kompilationen des *Ehezuchtbüchleins* aus zwei Gründen „verteutschet“⁸³⁴: um a) „zu gefallen“ und b) „Nuz“ zu erbringen. So wird einmal mehr auf Horaz’ *prodesse et delectare* Bezug genommen.

Sprache wird verstanden als Überlegenheitsmerkmal einer Nation. Somit ist ihre Förderung ein Plädoyer an das eigene Volk. „Seinteynmal keyn gröser zierd dem Vatterland mag widerfaren, dann so man seine Sprach übet, schmucket, herfürmuetzet, auffnet vnd excoliret [...]“⁸³⁵ Nationales Denken beginnt nicht nur in der frühen Neuzeit mit der Auffassung einer überlegenen Sprache. Die Förderung der deutschen Sprache durch Übersetzungen und Neukreationen wie die damit verbundene Schaffung von Ad-hoc-Komposita und Erschließung neuer Sujets wird in Analogie gesetzt mit Ciceros Bereicherung der lateinischen Sprache. Diese, so Fischart, überbiete dessen ganzes politisches Engagement.

1.2.6 Übersetzung als Sprachexperiment

Sprache wird nicht nur im heimatliebenden Sinne als Stolz des Bürgers, sondern auch auf einer künstlerischen Ebene als bedeutendes Instrument der Selbstprofilierung und -entfaltung wahrgenommen. Nach dem Vorbild Italiens und Frankreichs erlangt schließlich auch die deutsche Volkssprache im 16. Jahrhundert zunehmend Anerkennung und Legitimation neben der weiterhin lateinisch dominierten Literaturlandschaft.

Mit der kulturellen Daseinsberechtigung volkssprachlicher Texte wuchs auch die Experimentierfreude frühneuzeitlicher Autoren. Das grenzenlose Sprachspiel, dessen sich Rabelais angenommen hatte, wird von Fischart in exponentiellem Ausmaß weitergeführt. Des Straßburgers ausführliche Modifikationen und Ergänzungen werden im Vorwort der *Geschichtklitterung* mit der Autonomie seiner Dichtung begründet. Fischart sei „an die Wort

⁸³³ Ebd., S. 118 [3b].

⁸³⁴ Ebd., S. 119 [3b].

⁸³⁵ Ebd.

vnd Ordnung vngewunden gewesen“.⁸³⁶ Entscheidender noch als die Orientierung an der französischen Vorlage war sein eigenes Gutdünken: Es reiche ihm, „wann ich den verstand erfolget“.⁸³⁷ Die vorgegebene ‚Ungebundenheit‘ ist angesichts der engen Anlehnung an die französische Vorlage nicht als absolut zu werten, sondern dient vielmehr als Hinweis darauf, dass Fischart sich die Freiheit nimmt, Struktur wie Inhalt des *Gargantua* nach eigenem Gutdünken anzupassen.

Die Kunst des Übersetzens ist umstritten. Jobin erwartet deshalb, dass sich „allerley ernsthaftes disputirens vber dem Teutschen transferiren erhebet vnd begibet“.⁸³⁸ Im Kontext von Fischarts zahlreichen Übersetzungswerken aus dem Französischen und Niederländischen ins Deutsche erweist sich die Frage nach dem richtigen Übersetzen als naheliegend. Der Gedanke des freien Übersetzens nimmt in der impliziten Beantwortung der Frage eine entscheidende Rolle ein. Übersetzen wird nicht als wirtschaftliche oder politische, sondern als künstlerische Tätigkeit dargestellt. Fischart übersetzt aus „lust vnd übung“,⁸³⁹ von finanziellen oder politischen Vorteilen ist nicht die Rede.

1.3 VorRitt – Prologue

Dieser *VorRitt* wird in der Vorrede *An alle NebelNebuloner* des Hulrich Elloposcleros dem „Autor“ beziehungsweise „Rabelais“ zugeschrieben.⁸⁴⁰ Offensichtlich handelt es sich hierbei um eine fiktive Figur, schon alleine deshalb, weil der echte Rabelais mit diesem Vorwort wenig zu tun haben konnte: Schließlich fehlt es in seinem eigenen *Gargantua*. Die Tatsache, dass Fischart ausgerechnet dort, wo die französische Vorlage aussetzt, Rabelais‘ Autorennamen heranzieht, zeigt, dass der Straßburger sich nicht um Glaubwürdigkeit, sondern um die Darstellung von Fiktionalität bemüht. Auch wechseln die narrativen Perspektiven zwischen dem Autor als Subjekt und Objekt hin und her. Der Erzähler nennt sich einerseits Rabelais, spricht aber andererseits über Rabelais‘ Werke, als würden sie einer fremden Person angehören.

⁸³⁶ Gkl, *An alle NebelNebuloner*, S. 20 [22].

⁸³⁷ Ebd.

⁸³⁸ Ehezuchtbüchlein, Vorrede, S. 119.

⁸³⁹ Ebd., S. 118.

⁸⁴⁰ Zymner, Rüdiger: *Manierismus: zur poetischen Artistik bei Johann Fischart, Jean Paul und Arno Schmidt*. Paderborn 1995, S. 113. Zymner weist darauf hin, dass Fischart fast durchgängig in seinem Werk darauf verzichtet, den Erzähler explizit auftauchen zu lassen. Dies kommt nur an zwei Stellen vor, die kaum Aufschluss über ihn geben. Vgl. ebd., S. 117.

Eine weniger fiktive und auch tatsächliche Anlehnung an Rabelais' Werk erfolgt im zweiten Vorwort: Anders als das vorangehende Vorwort an die NebelNebuloner basiert Fischarts sogenannter *VorRitt* auf Rabelais' *Prologue*. Auf ein unabhängig von der Vorlage erstelltes Vorwort, das sich insbesondere mit Sprache und ihrer Wirkung auseinandersetzt, folgt nun ein Prolog, der mit zwei zentralen Mustern die Philosophie hinter dem Werk zu erläutern sucht. Fischarts zweites Vorwort, das sich an Rabelais' Vorlage orientiert, weist eine bedeutend überschwänglichere Formulierung auf als das Vorwort *An alle NebelNebuloner*. Die überwuchernde Sprache rührt daher, dass sich Fischart zum einen nach Rabelais' Sprachreichtum richtet, diesen jedoch in aemulativer Weise zu überbieten und steigern sucht. Die Abgrenzung von seiner Vorlage vollzieht der Straßburger nicht nur auf sprachlicher Ebene. Auch inhaltlich baut er den vorliegenden französischen Text um ein Vielfaches aus und grenzt sich von den vorgegebenen Linien ab.

Nach einer vom *Gargantua*-Roman unabhängigen Einleitung, die sich an den Leser wendet und eine Widmung ausspricht, finden sich beide Erzähler in der Diskussion um zwei Interpretationsmuster des Romans wieder. Einerseits bemühen sie sich um die Veranschaulichung verkehrter Werte. Sie besagt, dass durch die Innen-außen-Diskrepanz eines Gegenstands oder eines Lebewesens die wertvollen und überlegenen Werte im Verborgenen sind. Zum anderen thematisieren der *Prologue* und der *VorRitt* den Sachverhalt des literarischen Amusements, das heißt die Behauptung, dass die Darstellung von Trinkgelagen und Schwänken das soziale Desaster am treffendsten beschreibt.

Über Rabelais' *Prologue* wurde schon viel geschrieben und spekuliert. Wie uneinig und vielseitig aktiv die Rabelais-Forscher diesbezüglich sind, zeigt Richard Regosins Abriss zum aktuellen Forschungsvorgehen:

In the seemingly indiscriminate mixture of comic and serious styles, allusions and modes of discourse, in the transitional gaps and contradictions in logic, in the conflicting advice to seek the marrow of the writing but not to allegorize, readers have variously found evidence which authorizes a wide diversity of interpretive strategies. They have searched for hidden and serious meaning, or focused exclusively on surface comic laughter; they have argued for the complete and unbridled interpretive freedom of the reader, or for a

reading which posits the fundamental indeterminacy of writing and the search for meaning.⁸⁴¹

Der hier vertretenen Ansicht nach muss eine Untersuchung, die sich mit einem facettenreichen Text befasst, seinem sprachlichen und inhaltlichen Reichtum insofern Rechnung tragen, als dass sie Möglichkeiten nicht ausschließt, die der Text zulässt. Der Anspruch dieses Kapitels besteht also nicht darin, inmitten der diversen Forschungsmeinungen den eigenen Standpunkt zu begründen und bisher erzielte Einsichten in Rabelais' Werk zu negieren. Vielmehr soll durch die Veranschaulichung von Fischarts Bearbeitungen gezeigt werden, welche in der Forschung angesprochenen Merkmale des Rabelais'schen Textes sich in welcher Weise in Fischarts *Geschichtklitterung* wiederfinden. Hierbei lässt sich nicht vermeiden, für die Betrachtung des Werks einen thematischen Schwerpunkt zu setzen. Mit dem zentralen Begriff des ‚religiösen Wissens‘ entsteht in erster Linie ein Bezug auf die dargestellten Missstände von Kirche und Kloster. Thematisiert werden allerdings auch die reformatorische Gesellschaftskritik der Frühen Neuzeit und ihr spannungsvolles Verhältnis zum omnipräsenten Motiv der Körperlichkeit und des Festmahls.

1.3.1 Marktschreierischer Prolog II

Die inhaltliche Diskrepanz zwischen Rabelais und Fischart lässt sich sehr gut anhand der ausgiebigen Erweiterungen in Fischarts Text ermitteln. Fischart führt den Leser auf Umwegen ans Ziel, während Rabelais den Sachverhalt direkt anspricht. So wird im *Gargantua* bereits nach einem halben, einleitenden Satz der Name Alcibiades genannt und in die Thematik des *Banquets* beziehungsweise des *Symposiums* eingeführt: „Beuvers tresillustres⁸⁴², et vous Verolez tresprecieux (car à vous non à aultres sont dediez mes escriptz) Alcibiades ou dialogue de Platon intitulé, *Le banquet*, [...]“⁸⁴³ In Fischarts Überarbeitung folgt diese Überleitung erst nach zwei Seiten kreativer Ergänzungen.

⁸⁴¹ Regosin, Richard L.: The Ins(ides) and Out(sides) of Reading: Plural Discourse and the Question of Interpretation in Rabelais. In: Rabelais's Incomparable Book. Essays On His Art. Raymond C. La Charité (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= French Forum Monographs 62), S. 59-71, hier: S. 59.

⁸⁴² Hier ist ersichtlich, dass Fischart ausschließlich den *Gargantua* als Vorlage nimmt und Rabelais' weitere Romane nicht berücksichtigt. Rabelais Vorlage stellt ein intertextueller Bezug zum *Pantagruel* her: Sie greift den einleitenden Satz aus dem berühmten Brief Gargantuas an seinen Sohn Pantagruel auf: „Tres illustres et tres chevaleureux champions, gentilz hommes et aultres“ (Pantagruel, S. 242), verleiht der Ansprache mit „Beuvers tres illustres, et vous, Verolez tres precieux“ einen komisch-paradoxen und höchst grotesken Charakter.

⁸⁴³ François Rabelais: Œuvres Complètes. Huchon, Mireille (Hg.). Paris 1994, S. 5.

Unter dem Stichwort ‚Marktschreierischer Prolog II‘ wird auf diese zwei einleitenden Seiten des *VorRitts* eingegangen und veranschaulicht, wie Fischart eine neue Struktur in seinen Prologen etabliert.

Interessanterweise werden die stilistischen Merkmale, die in Fischarts erstem Prolog auffielen, im zweiten übernommen und überboten. Durch eine exorbitante Anrede mit einer nicht enden wollenden Aufzählungsreihe schafft die fingierte Stimme des Redners eine Welt für den Leser, die über sich selbst hinauswächst. Die lange Aufzählung steigert nach und nach die Vehemenz des Ausdrucks und fingiert durch das Hineinsteigern eine erregte Mündlichkeit. Die erste ‚Welt‘, in die hinein der Sprecher ruft, ist die des Zechens.

Sowohl inhaltlich als auch stilistisch betrachtet, muss der Titel in Fischarts Version mitberücksichtigt werden. Dieser grenzt sich vom lakonischen *Prologe de l’Auteur* der Vorlage ab und fungiert als Einleitungssatz in den Text: „Ein vnd Vor Ritt, oder das Parat vnd Bereytschlag, inn *die Chronick von Grandgoschier, Gurgellantual vnd Pantadurstlingern*“.⁸⁴⁴ Der Begriff der ‚Chronick‘ erscheint zwar nicht in Rabelais Prologtitel, wohl aber im französischen Text, von dem Fischart ihn übernimmt. Die Bezeichnung steht für den Roman des *Gargantua / der Geschichtklitterung* und wird immer dann genannt, wenn sich der Autor auf sein eigenes Werk bezieht.

Die Namen aller drei Hauptprotagonisten der zwei ersten Romanbände – Grandgousier, Gargantua und Pantagruel – werden im Prologtitel mit der Komik des Trinkbegriffs verballhornt. Sie heißen nun Grand-gosch⁸⁴⁵-ier, Gurgel-lantua und Panta-durst-linger. Dem Titel zufolge wird der Leser in die Chronik der drei Trinker eingeführt. Nicht nur die fiktiven Figuren, auch die angesprochene Leserschaft wird zunächst auf ihr Dasein als Zechgruppe reduziert. Überraschend viele Bezeichnungen betreffen den Akt des Trinkens. Die Leser seien „gute Schlucker“, „Schlaftrunckene wolbesoffene Kautzen“, „Wein Verderber“, „Banckbuben“, „Birpausen“, „Winholdt“ und „Gurgelmänner“ – um nur wenige Titulierungen zu nennen. Je weiter der Redner im Text kommt, umso weitläufiger werden seine Wortfelder. Zum imaginären Bierzelt kommt ein großer Jahrmarkt („Jarmeßbesucher“, „Meß und Marcktbesucher“) dazu. Ähnlich wie im ersten Prolog⁸⁴⁶ hallt die Stimme des Sprechers über den ganzen Platz. Das Chaos der Beschreibung folgt einem Leitmotiv: dem Betrug. Mit wenigen Ausnahmen lassen sich fast alle genannten Bezeichnungen ins Handwerk von Betrügern einordnen. So gibt es etwa den „Rauchverkeuffer“ oder den „Hütlinspieler“,

⁸⁴⁴ Gkl, *VorRitt*, S. 21 [23]. Alle folgenden Zitate stammen von dieser Seite.

⁸⁴⁵ Die Gosch ist ein umgangssprachlich abwertender Begriff für den Mund.

⁸⁴⁶ Vgl. in dieser Arbeit das Kapitel IV. *Fischarts Karikatur der humanistischen Bildungsreform*. Und darin das Unterkapitel 1.2.2 *Marktschreierischer Prolog I*.

„Augennebler“ und Verkäufer von ungenießbaren Süßwaren wie „feine Verzuckerte Gallen vnd Pillulen“ und „Honig gebeitzte Spinnen“.

Betrug durch falsches Geschwätz genießt in diesem Rahmen besondere Aufmerksamkeit:

Jhr Lungkitzliche Backenhalter vnnnd Wackenader, jhr Entenschnaderige, Langzüngige Krummschnåbel, Schwappelschwåble, die eym eyn Nuß vom Baum schwetzen: jr Zuckerpapagoi, Hetzenamseler, *Hetzenschwetzter*, [...] Babeler vnd Babelarten, *Fabelarten vnd Fabeler*, von der Babilonischen Bauleut eynigkeyt.⁸⁴⁷

Metaphorisch und assoziativ skizziert Fischart geschwätzige, verlogene Geschäftsmänner. Das wilde Durcheinander wird zusammengefasst im ironischen Bild der „Babilonischen Bauleut eynigkeyt“. Die vermeintliche Einigkeit ist der alttestamentlichen Erzählung zufolge eine Verwirrung und Zerstreuung. Diese findet zunächst auf der Ebene des Textes statt, wo die „Hetzenschwetzter“ und „Fabeler“ vom eigentlichen Sachverhalt ablenken und zu ihren Gunsten für Zerstreuung im Volk sorgen. Darüber hinaus muss an dieser Stelle das geflügelte Wort der ‚babylonischen Sprachverwirrung‘ auf der Metaebene von Fischarts Schreibkunst verstanden werden. Des Autors Werk ist ein Aufeinandertreffen einer nicht messbaren Sprachfülle. Somit verwendet sowohl der Angeklagte (Betrüger der Gesellschaft) als auch der Kläger (Fischart) das Mittel der Verwirrung. Betrüger verwirren und führen ihre Opfer in die Irre. Die Verwirrung, die Fischarts Sprache herbeiführt, richtet sich gegen die Betrüger und Narren, die der Straßburger in der Gesellschaft seiner Leserschaft zu sehen meint. Er schlägt den Täter gewissermaßen mit dessen eigenen Waffen. In Form einer Widmung erscheint die Anrede in der Version von 1582 noch expliziter: „*ewer sey diß Búchlin gar mit haut vnd haar, weil ich doch euer bin so par*“.⁸⁴⁸ Das Werk will den Leser auf die Missstände in seiner Gesellschaft, aber auch in seinem eigenen Leben aufmerksam machen.

1.3.2 Verkehrte Werte

Nach der marktschreierischen Einleitung orientiert sich Fischarts Text wieder an seiner französischen Vorlage. Das Motiv, das der *Gargantua*-Roman nun aufgreift, lehnt sich an das mittelalterliche Konzept der Frau Welt an. Dieses veranschaulicht, dass eine Person lasterhaft sein kann, obwohl ihr Äußeres einen tugendhaften Eindruck erweckt. Rabelais' Erzähler kehrt

⁸⁴⁷ Gkl, *VorRitt*, S. 22 [24].

⁸⁴⁸ Gkl, *VorRitt*, S. 22 [24].

das Bild um und behauptet, dass sich auch hinter manch einem ausgesprochen hässlichen Antlitz eine unvermutete Schönheit und Weisheit verbirgt.

Von Terence Cave (1979)⁸⁴⁹, über Richard Regosin (1986)⁸⁵⁰ bis Tristan Vigliano (2008)⁸⁵¹ wurde die Diskrepanz zwischen „surface and core“ respektive die Opposition „inside/outside“ bemerkt und ernstgenommen. Hinter einem „figurative exterior“ stecke ein „hidden, non-figurative interior“, ⁸⁵² so Regosin.

Aus dieser Ambiguität resultiert der schwierige Umgang mit einem nicht greifbaren Text, dessen Kern der „dislocation“⁸⁵³ zum Opfer fiel. Um dem Phänomen des Innen-außen-Bildes bei Fischart auf den Grund zu gehen und gegen die Beobachtungen bei Rabelais abzugrenzen, werden hier auch in der Rabelais-Forschung bereits diskutierte Sachverhalte zu diesem Motiv aufgegriffen.

Es sind die Zusätze aus Fischarts Überarbeitung, die eine perspektivische Umkehrung veranschaulichen. Zwar nennen beide Autoren das Sprichwort „l’habit ne fait point le moine“⁸⁵⁴ beziehungsweise „das Kleid mach kein Mönch“,⁸⁵⁵ doch vollzieht Fischart im Anschluss eine umschlagende Neudeutung, die mit zwei Örtlichkeiten einhergeht, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten. Es gilt nicht nur: „Ein Scheißhaus ist ein Scheißhaus, wann man es schon wie ein altar bawet“, sondern auch „ein Schatzkammer pleibt ein Schatzkammer, wann man sie schon vnter die Erd welbet“.⁸⁵⁶ Der Straßburger nimmt den Leser bei der Hand und erläutert ihm mit seinen Beispielen die Ausrichtung des Textes und – im Anbetracht der Funktion des Prologs – des ganzen Werks. Von den zwei Bildern, Scheißhaus und Schatzkammer, liegt der Fokus auf dem zweiten Bild: ein wertvolles Gut, eine wertvolle Person, dessen/deren Wert von außen nicht sichtbar ist.

⁸⁴⁹ Vgl. Cave, Terence: *The Cornucopian Text. Problems of Writing in the French Renaissance*. Oxford 1979, Kap. 3 zu „Interpretation“.

⁸⁵⁰ Vgl. Regosin, Richard L.: *The Ins(ides) and Out(sides) of Reading: Plural Discourse and the Question of Interpretation in Rabelais*. In: *Rabelais’s Incomparable Book. Essays On His Art*. Raymond C. La Charité (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= *French Forum Monographs* 62), S. 59-71.

⁸⁵¹ Vgl. Vigliano, Tristan: *Pour en finir avec le prologue de Gargantua*. In: *@nalyse. Revue de critique et de théorie littéraire* 3 (August 2008). <http://www.revue-analyses.org/document.php?id=1168> [Aufgerufen am 03.03.2017].

⁸⁵² Regosin, Richard L.: *The Ins(ides) and Out(sides) of Reading: Plural Discourse and the Question of Interpretation in Rabelais*. In: *Rabelais’s Incomparable Book. Essays On His Art*. Raymond C. La Charité (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= *French Forum Monographs* 62), S. 59-71, hier: S. 60.

⁸⁵³ Cave, Terence: *The Cornucopian Text. Problems of Writing in the French Renaissance*. Oxford 1979, S. 101.

⁸⁵⁴ G, *Prologue*, S. 6.

⁸⁵⁵ Gkl, *VorRitt*, S. 27 [31].

⁸⁵⁶ Ebd., S. 27 [31].

Anhand von drei Bildnissen wird diese Perspektive an den Leser herangetragen: (1) Sokrates und Silen, (2) Titel und Buchinhalt und (3) Knochen und Knochenmark.

Sokrates und der Silen

Der *Prologue* im *Gargantua* greift zu Beginn Platons *Symposion* auf. Er stellt die letzte Szene des in Dialogform verfassten Werks vor, in der Alkibiades seine Rede an Sokrates richtet.⁸⁵⁷ Er spricht von sich und vom Philosophen als Liebespaar und drückt seinen Neid gegen Agathon aus, der ihn an Schönheit übertreffe und eine Gefahr für seine Beziehung mit Sokrates darstelle.⁸⁵⁸

Im Zentrum steht die Figur des Sokrates. Seine janusköpfige Eigenart erinnert Alkibiades an das Doppelwesen des Silens. Dieser entspricht einerseits dem Satyr, neigt also zu heiteren Trinkgelagen. Andererseits ist er Quell der Weisheit und den Menschen gedanklich immer einen Schritt voraus. Der Vergleich, dessen sich Rabelais hier bedient, war unter den zeitgenössischen Humanisten sehr populär. In Budés und Erasmus' Texten findet man ihn bereits, wobei sich Rabelais explizit auf eine Stelle in Erasmus' *Silenen des Alkibiades* bezieht.⁸⁵⁹

Anhand der zwei Hauptcharakteristika des Silens werden zwei Merkmale diskutiert: eine verborgene Weisheit und eine ertrunkene Ehrlichkeit. Wie später noch genauer ausgeführt wird, bedient sich der Prolog dieser Termini, um dem Leser Interpretationswerkzeug an die Hand zu geben.

Die Szene zum *Symposion* orientiert sich inhaltlich sehr stark an der anfänglichen Szene des Marktplatzes, wechselt räumlich jedoch von außen nach innen. Die Produktwerbung findet nun nicht mehr auf dem Marktplatz, sondern in der Apotheke statt. Hier werden Silenen an den Mann gebracht, deren Wert nicht in den äußeren Götterbildnissen, sondern in den darin verborgenen, vermeintlich hochwertigen Arzneien liegt.

Exspeckta auß der Taschen, Sileni, solt jr mich verstehn, waren etwann die wundergesalte Grillische, Grubengrotteschische, fantästische krüg, läden, büchsen vnd häfen, wie wir sie

⁸⁵⁷ Vgl. Platon: Das Trinkgelage. Oder Über den Eros. Übertragung, Nachwort und Erläuterung von Ute Schmidt-Berger. Frankfurt a.M. 1985, 212d-222d. Fortan *Platon, Symposion* genannt.

⁸⁵⁸ Vgl. ebd., 213c-d.

⁸⁵⁹ Vgl. Bachtin, Michail: Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur. Gabriele Leupold (Übers.), Renate Lachmann (Hg.). Frankfurt a.M. 1995, S. 209.

heut in den Apotecken stehen sehen, von aussen bemalet mit lächerlichen, gecklichen, ja oft erschrecklichen Håw vnnd Graßteuffeln, [...].⁸⁶⁰

Das komplette Zitat zieht sich über weitere zwei Seiten. Darin werden die grässlichen Gestalten auf der Oberfläche des „Apoteckergeschir“ und der „Weinbüchsen“ beschrieben. Im Kontrast dazu steht das Innere der Gefäße. Dieses sei „mit herrlichem schleck vnd Confect [...] geschicket vnnd gespicket, von Balsam, Bisam, Latwergen, Sirup, Julep, Treseneien, vnd anderen kostbaren fantaseien“.⁸⁶¹ Obgleich Rabelais wusste, dass es sich bei griechischen Silenen um Statuen und nicht um Medizindöschen handelte,⁸⁶² verwandelt er den Gegenstand zur Veranschaulichung seines dichotomischen Sach- und Menschenbildes. Dass Fischart den Sachverhalt nicht korrigiert, rührt von seinem grotesken Potenzial her. Immerhin kennt er das Sujet des Apothekerdöschens aus dem Eulenspiegelroman, in dem der närrische Protagonist nach Konsum des Purgativs sein Werk zurück in die Dose verrichtet.⁸⁶³ Die Apotheke stellt eine Gefahr für den Körper dar, da in ihrem Kontext die natürlichen Abläufe des Leibes beeinflusst werden. Darüber hinaus wird Medizinern im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit nachgesagt, sie würden den Kunden mit falscher Arznei hinters Licht führen. Als Beispiel wurde gerne Papst Leos Elefant Hanno zitiert, der kurz vor Luthers Thesenanschlag trotz goldangereichertem Purgiermittel an Verstopfung starb.⁸⁶⁴ Der Spott über die Unwirksamkeit der zeitgenössischen Arznei wird im Werk mehrmals aufgegriffen, so etwa im 42. Kapitel, in dem Fischart erklärt, dass, um eine Arznei herzustellen, nur „Basilien, Quendel, vnd Kressel“⁸⁶⁵ unter „Fluchen“ gedeihen müssten.

Der metaphorische Apothekenverkauf findet also im Rahmen der Marktreaktion statt, was Rabelais und Fischart die thematisierte Narrenfreiheit der Marktschreier zusichert und ihre nicht ernstzunehmenden Aussagen für ernste Kritik unerreichbar macht. Die Scharlatane, die ihren Arzneimitteln Wunderwirkungen nachsagen, verkaufen am Ende nur „fantaseien“. So

⁸⁶⁰ Gkl, *VorRitt*, S. 22 f. [25].

⁸⁶¹ Gkl, *VorRitt*, S. 25 [28].

⁸⁶² Hausmann vermutet, dass Rabelais die Abbildung eines Dionisoszuges gesehen haben könnte. Vgl. Hausmann, Frank-Rutger: Rabelais' „Gargantua et Pantagruel“ als Quelle mittelalterlicher Fest- und Spieltradition. In: Feste und Feiern im Mittelalter. Detlef Altenburg, Jörg Jarnut u. Hans-Hugo Steinhoff (Hgg.). Sigmaringen 1991, S. 335-348, hier: S. 345.

⁸⁶³ Botes 90. Historie im Eulenspiegel-Original wird in Fischarts 93. Kapitel aufgegriffen. Vgl. Johann Fischart: Werke. Auswahl. Adolf Hauffen (Hg.). Bd. 2: Eulenspiegel Reimensweis [1572]. Stuttgart 1895 (= NDL 18,3), Kap. 93: „Wie Eulenspiegel zu Möllen krank ward / vnd dem Apotecker in die Büchssen scheidt“.

⁸⁶⁴ Für weitere Querverweise auf Ärzte und Apotheker in der *Geschichtklitterung* vgl. Seelbach, Ulrich: Ludus lectoris: Studien zum idealen Leser Johann Fischarts. Heidelberg 2000 (= Beihefte zum Euphorion 39), S. 210-213.

⁸⁶⁵ Gkl, Kap. 42, S. 369 [478].

tiefgreifend die Darstellung auch werden soll, sie beginnt mit einem klar selbstironischen und selbstnegierenden Bild, das präventiv vor den folgenden Abhandlungen warnt, sie aber auch – genauso wie die Marktschreierei – in den Rahmen der unangreifbaren Kritik stellt. Der Text provoziert immer wieder eine ambivalente Haltung des Lesers. Dieser soll den Text einerseits als fiktionale, fantastische Geschichte wahrnehmen und sich stärker auf die Kreativitätstechniken als auf den tatsächlichen Inhalt konzentrieren. Andererseits stellt der Text mit dem Markt und dem Zechen die gesellschaftlichen Milieus nach, in denen die Kritik am bestehenden sozialen, also auch kirchlichen System, besonders rege verbreitet wurde.

Doch zunächst zum dargestellten Bild: Nach Alkibiades hätte sich Sokrates „nach außen verhüllt, wie der geschnitzte Silen“.⁸⁶⁶ Während seine von Weisheit erfüllte Seele wunderschön ist, ziert ihn ein hässliches Äußeres. Schönheit und Reichtum, alle Äußerlichkeiten, haben in Sokrates‘ Augen keinen Wert. Daher rührt Alkibiades‘ Verzweiflung, der selbst zwar herausragend schön, aber mit mangelnder Selbstdisziplin nicht als tugendhaft gilt. „[A]uch wir gelten mit alledem bei ihm nichts“,⁸⁶⁷ stellt er resignierend fest.

Nicht nur sein Aussehen, sondern auch sein inszeniertes Verhalten kaschieren Sokrates‘ Wesen. Die Ähnlichkeit zu Satyrs Rede beschreibt Alkibiades wie folgt:

Denn wenn jemand die Reden des Sokrates anhören will, mögen sie ihm zunächst recht lächerlich vorkommen: **in solche Wörter und Wendungen hüllen sie sich äußerlich ein, wie in das Fell eines schelmischen Satyrs**. Spricht er doch von Packeseln, von Schmieden und Schustern und Gerbern, und immer scheint er mit denselben Worten dasselbe zu sagen, so daß wohl jeder unerfahrene und unverständige Mensch über seine Reden lacht. Wer sie aber geöffnet sieht und in ihr Inneres dringt, der wird zum einen finden, daß von allen Reden sie allein **Geist** enthalten, zum andern, daß sie ganz **göttlich** sind und gar viele **Götterbilder der Vollkommenheit** in sich bergen und das meiste, ja alles umfassen, worauf der schauen muß, der vortrefflich werden will.⁸⁶⁸

Das Innere von vermeintlich minderwertigen Gefäßen kann geistige Schätze bergen. In Bezug auf Fischart und Rabelais wird bei der Beschreibung von Sokrates ebenfalls streng zwischen innen und außen differenziert. Darüber hinaus lassen sich bei Fischart in dem ergänzten

⁸⁶⁶ Platon, Symposion, 216d.

⁸⁶⁷ Platon, Symposion, 216e.

⁸⁶⁸ Platon, Symposion, 221e-222a.

Umfang noch weitere Ausrichtungen beobachten. Der Text wird durch eine komische Bildlichkeit mehrfach verschränkt und der eigentlichen Beschreibung Sokrates‘ entfremdet.

Tel disoit estre Socrates: par ce que le voyans au dehors, et l’estimans par l’exteriore apparence, n’en eussiez donné un coupeau [= pellicule] d’oignon: tant laid il estoit de corps et ridicule en son maintien,

le nez pointu, le regard d’un taureau: le visaige d’un fol: simple en meurs, rustiq en vestimens, pauvre de fortune, infortuné en femmes, in epte à tous offices de la republique, tousjours riant, tousjours beuvant d’autant à un chascun, tousjours se guabelant [= moquant], tousjours dissimulant son divin sçavoir.⁸⁶⁹

Also wer auch *der Weisest* Lerer Socrat euserlichem schein nach von gestalt gering anzusehen, also das so du nach erstem anplick ein vrtheil von jm hetst sollen fellen, würdest jhne *gleich so wol wie der Phisionomygaffer Zophyrus* nicht einer Lorischen zwibelschelf oder Knoblauchsbutzen werd gehalten haben, so Båurisch quartiert von leib war er, so Seelåndisch lam von vnfechterischen geberden, so Franciscanisch von zugespitzter Elennasen *oder (wie etlich wóllen) Schafsnasen, mit eim glatzenden kopff, eingezogenem halß, haarigem nacken*, darzu allzeit lachend, vberischtig vnd augensperrig wie ein Stier, dem gebunden seind alle vier, von sitten einfaltig, von Kleidung presthaftig, zu Weibern (*Aber villeicht nit zum Alcibiad*) vnglückhafftig, im Regiment vntauglich, tranck eim jeden so viel zu als eim andern, war mit allen vberwerflich, redgeb und schimpflich, darmit er seinen hocherleuchten verstand decket glimpflich.⁸⁷⁰

Für Fischarts Überarbeitung werden drei Methoden angewandt, die sehr an seine typische Verfahrensweise in der *Geschichtklitterung* erinnern. Erstens vollzieht er eine kleine Umwertung der Textstelle. Zweitens bettet er die Beschreibung in ein Feld zeitgenössischer Kritik ein. Drittens führt er enzyklopädische Assoziationen an, meist aus dem Bereich der

⁸⁶⁹ G, *Prologue*, S. 5.

⁸⁷⁰ Gkl, *VorRitt*, S. 25 [28 f.].

Mythologie. Alle drei Bearbeitungsweisen sind insbesondere in der Fassung von 1582 ersichtlich.

- 1) Zur Umwertung: Rabelais' Beschreibung nennt Sokrates „infortuné en femmes“. Fischart übersetzt zunächst mit „zu Weibern vnglückhafftig“, fügt dann aber in der Neuüberarbeitung 1582 eine Klammerbemerkung hinzu: „zu Weibern (*Aber villeicht nit zum Alcibiad*) vnglückhafftig“. Neu genannt wird dadurch Sokrates' homosexuelle Neigung zu Alkibiades. Homosexualität – im Mittelalter und in der frühen Neuzeit noch als Teil des Sammelbegriffs der Sodomie – wurde von Fischarts Gesellschaft als schwere Sünde verurteilt. An dieser Stelle ist sie aber nicht verpönt, sondern wird im Gegenteil mit einem komischen Unterton angeführt. Durch den Einschub mindert Fischart den kritischen Ton seiner Beschreibung. An dieser kurzen Stelle wird Sokrates nicht als Mensch mit ausschließlich negativen Verhaltenseigenschaften beschrieben, sondern als Liebhaber. Die Aussage macht den Philosophen nicht schöner, doch durchbricht und relativiert sie die lange Liste an schlechten Eigenschaften.
- 2) Zur zeitgenössischen Kritik: Bezüge zu Gesellschaftsgruppen, insbesondere zu bedeutenden Theologen, sind bei Fischart keine Seltenheit. Die befürworteten Aussagen stammen meist von Luther, Bucer oder Erasmus. Hingegen kommt das kritisierte Gedankengut in erster Linie aus den Reihen der Gegenreformatoren. Der mit Abstand am häufigsten tangierte Theologe rückt auch hier in den Fokus: Johannes Nas. „[L]e nez pointu“ wird übersetzt mit „so Franciscanisch von zugespitzter Elennasen *oder (wie etlich wöllen) Schafsnasen, mit eim glatzenden kopff*“. Beim Stichwort ‚Nase‘ sofort die Kritik am Franziskaner Johann Nas anzuführen, scheint für Fischart unverzichtbar. Dessen Stigmatisierung aufgrund seiner Nase hielt schon Jahre zuvor Einzug in beinahe jedes Fischart'sche Werk. Der „glatzenden kopff“ bezieht sich auf die mönchische Tonsur und unterstreicht die obige Personenzuordnung.
Auch die Verschiebung von Textabschnitten orientiert sich an dieser Charakterisierung. Rabelais' „tousjours riant“ wird bei Fischart früher in den Text eingefügt, um die Beziehung zum genannten Nas aufrechtzuerhalten. Nur durch die textuelle Nähe kann Nas als der „allzeit lachend[e]“ verstanden werden. Nas' gegenreformatorischen Satiren machen aus dem Franziskaner einen lachenden Autor. Als Teil der Liste negativer äußerer Eigenschaften gilt sein Lachen allerdings als ‚hässlich‘. Sein Lachen wird, so könnte man vermuten, in Fischarts Augen als nicht legitim betrachtet, da der Gegenstand des Amusements die ihm teuren reformatorischen Schriften sind.

- 3) Zur Assoziation mit mythologischen Figuren: Als Übersetzung von „n'en eussiez donné un coupeau [= pellicule] d'oignon“ schreibt Fischart „gleich so wol wie der *Phisionomygaffer Zophyrus* nicht einer Lorischen zwibelschelf oder Knoblauchsbutzen werd gehalten haben“. In beiden Texten besteht die Aussage darin, dass die Hässlichkeit des Sokrates keine Zwiebelschicht wert sei. Der bei Fischart eingefügte „*Phisionomygaffer Zophyrus*“ unterstreicht die Hässlichkeit von Sokrates' Antlitz durch den Vergleich mit einer griechisch-mythologischen Figur. Zopyros – aus dem Geschichtswerk von Herodot von Halikarnassos – schnitt sich Nasen, Ohren und Lippen ab, um das Vertrauen der Babylonier zu gewinnen. Im hiesigen Kontext steht sein entstelltes, hässliches Gesicht für das ästhetisch Minderwertige.

Diese Verschränkung der Bilder ist ein typisches Merkmal der *Geschichtklitterung* und lässt sich so nur geringfügig in anderen Werken Fischarts wiederfinden. Der Straßburger neigt für gewöhnlich vielmehr dazu, dem Leser eine klare Bilderzuordnung und Entschlüsselung zu geben. Etwa im *Gorgonisch Meduse Kopf*,⁸⁷¹ dem sogenannten *Gorgoneum Caput*, erläutert Fischart den Schlüssel zu seinen polemischen Karikaturen. Das Flugblatt beeindruckt mit seinem großen, von Tobias Stimmer gefertigten Holzschnitt. Die zentrale Figur darin ist das Profil des Papstes, dessen Kopf und Oberkörper durch die Zusammenfügung christlicher Symbole oder Kultgegenstände gebildet wird. Außerhalb der ovalen Rahmen befinden sich in den Zwickeln anstelle der gängigen Evangelistensymbole vier karikative Abbildungen, die den katholischen Usus mit tierischen Gestalten lächerlich machte und kritisierte. So steht der Esel mit Brille und Buch für die tölpelhafte Auslegung der Schrift, der als Bischof gekleidete Wolf mit Lamm im Rachen für das Vergehen der Kirchen an Christi Erbe, die Gans mit Rosenkranz für das Unpassende der katholischen Riten (die Gans hat keine Hände) und das Schwein mit dem Weihrauchfass für die Sündhaftigkeit der Kirche, die meint, die innere Schuld sei durch äußere Bräuche reinzuwaschen.

Auch Sokrates' Antwort auf Alkibiades' Darstellungen erhellt die Funktionsweise der Umkehrung und des Verschleierns, wie es *Gargantua* und die *Geschichtklitterung* praktizieren.

⁸⁷¹ Vgl. Johann Fischart und Tobias Stimmer (Illustr.): *Gorgonisch Meduse Kopf [Gorgoneum Caput]*. Straßburg (B. Jobin) [Erstausgabe zwischen 1568 und 1574]. In: Hauffen, Adolf: *Johann Fischart: Werke. Teil 1*. Stuttgart 1895. S. 416-422.

Du scheinst mir **nüchtern** zu sein, Alkibiades; sonst hättest du kaum so fein um die Sache herumgeredet und mit deinem Wortschwall den Zweck, zu dem du das alles vorgebracht hast, zu verstecken gesucht und wie eine Nebensache ans Ende dieser Rede gesetzt; als hättest du nicht alles bloß zu dem Zwecke gesagt, mich und Agathon zu entzweien, weil du meinst, ich dürfe nur dich lieben und sonst niemanden, und Agathon dürfe nur von dir geliebt werden, sonst aber von niemandem! **Doch hast du das nicht verbergen können, vielmehr ist dein Satyr- und Silenenspiel an den Tag gekommen.**⁸⁷²

Der Satyr Marsyas gilt als Flötenspieler und Spötter, der die Menschen mit Rhetorik und Musik verzaubert und manipuliert. Er figuriert durch diese Textstelle als Exempel dafür, dass jede Täuschung irgendwann auffliegt – ein Motiv, das für das Gesamtkonzept des Romans entscheidend ist. Schließlich täuscht die Satire mit dem Ziel, dass der Leser die Täuschung entdecken und die dahinterliegende Kritik erkennen möge.

Auch Sokrates und Alkibiades bedienen sich beide der Verschleierung und täuschen ihr Gegenüber. Doch unterscheiden sich die Ziele, die sie dabei verfolgen. Sokrates verlegt das Zentrum der Aufmerksamkeit vom Äußeren ins Innere. Er täuscht nur denjenigen, dessen Werte Schönheit und Reichtum statt Tugendhaftigkeit darstellen. Alkibiades hingegen versucht den ehrlichen Zuhörer mit einer Lüge zu täuschen. Seine Nüchternheit, so Sokrates, sei Zeichen seiner Unehrlichkeit. Im Umkehrschluss wäre der Betrunkene dazu geneigt, die Wahrheit zu sagen. Es heißt: „‘aus Wein und Kindermund die Wahrheit spräche‘ – sie tut es auch aus Wein ohne Kindermund.“⁸⁷³ Dem Ausspruch gehen zwei Sprichworte voraus: „Aus dem Munde eines Kindes *spricht die Wahrheit*“ und „Im *Wein* steckt die *Wahrheit*“. Die Zusammenführung ergibt die Aussage, dass ein Betrunkener die Wahrheit spricht, das heißt, dass Ehrlichkeit in Verbindung mit Alkoholkonsum zu stellen ist.

Die Verweise auf Alkibiades‘ Rede im *Symposion* müssen – durch die Funktion des Prologs – auf den Roman angewandt werden. Etwa die Gespräche in den zahlreichen Trinkgelagen des *Gargantua* oder der *Geschichtklitterung* sind durch diese Brille betrachtet nicht als Unsinn abzutun, sondern zumindest ansatzweise als wahrhaftig zu beurteilen. Obgleich der Roman eine schwer verständliche Sprache und groteske Bilder benutzt, die keine Tabus zu kennen scheinen, wird der Leser dazu aufgefordert, ‚Wahrhaftiges‘ zu enthüllen. Die Mitteilung des Prologs

⁸⁷² Platon, *Symposion*, 222c-d.

⁸⁷³ Platon, *Symposion*, 217e.

besagt, dass, was auch immer skurril und wie angetrunken wirkt, Ehrlichkeit und eine verlässliche Aussage birgt.

Titel und Buchinhalt

„La vie treshorricque du grand Gargantua pere de Pantagruel jadis composée par M. Alcofribas abstracteur de quinte essence – Livre plein de Pantagruelisme“ – Rabelais‘ Werktitel steckt voller fantastischer Bezüge. Schlagwörter wie „treshorricque“ und „quinte essence“, aber auch des Autors Pseudonym „Alcofribas“ präsentieren den Roman als wundersames Werk. Fischarts Titelverson, die in der 1582 und 1590er-Fassung eine gut gefüllte Seite einnimmt, ist nicht weniger beirrend. Im Gegenteil: Bereits die ersten zwei Adjektive („Affentheurlich Naupengeheurliche“) stellen Ad-hoc-Komposita dar. Die Werksbezeichnung „Geschichtklitterung“ verspricht dem Leser eine verfälschte Darstellung der Ereignisse.

Die durch den Titel angekündigte Verwirrung wird durch die Sprache des Werks bekräftigt. Fischarts *Geschichtklitterung*, mehr noch als der ohnehin schon sehr komplex und verschränkt konzipierte Roman *Gargantua* ist für den Leser nur schwer verständlich. Die der Vorlage entnommene Handlung wird so intensiv mit Klangspielen und assoziativem Auflisten verschränkt, dass Sinneinheiten und zentrale Aussagen kaum noch erkennbar sind. Dem skeptischen Leser halten die beiden Autoren bereits präventiv Erklärungen bereit.

C’est pourquoi fault ouvrir le livre:
et soigneusement peser ce que y est deduit
[= traité].

Lors congnoistrez que la drogue dedans
contenue est bien d’aultre valeur, que ne
promettoit la boite.

C’est-à-dire que les matieres icy traictées ne
sont tant folastres, comme le tiltre au dessus
pretendoit.⁸⁷⁴

So dem nun also, das nicht nach dem
äuseren schein zu sehen, so will sich
auch gebüren, das man hie diß Büchlin
recht eröffene, vnnd dem inhalt
gründlich nachsinne, so wird sich
befinden, das die Specerey darinnen von
meherem vnnd höherem werd ist, als die
büchsse von aussen anzeyget vnd
verheisset, das ist, das die fürgetragene
materi nicht so nârrisch vnnd auß der
abweiß geschaffen, wie die vberschrifft
möcht vielleicht fürwenden.⁸⁷⁵

⁸⁷⁴ G, *Prologue*, S. 6.

⁸⁷⁵ Gkl, *VorRitt*, S. 28 [32].

Fischarts Text ist nur geringfügig länger. Neben stilistischen Abweichungen, wie etwa der geschmeidigeren Überleitung auf den Gegenständen des Buches, ergänzt Fischart lediglich Synonyme der übersetzten Begriffe. So wird etwa aus einem Wort („folastres“) ein halber Satz („nârrisch vnnd auß der abweiß“). Inhaltliche Veränderungen sind auch sehr subtiler Natur. Die Betonung des *rechten* Eröffnens fordert den Leser mit Nachdruck dazu auf, sich tatsächlich mit dem Werk auseinanderzusetzen. Abgesehen von diesen Kleinigkeiten sind die zwei Texte identisch. Im Einklang fordern Rabelais und Fischart zur tiefgründigen Lektüre auf.

Die Buchmetapher im Anschluss an den Sokrates-Silen-Vergleich anzuführen, demonstriert Rabelais' taktisches Geschick. Das eigene Werk mit dem des weisesten Mannes der Antike gleichzusetzen, grenzt an Größenwahn. Die metaphorische Form relativiert und plausibilisiert den Vergleich.

Im ersten Schritt wurde durch die Metapher des *Symposions* auf die Außen-innen-Diskrepanz hingewiesen. Im zweiten Schritt entstand eine Verbindung zwischen dieser Metapher und dem vorliegenden Werk. Der Leser wird auf ein „soigneusement peser“ / „gründlich nachsinne“ hingewiesen – auf eine tiefgründige Lektüre, die endlich Gegenstand des dritten Teils wird.

Das Öffnen des Romans wurde im zweiten Teil nicht nur thematisiert, sondern auch legitimiert. Somit liegt dem Leser – hat er den Anweisungen Folge geleistet – im dritten Teil ein offenes Buch vor. Dass das Buch bei der Lektüre dieser Öffnungsanweisungen bereits offen vor dem Leser liegt, ist in diesem Kontext auch nicht als seltsam zu empfinden. Einerseits dürfte diese Formulierung das Vertrauen des Lesers gewinnen und die Lektüre der eigentlichen Romanhandlung jenseits der Prologe herbeiführen. Andererseits ist das Sujet der verkehrten Welt auch im Prolog sehr präsent,⁸⁷⁶ wodurch Aufforderungen nicht in ihrem wortwörtlichen Sinn zu verstehen sind.

Das Wesentliche: Knochen und Knochenmark

Kein Begriff des Prologs ist in der Forschung so oft beurteilt und durchleuchtet worden wie Rabelais' ‚substantifique moelle‘. Das ‚wesentliche Mark‘ – bei Fischart: „ein höhersinnige aublebung“⁸⁷⁷ – zielt auf den Kern des Werks, sprich auf seinen tieferen Sinn. Rabelais warnt

⁸⁷⁶ Vgl. dazu in dieser Arbeit das Kapitel IV. *Fischarts Karikatur der humanistischen Bildungsreform*. Und darin das Unterkapitel 2.3.2 *Kapitel 26-27 - Die verkehrten Gelehrten*. Zu weitläufigeren Phänomenen der sogenannten ‚verkehrten Welt‘ vgl. auch das Kapitel II. *Fischarts literarische Verfahren: Transformationen religiösen Wissens*. Und darin das Unterkapitel 4.1 *Verkehrte Welt: Antithese, Grobianismus, Grotisches und Karnevaleskes in der Geschichtsklitterung*.

⁸⁷⁷ Gkl, *VorRitt*, S. 28 [32].

davor, den *Gargantua* nur als amüsanten Roman zu verstehen, sondern plädiert für eine tiefgreifende Lektüre, die dem Werk sein wahres Wesen entlockt.

Auch dieser Begriff ist mit Alkibiades' Rede deutlich verbunden. Das Wesentliche – bei Rabelais das Mark und bei Fischart das Höhersinnige – ist das, was Alkibiades ‚die Wahrheit‘ nennt, die sich vom Scherz abgrenzt:

Den Sokrates, ihr Freunde, will ich so zu preisen suchen, daß ich in Gleichnissen rede. Er wird nun vielleicht meinen, es sei mehr um zu scherzen, **doch das Gleichnis zielt auf die Wahrheit, nicht auf den Scherz.** Ich behaupte nämlich, er ist ganz und gar den Silenen vergleichbar, die in den Bildhauerwerkstätten ausgestellt sind – wie die Künstler sie mit Hirtenpfeifen oder Flöten in den Händen schnitzen; klappt man sie auseinander, so kommen innen Götterbilder zum Vorschein.⁸⁷⁸

Das Motiv der täuschenden Oberfläche, des Scherzes und der Textverzerrung wurde ausgiebig thematisiert und metaphorisch illustriert. Dem gegenüberstehenden Antonym, das bisher als Sokrates und Weisheit, als Buchinnern und Bedeutsamkeit erschien und im *Symposion* den Namen ‚Wahrheit‘ trägt, wendet sich dieser dritte, finale Teil zu.

Die ‚Wahrheit‘, also Mark und Kern des Werks, basiert auf einer Liste von Elementen, die in der *Geschichtklitterung* eine beträchtliche Kürzung erfährt:

- | | |
|--|---|
| <ul style="list-style-type: none">- de haulte gresse [= de grande valeur]- sustantificque [= substanzielle] mouelle- bien aultre goust- doctrine plus absconce [= cachée]
- tres haultz sacremens [= mystères]- mysteres horrificques [= extraordinaires]- ce que concerne nostre religion, que aussi l'estat politicq et vie oeconomicque⁸⁷⁹ | <ul style="list-style-type: none">- jnnerlicher dicker fette
- substantzialisch wesentlich Marck
- mercklichem marckhafftem Schmår viler lehren gespicket- vnsimpele simbolen- geheime losungen⁸⁸⁰ |
|--|---|

⁸⁷⁸ Platon, *Symposion*, 215a.

⁸⁷⁹ G, *Prologue*, S. 7.

⁸⁸⁰ Gkl, *VorRitt*, S. 29 [33].

Fischarts erste Übersetzung von 1575, die in den meisten Fällen inhaltlich näher an der Vorlage ist als die darauffolgenden Fassungen, hinterlässt an dieser Stelle einen befremdlichen Eindruck. Zunächst werden nur drei Stichworte des Prätextes aufgegriffen: „dicke fette“, „substantzialisch wesentlich Marck“ und „mercklichem marckhafftem Schmår“. Erst gegen Ende der Ausführungen, weit entfernt von der ursprünglichen Enumeration, erscheinen zusätzlich die Stichworte „vnsimpele simbole“ und „geheime losungen“, die durchaus als Übersetzung der Vorlage verstanden werden können. Von besonderem Interesse sind die Uminterpretation des ersten Begriffs („de haulte gresse“) und der Wegfall des letzten Stichpunktes zur Religion, Politik und Wirtschaft. Beim Ersteren lässt sich ein mangelndes Verständnis der Vorlage konstatieren. Bezüglich des Letzteren zeugen Fischarts weitere Ergänzungen am Ende des Paragraphen von einer neuen Ausrichtung seiner Übersetzung.

Rabelais' Wortspiel „haulte gresse“ schafft eine Brücke zwischen der metaphorischen Darstellung des fettigen Knochenmarks („gresse“ wird wie „graisse“ ausgesprochen) und der exzellenten Beurteilung des Buchinhalts („haulte gresse“ bedeutet im übertragenen Sinn „grande valeur“). Durch die Übersetzung mit „dicke Fette“ bleibt Fischart auf der metaphorischen Ebene der Textauslegung. Von diesem Standpunkt aus erweist sich die Interpretation von Rabelais' Ausführungen als schwierig. Die Bezüge zur Lehre, zu Mysterien und Geheimnissen fallen gänzlich weg. Zurück bleibt ein „mercklich marckhaffter Schmår“. Die Konzentration auf das kulinarische Vokabular endet in der Zweitausgabe 1582. Bei der Revision seines Werks vollzieht Fischart Korrekturen an dieser Textpassage, die Rabelais' Gedanken aufgreifen. Das Adjektiv „jinnerlicher“ vor „dicker fette“ fördert die Doppeldeutigkeit: „innerlich“ im Sinne von „in Gedanken“ oder „mental“ und „innerlich“ im Sinne von „physisch inwendig“. Das „mercklich marckhaffter Schmår“ ist nun „viler lehren gespicket“, bezieht sich also darauf, einen inneren Wandel zu begünstigen.

Auf den ersten Blick scheint Fischarts Übersetzung die explizite Nennung der sogenannten Geheimnisse aus der Vorlage nicht aufzugreifen – dies, obgleich Rabelais mit drei Begriffen sehr intensiv auf den Geheimnis-Charakter des Werks verweist: Die „doctrine plus absconce“ spiegelt eine Geheimlehre wider, die „tres haultz sacremens“, ein Geheimnis, das an eine heilige Vorstellung anknüpft, und die „mysteres horrificques“, wiederum ein unermessliches Geheimnis. Die Bedeutungsüberschneidungen bekräftigen, dass es sich hierbei nicht um drei unabhängige Geheimlehren handelt, sondern um eine dreifache Bestärkung ein und derselben Lehre.

Erst zum Ende des Paragrafen greift Fischart mit „vnsimpele simbolen“ und „geheime losungen“ die Thematik auf. Die Neuordnung in der Übersetzung ermöglicht dem Straßburger, die Begrifflichkeiten ausführlich zu erläutern. Symbolhaft, so wird sich herausstellen, sind bei Fischart die assoziativen Wiederholungen. Dabei zielt er in eine andere Richtung als Rabelais. Letzterer zeigt eine besondere Selbstsicherheit, wenn er behauptet, dass seine Darstellungen im *Gargantua* im Feld der „religion“, des „estat politicq“ und der „vie oeconomicque“ zu einer verborgenen Wahrheit führten. Religion, Politik und Wirtschaft stehen für das umfassende Zeitgeschehen und somit für den Zustand und die Entwicklung der Gesellschaft und ihres Umfeldes.

Fischart beansprucht nicht, Antworten auf alle wesentlichen Fragen des Lebens zu geben. Seine Distanzierung von Rabelais wird inhaltlich noch einmal bekräftigt, als er mit der langanhaltenden und bei Rabelais wesentlichen Metapher des Knochenmarks bricht. Der Hund, wie er zuvor noch als Sinnbild für den eifrigen Leser stand, wird aus seiner Funktion entlassen. Fischart führt diese Verneinung gleich zweimal in Folge durch:

vnd sauet darauß dz substantzialisch wesentlich Marck, **nit wie der erstbenant Hundsklemmer** [...]. Schlappert **nit** auff Chorherrisch die Wort in euch, **wie der Hund die Sup** [...].⁸⁸¹

Fischart zieht die Hundemetapher, die er zunächst in Einklang mit Rabelais gegeben hatte, zurück und ersetzt sie durch ein Bild, das die Ernsthaftigkeit der Darstellung parodiert: die Kuh.

kauet vnd widerkauet sie [= die Worte] wie die Kûh, distilliert sie durch neun balcken, so findet jr die Bon, das ist, findet was ich durch diese Pitagorische vnsimpele simbolen, vnnd geheime losungen gesucht hab: inn gewisser hoffnung dadurch euch gantz trucken auß dem bad außgezwagen vnd abgeriben heimzufertigen.⁸⁸²

Die Substitution der Hundemetapher mit dem Bild der Kuh zeugt von einer Neuorientierung in der Übersetzung. Das Hauptcharakteristikum der Kuh, wie sie hier vorgestellt wird, besteht aus ihrem ausgeprägten Verdauungsapparat. Diese Betonung erinnert an den assoziativen und repetitiven Schreibstil der *Geschichtklitterung*, die das Ausmaß des *Gargantua* um ein Weites

⁸⁸¹ Gkl, *VorRitt*, S. 29 [33].

⁸⁸² Ebd.

übersteigt. Der Prolog erreicht den Leser noch vor Beginn der Romanlektüre und bereitet ihn nicht nur auf den folgenden Text vor, sondern legitimiert auch, dass das Werk dieses repetitiven Stils bedarf. Aus diesen Erklärungen geht hervor, dass Fischart die Wiederholungen verwendet, damit der Leser den Dingen besser auf den Grund gehen kann. Die Assoziationen, Listen und Anekdoten schaffen verschiedene Perspektiven auf den Sachverhalt und würden, so Fischart, das Textverständnis fördern.

Bemerkenswert ist, wie sich plötzlich eine Ich-Person („findet was ich [...] gesuchet hab“) zu Wort meldet. Durch diese neue Erscheinungsform des Prologschreibers wird eine neue Beziehung zwischen ihm und dem Leser möglich. Nach der Nennung des „simbol“-haften Charakters seines Werks verwendet der Autor eine Allegorie, die den Leser – anders als die Hund- und Kuhmetapher – nicht isoliert vom Autor nennt. Der Prologschreiber stellt einen Badeprozess dar: „inn gewisser hoffnung dadurch euch gantz trucken auß dem bad außgezwagen vnd abgeriben heimzufertigen.“⁸⁸³ Die Kommasetzung nach neuhochdeutschem Gebrauch gibt Klarheit über die Struktur des Satzes: „inn gewisser hoffnung, dadurch euch gantz trucken, auß dem bad außgezwagen vnd abgeriben, heimzufertigen.“ Auf Neuhochdeutsch übersetzt lautet er: „[...] in der Hoffnung, euch dadurch ganz trocken, im Bad reingewaschen und danach abgerieben, zu verabschieden.“⁸⁸⁴

Die Lektüre wird verglichen mit einem intensiven Prozess der Reinigung. Fischart knöpft sich das „euch“ vor. Durch den Schwall der Worte unterzieht er seine Leserschaft einer Läuterung. Was dabei rein wird, sei es das Gewissen oder ein bestimmtes Verständnis, wird aus seinen Ausführungen nicht klar. Er erreicht aber das, was Rabelais durch seine Versprechungen, des Lesers Kenntnisse in Religion, Politik und Wirtschaft zu erweitern, schafft: Er weckt das Interesse seiner Leserschaft, indem er den hohen Nutzen des Werks in Aussicht stellt.

Fischarts Anliegen besteht darin, den Leser vom äußeren Schein zum inneren Sein zu begleiten. In seinen eigenen Worten ist das Ziel also, dass „jhr meine Jünger, vnnnd etliche andere ewere mitnarren nicht gleich nach dem äuseren betrüglichen schein vrtheilen lernen“.⁸⁸⁵ Dies ist ein

⁸⁸³ Ebd.

⁸⁸⁴ Für Lexikalische Hinweise vgl. Goebel, Ulrich u. Oskar Reichmann (Hgg.): Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. 12 Bde. Berlin, New York 1989-2006. In: Akademie der Wissenschaften zu Göttingen: <https://fwb-online.de>. [Aufgerufen am 23.03.2017]. Vgl. auch Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. In: Berlin-brandenburgische Akademie der Wissenschaften und Akademie der Wissenschaften zu Göttingen: <http://woerterbuchnetz.de/DWB> [zuletzt aufgerufen am 17.02.17].

⁸⁸⁵ Gkl, *VorRitt*, S. 26 [29].

Anliegen, das Fischart insbesondere in seinen konfessionspolitischen Flugschriften betont. Beispielsweise in den *Thierbildern* schreibt er:

Vnd weil ihr Kirch steht auff dem Schein,
Muß sie die Phariseisch sein,
Fürnemlich da sie ab ist gwichen
Von Gottes klaren Wort vnd Sprüchen.⁸⁸⁶

Lernt ein Leser auf der Textebene zwischen Schein und Sein zu unterscheiden, würde er auch das trügerische Antlitz der Kirche entlarven können.

Anders als in seinen Flugschriften verzichtet Fischart in der *Geschichtklitterung* darauf, die Schein-Sein-Problematik sachlich zu eruieren. Dies ist der Fall, obwohl Rabelais ihm für diesen Weg eine bereits ausformulierte Vorlage geboten hätte. Somit meistert Rabelais die Problematik damit, dass er den Leser auf eine besonders sorgfältige Suche schickt. Der Straßburger legt hingegen mehr Wert auf die Betrachtung seiner textuellen, kreativen Assoziationen. Diese Neuorientierung macht Rabelais' Ausspruch nicht obsolet. Nur werden Religion, Politik und Wirtschaft nicht als Untersuchungsgegenstände beschrieben, sondern direkt anhand eines zeitgenössischen Beispiels als Ziel seiner Assoziationen dargestellt:

Es reimet sich wie des Vietors Vergilisch Kälber machen cum faciam Vitula, & c. zu der Meß: Wie des HimmelErdHölligen auff Schlangen unnd Ottern gahn, auff dem Keyser Friederich stan. Wie das Tallorin dreymal drey in Franckreich welches die gantz Welt solt Christianissimiren.⁸⁸⁷

Den Auftakt zum letzten Satz macht „auff dem Keyser Friederich stan“. Das kann gedeutet werden als Anspielung auf die Aussöhnung von Papst Alexander III. und Kaiser Friedrich Barbarossa am 24. Juli 1177 in Venedig. Barbarossas chronikalisch verzeichnetes Küssen von Alexanders Füßen wurde als protestantische Fabel unter anderem durch Marnix' *Bijenkorf* (1569) und Fischarts *Bienkorb* (1579) in abgewandelter Form verbreitet: Im Moment des Niederknien tritt Papst Alexander III. auf Barbarossas Nacken und demonstriert dadurch – im Moment der Versöhnung – seine Überlegenheit. Gleichermaßen sollte der König Heinrich IV.

⁸⁸⁶ Johann Fischart: *Thierbilder*. In: Johann Fischart: *Werke*. Auswahl. Adolf Hauffen (Hg.). Bd. 1. Stuttgart 1892/95 (= NDL 18,1-3): Flöh Haz; Glückhaft Schiff; Bündnis zwischen Straßburg, Zürich und Bern; Jesuiterhütlein; Peter von Stauffenberg; kleinere Dichtungen, S. 425, Z. 51-54.

⁸⁸⁷ Fischart, *Geschichtklitterung*, Vorritt, S. 27.

von Frankreich zu Fischarts Zeiten nach dem Vorbild seiner Vorgänger den Titel „rex christianissimus“ – allerchristlichster König – tragen, um seinen christlichen Status und die geistliche Überlegenheit zu markieren. Die Definition Frankreichs als ein Land, „welches die gantz Welt solt Christianissimiren“, spiegelt den Charakter eines gallikanischen Reiches wider, das – fast unabhängig von der Instanz des Papstes – der Macht des Königs eine sowohl politische als auch religiöse Autorität zuschreibt. Seit dem Konkordat von Bologna 1516 hielten sich Papst und König ans Übereinkommen, dass Frankreich den Papst als formales Oberhaupt anerkenne, aber dafür die praktische Herrschaft über das Reich dem König zustehe. Diese Herrschaft umfasste die ganze Kirche Frankreichs, wodurch die Doktrin des Königs durch beide Klänge der „Zwei-Schwerter-Theorie“ durchgesetzt wurde, sowohl geistlich als auch säkular. Der Einfluss hörte dabei nicht an den französischen Grenzen auf, sondern erhob den Anspruch, global wirksam zu sein, also auch die lutherische Gegenbewegung aus deutschen Fürstentümern, die auch Fischart unterstützte, zu stoppen.

Fischart nimmt zwar Rabelais' Aussage, er spreche über Religion, Politik und Wirtschaft, nicht auf, spricht aber an der dafür vorgesehenen Textstelle tatsächlich über die genannten Themen. Dadurch erhält er die Möglichkeit, nicht neutral darüber zu schreiben, sondern sogleich seine Kritik an Regierung und Gesellschaft anzubringen.

Ohnehin lässt sich Fischart kaum eine Gelegenheit entgehen, um soziale Missstände und ideologische Eigenarten kritisch zu betrachten. Gleich anschließend an die Darstellung des „Christianissimirens“ schließt sich etwa folgende kritisierende Übersetzung an:

Si ne le croyez, quelle cause est, pourquoi
autant n'en ferez de ces joyeuses et
nouvelles chroniques?⁸⁸⁸

Wa jr dann diß Lichtenbergisch *oder*
Lichtverbergisch traumdeiten nit glaubt,
warumb wolten jr nit eben so vil von diser
kurtzweiligen zeitung vnd newen
Chronich halten, **die euch villeicht eben
so vil retersch als jenes fabuliren kan
auffgeben?**⁸⁸⁹

Beide Texte beenden lange Ausführungen mystischer (und zeitgenössischer) Geschichten und Legenden. Die „chroniques“ des *Gargantua* (und die „Chronich“ der *Geschichtklitterung*) werden in den Kontext der wundersamen Geschichten hineingelegt. Gleichzeitig verteidigt der

⁸⁸⁸ G, *Prologue*, S. 7.

⁸⁸⁹ Gkl, *VorRitt*, S. 30 [35].

Prologschreiber den Text als unbedingt verlässlich. Bereits im vorausgehenden Werk wurde mit ähnlichen Mitteln argumentiert. So stellt Bachtin für den Prolog des *Pantagruel* fest, dass der Sonderstatus und die unumstößliche Zuverlässigkeit der sogenannten Chroniken eine Parodie auf die „Kirche als der einzigen Hüterin und Interpretin des Gottesworts“⁸⁹⁰ seien. Das Phänomen der Marktstimmung und die Betonung der unbedingten Verlässlichkeit des vorliegenden Werkes werden im *Gargantua* wiederaufgegriffen. Entsprechend dem *Lob der Torheit* schützt sich der Parodist mit der Form des Lachens und mit einer Stimme, die nicht ernst genommen wird. Doch anstelle des Toren sprechen hier die Marktschreiber. Diese wurden, so Bachtin, „eines Irrglaubens wegen nicht angeklagt, ganz gleichgültig, was sie redeten, wenn nur der heitere, närrische Ton beibehalten wurde“.⁸⁹¹ Hohes Lob und vernichtende Verwünschung: Bis zum Ende des Prologs erklingen die zwei Seiten einer Medaille. So widersprüchlich sie sind, so sehr gehören sie zusammen. Im Kontext des Verkaufs erregen Extreme die größte Aufmerksamkeit und kurbeln den Umsatz an. Was im Prolog mit der Stimme der Marktschreier beginnt, hallt im ganzen Werk durch den heiteren, närrischen Ton wider. Rabelais bewegt sich größtenteils im Feld der unangreifbaren Ausnahmesituation des Marktes, aber auch der Zecherei. Der Schutzfaktor des Marktkontextes gibt Rabelais Narrenfreiheit. So geht er auch dann nicht zu weit, wenn er später verkündet, seine Chroniken würden sich in wenigen Monaten besser verkaufen als die Bibel in vielen Jahren.

Fischart übernimmt Rabelais' Aussagen. Jedoch wird der Fokus auf die Kirche durch seine thematisch abschweifenden Ergänzungen relativiert. Der Straßburger ummantelt die Frage nach dem Vertrauen gegenüber den Chroniken mit initialen Verweisen auf die Traumdeutung und abschließenden Hinweisen auf den wundersamen Charakter des eigenen Werks. Beide Zusätze erläutern Fischarts Meinung des rechten Umgangs mit dem Text:

Lichtenberg wird Fischart nicht nur als elsässisches Gebiet, sondern auch als imposante Festung einer mächtigen Herrschaft vertraut gewesen sein. Der Name dient als Vorlage für sein Wortspiel, das insbesondere mit der 1528 eingeschobenen Silbe *Lichtverbergisch* verstanden wird. Es war im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit keine Seltenheit, dass anhand diverser Vorzeichen, wie etwa Sternkonstellationen, der Rundung des Mondes oder Träume, eine Zukunftsprognose gestellt wurde. Zum Zeitpunkt der *Geschichtklitterung* hatte Fischart bereits ein anderes Werk von Rabelais übersetzt: Seine Version der *Prognostication pour l'an*

⁸⁹⁰ Bachtin, Michail: Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur. Gabriele Leupold (Übers.), Renate Lachmann (Hg.). Frankfurt a.M. 1995, S. 204.

⁸⁹¹ Ebd.

perpetuel (1542), genannt *Aller Praktik Grossmutter*, wurde 1572 publiziert. Darin verspottet Fischart astrologische Prognosen und vertritt die Einstellung, dass die Zukunft nicht vorhergesagt werden kann. Fischart stellt hier einen zeitgenössisch verbreiteten Aberglauben vor und betont gleichzeitig, dass er seiner Leserschaft den kritischen Blick darauf zumutet, den auch er teilt. Dieser kritische Leser ist es, dem Fischart die Lektüre seines Werks anvertraut. Denn: Genauso wie Prognosen oft falsch sind, sind auch Auslegungen von Allegorien meist irreführend. Das sogenannte „retersch“ – Rätselhafte⁸⁹² – und „fabulieren“, das heißt die allegorischen und metaphorischen Bilder, aber auch die wundersame Handlung der *Geschichtklitterung*, sollen weder für bare Münze genommen noch strikt entschlüsselt, sondern in ihrer Willkürlichkeit verstanden werden.

Fischart greift Rabelais' Gedankengang auf, indem er die Vorsicht betont, derer es bei Textinterpretationen bedarf. Durch die Bezüge zur Traumdeutung und das explizite Nennen der mystisch-rätselhaften Charakteristika des eigenen Textes entsteht eine Verbindung zwischen den stark kritisierten astrologischen Werken und dem vorliegenden Roman.

1.3.3 Werte des Festmahls

Unfassbarkeit ist in zweierlei Hinsicht zu deuten: im positiven Sinne eines besonders erhabenen Gegenstandes und im negativen Sinne eines wirren und chaotischen Sachverhaltes. Rabelais warnt sowohl vor der Erwartung eines herausragenden Sinnes gemäß dem „plus hault sens“ als auch vor einer kritischen Beurteilung eines Stoffes, den man im Grunde genommen gar nicht verstanden hat. Gemäß La Charité sollte der Text letztlich als Kunstwerk verstanden werden:

No matter how much we try, the only thing we will manage to *desincornifistibuler* is its art. In Other words, “You, dear reader, will not do unto me what has been done to others. You will not box me in the way Homer, Horace, Virgil, and others were boxed in.”⁸⁹³

⁸⁹² Für Lexikalische Hinweise vgl. Goebel, Ulrich u. Oskar Reichmann (Hgg.): Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. 12 Bde. Berlin, New York 1989-2006. In: Akademie der Wissenschaften zu Göttingen: <https://fwb-online.de>. [Aufgerufen am 23.03.2017]. Vgl. auch Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. In: Berlin-brandenburgische Akademie der Wissenschaften und Akademie der Wissenschaften zu Göttingen: <http://woerterbuchnetz.de/DWB/> [zuletzt aufgerufen am 17.02.17].

⁸⁹³ La Charité, Raymond C.: Rabelais, „sans pair, incomparable et sans parragon“. In: Rabelais's Incomparable Book. Essays On His Art. Ders. (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= French Forum Monographs 62), S. 9-14, hier: S. 11.

Unter dem Stichwort der „ungraspability“, Ungreifbarkeit oder Unfassbarkeit, ermahnt La Charité dazu, das Wesen des Textes anzuerkennen und sich ohne Vorbehalt oder Vorurteile auf die bizarre Geschichte der Riesen mit ihren zahlreichen Sonderheiten einzulassen.

Mit dieser Aussage greift er das Programm des Vorworts auf, das in vielerlei Hinsicht Misstrauen und Unsicherheit beim Leser erzeugt. Auch Fischarts Überarbeitung entspricht diesem Tenor.

Beide Autoren geben vor, den vorliegenden Text im trunkenen Zustand verfasst zu haben. Dies unterstreicht nicht nur die mangelnde Interpretierbarkeit des Textes, sondern auch die Verschmelzung von scheinbarer Autor- und gegebener Text-Welt. Rabelais' „buvant et mangeant“ und Fischarts „sättigung“ seines „fräsigen Lebens“ oder „leibliche[] erquickung mit essen vnnd trincken“ geben die fingierte Szene eines Banketts wieder, dessen Abbild sich im Text an zahlreichen Stellen⁸⁹⁴ wiederfindet.

Die beiden Autoren betten ihr Werk in die Tradition der griechisch-antiken Literatur ein – ausnahmsweise nicht, indem sie den Ruhm der antiken Texte auf ihre eigenen übertragen, sondern vielmehr, indem sie die Laster der eigenen Texte auf die antike Literatur projizieren. Die Suche nach dem tieferen Sinn könne auch in antiken Texten nirgendwo hinführen, da die genannten Werke (Fischart bemüht sich, durch eine ganze Liste von griechischen Autoren von Homer bis Sophokles die antike Literatur abzudecken) nicht auf einen bestimmten Sinn hin geschrieben worden seien. Die Allegorien und Metaphern seien im trunkenen Zustand des Autors entstanden und würden sich nicht auslegen lassen. Gleichermäßen sei *Gargantua* beziehungsweise die *Geschichtklitterung*, mit all seinen/ihren Trinkgelagen, Banketten und extravaganten Utopie-Darstellungen als nicht greifbarer Gegenstand zu deuten. Der Roman gilt vielmehr als kreatives Nebenprodukt des Weinkonsums.

Fischart ergänzt hier Ausführungen über zwei Seiten. Anders als Rabelais, der schon in den nächsten Sätzen einen Vergleich zwischen Wein und Öl vorschlägt, stellt der Straßburger die antike Literatur in den Bankettkontext. Darin wird Bacchus („Bache mit dem grossen Bauch“) angesprochen und neben Wein auch „Pratwurst“ konsumiert. Einmal identifiziert sich Fischart mit seiner Vorlage und distanziert sich zugleich von ihr. Er bekräftigt einerseits den französischen Text, indem er aus der einfachen Zecherei ein ganzes Festmahl macht, führt aber

⁸⁹⁴ Die Darstellung der Trunkenheit hat ihren Höhepunkt im Kapitel 8, in der sogenannten *Trunkenen Litanei*, aber auch darüber hinaus in Darstellungen der immensen Konsumfreude des heranwachsenden Riesen.

andererseits abweichende zeitgenössische und geographisch bedingte Assoziationen an, wie etwa die Bratwurst. Erst zwei Seiten später setzt er seine Übersetzungstätigkeit fort und nennt selbst das Öl.

[...] ainsi que témoigne Horace, [...] von jm Horat, **so mit gleicher**
quoiqu'un malotru ait dit que ses carmes **Weinlaug gewaschen**, schreibet [...]
sentaient **plus le vin que l'huile.**

fehlt

< 2 Seiten ergänzt >

fehlt

Aber **wie vil nütlicher, schützllicher, hitziger, kützeliger ist vns der geruch vnnnd die krafft vom Rebensafft, als daß schwermütig schmuztig ôl**: die Ampel vnnnd der taache verschlucken viel ôls, vnd werden doch nit feißter daruon. *Was soll das nûchtern gestânck, wann man nach nûchterkeit schmeckt, 'Teunum olet', Nûchtern stinckt eym der Athem, wann man voll ist, schmeckt mans nicht: Ich bin Bienenart, mit ôl tôd man mich, mit Wein macht man mich lebendich. Nun ist dannoch eyn Bienlin, auch eyn feins Thierlin, dz Honig scheidt.*

Ich will mir für eyn ruhm rechnen, daß man von mir sagt, **ich hab mehr an Wein gehenckt, als im Oel ertrenckt**: Dann man pringt an Höfen, inn Klöstern vnd sonst Häusern eym viel eher eyn trunck den er versuch, als eyn Buch darinn er eyn guten Spruch such [...].⁸⁹⁵

Rabelais' kritisches Hinterfragen ist schnell zu fassen: Kann man Horaz vertrauen, auch wenn seine Beschreibung der trunkenen Autoren Homer und Ennius vermutlich selbst unter

⁸⁹⁵ Gkl, *VorRitt*, S. 32 f. [38].

Alkoholeinfluss erfolgte? Hätte Horaz' Lobeshymne *Carmen Saeculare* (17 v.Chr.), nach Rabelais' Beschreibungen, nach Öl statt nach Wein gerochen, wäre ihr hoher Wert damit offensichtlich unterstrichen worden. Öl galt als Zeichen der Weihe und des sakralen Charakters und hätte sich mit dem religiösen Charakter der apollonischen Lobeshymne verbinden lassen. Doch ist die Verwendung von Wein im Zusammenhang mit Horaz' Werk keinesfalls als Kritik zu werten. Dem Kontext zufolge hat Wein keine negativen, sondern allem voran positive Auswirkungen auf ein Werk. *Gargantua* entsteht aus der Feder eines vermeintlich betrunkenen Autors. Diese Behauptung bringt zwei Schlussfolgerungen mit sich. Einerseits ist der Weinkonsum aus der Perspektive des Romans als omnipräsentes Grundbedürfnis des Menschen und Quelle des Glücks zu verstehen. Andererseits suggeriert der Roman, dass ihm keine Strategie und Zielgerichtetheit zugesprochen werden kann. Rabelais fingierte Welt des Glücks einerseits und die fingierte Gesetzeslosigkeit, die der Prolog bereits in den Raum stellt, erreichen ihren Höhepunkt in der Abtei am Ende des Werks.

Fischart präzisiert das Bild des Öles, indem er es mit „nüchtheit“ in Verbindung bringt. Das Öl stehe für eine besonnene und ganz bewusste Schreibart mit strukturiertem Charakter, die im Gegensatz zum Schreibprozess unter Weineinfluss „schwermütig“ und uninspiriert daherkommt. Bereits im Prolog respektive VorRitt kommt dem Wein eine Sonderrolle zu, die dem Öl klar überlegen ist.

<p>L'odeur du vin o combien plus est friant, riant, priant, plus celeste, et delicieux que l'huile ? Et prendray autant à gloire qu'on die de moy, que plus en vin aye despendu que en huyle, que fist Demostehenes, quand de luy on disoit, que plus en huyle que en vin despendoit.⁸⁹⁶</p>	<p>Dem Demostene ward es für ein vnehr nachgesagt, daß er vor angsthaftem fleiß, vnnnd fleissiger angst, den er inn stellung seiner Reden brauchet, meher an ôl verthat dann an Wein, vnnnd mehr bei dem Liechtschein schrib, als es bei dem Wein trieb, vnd daß seine Orationen wie ein Salat nach ôl stancken.⁸⁹⁷</p>
---	--

Rabelais' Wertesystem stellt die Welt auf den Kopf. Er grenzt sich von verbreiteten Ansichten ab und plädiert für eine neue Denkart. Fischart greift seinen Gedanken auf, verdreht ihn aber bis zur Unkenntlichkeit, indem er das Öl, das zuvor noch in den höchsten Tönen gelobt wurde, nun als Salatöl diffamiert. Einerseits demonstriert Fischart damit nicht nur inhaltlich, sondern

⁸⁹⁶ G, *Prologue*, S. 7.

⁸⁹⁷ Gkl, VorRed, S. 33 [39].

auch methodisch die Autorität des Weines und seiner Unvernunft. Andererseits umgeht er dadurch die eigentliche Symbolik des Öls, die zu seiner Zeit nicht nur Nüchternheit, sondern auch Heiligkeit evoziert. So werden die Elemente Öl und Wein in der Bibel unabhängig voneinander in geistlichen Zusammenhängen genannt. Das Öl etwa stellt ein wertvolles Lebensmittel dar, da es vielfältig verwendet werden konnte. Neben seiner Verwendung als Nahrungsmittel⁸⁹⁸ wurde es für das Licht in Lampen⁸⁹⁹ und für die Wundpflege⁹⁰⁰ gebraucht. Außerdem war Öl essenzieller Bestandteil für diverse geistliche Riten, etwa für das Speiseopfer⁹⁰¹ und für die heilige Salbung,⁹⁰² genauso wie auch für die Salbung von Königen.⁹⁰³ Diese hohe Bedeutsamkeit hält Einzug in die Symbolik des Öls. Als Bild des Heiligen Geistes⁹⁰⁴ und als wichtiger Bestandteil im Bild des verheißenen Landes⁹⁰⁵ verweist Öl auf Göttlichkeit und Vollkommenheit.

Auch der Wein hat seine biblische Bedeutung sowohl in landwirtschaftlichen als auch in rituellen Kontexten. Wein verhalf gegen Unwohlsein⁹⁰⁶ und galt in Verbindung mit Korn und Öl als kostbares Gut,⁹⁰⁷ etwa in der oben erwähnten Verwendung als Wundsalbe.⁹⁰⁸ Als Opfer(-symbol) spielte der Wein sowohl im alten als auch im neuen Bund eine entscheidende Rolle in heiligen Riten. Im jüdischen Tempel wurde er täglich als Trankopfer dargebracht.⁹⁰⁹ Im Abendmahl symbolisiert er das Blut im Opfertod Christi.⁹¹⁰ Andererseits wird Wein auch negativ konnotiert, indem er als Instrument der Maßlosigkeit Erwähnung findet. Nur in rechter Verwendung dient er als ein Gut. In übermäßigem Konsum wird er des Menschen Übel.

Die negativen Bezüge greifen auf das Öl über, wenn Öl und Wein als Beispiele für missbrauchte Güter stehen. Weinberge und Olivenbäume figurieren als Quelle des Reichtums. Dennoch führt nur der gemäßigte Umgang mit den gewonnenen Gütern zum Wohlstand. „Wer gern in wollust

⁸⁹⁸ Vgl. 2. Chr 2,9.14; 11,11; Ps 55,22.

⁸⁹⁹ Vgl. 2. Mo 35,8.14.

⁹⁰⁰ Vgl. Lk 10,34.

⁹⁰¹ Vgl. 3. Mo 2,1-16.

⁹⁰² Vgl. 2. Mo 30,24.25.

⁹⁰³ Vgl. 1. Sam 10,1; 16,1.13.

⁹⁰⁴ Vgl. Mt 25,3-10; Heb 1,9.

⁹⁰⁵ Vgl. 2. Kön 18,32.

⁹⁰⁶ Vgl. 1. Tim 5,23.

⁹⁰⁷ Vgl. 5. Mo 7,13; Ps 104,15.

⁹⁰⁸ Vgl. Lk 10,34.

⁹⁰⁹ Vgl. 4. Mo 28,7.

⁹¹⁰ Vgl. Mt 26,27 f., Mk 14,23 f., Lk 22,17, 1. Kor 11,25 f.

lebt / wird mangeln / Vnd wer Wein vnd Ole liebet / wird nicht Reich“,⁹¹¹ schreibt der Autor der Sprüche. Öl und Wein gelten als Zeichen der weltlichen Freude und Lust.

Der sehr weitgreifende Symbolcharakter des Öls und des Weins wird in Rabelais' und Fischarts Dichtung auf die Kontexte des Romans reduziert. Der zentrale Hintergrund des Banketts und Festmahls, der sich durch das ganze Werk zieht, bestimmt die Semantik der Motive. Öl ist zwar in biblischen Zusammenhängen betont ein zentrales Zeichen für Wohlstand, Freude und Lust. Allerdings ist der Begriff nicht Teil der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Zecherei. Hier liegt der Fokus entschieden auf den alkoholischen Getränken, allem voran auf dem Wein. Das Öl steht bei Fischart – so stellt Bachtin richtig fest – als Symbol für „fromme Weisheit und Andacht“, Wein hingegen für die „freie, heitere Wahrheit“⁹¹². Zwei Dichotomien werden dadurch unterstrichen: das Fromme im Gegensatz zum Freien und Heiteren sowie die Weisheit und Andacht im Gegensatz zur Wahrheit. Genau diesem Zusammenspiel schwieriger Gegensätze scheint Fischart aus dem Weg zu gehen. Er entstellt Rabelais' Öl-Passage und markiert dadurch eine eindeutige Ironisierung des Öl-Begriffs. Somit distanziert er sich von der Lässigkeit, mit der Rabelais die heiligen Motive behandelt.

Fischart ist mit den Dichotomie-Paaren nicht vollends Rabelais' Meinung. Etwa die ‚Frömmigkeit‘ ist dem protestantischen Dichter ein heiliges Prinzip, das es nicht per se zu entwerten gilt. Rabelais' Vorlage bettet sie jedoch in die Opposition ‚Frömmigkeit versus Freiheit‘ ein. Die Frömmigkeit wird im Roman eher belächelt als gelobt. Sie gilt als Eigenschaft des Scheins und der Unwahrheit. Im Gegensatz dazu fungieren Freiheit und die Heiterkeit als zwei Elemente, die alles Innere vorbehaltlos nach außen stülpen. Sie durchziehen das ganze Werk sowohl des *Gargantua* als auch der *Geschichtklitterung*. Dadurch ist der von Rabelais' gesetzte Schwerpunkt evident. Fischart greift ihn auf zweierlei Weisen auf: Einerseits wird das Frömmigkeitselement, wie bei der Öl-Thematik, an delikaten Stellen reduziert. Andererseits gerät auch das Element der Freiheit, wie es Fischarts Abtei Willigmut verdeutlicht, unter satirischen Beschuss.

Das Element der Heiterkeit schneidet im Kontext der Bildung besonders schlecht ab. Wie auch Sommerhalder unterstreicht, verhalten sich Heiterkeit und Bildung konträr zueinander. Die Heiterkeit sei schuld, dass Gargantua in seiner Rolle als Student keine Fortschritte verzeichne:

⁹¹¹ Spr 21,17. Vgl. auch Offb 6,6.

⁹¹² Bachtin, Michail: Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur. Gabriele Leupold (Übers.), Renate Lachmann (Hg.). Frankfurt a.M. 1995, S. 321.

Gargantuas Dasein dreht sich also in sich selbst; er kommt nicht weiter, wächst zwar und vergrößert seine Kraft, aber er reift nicht. Sein einziges Ziel sind Lust und Freude, und diese erlangt er durch die wenigen gelehrten und durch die vielen gymnastischen Spiele, vor allem durch das virtuose Überspielen der Dinge.⁹¹³

Im Kontext der Bildung ist Heiterkeit eine abträgliche Gegenbewegung. Sie lenkt den Studenten vom eigentlichen Unterricht ab, legt den Fokus auf Nebensächlichkeiten, wie Spiele und Ernährung. Gleichzeitig zeigt sie Gargantuas Position gegenüber den anstehenden Bildungsversuchen. Auf der Erzählebene ist anhand der Sprechfreude Rabelais' und insbesondere Fischarts ersichtlich, dass Heiterkeit als Programm den ganzen Roman durchzieht. Letztlich sind sie beide Spieler, der Autor und seine Figur.

Der Begriff der Heiterkeit ist unmittelbar an den Freiheitsbegriff geknüpft, indem unter anderem die trunkene Heiterkeit in den Textstellen des unbegrenzten Konsums an den Freiheitsgedanken anlehnt. Auch für die Handlung ganz zentrale Passagen fokussieren die Freiheit. So entspricht diesem Freiheitsgedanken etwa die antiautoritäre Erstbildung Gargantuas. Die Kapitel zur Abtei Thélème/Willigmut gelten ebenfalls als Diskussionsplattform um den Begriff der Freiheit.

Der Begriff der Weisheit per se ist im Kontext des Romans nur schwer von der Vorstellung der Wahrheit zu unterscheiden. Weisheit bezieht sich in erster Linie auf einen Menschen. Die Wahrheit beschreibt einen Gegenstand und eine Situation. Beide Begriffe sind für die Erkenntniserweiterung des Betrachters unabdingbar. Die Erkenntnis der Wahrheit, so könnte man sagen, macht einen Menschen weise. Die Analyse des Prologs hat gezeigt, dass Weisheit eine entscheidende Rolle bei den Darstellungen der Innen-außen-Diskrepanz spielt. Wie die Weisheit des Sokrates von seinem hässlichen Antlitz maskiert wurde und sie bei Erasmus von der Torheit vermittelt wird, ist auch in diesem grotesken Werk das eigentlich Weise – die Wahrheit! – hinter den törichten und maßlosen Schilderungen zu finden. Es existiert keine fromme oder andächtige Darstellung der Weisheit/Wahrheit, sondern ein närrisches Spiel zwischen Verstecken und Zeigen. Die Weisheit/Wahrheit wird nur selten explizit genannt und stattdessen meist als das Hintergründige und Verborgene betrachtet. Im Vordergrund stehen ironische, groteske und stets heitere Darstellungen. Diese offensichtliche Innen-außen-

⁹¹³ Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 75.

Diskrepanz des Romans (entsprechend den dargebotenen Bildern des Prologs) rührt daher, dass Rabelais davon überzeugt war, dass es des heiteren Tons des Tischgesprächs (ähnlich wie beim Marktgeschrei) bedürfe, um die Wahrheit offen aussprechen zu können.

Wenn Rabelais also behauptet, dass Wein über Öl zu stellen sei, hebt er die Komponenten ‚Freiheit‘, ‚Heiterkeit‘ und ‚Wahrheit‘ als grundlegende Schwerpunkte seines Werks hervor. Eine weitere entscheidende Deutungsebene des Weins ist die des Festmahls. Wein gilt wie kein anderes Getränk in der Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit als Sinnbild des Feierns und der Ausgelassenheit. Im Roman *Gargantua* beziehungsweise in der *Geschichtklitterung* verhält es sich nicht anders: Begonnen mit dem Prolog, den Schlemmereien des kleinen Gargantua, dem Trinkgelage in Kapitel 5 (*Gargantua*) respektive Kapitel 8 (*Geschichtklitterung*), dem Festessen nach Beendigung des Krieges, bis hin zu den genüsslichen Thelemiten: Das Festmahl ist unumstritten eines der Themen des Romans. In den zwei umfangreichsten Teilen des Romans, in der Erziehung des Gargantua und als Beweggründe für den Krieg gegen Picrochole, spielt das Essensmotiv eine entscheidende Rolle.

Grandgousiers und Gargamelles Ernährung, die im kirchlichen Kontext zweifelsohne den Namen ‚Völlerei‘ verdient, wie auch Gargantuas Geburtsschrei nach Trinken („à boire, à boire, à boire“) kündigen einen auf Leiblichkeit fixierten Werdegang des Riesen an, der 22 Kapitel (25 Kapitel in der *Geschichtklitterung*) anhalten wird. Gleich im Anschluss an die Entwicklungskapitel wird der Streit um Fladenbrote zum Auslöser des picrocholischen Krieges. Der Rebenraub provoziert die Schlacht im Klosterweinberg. Brot und Wein lancieren einen 14 Kapitel andauernden Konflikt, an dessen Ende wieder ein Festmahl steht. Über die erzieherischen und kriegerischen Kontexte hinaus erscheinen die Motive des Essens und Trinkens auf beinahe jeder Seite in Form einer Metapher oder eines Attributs.

Bachtin stellt fest, dass die Festmahlmotive beinahe ununterscheidbar mit den Motiven des grotesken Körpers verknüpft sind. Diese sind wiederum eng mit den Motiven der Zeugungskraft (dazu gehören die Elemente der Fruchtbarkeit, der Geburt und des Wachstums) verflochten.⁹¹⁴ „Essen und Trinken“, so schreibt er, „gehören zu den wichtigsten Lebensäußerungen des grotesken Körpers.“ Dabei spricht er dem Akt des Essens eine philosophisch tiefgreifende Bedeutung zu:

⁹¹⁴ Vgl. Bachtin, Michail: Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur. Gabriele Leupold (Übers.), Renate Lachmann (Hg.). Frankfurt a.M. 1995, S. 321.

Das Besondere dieses Körpers ist seine Geöffnetheit, Unvollendetheit und seine Beziehung zur Welt. Im *Akt des Essens* zeigt es sich mit großer Anschaulichkeit und Konkretheit: der Körper geht hier über seine Grenzen hinaus, er schluckt, verschlingt, zerteilt die Welt, nimmt sie in sich auf, bereichert sich und wächst auf ihre Kosten. Das im geöffneten, zubeißenden, kauenden Mund vollzogene *Treffen von Welt und Mensch* ist eines der ältesten und wichtigsten Sujets des menschlichen Denkens, eines der ältesten Motive überhaupt. Hier erfährt der Mensch die Welt, spürt ihren Geschmack, führt sie in seinen Körper ein und macht sie zum Teil seiner selbst.⁹¹⁵

Zweifelsohne spiegelt der Akt des Essens eine äußerst intime Beziehung zwischen dem Menschen und der Welt wider. Wie ein Kleinkind die Welt über den Mund erkundet, erfährt ein Erwachsener die Absorption seines Umfeldes über den Konsum. Der groteske Mensch führt ein Leben, das besonders auf die leibliche Erfahrung reduziert ist, doch darin zur Maßlosigkeit neigt. Der Roman *Gargantua* und mehr noch die *Geschichtklitterung* führen das Augenmerk zurück auf die leiblichen Grundbedürfnisse des Menschen und seine Fokussierung auf den Konsum und den Genuss der Welt.

Bachtin findet einen direkten Bezug zwischen dem Festmahlmotiv und dem Motiv der Volkstümlichkeit. Diese liegt im Kern der Volkskultur, deren Analyse Bachtin in seinem bedeutenden Werk nachgeht. Ein Festmahl, wie es der Roman des *Gargantua* und der *Geschichtklitterung* thematisiert, umfasst keine geschlossene Gesellschaft, sondern ein ganzes Volk, ja eine ganze Welt. Die Superlative, die das Bild der Riesenwelt bestimmen, stehen für einen Ressourcenüberfluss und ein unbegrenztes „Gastmahl für die ganze Welt“, wie Bachtin es nennt.

Die Bezüge zur Wahrheit und zur Welterfahrung zeigen, dass das Motiv des Weins und des Festmahls auch als Komponenten des religiösen Wissens wahrzunehmen sind. Nach Bachtin feiert das Festmahl „immer einen Sieg“ und repräsentiert den „Triumph des Lebens über den Tod“⁹¹⁶.

Der Wein nimmt als zentrales Element des Festmahls einen besonders hohen Stellenwert ein und gilt als Schlüssel des Lebens. Dies zeigt eine besonders markante Textstelle, die den Weinkonsum mit einer religiösen Handlung in Relation setzt. Sie stammt aus dem berühmten

⁹¹⁵ Ebd., S. 322.

⁹¹⁶ Bachtin, Michail: Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur. Gabriele Leupold (Übers.), Renate Lachmann (Hg.). Frankfurt a.M. 1995, S. 324 f.

Bankett, das kurz vor Gargantuas Geburt stattfindet (*Les propos des bien-ivres. Chapitre 5* beziehungsweise *Das 8. Cap. Von der Trunckenen Litanei*).

Nous aultres innocens ne beuvons que trop sans soif. Non moy pecheur sans soif. Et si non presente pour le moins future. La prevenent comme entendez. Je boy pour la soif advenir. Je boy eternellement, ce m'est eternité de beuverye, et beuverye de eternité.⁹¹⁷

Wir zu vnserer vnschuldigen zeit Trincken nur zu vil on Durst: Vnd billich. Wir trincken für den zukünfftigen: Kaufft inn der Noht: (*sagen die betregten Quacksalber*) so habt jrs im tod:

Ich bin kein Sûnder on durst: ich trinck ewiglich: Trincken ist mein Ewigkeit, vnnd Ewigkeyt ist mein trincken: Freß ich mich arm: vnnd sauff mich zu tod, so hab ich *gewiß* gewalt vber den Tod.⁹¹⁸

Die Bezeichnung ‚un/une boit-sans-soif‘ meint eine Person, die in Alkoholabhängigkeit über den eigenen Durst trinkt. Häufig gefährdet sie dabei Gesundheit und Leben. Alle Anwesenden nennen sich stolz Trinker und sehen sich als Unschuldige an. Es stellt sich die Frage, was ein *unschuldiger Trinker* ist.

Trinken wird nicht in erster Linie als Festakt, sondern als bitterernste Prävention verstanden, als Kampf – wie Fischart vorausgreift – gegen den Tod.

Je mouille, je humecte, je boy. Et tout de peur de mourir. Beuvez tousjours vous ne mourrez jamais. Si je ne boy je suis à sec. Me voylà mort. Mon ame s'en fuyra en quelque grenoillere. En sec jamais l'ame ne habite.⁹¹⁹

Ich netz, Ich feucht, ich trinck, vnd alles auß forcht zusterben: Trinck ich nicht, so verdõrr ich, was helff ich aber den dõrren Sommer, der dõrr Sommer mõcht wol mir helffen: Secht *hin*, bin ich nicht Todt? Mein Seel wird sich noch *vor forcht des bösen Herbst*, in ein Froschmalter verkriechen: *wie die Weiß heutdürstigen Pythagoristen*: Im trocken wohnt nimmer kein Seel, [...].⁹²⁰

⁹¹⁷ Vgl. G, Kap. 5, S. 18.

⁹¹⁸ Vgl. Gkl, Kap. 8, S. 124 [158].

⁹¹⁹ G, Kap. 5, S. 18.

⁹²⁰ Gkl, Kap. 8, S. 125 [159].

Die verwendete Metapher ist – in Anlehnung an ein Pflanzenleben – die des gegossenen Menschen. Das Elixier des Weins hält den Menschen am Leben. Dadurch tritt eine neue Lebensquelle in Konkurrenz zur üblicherweise genannten Erlösungskraft Christi. Nicht nur die Quelle ist eine andere. Auch der Empfänger ist weit davon entfernt, den heilsorientierten Sünder mit christlichem Vokabular widerzuspiegeln. Rabelais‘ und Fischarts Protagonisten sind *unschuldige* Trinker. Die Angst vor der trockenen Kehle substituiert die Bedrohung der Sünde. Rückblickend auf das ergänzte Epitaph des Ronsard⁹²¹ fungiert der Wein ebenso durch seine Konservierungsfunktion zumindest als ‚Verlängerer‘ des Ruhmes: „Das Wein vor Fåule bhüt, So wird deß Rabeles Nam vnd Wesen Nimmer verfaulen nit“, fügt Fischart seiner Vorlage hinzu. Durch diese aktive Ergänzung zeigt sich, dass Fischart den Gedanken des konservierenden Weins nicht nur aufgreift, sondern auch selbst an neuen Stellen einfügt und betont.

Diese Befürwortung ist insbesondere dann von Bedeutung, wenn sie explizit mit christlichen Lehren konkurriert. Schließlich kommt der doppelte Bezug im Zusammenhang mit der Weinthematik nicht von ungefähr. Implizit wird dabei auf das Abendmahl verwiesen, in dem Jesus die Jünger auffordert, Wein als Symbol seines Blutes zu sich zu nehmen als Zeichen der Erlösung durch den Tod Christi.⁹²² Der Akt des Trinkens wird im biblischen Kontext zur Erinnerung an die Erlösung und zugleich zur Verheißung eines Lebens, über das der Tod keine Gewalt hat. Das biblische Bild, das hier ins Auge fällt, wird im Zusammenhang des Trinkgelages pervertiert. Die Bedeutung des Trinkens verliert ihre transzendente Komponente (ihren Verweis auf etwas Göttliches) und genügt sich selbst. Die Pervertierung geht so weit, dass Elemente des Gottesdienstes und der Andacht auf den Wein übertragen werden. Die Trinker stimmen ein Loblied auf den edlen „Rebensafft“ an und sehen ihn als Substitution des Göttlichen.

1.4 Fazit: Prolog

Der Leser erfährt im Prolog eine vielfache Demonstration der Innen-außen-Umkehrung. Insbesondere die Metapher des Symposions wird immer wieder in Verbindung mit der Lesererfahrung gebracht. Der Leser solle „soigneusement peser“ / „gründlich nachsinne“, was

⁹²¹ Vgl. in dieser Arbeit das Kapitel IV. *Fischarts Karikatur der humanistischen Bildungsreform*. Und darin das Unterkapitel 1.2.4 *Distanzierung von Rabelais: Ronsards Epitaph*.

⁹²² Vgl. dazu 1. Kor 11,25-26. Zur biblischen Bedeutung des stellvertretenden Blutes Jesu vgl. auch Mt 20,28; Rö 3,24; Kol 1,14; 1. Tim 2,6; Heb 8,15.

der Text ihm *tatsächlich* zu sagen hat. Er kann sich letztlich fragen, ob nicht entsprechend den Metaphern auch das Gesamtwerk als umkehrbar betrachtet werden muss. Das, was nach außen unmoralisch wirkt (Völlerei, Trunksucht, Krieg, irreführende Bildung etc.), würde somit in seinem Innern eine Moral bergen, die durch die Satire verborgen wird. Um welche Moral handelt es sich hierbei? Anders als Rabelais beansprucht Fischart nicht, auf alle wesentlichen Fragen – der „religion“, des „estat politicq“ und der „vie oeconomique“ – Antworten zu haben. Die Knochenmarkmetapher wird aufgegeben und stattdessen das Augenmerk auf die Sein-Schein-Diskrepanz gelegt. Das geschulte Auge des Lesers sollte diesem ermöglichen, den Betrug der scheinfrommen Kirche zu entlarven. Insofern führt die Diskrepanz zwischen dem Innen- und Außenzustand zum Begriff der Frömmigkeit. Die repetitiven, unreflektierten äußeren Handlungen würden von einer inneren Haltung zeugen, die vom Ideal der Frömmigkeit weit entfernt ist.⁹²³

Auf den ersten Seiten des französischen Werks huldigt der Erzähler dem Wein und den Heiligen. Fischart greift das Sujet der Ehrung auf und wendet es auf Rabelais an. Nach mehreren Bezugnahmen auf dessen Person macht er Rabelais im ergänzten *Epitaph von Ronsard* zum Objekt der Huldigung. Diese Abweichung mag angesichts der protestantischen Ausrichtung des Straßburgers seltsam anmuten. Doch handelt es sich auch hier um eine kritische Sicht auf den Heiligenkult. Das protestantische Denken wird dort wieder deutlich, wo Fischart sein eigenes Lob zurückzieht und den Leser dazu ermahnt, allein Gott anzubeten („Dann beten gehret Gott“).

Im vorausgehenden Gedicht *Demnach ich sah* wird Gott nicht nur durch Objekte und Personen substituiert, sondern durch den Dichter selbst verdrängt. Dieser bietet seinen Lesern Erlösung ohne die Hilfe einer Transzendenz an – allein durch die Mittel des übersteigerten Immanenten, des mitreißenden Rausches.

Der närrisch sprechende Betrunkene lehnt an den Toren aus Erasmus' *Lob der Torheit* an. Dieser zeigt sich in vielfältiger Form in beinahe jedem Protagonisten des Werks. Ob wissend oder unwissend entlarvt er durch sein Denken und Handeln Missstände der Gesellschaft. Der Prolog geht der Aufgabe nach, den Toren im Vorfeld zu identifizieren, um die Erzählung unter

⁹²³ In dieser Außen-innen-Diskrepanz geht es nicht um eine spielerische Verzerrung der Realität, um eine stilistische Form der Ambivalenz, sondern um willkürliches Heucheln. Um einen Innenzustand, der vom Außenzustand bewusst verfälschend bedeckt wird. Zu Rabelais' Perspektive stellt Larimat fest: „Les signes extérieurs de piété ne prouvent rien. Trop fréquents ou trop évidents, ils sont suspects. Ils sont souvent le fait d'hypocrites.“

dem Gesichtspunkt künstlich verstellter Sachverhalte lesen zu können. Der Tor, so die Überzeugung, kann mehr Weisheit vermitteln als der Gelehrte.

2 Bildungskapitel

Gargantuas Bildung präsentiert sich in einer scharfen Trennung und Gegenüberstellung zwischen der intellektuellen Kultur seiner Zeit und dem Unwissen der vorausgehenden Epoche. Diese neue Bildung hatte Rabelais zuvor nur einmal so explizit thematisiert: im ersten Roman der Pentalogie, dem *Pantagruel*, wo sich Gargantua in einem Brief an seinen Sohn wendet.⁹²⁴ Anders als im *Pantagruel* werden im *Gargantua* die Bildungsmaßstäbe nicht ausführlich aufgelistet, sondern exemplarisch anhand von Praxisbeispielen vorgeführt. Doch beide Texte reihen sich in die zeitgenössische Bildungskritik und -reform der Humanisten ein, die in Budé und Erasmus ihre bedeutendsten Vertreter sehen. Fischart greift dieselben Ideen auf, hebt aber diverse Aspekte hervor, die in Folge thematisiert werden sollen.

2.1 Chronologie der Kapitel

Die Teilung zwischen den Kapiteln scholastischer und humanistischer Lehre ist nicht ohne Weiteres an eine bestimmte Anzahl an Bildungsjahren gebunden. Gargantuas Werdegang hin zur humanistischen Bildung ist nicht linear. Seine Entwicklung erfolgt nicht konsequent progressiv. Die scholastischen Kapitel unter der Obhut des Holofernes und Jobelin entsprechen bei Rabelais den Kapiteln 14, 21 und 22. Bei Fischart sind es die Kapitel 17, 24 und 25. Zu den humanistischen Kapiteln mit den Lehrmeistern Ponocrates und Eudemon zählen im *Gargantua* die Kapitel 15, 23 und 24. In der *Geschichtklitterung* sind es die Kapitel 18, 26 und 27. Parallel dazu herrscht in den Kapiteln 18 bis 20 respektive 21 bis 23 eine insbesondere scholastisch geprägte Welt, die zwar mit Gargantuas Studienreise beginnt, aber letztlich keinen Einfluss auf seine Bildung nimmt. Dabei ist zu betonen, dass die Rückkehr zum scholastischen Erziehungsverhalten keine anachronistische Geschichtsschreibung ist, sondern als retrospektiver Blick unter der Obhut des Humanisten Ponocrates erfolgt. Somit entsteht in den

⁹²⁴ Vgl. Plattard, Jean: L'Œuvre de Rabelais. Sources, invention et composition. Paris 1967, S. 76. Die Verbindung des Briefes zur humanistischen Bildung wird an einer späteren Stelle in diesem Kapitel illustriert.

Kapiteln 21 und 22 beziehungsweise 24 und 25 eine Überlagerung zweier Bildungsstandards: vordergründig das scholastische Verhalten und hintergründig die humanistische Beurteilung.⁹²⁵

Die Diskrepanz zwischen der numerischen Reihenfolge und der thematischen Gruppierung zeigt sich wie folgt:

Numerische Reihenfolge

G	Gkl	Inhalt	Bildungsetappe	Methode
14	17		Alte/falsche Lehre	Vorstellung der scholastischen Methode
15	18		Neue/richtige Lehre	Wirkung der humanistischen Methode
21	24		Alte/falsche Lehre - Studium	Wirkung der scholastischen Methode
22	25	Spiele	- Otium	
23	26		Neue/richtige Lehre - Studium	Vorstellung der humanistischen Methode
24	27	Regentage	- Otium	

Thematische Gruppierung

G	Gkl	Bildungsetappe	Bildung
14	17	Start	Scholastik: Alte/falsche Bildung
21	24	Studium	
22	25	Otium	
15	18	Start	Humanismus: Neue/richtige Bildung
23	26	Studium (Neustart)	
24	27	Otium	

So geordnet die thematische Aufteilung auch ist, der Text argumentiert dafür, dass Gargantua nicht nach einem linearen Muster lernt, sondern zweimal die verbessernde Neuausrichtung seiner Bildungsinhalte initiiert. Die erste Neuorientierung erfolgt in Kapitel 15 (*Gargantua*) / 18 (*Geschichtklitterung*) und die zweite in Kapitel 23 beziehungsweise 26. Anhand der jeweiligen Kapitelanfänge lassen sich entscheidende Parallelen und Unterschiede verzeichnen:

⁹²⁵ Jeanneret spricht diesbezüglich von einem „mouvement rétrospectif“. Vgl. Jeanneret, Michel: *Gargantua* 4-24: l'uniforme et le discontinu. In: Rabelais's Incomparable Book. Essays On His Art. Raymond C. La Charité (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= French Forum Monographs 62), S. 87-101, hier: S. 89.

DES Gargantuwalds Vatter sahe wol, daß sein schöner Filius an jhm nichts ließ erwinden allen fleiß fürzuwenden, vnnd kein stund hinschleichen ließ, darinner nit ein Lini zog, vnd solt er auch schon mit dem ‚Rastro‘ sechs gemacht haben: aber das er gleichwol nichts zu höherer künst verstand fortstieg, sonder nur wuchse wie ein Eselsohr in eim Negelinhafen, jhe lenger jhe Närrischer, [...].⁹²⁶

ALS Kundlob von hohen Rhumsteg die vndietlichkeit vnd schädliche weiß zuleben seines vndergebenen Gurgelmans erkant, ward er zu rhat jhn in studierung guter Künst anders anzuweisen.⁹²⁷

Die Entsprechung liegt auf der Hand: Beide Kapitelanfänge kritisieren eine mangelnde Bildung und appellieren an eine Kunst, die für den jungen Gargantua erstrebenswert sei. In Kapitel 18 wird Gargantua als autodidaktischer Lehrling dargestellt, der die Kenntnis allerhand unnötiger Dinge erwirbt und dadurch immer närrischer wird. Die neue Lehre soll ihm „zu höherer künst“ verhelfen, also ihn zu einem *sinnvolleren, höher* angelegten Ziel führen. In Kapitel 26 wird die bisherige Bildungsmethode „vndietlich“,⁹²⁸ aber auch „schädlich“ genannt. Dadurch unterscheidet sich die Beurteilung der vorausgehenden Bildung. Wo Gargantua bis zu Kapitel 18 nur Sachverhalte erlernt, die keinen Einfluss zeigen („*zulehrnen das jhm nichts nutz wer*“), wirken sich die Dinge, die er hin zu Kapitel 26 erwirbt, negativ auf ihn aus. Die Auswirkungen der Bildung sind nicht mehr neutral und zu vernachlässigen, sondern Quelle einer falschen, ja „schädliche[n]“ Ausrichtung. Neue Lerninhalte sollen von dieser ‚schlechten‘ Kunst wegführen und eine „gute Künst“ etablieren. In diesem zweiten Schritt legt sich also eine Wertung auf die Bildungsmethode und -ausrichtung.

Die Wiederholung des Eintritts in die humanistische Lehrmethode zeugt von einer langfristig fehlgeleiteten Bildung, die nicht nur einen Rückfall beinhaltet, sondern auch mit diesem Rückfall tiefer fällt als sein Anfangsstandpunkt. Es geht also um zwei unterschiedliche Neuanfänge mit unterschiedlichen Bildungszielen („zu höherer“ und „gute[r] Künst“), weshalb die thematische Gruppierung nicht als alternative Chronologie des Werks verstanden werden kann.

⁹²⁶ Gkl, Kap. 18, S. 214 [276].

⁹²⁷ Ebd., Kap. 26, S. 258 [332 f.].

⁹²⁸ Der verwendete Begriff ist die „vndietlichkeit“. Nach Nyssen steckt im Kern des Wortes die „diet“ (Diät), wodurch der Begriff eine falsche Ernährung meint. Vgl. Nyssen, Uta: Glossar. Worterläuterungen zum Text der Ausgabe letzter Hand von 1590 nach der Neuauflage 1963. Darmstadt 1967, S. 132.

2.2 Spätscholastik (17,21-25)

Zeitgleich zum aufkommenden Aristotelismus seit dem 12. Jahrhundert betrieben die führenden Philosophen Polemik gegen Argumente, die sie als „sophistisch“ bezeichneten⁹²⁹ und die sich nicht mit ihrem systematischen Denken assimilieren ließen. Sophistische Thesen richteten sich im 13. Jahrhundert gegen die vorherrschenden Systeme und zerstörten die großen zeitgenössischen Synthesen. Dabei konzipierten die Sophismata eine neue Gattung der Streitliteratur, in der schwierige, meist skurrile und ambivalente Problemfälle logisches Denken fördern sollten. Es sind diese (scheinbaren) Widersprüche in Paradoxien, Aporien und Antinomien, die das Studium von sophistischer mittelalterlicher Philosophie so komplex und diffus erscheinen lassen.⁹³⁰ In dieser Zeit lag der Fokus der Lehre fast ausschließlich auf dem Studium der Dialektik, das heißt auf den rhetorischen Mitteln der *inventio* und *dispositio* sowie auf einer messerscharfen Pro-kontra-Argumentation. Mit der Rückbeziehung auf Petrarca verschob sich die Konzentration auf den dritten Schritt der Rhetorik, der *elocutio*. Wo vorher nur das Finden von Argumenten für skurrile, realitätsferne Behauptungen zählte, stand nun die Form, die die nicht ernstzunehmenden Inhalte transportierte, im Mittelpunkt. Scholastisch-eloquentes Sprechen, so die Kritik, würde keines sinnvollen Gehaltes bedürfen.⁹³¹

Rabelais stellt die beiden zusammenhängenden Aspekte der scholastischen Lehre vor und nimmt sie, in Anlehnung an Budé und Erasmus, wie keine andere Bewegung ins Visier seiner Kritik.⁹³² Seiner Zeit entspricht die konkrete Ausprägung der Spätscholastik, auch ‚Zweite Scholastik‘ genannt, die auf der mittelalterlichen Scholastik aufbaute. Sie war eine späte Erscheinung des Gelehrtenkreises, der unter Verwendung der scholastischen, thomistischen Methode theologisch-juristische Sachverhalte untersuchte. Durch seine zahlreichen Verbindungen zu Paris saß Rabelais an der Quelle dieser Bewegung. Seine Beobachtungen des Konfliktes zwischen spätscholastischen Prägungen und humanistischen Entwicklungen wurden für die Darstellung von Gargantuas Werdegang formstiftend.

⁹²⁹ Wobei zu bedenken ist, dass antike sophistische Texte ab der Spätantike nicht mehr zur Verfügung stehen und der mittelalterliche Bezug auf die Sophistik auf der aristotelischen Rezeption basiert.

⁹³⁰ Vgl. dazu Jeck, Udo Reinhold: Zenons Aporie des Topos, ihre Interpretation bei den griechischen Aristoteles-Kommentatoren, bei Averroes, Avicenna und im lateinischen Mittelalter. In: Raum und Raumvorstellungen im Mittelalter. Jan A. Aertsen u. Andreas Speer (Hgg.). Berlin, New York 1997. (Miscellanea mediaevalia 25), S. 419.

⁹³¹ Vgl. Duval, Edwin M.: The Medieval Curriculum, The Scholastic University, and Gargantua's Program of Studies (Pantagruel, 8). In: Rabelais's Incomparable Book. Essays On His Art. Raymond C. La Charité (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= French Forum Monographs 62), S. 30-44, hier: S. 33.

⁹³² Vgl. dazu Plattard, Jean: L'Œuvre de Rabelais. Sources, invention et composition. Paris 1967, S. 77.

2.2.1 Janotus und das sophistische Paradebeispiel (Kapitel 21-23)

Bevor das Augenmerk auf die Darstellung der diversen scholastischen Bildungsschritte im Leben des Riesenbabys gerichtet wird, gilt es, die Charakteristika festzuhalten, mit denen der Roman die Scholastik beschreibt. Hierfür bietet sich insbesondere das 19. (*Gargantua*) beziehungsweise 22. Kapitel (*Geschichtklitterung*) an. Dieses Kapitel gehört, sowohl in Bezug auf Rabelais' Perspektive als auch auf Fischarts Umgang mit der Vorlage, zu den spannendsten Kapiteln von Gargantuas' Bildungsweg. Rabelais entwickelt hier eine ausgeprägte Spottschrift, die von Fischart wie kein anderes Bildungskapitel ergänzt und gesteigert wird. Das Interesse kommt augenscheinlich von der offerierten Thematik: die Scheingelehrtheit eines spätscholastischen Orators.

Zunächst ordnet sich auch dieser Protagonist ins Leitthema des Romans ein: Konsumfreude ist Beweggrund und Ziel der Rede, Wein und Trunkenheit ihr ständiges Thema. Mit dem vermutlich begleitenden Alkoholkonsum wächst die Vergesslichkeit. Das trunkene Auftreten und die intellektuelle Inkompetenz reichen sich die Hand. Gekrönt wird die Kritik durch die Nähe des Orators zum korrupten Klerus.

Kapitelauftakt

Der Kapitelauftakt gestaltet sich in beiden Fassungen identisch. Mit dreimaligem Räuspern tritt Meister Janotus seine Rede an, die bis zur letzten Seite des Kapitels andauern sollte. Somit bestimmt seine Person die Inhalte des 22. Kapitels. Die dadurch geerntete Kritik hat er stellvertretend für die ihn prägende Bewegung zu tragen.

Nach dem Gruß an Gargantua und die anwesenden Herren zeigen sich die ersten Diskrepanzen zwischen Vorlage und Überarbeitung. Die Bitte um Rückgabe der gestohlenen Kirchenglocken wird bei Fischart ausführlich ausgebaut, indem er die Glocken anhand ihres Klangspiels beschreibt:

**Ce ne seroyt que bon que nous rendissiez
noz cloches. Car elles nous font bien
besoing. Hen, hen, hasch.**⁹³³

Ehen. Warlich ‚per Deum‘ es wer gar
gut, das E. Würde vns vnser Tintina
Tintinabelische bellende, billende,
bollende, Kirchposaunen, oder, ohn
figur zureden, vnser klangende

⁹³³ G, Kap. 19, S. 51.

klingende glungende glodri **Glocken**
samt dem einhangenden schwede
schwengel widerumb **zustellten, dann**
sie thun vns leiden wol von nōten.
Hen, Chen, Hasch, Chratasch.⁹³⁴

Inhaltlich können die Zusätze höchstens spekulativ gewertet werden, indem etwa „bellende“ als Hinweis auf den sich anbahnenden Krieg verstanden wird. Sprachlich betrachtet fügt sich der Ausbau hingegen eindeutig in die Klangwelt der *Geschichtklitterung* ein. Die Imitation des Glockenlautes durch alliterative Aneinanderreihung von klanghaften Onomatopöien beschreibt die „klangende[n] klingende[n] [...] Glocken“.

Trunkenheit

a) Rabelais' Ausgangslage: Arbeit für ein Stück Wurst

Das 22. Kapitel hält sich bezüglich der Sprecherstimmen in Grenzen: Mit nur einem Protagonisten, der sich in Form einer Ansprache an ein Publikum wendet, lässt sich die verfolgte Absicht schnell ermitteln.

La harangue de maistre Janotus de Des Meysters Janoti von Pragamado Red
Bragmardo faicte à Gargantua pour an Gargantua, vmb erlangung der grossen
recouvrer les cloches.⁹³⁵ **Glocken, vnnnd ein neuw par Socken.**⁹³⁶

Vnd ich, der ich hie steh, Vester steiffer
Jungherr gewinn mit meim reden oder
Harangiren **sechs Håringstangen mit**
Wûrst, dern mir jede dreymal vmb das
Maul gehen soll, vnd ein gut par Schuh,
vnd ein new par Hosen, die mir warlich
wol an meinen Füssen bekommen werden
[...].⁹³⁷

⁹³⁴ Gkl, Kap. 22, S. 228 [294].

⁹³⁵ G, Kap. 19, S. 51.

⁹³⁶ Gkl, Kap. 22, S. 228 [294].

⁹³⁷ Ebd., S. 229 [295].

Meyster Janotus' Rede ist als Auftragsarbeit zu verstehen. Sein Lohn ist materieller, ja textiler und kulinarischer Art. ein Paar Schuhe, eine Hose und eine Menge Wurst, die sich als nicht sonderlich viel erweist. Seine Freude über die drei kleinen Gefälligkeiten und das zusätzliche Paar Socken bei Fischart steht in keinem Verhältnis zum Arbeitsaufwand der „achtzehn tag“, an denen er sich „dieser mühhlichen red ha[t] metagrabulisirt vnd gekauet, vnd geraspelt ritzigs vnnnd reudigs.“⁹³⁸ Achtzehn Tage Arbeit für eine Hose, Schuhe und Wurst – die Vermessenheit ist gleich in zweifacher Weise ersichtlich. Zum einen wird die Leistung äußerst gering vergütet. Das sorgt dennoch für eine bemerkenswerte Begeisterung bei Janotus. Zum anderen weist die spärliche Bezahlung auf eine spärliche Leistung hin, bewertet also die scholastische Rede als minderwertig.

b) Neu: Omnipräsenter Wein

Obleich sich Janotus mit wenig Wurst zufrieden gibt, sieht er den Anlass seiner Rede wohl als beste Gelegenheit, sich als ausgesprochener Weinliebhaber unter Beweis zu stellen.

Zwar spricht auch Rabelais' Version vom „in vino veritas“. Fischart und Rabelais verneinen die Redewendung, sprechen dem roten Kultgetränk also die Quelle der Wahrheit ab, werten es aber dennoch als höchstes Gut.⁹³⁹ Fischart dramatisiert den Sachverhalt und wertet den Wein auf zum Lebenselixier, an dem das Wohl der Gesellschaft hängt: „Warlich verliren wir das Weinmuß, so verlieren wir alles, mut vnd gut.“⁹⁴⁰

Wein wird zum sakrosankten Gegenstand, der von Janotus' Fehlerhaftigkeit verschont bleiben sollte. „[V]on gutem Wien“, so erklärt er, „kann man nicht reden böß Latein [...]“.⁹⁴¹

Fischarts Überarbeitung drängt geradezu nach einer Betonung der Weinthematik. Begriffe, die Rabelais zu anderen Zwecken anführt, werden vom Straßburger zum Sachverhalt eines Trinkgelages umgedeutet. „Ergo gluc“, ein Begriff aus der scholastischen Rhetorik, der eine scheinbare Schlussfolgerung meint, wird durch Hinzufügung eines „k“ bei Fischart zum Trinklaut „Ergo gluck“.⁹⁴²

⁹³⁸ Ebd.

⁹³⁹ Vgl. G, Kap. 19, S. 51 und Gkl, Kap. 22, S. 228 [294].

⁹⁴⁰ Gkl, Kap. 22, S. 228 [295].

⁹⁴¹ Ebd., S. 229 [296].

⁹⁴² Vgl. G, Kap. 19, S. 52 und Gkl, Kap. 22, S. 231 [298].

Inkompetenz

a) Rabelais' Ausgangslage: Falsches Latein

„Also, in der Tat, da nun einmal, ohne allen Zweifel, beim Pollux, weil ja, infolgedessen, unbedingt, so wahr mir Gott helfe [...]“. Janotus' Versuch, noch einmal zu einer überzeugenderen Argumentationsweise anzubrechen, zeigt keinen vielversprechenden Auftakt. Er setzt auf eine Vielzahl an Beteuerungen, anstatt seine Begründungen tatsächlich legitim erscheinen zu lassen.

Von Bedeutung scheinen dem Scheingelehrten nicht die Beteuerungen per se zu sein, sondern ihre Formulierung, die aus einer Aneinanderreihung lateinischer Interjektionen besteht:

Verum enim uero quando quidem
dubio procul Edepol quoniam ita certe
meus deus fidus [...] ⁹⁴³

[À la vérité, en effet, en vérité, attendu
que sans doute, ma foi, puisque, ainsi,
certes, par Dieu qui préside à la bonne
foi.]

Nunc probō : Veruntamen, enim verò,
quandoquidem, dubio procul, aedepol,
quoniam, ita, certè, **medius** fidius [...] ⁹⁴⁴

[Nun beweise ich: Also, in der Tat, da
nun einmal, ohne allen Zweifel, beim
Pollux, weil ja, infolgedessen, unbedingt,
so wahr mir Gott helfe.]

Der Typ Interjektion, den Janotus verwendet, kann als Verzögerungslaut wie auch als Bejahung zugunsten seiner eigenen Ausführungen verstanden werden. Inhaltlich ist aus dem Satz nichts gewonnen. Er gibt vielmehr Aufschluss über den kritischen Zustand eines Redners, der gegen Ende seiner Beweisführung noch nicht einmal davon ausgehen darf, dass seine intellektuelle Leistung zum erwünschten Ziel führt.

Die Verwendung des falschen Lateins beginnt mit harmlosen Fehlübersetzungen. Statt „campana“ heißen die Glocken bei Rabelais und Fischart „clochas“ bzw. „glockas“. ⁹⁴⁵ Falsche Konjugationen, seltsame Wortschöpfungen aus Deutsch-Latein-Verbindungen und auch inhaltliche Absonderheiten zeugen von einem Redner, der des Lateinischen nicht mächtig ist.

⁹⁴³ G, Kap. 19, S. 52.

⁹⁴⁴ Gkl, Kap. 22, S. 232 [299].

⁹⁴⁵ Im exakten Wortlaut: „date nobis clochas nostras“ bzw. „date nobis glockas nostras“ (G, Kap. 19, S. 51; Gkl Kap. 22, S. 229 [295]).

„nos faciemus bonum cherubin. Ego occidi unum porcum, et ego **habet** bon uino.“

[Wir machen ein gutes Fleisch. Ich habe ein Schwein getötet und ich **hat** (sic) guten Wein.]

„nos faciemus bonum Cherubin & **geschirrium**. Ego occidi vnum Porcum, & ego **habet** bonum Vino & **tria Oues**“

[so machen wir uns einen guten Cherub **und Geschirr**. Ich habe ein Schwein getötet, und ich **hat** (sic) guten Wein **und drei Schafe**.]

Auch in diesem Motiv überbietet Fischart seine Vorlage. Elemente des Zeichens, aber auch völlig sinnentleerte Ergänzungen (etwa „tria Oues“, die drei Schafe) halten Einzug in die angeblich eloquente Darbietung des Ausgesandten Janotus.

Die Scheingelehrtheit wird sowohl von Rabelais' als auch von Fischart mit dem Mittel des falschen Lateins demonstriert. Falsch übersetzte oder falsch verwendete Redewendungen und Sprichwörter unterstreichen, dass sie vor den Augen des unwissenden Volkes für den betrügerischen und manipulativen Gebrauch herangezogen werden.

b) Neu: Vergesslichkeit

Das oberflächliche Wissen des Janotus zeigt sich an seinen zahlreichen Lücken und Fehlaussagen. So zitiert Meister Janotus aus dem Buch des Ecclesiastes/Prediger, ohne sagen zu können, wo genau die besagte Stelle zu finden ist. Er äußert oberflächliche Bauernweisheiten und demonstriert dadurch sein begrenztes Wissen.

Doch der Orator ist sich seines Fehlverhaltens bewusst und gesteht es öffentlich ein: „wo mir der treck in die Schu tringt“.⁹⁴⁶ Die Redewendung ist als „Dreck am Stecken“ dem deutschen Sprachgebrauch erhalten geblieben. Etymologisch rührt sie vom Brauch her, den dreckigen Schuh an einem Stecken abzustreifen. Schildert nun Janotus, dass ihm Dreck in den Schuh dringt, so problematisiert er damit, dass ihm eine Schuld anhaftet. Für die Auslegung zugunsten der Schuldproblematik spricht auch die darauffolgende Aussage Janotus': „Mach ich nichts gut, so ists dern schuld, die keinen geschicktern außgeschickt haben“. Janotus sieht die Fehlerhaftigkeit seiner Rede, weigert sich jedoch, die Schuld, die ihm dadurch zugeschrieben wird, als die seine zu betrachten. Die Schuld trage derjenige, der Janotus angestiftet hat. Nur der mächtige Planende, nicht der gehorchende Ausführende sei in der Verantwortung. Die

⁹⁴⁶ Gkl, Kap. 22, S. 229 [295].

Unschuld ist geknüpft an Unwissen. So erbittet Janotus – mit Verweis auf eine Schrift des „Apostel[s]“ – Barmherzigkeit (,Misericordia‘). Der hier zitierte Ausschnitt aus dem 1. Timotheus-Brief lautet: „sed misericordiam consecutus sum quia ignorans feci in incredulitate“,⁹⁴⁷ auf Deutsch: „Aber mir ist Barmherzigkeit widerfahren, denn ich habe es unwissend getan.“ Paulus entsprechend, der trotz seines Vorgehens gegen die Christen letztlich von Gott begnadigt wird, betrachtet sich auch Janotus als fehlgeleiteter Mann mit Aussicht auf Vergebung. Wie es der göttliche Lehrmeister vormacht, sollen ihm auch die Anwesenden mit Wohlwollen begegnen.

Entsprechend Gargantuas scholastischer Erziehung, in der viel Aufwand wenig Ertrag einbrachte, zeugen diverse Einschübe von Janotus‘ aufwändiger Vorbereitung auf die Rede. So durchwühlt er noch einen Tag zuvor das ,Repertorio‘,⁹⁴⁸ um Aussagen zu finden, die seine Forderung argumentativ unterstützen. Doch allem Fleiß zum Trotz ist seine Rede gefärbt von Unsicherheiten, die seiner Bettelei nicht gerade dienlich sind. Spätestens die fragliche Quellenangabe dürfte Janotus‘ Zitate in fehlerhaftem Latein und mit inhaltlichen Abänderungen in ein wenig überzeugendes Licht rücken. Mehrmals gesteht er ein, er wisse nicht mehr, wo er seine argumentative Grundlage hernehme.

weiß nit wo: sonst steht es wol auf meim *concepirten* Papirat daheim begriffen, darauff beruff ich mich.

Es ist inn ,tertio primae‘ im ,Darij‘ oder anderswo [...] kans nit mehr⁹⁴⁹

Das Adjektiv „concepirten“ aus dem ersten Zitat wurde in der Zweitfassung 1582 hinzugefügt. Fischart verstärkt dadurch die Ausdrücklichkeit der Aussage, dass die Quelle an sich nicht (mehr) vorliegt. „Konzipiert“ wäre allenfalls nicht nur die Notiz generell, sondern unter Umständen auch deren Inhalte. Das hinzugefügte Wort figuriert folglich als Hinweis darauf, dass es sich bei Janotus‘ Quelle um ein Dokument handelt, das er zu seinen Zwecken selbst entworfen hatte. Hier wird die reformatorische Kritik ausgedrückt: Kleriker würden sich das Recht nehmen, selbst über richtig und falsch zu urteilen. Das präsentierte Offenbarungswissen

⁹⁴⁷ Vulgata, 1 Tim 1,13.

⁹⁴⁸ In Klammern fügt Fischart bei einer Quellenangabe hinzu: „(ich suchts erst gester im ,Repertorio‘)“.

⁹⁴⁹ Gkl, Kap. 22, S. 231 [298].

ist dadurch nicht mehr auf die Bibel oder die Katechismen begrenzt, sondern individuell anzupassen.

Polemische Kritik am Klerus

a) Rabelais' Ausgangslage I: Scholastische Theologen

Janotus' überspitzt latinisierte Sprache steht im Gegensatz zur zeitgenössischen heimatverbundenen Haltung, die die eigene Sprache feiert. Während scholastische Gelehrte in ihren Reden mit Latinisierungen beeindrucken wollen, wettern national verbundene Humanisten gegen die Entstellungen ihrer geliebten französischen Sprache. Begriffe wie etwa „intronifiée“ und „extraneizer“ (éloigner) entsprechen nicht etwa dem französischen Wortschatz des 16. Jahrhunderts, sondern stellen Ad-hoc-Komposita aus französischen und lateinischen Wortbausteinen dar. Ausgehend von einer Aversion gegen den scholastischen Umgang mit der französischen Sprache bemüht sich Rabelais' Text um die Verspottung der scholastisch-theologischen Ausdrucksweise. Die Legitimation seiner Haltung entstammt zeitgenössischen theoretischen Abhandlungen wie Geoffroy Torys *Champfleury*, aber auch satirischen Schriften wie etwa dem *Lob der Torheit* (LIII), das oft explizit als stilistische Vorlage erkennbar ist.

Dass *Champfleury*, eine Abhandlung über Fragen des Buchdruckes und der französischen Sprache, für Rabelais als Inspiration seines linguistisch kreativen Werkes gilt, überrascht nicht. Tory, Buchdrucker des Königs Franz I., bezeichnet in *Champfleury* die französische Sprache als Blumenwiese, die es gilt, gemäß ihrem Potenzial zu entfalten und zum Erblühen zu bringen.⁹⁵⁰ Das Werk erschien 1529 in Paris, also nur drei Jahre vor dem *Pantagruel* und fünf Jahre vor dem *Gargantua*.

Tory und Rabelais sind sich einig, dass die französische Sprache vor einer lateinischen Verfremdung bewahrt werden müsse. Es sei „*une des plus gracieuses de toutes les langues humaines*“⁹⁵¹ und verdiene eine *Deffence et Illustration de la Langue Francoyse*, wie der Titel von Du Bellays Abhandlung 1549 lautet. Die 1530er und 1540er Jahre Frankreichs sind von

⁹⁵⁰ Vgl. Geoffroy Tory: *Champ fleury*. George B. Ives (Hg.). New York 1967. Vgl. auch Michelle Huchons Anmerkungen zum *Gargantua*, S. 1110.

Im Wortlaut: "une des plus gracieuses de toutes les langues humaines"

⁹⁵¹ Walter Jens (Hg.): *Kindlers Neues Literatur Lexikon*. Band 16, München 1991, S. 727.

höchster Bedeutung für die Entwicklung der französischen Sprache und ihrer Behauptung gegenüber der lateinischen Gelehrten- und Handelssprache. In der Ordonnance de Villers-Cotterêts 1539 wurde Französisch zur juristischen und administrativen Sprache erklärt – ein wesentlicher Schritt, den Du Bellay bereits bewundern konnte, während sich Tory und Rabelais noch als Wegbereiter verstanden.

Wie Mireille Huchons Untersuchungen erwiesen, erscheinen die Verbindungen zu Torys *Champfleury* bereits im erstveröffentlichten Band, dem *Pantagruel*. Der Student aus Limoges, „l'écologiste limousin“, verspottet im sechsten Kapitel den Trend, die französische Sprache zu latinisieren.⁹⁵²

Neben der Entstellung der französischen Sprache treten auch im Zusammenhang mit der Bildung die üblichen Kritikpunkte am kirchlichen Dogma auf. Die Sujets der Heiligung von Artefakten⁹⁵³ und des Ablasshandels⁹⁵⁴ geraten in die scholastische Rede und somit vor die kritischen Augen des Lesers. Dass die scholastische Schule noch als engelsgleich beschrieben wird („vnsere Ehrwürdig Scherubinisch Facultet“⁹⁵⁵), dürfte vom Leser neben all dem Spott nur noch als Sarkasmus des Erzählers aufgefasst worden sein.

b) Rabelais' Ausgangslage II: Polemik gegen die Kirche

Eine tiefgreifende Polemik ist einer weiteren Passage zu entnehmen, die Fischart seiner Übersetzung hinzufügt:

Sie [die Glocken] sind unser Kirchtrommeten, darmit unser Herr Gott zu Hof blaßt, wie mein Daubengrauer Præceptor Dubalt darvon redt, daß sie an statt der Schall-(230)hörner, so die Juden auff's Hallposaunenfest brauchten, kommen weren, vt scribit Reverendus Knapfellus in Manipolo florum claustralium', nicht ,furum'⁹⁵⁶.

⁹⁵² François Rabelais: *Pantagruel* [1532], Kap. VI, S. 233 f. In: Ders.: *Œuvres Complètes*. Mireille Huchon (Hg.), Paris 1994. Vgl. auch Lazare Sainéan: *La Langue de Rabelais*. Bd. 2, S. 97. Er erklärt, wie R. die Neologismen zum Spott über die scholastische Sprache benutzt.

⁹⁵³ Mit der ‚Glocke‘ wird ein heiliges Artefakt genannt, das für die Kirche in vielerlei Hinsicht von Bedeutung ist. Das Glockenläuten ist sowohl als Ankündigung der Messe wie auch in der Messe selbst ein Merkmal, an welchem sich Kirchengänger orientieren können. Janotus' Klagen, er möge nicht ohne Glocken sterben, hebt hervor, dass sein Leben so stark vom Glockenklang geprägt sei, dass er sich einen Tod in vollkommener Stille nicht ausmalen könne. Vgl. Gkl, Kap. 22, 228-230 [294-297] und G, Kap. 19, 51 f.

⁹⁵⁴ Das Konzept des Ablasses wird neu eingefügt und als populäre Methode der Vergebung dargestellt („Pardonos & ... Ablass?“). Fischart macht hier explizit, was auch bei Rabelais bereits zu finden ist. Die Phrase „nihil payabit“ (bei Fischart korrigiert (?): „nihil payabit“), ihr werdet nicht bezahlen, bezieht sich auf eine erlassene Schuld – jede Art von Buße wird als unnötig erklärt.

⁹⁵⁵ Vgl. Gkl, Kap. 22, 231 [298].

⁹⁵⁶ Wortspiel: von Klosterblüten, nicht von Dieben.

Wie es der Ketzer Nickels Ruß außlegt im Büchlein ‚de Triplici funiculo vehiculi Ecclesiae‘. O thet ihm einer das trifach gesail und gestrick umb sein rusigen halß, er wirts fühlen wie starck es wer, obs ein solch Feldglock ertragen möcht. Vnnd ist dannoch schier war, daß die Posaun am Jüngsten tag wird ein grosse Glock sein, daran alle Engel sturm läuten werden, vnd das Sail daran wird sein von eitel Barfüsser Corden, so wie die Jacobs Leiter sich inn Himmel erstrecken wird: ‚Authore Mulocollo⁹⁵⁷ in Cribratorio Alcorani‘.⁹⁵⁸

Der Absatz lässt sich in zwei Teile gliedern: Zunächst erhält Gott die Rolle des Glöckners. Die Glocke hängt dadurch direkt mit der Göttlichkeit der Kirche und des Ortes zusammen. Dieser Teil könnte als Kritik an der Wertzuschreibung materieller Güter in der katholischen Kirche gedeutet werden. Der zweite Teil beginnt nach einem Wortspiel, auf das hier nicht weiter eingegangen wird, nach dem Doppelpunkt. Dieser von den Katholiken genannte „Ketzer Nickels Ruß“, der sich als Nicolaus Rutze van Rostock (in der Literatur meist „Rus“ genannt) identifizieren lässt, war tatsächlich ein Protestierer gegen die Missbräuche der Kirche, der in seinem Leben mehrmals vor der kirchlichen Gewalt flüchten musste. In dem zitierten „Büchlein *de Triplici funiculo vehiculi Ecclesiae*“ geht Rutze auf die Bedeutung der drei christlichen Elemente des Credo, des Dekalogs und des Gebets Jesu ein. In der gleichen Schrift argumentiert er gegen die Heiligenanbetung, den Ablasshandel, das klerikale Leben und die Allgewalt und Unfehlbarkeit des Papstes. Die katholischen Sprecher wünschen Rutze den Tod durch eben diese „dreifache Schnur“, während der Strickgürtel der Franziskaner („eitel Barfüsser Corden“) – die natürlich allesamt im Himmel sind – die Brücke zwischen Himmel und Erde schlägt. Das gleiche Seil, das den Mönchen am jüngsten Tag als Himmelsleiter in den Himmel verhilft, erdrosselt den andersglaubenden, lutherischen Denker.

Mit mehreren Motiven wird reformatorische Polemik geübt. So imitiert Rabelais das Vokabular aus den Fastenpredigten des Franziskanermönchs Michel Menot (1518/1519)⁹⁵⁹ und greift in einer zentralen Textstelle des Kapitels die Figur des Giovanni Pontano auf. Der neapolitanische Gelehrte wird zu den führenden Vertretern des italienischen Humanismus des 15. Jahrhunderts gezählt. Sein Hass gegen Glocken, den er in seinem „Dialogus qui Charon inscribitur“ (Neapel 1491) ausdrückt, dient Rabelais als Vorlage für die Glocken-Satire. Diese wird von Fischart zugunsten eines schärferen Spottes gegen die Katholiken aufgegriffen: In der *Geschichtklitterung* gesteht Janotus ein, dass er „als ein Catholischer“ nicht gerne „ohn geläut“

⁹⁵⁷ D.h. Maultierhals.

⁹⁵⁸ Gkl, Kap. 22, S. 230 f. [296 f.].

⁹⁵⁹ Vgl. Michel Ménot: *Sermons choisis*. 1508-1518. Joseph Nève (Hg.), Paris 1924. S. 362. Vgl. Michelle Huchons Anmerkungen zum Gargantua, S. 1110.

sterbe.⁹⁶⁰ Die Ambivalenz des ‚Läutens‘ trifft die Kirche mit einer doppelten Kritik: Einerseits meint sie in der buchstäblichen Bedeutung des Glockenklanges, dass die katholischen Gläubigen an ihren überholten Riten festhalten. Andererseits ist das Erklingen-Wollen ein Hinweis auf Scheingelehrte, die reden, um klug zu wirken.

c) Neu bei Fischart: Derbere Darstellung der Scholastik (oder: Fischarts Räuspern-Parade)

Rabelais‘ Erzähler schildert, wie die Verwendung des verpönten Namens „Pontanus“ maistre Janotus in Verlegenheit bringt. Sein Redefluss gerät ins Stocken: „Mais nac petitin petetac ticque, torche, lorne, il feut declairé Hereticque.“⁹⁶¹ Die Onomatopöien widerspiegeln ein Klopfen und Schlagen auf den Kopf, also eine Art Selbstbestrafung und -zurechtweisung durch den Sprecher. Fischart intensiviert durch onomatopoetische Ausdrücke die Reaktion des Meisterredners und bringt sie in Verbindung mit einem Ausdruck des Ekels, der bei Rabelais so nicht vorkommt. Die dabei vermittelte Aussage lautet: Mit den Namen von Ketzern beschmutzt man sich den Mund. Es ist also nicht nur falsch, sondern geradezu ekelerregend, von einem Menschen zu sprechen, der von der Kirche geringgeschätzt wird. „Aber Pfui, Pfai pi auß scheissack, dann er ward zu eim Ketzer erkant kurtzumb: Pfi, ich hab das Maul mit jm beschissen, Hen, chrasch.“⁹⁶² Direkt an die Stelle mit dem Ketzer Pontanus anschließend folgen die letzten Zeilen des Kapitels:

Nous les faisons, comme de cire.

Et plus n’ en dict le depositant.

Wir prauchen jhn wie das Wachs: Wie die alten Juden die entlehnten gefäß der Egyptier, sonst ‚diabolus teneret lucem‘, wann mans wolt inn Leymen trucken, Ja inn den Mist von Kauburg, welchen man zu ehrn praucht vnd an Schuhen inn die schönsten Gemach tregt, vnd am Sonntag auffpflantz, wie ein Braut von Schwollen. Dann es ist ein grosse Walfahrt auff Sanct Lamprechts Mist, **da die Kû zum Heyligthumb Schellen**, ‚ibi est bonum pro caseis ire, & In simul bibere bonam positionem ex flasconibus‘. Dann es thut den Pferden wol,

⁹⁶⁰ Vgl. Gkl, Kap. 22, S. 231 [298]. Im genauen Wortlaut: „wiewol ich als ein Catholischer nicht gern ohn geläut stirb“.

⁹⁶¹ G, Kap. 19, S. 53.

⁹⁶² Gkl, Kap. 22, S. 233 [301].

Valete et plaudite. Calepinus recensui.⁹⁶³

wann man jnen darzu pfeiff: Also wann man einem darzu läut vnd klingt vnnnd singt, der Kônig trinckt, so machts, daß man noch so wol schlingt. Hey wolauff, den Tisch auff. **Chrasch hembasch.** Hab ichs nicht wol getroffen, so langt mir zu trincken. Hiemit setzt sich der gesand deposant nider, vnd räuspert sich noch neun vnnnd zwentzig mal darzu, sprechend, **,valete & plaudite, Calepinus recensui‘:** Ist daß spil schön vnd gut, so reuspert euch hell vnd lut: Mein Koderigkeit hat sich schon gesetzt: *,vestræ Reuerentiæ‘* wollen gleichsfals gedeckt sein, barfuß haupts fallen die fluß: Chen Chach, Chasch Chrasch, Prasch, Platsch, Hisch, hisch, zisch.⁹⁶⁴

Beinahe ironisch wirkt Fischarts Text an entsprechender Stelle. Rabelais‘ „deposant“ erklärt seine Rede für beendet. Der Sprecher bei Fischart nimmt erst richtig Atem für einen weiten Exkurs, bevor auch er mit den letzten fünf Worten des Originals und einem wilden Räuspern zu einem Ende kommt.

Um beim Thema zu bleiben, wird nun von hinten angefangen. Die Grundlage für Fischarts finale Parade des Räusperns stammt aus Rabelais‘ Original, in dem sich Janotus besonders anfangs mehrmals mit einem „hen, hen“ unterbricht und nach Worten ringt. Nur Fischart scheint dafür die ganze Rede hindurch, bis an ihr misslungenes Ende, Verwendung zu finden.

Wie ist das Räuspern letztlich zu verstehen? Seitens des Sprechers zeugt es sicherlich von einer Unsicherheit, einem bewussten oder unbewussten Eingeständnis seiner mangelnden Eloquenz und Rhetorik. Schwieriger einzuordnen ist das Räuspern im letzten Satz dieser Ausführungen. Unklar ist, wer sich hier denn räuspert. Zunächst kommt dafür das Publikum in Frage, weil es vom Redner durch „Ist daß spil schön vnd gut, so reuspert euch hell vnd lut“⁹⁶⁵ unmittelbar vor dem Erklingen des Lautes dazu aufgefordert wird.⁹⁶⁶ Wozu würde diese Zuordnung dienen?

⁹⁶³ G, Kap. 19, S. 53.

⁹⁶⁴ Gkl, Kap. 22, S. 233 [301].

⁹⁶⁵ Ebd.

⁹⁶⁶ Würden tatsächlich die Zuhörer als Zeichen des Beifalls räuspern, könnte man diesen Laut rückblickend auch im Zusammenhang des ketzerischen Namens Pontanus als Applaus verstehen. Somit würden die anti-klerikalen Äußerungen des italienischen Humanisten nicht als kritikwürdige, sondern als zu befürwortende Ansichten gewertet werden. Eine skeptische Haltung, die sowohl Rabelais wie auch Fischart vollkommen entspricht.

Wird das Plenum tatsächlich als Sprecher der letzten Zeile gewertet, so übernimmt es anstelle eines natürlichen Beifalls den Verlegenheitsmoment des Redners. Damit folgt es nicht nur der Aufforderung, sondern bedient sich einer ähnlich grobianischen Ausdrucksweise wie der verpönte Janotus. Die Fragen, die sich hinter dieser Unterscheidung verbirgt, sind folgende: Wie beurteilt das Publikum den Sprecher? Welchen Einfluss hat diese Wertung auf die Ansicht des Lesers?

Bei genauerem Hinsehen ordnen sowohl der direkte als auch der weite Kontext Janotus das Räuspern selbst zu. Nicht nur erweist er sich durch seinen bisherigen, mangelhaften Sprechstil mit diesem Ausdruck identifizierbar. Auch sind die Zuhörer gewillt, sich in einer anderen Art des Beifalls erkenntlich zu zeigen.

Der indirekte Kontext zeigt, dass der letzte Satz des Kapitels aus Janotus' Redefluss entsteht und diesem als Wiederholung der vorherigen Laute des Räusperns zugeordnet werden kann. Seine „schon gesetzt[e]“ „Koderigkeit“ provoziert ebenfalls das sofortige Räuspern. Der etwas weitere Kontext reicht über die Seite und die Rede hinaus in das nächste Kapitel, das – in weitestgehender Übereinstimmung von Vorlage und Übersetzung – wie folgt beginnt:

<p>Le Sophiste n'eut si toust achevé que Ponocrates et Eudemon s'eclafferent de rire tant profondement, que en cuiderent [= crurent] rendre l'ame à dieu [...].⁹⁶⁷</p>	<p>DER <i>gedacht</i> Sophistisch Redner <i>Herr von Bruchmatt</i> hett kaum seine Red geendet, da fingen Kundlob, <i>Huldvolck</i> vnd Wolgeart also an zu lachen, daß sie meinten Leber vnd Miltz solt jn zersprungen sein, [...].⁹⁶⁸</p>
--	---

Der Anfang des 20. (*Gargantua*) / 23. Kapitels (*Geschichtklitterung*) markiert noch das Ende der Ansprache und eröffnet in Folge die Reaktion des Publikums. Dieses zeigt sich ausgelassen und huldigt dem „Sophiste“ / dem „Sophistisch redner“ wegen seines Talentes, für „kurtzweil vnd [...] lachen“⁹⁶⁹ („passetemps et [...] faict rire“) zu sorgen. Janotus' Leistung wird nicht in der Eloquenz, sondern in der Unterhaltsamkeit und dem zum Lachen antreibenden Effekt seiner Rede gesehen.

Der Leser erfasst die Komik nicht nur durch das Verhalten der Protagonisten, sondern darüber hinaus durch die Vergleiche des Erzählers. Zur Darstellung der Lachintensität des Publikums führt der Erzähler kurze launige Literatur auf, wobei die Beispiele bei Fischart an Zahl zulegen

⁹⁶⁷ G, Kap. 20, S. 53.

⁹⁶⁸ Gkl, Kap. 23, S. 234 [302].

⁹⁶⁹ Ebd.

und unter anderem dem deutschsprachigen Kontext angepasst werden – etwa mit „Bebels Bibel“, das heißt Heinrich Bebels Fazetien-Sammlung. Somit dienen zeitgenössische Satire und Schwank-Dichtung als des Erzählers Beschreibung für den Gehalt der hier als sophistisch und scholastisch präsentierten Sprechbegabung. Die Zuhörerschaft übernimmt nicht des Redners Verlegenheitstöne, identifiziert sich folglich nicht mit der scholastischen Argumentationsweise. Vielmehr distanziert sie sich von Meister Janotus und stellt sich in der Rolle des höhnischen Beurteilers als ihm überlegen dar. Höhnisch ist die Reaktion insofern, als dass sie der Rede zwar einen Nutzen zuspricht, ihr jedoch die eigentliche Absicht des ausdrucksstarken Argumentierens aberkennt. Der Erzähler, Gargantua und die Humanisten bilden die Jury. Verspottet wird nur der Scholastiker.

d) Neu bei Fischart: gegen die Gegen-Reformation

Jedoch ich scheu nicht mehr dann die Teuffelischen Bechtoldischen Bûchssen, welche Canon heissen, dann seidher sie auffkommen, entsteht ein grosse Glockenverfolgung, man schmelzt sie zu Maurprechern, Ja zu prechern vnserer Canonischen Recht vnnd aller Glockenfreyheit.⁹⁷⁰

Janotus' Forderung der Glockenrückgabe wird mit dem zeitgenössischen Ereignis des Bildersturms verknüpft. Mit den ‚Bechtoldischen Bûchssen‘, die Kanonen des Franziskaners Berthold Schwarz, der angeblich das Schießpulver erfand, werden die Gewaltakte verschärft. Im Zusammenhang der Religionskonflikte sorgen sie für eine erhöhte Bedrohung für die Kirche. So entspreche Gargantuas Glockenraub einer genauso verbrecherischen Tat wie der Sturm auf die Kirchenschätze. Glocken zu stehlen spiegle einen „tuppeln Kirchenraub“ wider. Die gegenreformatorische Klage geht weiter:

Vnd da wett ich daß ich aussetzig wird, wann er euch nit alle laß lebendig ‚de facto‘ verbrennen, als **Florentzer, Verrâter, Ketzer vnnd verführer, als aller Tugend vnnd Gottsfeind: Jr Gottsdieb vnd Gottverrâter**, ‚& saluo iure addendi‘, Mit vorbehalt solche Titul zu bessern vnnd zumehren. Auff solche wort rufften sie all ‚**Blasphemauit**‘ ...⁹⁷¹

Die Beurteilung des Glockenraubs bekommt an dieser Stelle einen scharfen Ton. Das Verbrechen gegen die Kirche, ebendieser Raub der Glocken, wird als Verbrechen gegen Gott

⁹⁷⁰ Gkl, Kap. 22, S. 230 [297].

⁹⁷¹ Gkl, Kap. 23, S. 237 [306].

gewertet. Das Vorgehen der katholischen Kirche gegen Ketzer und Andersgläubige wird bei Fischart stärker thematisiert und ironisiert als in der Vorlage.

Die Bloßstellung der Protestanten durch die Identifikation mit Verführern und Gottesverrätern erfolgt mit einer Verknüpfung zwischen katholischen und heidnischen Bräuchen: Die Glocken werden als „Heylig Thurnschnellen“ dem islamischen Muezzin gegenübergestellt und als bessere Alternative zur dort verwendeten Stimme präsentiert. Der Vergleich ‚katholisch-islamisch‘ unterstreicht die polemische Herabwürdigung der katholischen Konfession. Sie ist mit der islamischen, also einer in Europa für einen Irrglauben erklärten Religion gleichzustellen. Die Brücke zu heidnischen Ideologien wird mehrmals geschlagen: So stellt Janotus etwa in Anlehnung an die Antike das Glockenläuten als vorbereitende Maßnahme für den Gottesdienstbesuch vor. In gleicher Weise hängten die Griechen Schellen an ihre Kriegspferde, um diese an den Lärm im Schlachtgetümmel zu gewöhnen.

Darüber hinaus amüsiert sich der Erzähler der *Geschichtklitterung* mit Ergänzungen zu den kirchlichen Missständen. Glocken werden „Superintendentes“⁹⁷² genannt – die Aufseher, die die Kirche anleiten, indem sie die Menschen herbeizitiert, sie aufwecken und somit erst einen Gottesdienst ermöglichen. Der Erzähler schildert, wie der Klerus immer wieder aufgeweckt werden muss und beinahe den Gottesdienst verschläft.⁹⁷³ Glocken figurieren hier in der Funktion des Mittlers zwischen Gott und dem Menschen, werden personifiziert und als heilig betrachtet. ‚Superintendentes‘ steht nicht zufällig in einer phonetisch verwandten Linie mit Gargantuas verliehenem Titel ‚Superimpendentz‘. Gemeinsam weisen sie darauf hin, dass auch der Glockenkontext nicht nur als Spott an Kirchenbräuchen, sondern darüber hinaus direkt als Verhöhnung von übersteigerten Ehrentiteln in der Kirche zu verstehen ist. Hergeleitet von ‚Impedire‘ (hindern) wird Gargantua als Räuber angeklagt, der die Rückgabe der Glocken verhindert. Dennoch wird mit dem ‚Super‘ im Präfix jeder noch so frevelhafte Name zu etwas Erhabenem.

⁹⁷² Gkl 231f [299].

⁹⁷³ Weitere Kritikpunkte an der katholischen Kirche sind der sonntägliche Schein (mehr Schein als Sein, vgl. Gkl, Kap. 22, 233 [300] („vnd an Schuhen inn die schönsten Gemach tregt, vnd am Sontag auffplantz, wie ein Braut von Schwollen“), und der Glaube an Segnungen durch Wallfahrten, vgl. ebd. („Dann es ist ein grosse Walfahrt auff Sanct Lamprechts Mist, da die Kû zum Heylighthumb Schellen“).

2.2.2 Kapitel 17

Ironische Voraussetzungen

Das 14. (*Gargantua*) beziehungsweise 17. Kapitel (*Geschichtklitterung*) stellt den offiziellen Beginn der Erziehungskapitel dar. Bis hierhin entwickelt sich der kleine Riese vom Kind zum Schüler. Der Leser konnte Gargantua beim Heranreifen und bei seinen ersten Erkundungen in der Riesenwelt beobachten. Der Bruch kommt etwas abrupt zu Ende des 13./16 Kapitels, als der Vater den jungen Nichtsnutz aufgrund seiner Erfindung des „Arswisch“⁹⁷⁴ („torchecul“) als baldigen „*Bullatus Doctor*“ sieht.

Die Stelle ist exemplarisch für die Textmodifikationen innerhalb der diversen Ausgaben. Zwar konzentriert sich hiesige Arbeit auf die letzte *Gargantua*-Ausgabe von 1542, da Fischart nachgewiesenermaßen – wie auch dieses Beispiel zeigt – nur diese Ausgabe als Vorlage für seine *Geschichtklitterung* verwendet. Dennoch wird zur Veranschaulichung dessen, wie unterschiedlich an der gleichen Textstelle die Kritik von Rabelais und Fischart am zeitgenössischen Geschehen ausfällt, jeweils eine weitere Textfassung angeführt.

<i>Gargantua</i> 1534 (1. Ausgabe)	<i>Gargantua</i> 1542 (4. Ausgabe)	<i>Geschichtsschrift</i> 1575 (1. Ausgabe)	<i>Geschichtklitterung</i> 1590 (3. Ausgabe, hier identisch mit der 2. Ausgabe)
O (dist Grantgouzier) que tu as bon sens petit guarsonnet. Ces premiers iours ie te feray passer docteur en Sorbone par dieu, car tu as de raison plus que daage. ⁹⁷⁵	O (dist Grandgousier) que tu as bon sens petit garsonnet. Ces premiers jours je te feray passer docteur en gaie science par Dieu, car tu as de raison plus que d'aage. ⁹⁷⁶	O sagt Grandgurglier / wie hast du so ain edelen verstand / du mein klains Bâpstlin . Aufs nächst will ich dich für ein Doctor inn kurtzweiligen künsten lasen mustern: Dan du hast meh verstands als alters. ⁹⁷⁷	Dann du hast so ein edelen verstand, du mein kleins Bâpstlin . Aufss nechst will ich dich für ein Meyster in kurtzweiligen künsten lassen mustern, <i>magst</i> <i>leicht so wol bestehn als</i> <i>ein Bullatus Doctor</i> .

⁹⁷⁴ Gkl, Kap. 16, S. 202 [261].

⁹⁷⁵ François Rabelais: *Gargantua*. Lyon: F. Juste, 1534. Bibliothèque nationale de France [RES Y2 2126], fol. D:1r. (Seite 53 nach BnF-Nummerierung).

⁹⁷⁶ G, Kap. 13, S. 41.

⁹⁷⁷ Johann Fischart: *Affenteurliche und Ungeheurliche Geschichtsschrift vom Leben, rhaten und Thaten der [...] Helden [...] Grandgusier [...] Gorgantua u. Pantagruel*. Straßburg: Bernhard Jobin, 1575. Bayerische Staatsbibliothek München [VD16 F 1127], fol. O:5v.

Die Modifikation in Rabelais' letzter Ausgabe fällt ins Auge: Einer Zensur unterzogen, wird die Universität Paris-Sorbonne nicht mehr beim Namen genannt. Die universitäre Machtzentrale darf nicht als höchstes Bildungsziel einer karnevalesk verdrehten Welt fungieren. Fischart übersetzt den Titel „docteur en gaie science“ getreu mit „Doctor inn kurtzweiligen künsten“. Die Sorbonne wird auch in benachbarten Sätzen mit keinem Wort erwähnt. Die *Geschichtsschrift* 1575 ist folglich keine deutsche Synthese der diversen *Gargantua*-Ausgaben, sondern eindeutig ein Übersetzungswerk der letztveröffentlichten Ausgabe 1542. Eine inhaltlich wichtige Bearbeitung ist hier die Anrede Gargantuas mit „klains Bâpstlin“. Somit ist auch Fischarts Text nicht frei von einer expliziten Ernennung zum Narrenkönig. Wo Rabelais noch die Sorbonne nannte, ist nun vom Papst die Rede.

Dabei scheut sich Fischart in anderen Kontexten nicht davor, die Sorbonne beim Namen zu nennen. In seiner Flugschrift *S. Dominici und S. Francisci Leben* (1571)⁹⁷⁹ und im Versepos *Eulenspiegel Reimensweisz* (1572)⁹⁸⁰ stellt er das Milieu der Pariser Universität als Zentrum der Scholastik dar und verwendet sie als Vorlage für seine bildungspolitische Polemik. So geraten in *S. Dominici und S. Francisci Leben* scholastische *sorbonnards* laut beschimpfend aneinander, spricht mit rhetorisch unangemessenen Mitteln, während sich der Protagonist im *Eulenspiegel Reimensweisz* den Fragen des streng aristotelischen Rektors widersetzt.

Rabelais und Fischart machen an dieser Stelle Gebrauch von ihrer deutlichsten Sprache. Der französische Arzt sieht sich in erster Linie als Humanist, dessen Freiheiten unter den universitär-scholastischen Beschneidungen der Sorbonne leiden. Fischart hingegen versteht sich in den 1570er Jahren als reformatorischer Schriftsteller, der mit seinem Werk zur Zeit der Gegenreformation auch außerhalb der Straßburger Mauern eine konfessionspolitische Stimme innehaben wollte – eine Stimme, die den Papst als Antichristen beschimpfte und vehement gegen seine ‚Anhänger‘ (die reformationspolemisch genannten ‚Papisten‘) vorging. In Bachtins

⁹⁷⁸ Gkl, Kap. 16, S. 205 [265].

⁹⁷⁹ Johann Fischart: Von S. Dominici/ des Predigermünchs/ vnd S. Francisci Barfüßers/ artlichem Leben. In: Sämtliche Werke. Bd. 1, Hans-Gert Roloff et al. (Hgg.). Bern 1993. Vgl. auch Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 24 f.

⁹⁸⁰ Johann Fischart: Eulenspiegel Reimensweisz. In: Werke. Auswahl. Adolf Hauffen (Hg.). 3 Bde., Stuttgart 1892/95 (= NDL 18,1-3). Bd. 2.

Umkehrschluss stellt der Papst also das niedrigste Wesen dar. Dies entspricht einer Haltung, die gut in Fischarts reformatorisches, antikatholisches Weltbild passt.

Damit ist aber nicht alles gesagt: Fischart überbietet nicht nur Rabelais, sondern auch sich selbst. Er baut den Text zugunsten seiner Reformationspolemik aus und macht seinen Kritikpunkt durch die Neubearbeitung deutlicher. Als typische Modifikationstechnik verlängert Fischart den Text in der Vorlage, wenn er ein unausgesprochenes Potenzial für Ausführungen grotesker, klang- und sprachspielerischer, enzyklopädischer oder reformationskritischer Art zu sehen meint. So werden die Titel „Bâpstlin“ und „*Meyster* in kurtzweiligen künsten“ mit dem *Bullatus Doctor* identifiziert. Dass Fischart den erstgenannten „Doctor“ durch die Anrede „*Meyster*“ ersetzt, rührt nur von Fischarts eloquentem Sprachgefühl her, nach dem eine Doppelung des Begriffs „Doctor“ zu vermeiden war. Ein „*Bullatus Doctor*“ ist im 16. Jahrhundert „ein Gelehrter, der sein Diplom nicht von einer hohen Schule, sondern von einem Pfalzgrafen mit dem Siegel (*bullā*) erhielt“.⁹⁸¹ Der Titel ist im ärztlichen Bereich etwa mit einem „Quacksalber“ gleichzusetzen. Der ‚*Bullatus Doctor*‘ gibt sich als ein Hochgebildeter aus, hat aber nur wenig Ahnung von seinem Fach. In dieser Ergänzung unterstreicht Fischart die bei Rabelais ironisierte Thematik des Scheingelehrten und zeigt dabei ein Gespür für die essenziellen Sujets seiner Vorlage.

Ungewöhnlich ist hingegen, dass Fischart Textabschnitte bei der Überarbeitung der 1575er Fassung aus seinem Werk streicht. Die vorangehende Stelle, die er weglässt, befasst sich inhaltlich weiter mit der Erfindung und Handhabung des „Arschwischs“. Der Gegenstand, der zu Fischarts Vorlieben für grotesk-grobianische Themen gepasst hätte, mag in diesem Kontext als störend empfunden worden sein. Immerhin hebt Fischart – anders als sein Vorgänger – bereits das Sujet der Reformationspolemik respektive Papstkritik wie auch dasjenige der humanistischen Polemik beziehungsweise der Bildungskritik hervor.

Die Worte des Lobes über den Erfinder-Gargantua gehen reibungslos ins 14./17. Kapitel über. Gargantuas „hocherleuchten verstand“ sei von „vbermenschlich bestand“. So lautet des Vaters überhöhtes Urteil. Mit der richtigen Bildung würde er bald zum „*Candelabrum Patriæ*“, zur Leuchte der Heimat.

Mais je vous diz, qu'en ce seul propos que Aber ich sag euch, *sagt Grandguß weiter,*
j'ay presentement devant vous tenu à mon hab allein auß diesen reden, die ich mit
filz Gargantua, je congnois que son meim Sohn jetzund inn ewerem beiwesen

⁹⁸¹ Herders Conversations-Lexikon. Freiburg i. Br. 1854. Bd. 1, S. 718.

entendement participe de quelque divinité: tant je le voy agu, subtil, profond, et serain.

Et parviendra à degré souverain de sapience, s'il est bien institué.⁹⁸²

getriben, vollauff erkannt, das sein verstand vbermenschlich bestand: also gar erfahr ich jhn scharpffsinnig, auff beiden seiten schneidig, *auff allen ecken stichig*, spitzfündig, vnspfinnig, reinspinnig, klarsinnig, vnd durchlucernig. Vnnd wird gewiß, wann er ein rechten Lehrweiser bekommet, zu dem höchsten sprossen gelangen vnnd ‚Candelabrum Patriæ‘ werden: wie heut manchs schön Labralactucisch ‚labrum‘ der Cantzel: Dann solck Mánnecken móten stiegen, wo nit op de Pregstul, doch die Orgel, die ist wol etwas hóher, vnnd dem Fledermaußhimmel náher.⁹⁸³

Die um ein Vielfaches erweiterte Szene bei Fischart basiert zunächst auf der Einschätzung, Gargantuas Verstand sei „de quelque divinité“. Rabelais betont dabei die Teilhabe an der göttlichen Weisheit nach dem platonischen Terminus. Währenddessen wählt Fischart mit dem Begriff des „Vbermenschlich[en]“ einen nahezu synonymfähigen Terminus, der letztlich jedoch die Göttlichkeit Gargantuas weniger affirmiert. Auch die darauffolgende Wortkette, die auf Gargantuas Begriffe „vois aigu, subtil, profond, et serein“ gründet, wirkt nicht nur überspitzt, sondern zum Teil auch ambivalent. Sie verbindet Attribute, die jeweils mit einem Wort zur gleichen lexikalischen Semantik gehören.

Wortketten ⁹⁸⁴	Semantik
<i>scharpffsinnig</i> – <i>schneidig</i> – <i>stichig</i> – <i>spitzfündig</i>	scharf und spitz, Klinge
<i>vnspfinnig</i> (= unverdorben) ⁹⁸⁵ – <i>reinspinnig</i> (= differenziert)	rein und gesund

⁹⁸² G, Kap. 14, S. 42 f.

⁹⁸³ Gkl, Kap. 17, S. 208 [269].

⁹⁸⁴ Für lexikalische Hinweise vgl. Goebel, Ulrich u. Oskar Reichmann (Hgg.): Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. 12 Bde. Berlin, New York 1989-2006. In: Akademie der Wissenschaften zu Göttingen: <https://fwb-online.de> [aufgerufen am 23.03.2017]. Vgl. auch Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. In: Berlin-brandenburgische Akademie der Wissenschaften und Akademie der Wissenschaften zu Göttingen: <http://woerterbuchnetz.de/DWB> [zuletzt aufgerufen am 17.02.17].

⁹⁸⁵ Das Adjektiv „spfinnig“ bezeichnet den Zustand von verdorbenem Fleisch oder selten auch einen Hautausschlag. Für Lexikalische Hinweise vgl. Goebel, Ulrich u. Oskar Reichmann (Hgg.): Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. 12 Bde. Berlin, New York 1989-2006. In: Akademie der Wissenschaften zu Göttingen: <https://fwb-online.de> [Aufgerufen am 23.03.2017]. Vgl. auch Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch von Jacob und

<i>reinspinnig</i> – klarsinnig	differenziert, Verstand
<i>klarsinnig</i> – <i>durchlucernig</i> (= prüfend)	klar und hell, Leuchte
<i>durchlucernig</i> (= durchscheinend)	transparent, prüfend

Die meisten Begriffe lassen sich auf zwei Arten auslegen: wortwörtlich und bildlich. Die bildliche Lesart bezieht sich für jeden Begriff auf den (scharfen, klaren, hellen) Verstand. Die wortwörtliche Verbindung zwischen den Adjektiven erzeugt eine Wortkette, die zwar nicht reibungslos vom ersten bis zum letzten Begriff funktioniert, jedoch semantische Gruppierungen von Ausdrücken erzeugt, die auf wortwörtlicher Ebene bestens zueinander passen. Die Wortkette endet mit der ambivalenten Semantik eines Wesens, das in der Eigenschaft „durchlucernig“ im aktiven Sinne einen prüfenden, durchleuchtenden Verstand beweist, im passiven Sinn jedoch selbst leicht zu durchleuchten und transparent ist.

Die Eindeutigkeit in Rabelais' Text wird von Fischart aufgegeben. Gargantua wird nicht mehr mit Verstand „de quelque divinité“ vorgestellt, sondern beginnt bestenfalls „vbermenschlich“ und endet als Person, die nicht nur andere durchleuchtet, sondern (als eine Interpretationsmöglichkeit) selbst in ihrem falschen Schein durchschaut wird.

Der ambivalente Begriff ist der erste Hinweis auf das Ende dieser ironischen Überhöhung. In den Zeilen aus der Ausgabe 1582 sorgen ausführliche Ergänzungen für eine Fortführung von Gargantuas Beurteilung. Einmal mehr dienen Fischart religiös konnotierte Elemente zur Bloßstellung der Romaninhalte. In dieser Textpassage wird die Frage der Bildungsintention erläutert. Während Rabelais lediglich die Gewissheit anführt, dass Gargantua durch die Bildung zu einem „degré souverain de sapience“ gelangen würde, nimmt Fischart geistliche Ziele der Superlative ins Visier. Weisheit, so lassen Fischarts Modifikationen verstehen, ist mit einer inneren Erleuchtung gleichzusetzen. Gargantuas vorgeschriebener Bildungsweg bezweckt in erster Linie einen Fortschritt geistlicher Natur. Manche „Männecken“ (Männchen) hätten es ihm bereits vorgemacht und den Weg des „labrum' der Cantzel“ – die Predigerstimme – gewählt. Da ist die Rede von einem „stiegen“ über den „Pregstul“ hinaus bis zur „Orgel“, die nicht unweit vom „Fledermaußhimmel“ entfernt sei. Der „Pregstul“ meint zunächst die Kanzel, lehnt aber phonetisch an den sogenannten „Prägstul“⁹⁸⁶ an, also an den Sitz des Münzmeisters

Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. In: Berlin-brandenburgische Akademie der Wissenschaften und Akademie der Wissenschaften zu Göttingen: <http://woerterbuchnetz.de/DWB> [zuletzt aufgerufen am 17.02.17].

⁹⁸⁶ Vgl. u.a. Schneller, Julius Franz: Böhmen's Schicksal und Thatkraft vor dem Verein mit Ungarn, Oestreich und Steyermark. Zeitraum Von 1 bis 1516. Grätz 1817, S. 437.

mit seiner rentablen Tätigkeit als selbständiger Geldpräger. Immerhin waren Münzstätten im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit neben Bergwerken und Staatswerften die größten Unternehmen. Wenn der Autor also schreibt, dass sich Gargantua über den Präg-Stuhl hinausbewegen soll, so stellt er die geistlichen Tätigkeiten über die ökonomisch profitablen. Denn: Die Orgel steht nicht nur im Kirchenraum an einer erhöhten Stelle, sondern hat als heiliges Instrument und Symbol des Ewigen und Geistlichen in der Liturgie eine signifikante symbolische Rolle inne.

Zusammengefasst lautet die Botschaft: Der Prediger übertrifft den Münzmeister, da sich seine Handlungen himmelwärts orientieren. Auch ist Weisheit nur dort zu finden, wo der Mensch seinen Mitmenschen eine Leuchte ist („*Candelabrum* ...). Dabei handelt ein Geistlicher und Gelehrter – so Fischart – in erster Linie für sein Heimatland (... *Patriæ*“), trägt also zum Fortschritt seines eigenen Volkes bei.

Wie für die Orgel sind Ewigkeit und Geistlichkeit auch für den „Fledermaußhimmel“ charaktergebend. Einer mittelalterlichen Sage nach lebten verstorbene Junggesellen und Jungfrauen als Fledermäuse fort. Doch aus dem Blickwinkel des reformatorischen Schriftstellers, der den Aberglauben ablehnte, ist das zuletzt genannte Stichwort der Fledermäuse kein Gipfelpunkt der Beschreibung, sondern der Sturz eines maßlos überhöhten Bildes.

Durch die Nennung der Fledermaussage erhält die grundsätzlich durchaus reformatorisch gedachte Illustration des geistlichen Aufstiegs eine komische Prägung. Spätestens an dieser Stelle wird alles zuvor Angestrebte als Witz und satirische Darstellung verstanden. Diese Interpretation birgt verschiedene Ebenen. Sie ist einerseits als Kritik am zeitgenössischen Aberglauben zu verstehen. Andererseits diktiert sie eine klare Distanzierung von den Aussagen, die mit Gargantuas Bildung in Verbindung stehen. Dieses überspitzt gewählte Ziel des Fledermaushimmels bereitet den Leser bereits darauf vor, der Bildungsdarstellung des Romans kritisch zu begegnen.

Der ironische Ton des genannten Bildungsausgangspunkts wird schon in Rabelais' Text ersichtlich. Die scholastische Bildung, die sich schnell als ineffizient, inhaltslos und vergeblich erweist, beginnt mit dem Versprechen, einen weisen Philosophen wie „Aristoteles“⁹⁸⁷ (*Gargantua*) beziehungsweise „Aristotel“⁹⁸⁸ (*Geschichtklitterung*) als Präzeptor zu bekommen.

⁹⁸⁷ G, Kap. 14, S. 42.

⁹⁸⁸ Gkl, Kap. 17, S. 208 [269].

Dass die Diskrepanz zwischen Aristoteles und dem Sophisten „maistre Thubal Holoferne“ / „Herr Trubalt Holofernes“ kaum größer sein könnte, müsste dem Leser im Verlaufe der Ausführungen klarwerden. Schon sein Name geht etymologisch auf zwei alttestamentliche Personen zurück, die nicht nur Verwüstung und Unterdrückung, sondern auch Gottesferne und Feindschaft gegenüber Gottes Volk repräsentieren. Der Begriff Tubal (Hebräisch für „Verwirrung“ oder „Finsternis“⁹⁸⁹) tritt als Eigenname einer biblischen Ethnie im Buch Hesekiel auf. Das gleichnamige, von Japhets Sohn Tubal⁹⁹⁰ abstammende Volk figuriert als Handelspartner von Tyrus, der wegen ihrer Gottlosigkeit verfluchten, wichtigsten phönizischen Küstenstadt.⁹⁹¹ Hesekiel wird im 38. Kapitel dazu aufgefordert, gegen den Fürsten von Tubal zu weissagen⁹⁹² und ihn davor zu warnen, dass Gott dessen Krieg gegen Israel nicht gutheiße. „Es soll aber zu jener Zeit, wenn Gog gegen das Land Israel heraufzieht, geschehen, spricht Gott, der HERR, daß mir das Zornesfeuer in mein Angesicht steigen wird.“⁹⁹³ Hesekiel dient als Sprachrohr Gottes, der das Volk Tubal als Heidenvolk anspricht und es zur Umkehr aufruft. Somit ist der Name „Thubal“ bei Rabelais mit Verwirrung, Finsternis und Gottlosigkeit in Verbindung zu bringen. Fischart verballhornt den Eigennamen des „Sophistischen *Supermagister[s]*“ zu „Trubalt“,⁹⁹⁴ der zwar konnotativ an die Verwirrung anklingt, aber im Denken des Lesers nicht primär die biblische Gestalt und deren Gottesferne evoziert. Wie in vielen Übersetzungszusammenhängen verzichtet Fischart zugunsten eines phonologischen Wortspieles auf die philosophischen oder theologischen Bezüge.

Der zweite Eigenname des Präzeptors, Holofernes, bezieht sich auf den assyrischen General Nebukadnezars⁹⁹⁵ und ist Symbol der gewalttätigen Verfolgung und Unterdrückung. Auch dieser Name versinnbildlicht Feindschaft gegenüber Gott und seinem Volk. Fischart nimmt an diesem Namen rein äußerlich keine Änderungen vor, obgleich bei Rabelais eine weitere Assoziation zu vermuten ist, auf die Fischarts deutscher Hintergrund kaum verweist. Huchon hebt den gleichnamigen Autor der *Prognostication nouvelle* hervor, dessen Satiren auf das Mönchtum dem Rabelais'schen Ton entsprechen.⁹⁹⁶ Die antimonastische Haltung zeigt

⁹⁸⁹ Der Begriff Tubal leitet sich u.a. ab vom Hebräischen תְּבַלּוּל (teballul) (vgl. Levitikus 20,12), zu übersetzen mit „Verwirrung“ und „Finsternis“.

⁹⁹⁰ Vgl. Genesis 10,2 und 1. Chronik 1,5.

⁹⁹¹ Vgl. Hesekiel 27,13.

⁹⁹² Wie zuvor in Jesaja 66,13 vorausgesagt: „Vnd ich wil ein Zeichen vnter sie geben / vnd jr etlich die errettet sind / senden zu den Heiden / am Meer / gen Phul vnd Lud zu den Bogenschützen / gen Thubal vnd Jauan / Vnd in die ferne zun Jnsulen / da man nichts von Mir gehort hat / vnd die meine Herrligkeit nicht gesehen haben / vnd sollen meine Herrligkeit vnter den Heiden verkündigen.“

⁹⁹³ Ebd. 38,18.

⁹⁹⁴ Gkl, Kap. 17, S. 208 [269].

⁹⁹⁵ Vgl. das apokryphische Buch Judit.

⁹⁹⁶ Die Rede ist von Tubal Holoferne: *Une prognostication nouvelle et joyeuse pour trois jours apres jamais*. Paris, 1478. Vgl. François Rabelais: *Œuvres Complètes*. Mireille Huchon (Hg.). Paris 1994, S. 1101. Huchon zitiert zwei

Übereinstimmungen mit der kritischen Darstellung des sophistischen, diffamierten Erziehers des Gargantua.

Die etymologisch unterstrichene Ironie spitzt sich zu, als der erste scholastische Präzeptor Holofernes durch „Jobelin bridé“ / „Meyster Gobelin vom Henckzigel“ ersetzt wird. Jobelins Name ist vom altfranzösischen Begriff für Narr abgeleitet, während sich „bridé“ auf den ‚oison bridé‘ bezieht, die figurative Bezeichnung für einen Dummkopf.⁹⁹⁷ Die Verballhornung zu „Gobelin“ in der Ausgabe 1582 – davor übernahm Fischart den Namen „Jobelin“ – evoziert die Konnotation mit der mittelalterlichen Mythengestalt, deren Name an den griechischen Begriff κόβαλος für einen Kobold respektive für einen Plagegeist anlehnt.

Der Lehrer, aber auch seine Lehrmittel, unterliegen einer Ironie. Die zu Ende des Kapitels aufgezählten Werktitel, die der Autor als scholastisch und somit als, seiner Meinung nach, überholte Literatur abtut, werden in der frühen Neuzeit sehr wohl noch studiert. Die ironische Darstellung weist darauf hin, dass die zeitgenössischen Gelehrten einen ausgeprägten Abstand zum Mittelalter vorheucheln, sich aber letztlich mit ähnlichen Werken auseinandersetzen. So wird etwa das genannte lateinische Lehrgedicht *Doctrinale puerorum* von Alexander de Villa Dei im 16. Jahrhundert mehrfach nachgedruckt.

Letztlich zeigt der Auftakt zu Gargantuas Bildung in der *Geschichtklitterung*, dass es im Wesentlichen um die Erlangung geistlicher Werte geht, die aber schon zu Beginn unter einem schlechten Stern stehen. Der Satzesatz aus der 1582er-Version bestätigt die negative Vorahnung des Lesers: „Aber ich hab euwer Weißheit heut den gantzen tag gesucht, vnnd nie können finden.“⁹⁹⁸

Kirchenlatein nach Bachtins Dialogizität

Die Sprache der scholastischen und humanistischen Gelehrten ist Latein. In Gargantuas Bildung ist sowohl Lateinisch-Vokabeln pauken als auch eine lateinische Messe halten ein essenzieller Bestandteil seines Eintritts in die Gelehrtenkreise. Die Wissenschaften bleiben ihm verwehrt, solange er die vermittelnden Lehrbücher nicht zu lesen weiß. Umso erstaunlicher ist

Textstellen zur klösterlichen Unkeuschheit: „Les Carmes et les Augustins / Ironit nuict et jour au pourchas: / Les Cordeliers et Jacopins / S’aymeront comme chiens et chats“ und „Si moynes et nonnains se joignent / Ce ne seront pas cas nouveaux / Car selon que plusieurs tesmoignent / Les truyes ayment les pourceaux.“

⁹⁹⁷ Vgl. Huchon, Mireille (Hg.). Paris 1994, S. 1102.

⁹⁹⁸ Gkl, Kap. 17, S. 213 f. [276].

es, welch mangelhaftes Latein er unter der Obhut des (Schein-)Gelehrten Trubalt Holofernes erlernt. Das mittelalterliche Kirchenlatein wird durch die makkaronische Sprachmischung karikiert und für Angriffe auf die Missstände der Kirche verwendet.⁹⁹⁹

Dabei setzt Fischart auf Diversität und Chaos: Von scheinlateinischen Begriffen (zum Beispiel ‚equistarium‘¹⁰⁰⁰ [‚equius‘ und ‚stare‘] für „Rossstall“) über deutsch-lateinische Zusammensetzungen (etwa ‚marcipotus‘ [Markt¹⁰⁰¹ und ‚potus‘, Getränk] für den „Weinkauff“ oder ‚Casiprodiūm‘ [‚caseus‘, Käse, und Brot¹⁰⁰²] für „Keß vnd Brot“) bis zu komplett erfundenem Latein (beispielsweise ‚obsenogarus‘ [‚ob sie nun gar sind‘] für das Linsengericht „Linsenmäuchlin“/Linsenmäuchel) wird die „Sprache der Gelehrten“ auf vielerlei Weise karikiert. Die kirchenkritische Thematik dreht sich um den inhaltlichen Schwerpunkt des Banketts und stellt die Kirche mit ihrem ausbeuterischen Überfluss und dem maßlosen Konsum als weltlich ausgerichtet dar. Als Vorbild des profan orientierten Lebensstils stirbt Gargantuas erster Präzeptor an Syphilis. Dabei erweitert Fischart Rabelais‘ „verolle“ (Syphilis)¹⁰⁰³ mit Verweis auf den sekundären Krankheitsnamen ‚Franzosenkrankheit‘ zum Ausdruck, die „Edelen Frantzosen“ hätten ihn „eingenommen“.¹⁰⁰⁴ Das französische Volk wird oft mit pejorativen Eigenschaften in Verbindung gebracht, wodurch sich der heimatverbundene Fischart im Elsaß mit der eigenen Volkssprache abzugrenzen und zu behaupten meinte. So liegt neben Latein und Deutsch Fischarts linguistischer Fokus auf der französischen Sprache. Frankreich wird jedoch stets als Deutschland unterlegen dargestellt. Im Kontext der scholastischen Vokabellehre wird folglich nicht nur das deutsch geprägte, sondern auch das französisch geprägte mangelhafte Kirchenlatein karikiert. Zu den lateinfranzösischen Begriffen gehören etwa ‚Pullarium‘ für den „Hünerkorb“, ‚Pomarium‘ für das „Oepffelmuß“ und ‚Offagium‘ für die „Eyersupp“.

Der Höhepunkt der Kritik am Kirchenlatein wird durch die Nennung der *Collectas*¹⁰⁰⁵ eingeläutet. Die *Collectas* sind Messparodien des Mittelalters. Sie thematisieren Spieler- oder Säufermessen, die entweder in der Wirtschaft oder als Parodie und Säuferkritik von der Kanzel

⁹⁹⁹ Makkaronische Elemente finden sich in Deutschland schon bei Sebastian Brant, Thomas Murner und Hans Sachs. Sie werden u.a. zur Verhöhnung der humanistischen „Sprachmengerei“ verwendet. Vgl. Spengler, Walter Eckehart: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göttingen 1969 (= Göttinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 32 und 248 ff.

¹⁰⁰⁰ Der korrekte lateinische Begriff für Pferdestall ist ‚equile‘.

¹⁰⁰¹ Während das lateinische Wort ‚marcus‘ Hammer meint, hätte hier ‚mercatus‘ auf den Markt verwiesen.

¹⁰⁰² ‚Prodiūm‘ bzw. ‚Prod‘ lehnt sich ans deutsche Brot, nicht ans lateinische ‚panis‘ an.

¹⁰⁰³ G, Kap. 14, S. 43.

¹⁰⁰⁴ Gkl, Kap. 17, S. 212 [273].

¹⁰⁰⁵ Vgl. Gkl, Kap. 17, S. 210 [271].

gelesen wurden.¹⁰⁰⁶ Auch Fischart verfasste Schmähschriften gegen falsches Kirchenlatein. Im papstfeindlichen Bildergedicht *Thierbilder* 1574 wird der Prediger als Esel dargestellt, der auf der Kanzel steht und das Latein nicht versteht, das er vor sich hinhurmelt.

Sonst zwar sindt solche Opfferknecht
Ankunft halb wol grob Esel recht,
Nicht allein weil sie jhr Meßstrudeln
Selbst nicht verstehn, was sie da hudeln¹⁰⁰⁷

Im gleichen Sinne steht Gargantua in der *Geschichtklitterung* auf der Kanzel und betet – sich selbst immer wieder unterbrechend. Es erklingen zwei Stimmen aus demselben Mund, die Figur- und Erzählerstimme, die sich kontinuierlich abwechseln. Das Phänomen ist den Rabelais-Kennern unter Bachtins Begriff der ‚Dialogizität‘ bekannt.

Die zweistimmige Inszenierung bringt die Unverständlichkeit und die Fehlerhaftigkeit der lateinischen Messe zum Ausdruck. Dabei zeigt der kirchenkritische Subtext, wie die Kirche ihre Messtexte absichtlich intransparent präsentiert und von der Unverständlichkeit der lateinischen Sprache profitiert, um das Volk zu betrügen. Der zitierte Text, eine gängige lateinische Formel aus der Gebetsmesse (hier links auf Deutsch wiedergegeben), wird von Gargantua einer stark abweichenden deutschen Übersetzung gegenübergestellt:

Lamm Gottes,	O ihr lieben Herrn,
das du hinwegnimmst,	die ihr hinnembt
die Sünde der Welt,	das Gelt der Welt,
erbarme dich unser.	Ach, gebt uns auch ein theil.
Deine Priester,	die Geistliche und gelehrte
lass sie sich kleiden mit Gerechtigkeit	sollen gut Böltzröck anlegen
und deine Heiligen sich freuen. ¹⁰⁰⁸	und mit den heiligen Creutzen

¹⁰⁰⁶ Vgl. A. Goetze: Eine Quelle Fischarts, PBB 29 (1904) 363-367; Vgl. die Ergänzungen bei Hauffen, Catalogus, S. 4-6.

¹⁰⁰⁷ Johann Fischart: *Thierbilder* 1574. In: Werke. Auswahl. Adolf Hauffen (Hg.). Bd. 1. Stuttgart 1892 (= NDL 18,1): Flöh Haz; Glückhaft Schiff; Bündnis zwischen Straßburg, Zürich und Bern; Jesuiterhütlein; Peter von Stauffenberg; kleinere Dichtungen, S. 428, V. 157-160. Dieselbe Darstellung findet sich auch im *Abzeichnus etlicher wolbedenklicher Bilder vom Römischen Abgotsdienst* 1576. Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 104 f.

¹⁰⁰⁸ Die letzten drei Zeilen sind aus der Vulgata, Psalm 131, 9. Der Vers lautet im genauen Wortlaut: *Sacerdotes tui induantur justitiam, et sancti tui exsultent.*

gehn und die Mägd nach Dantzen.¹⁰⁰⁹

Während der lateinische Text die Anbetung Gottes thematisiert und sich Sündenvergebung erhofft, konzentriert sich die lateinische Schein-Übersetzung auf die Gläubigen und erbittet sich ihr Geld, um das Schauspiel der Kirche aufrechtzuerhalten. Das Messgebet ist dabei Teil der Inszenierung. Es ist nur Vorwand der Kleriker, deren eigentliches Verlangen im deutschen Text zur Geltung kommt.

Fischart übernimmt die dialogistische Stelle aus Jacob Freys *Gartengesellschaft* (1556).¹⁰¹⁰ Im 8. Kapitel unter dem Titel „Von eim ungelerten schülmeister, der das Agnus Dei auslegt“. Der Text wird wie folgt eingeleitet: „In dem particular zû Erffurt was ein ungelerner schülmeister. Der ward durch die schülherren uff ein zeit befragt, wie er den schülern das Agnus dei exponiert.“¹⁰¹¹ Gargantua tritt in der Szene des 17. Kapitels an die Stelle des „ungelerten schülmeisters“, also explizit an die Stelle eines ungelehrten Lehrenden. Erstaunlich ist, dass sich der Protagonist noch zu Beginn seiner scholastischen Ausbildung befindet und dennoch vermeintlich zum Lehren geeignet ist.

Lehren, so gibt der Text zu verstehen, sei keine große Kunst, sondern dürfe auch in die Hände unerfahrener Schüler gelegt werden. Dadurch verschlechtert sich auch das Bild der Bildung. In scholastischen Kreisen, so scheint es, gilt sie nur als Mittel zum Zweck. Der ‚Gelehrte‘ erlangt Ruhm und nicht zuletzt auch das Geld seiner treuen christlichen Anhänger.

Mit der Zeitkomponente pflegt die scholastische Schule einen paradoxen Umgang. Einerseits steht Gargantua schon sehr früh auf der Kanzel und kann sich da schon als Gelehrter ausgeben, was stark darauf hinweist, dass das anstehende Studium keinen Mehrwert mit sich bringen wird. Andererseits dauert Gargantuas scholastische Bildung – mit Kapitel 24 und 25 – insgesamt rund 55 Jahre, eine dem Riesen gemäße Zeitspanne, die gefüllt ist mit widersinnigen Lehrer-Schüler-Dialogen und seltsam anmutenden Enumerationen.¹⁰¹² Im Verhältnis zum hohen Zeitaufwand fällt der Lernerfolg äußerst gering aus. So studiert Gargantua zum Beispiel über 16 Jahre den Kalender „le compost“, nachdem er schon 19 Jahre mit Jean de Garlandes „De modis

¹⁰⁰⁹ Gkl, Kap. 17, S. 210 [271]. Vgl. zur Genauereren Untersuchung des Phänomens der Dialogizität in der Methodologie das Kapitel „3.4.2 Bachtins Dialogizität als aemulatives Intertextualitätsmodell“.

¹⁰¹⁰ Vgl. Jacob Frey: *Gartengesellschaft* [1556]. Johannes Bolte (Hg.). Stuttgart, Tübingen 1896 (= Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 209).

¹⁰¹¹ Ebd., S. 17.

¹⁰¹² Vgl. zu Phänomen der Relativität von Raum und Zeit in der Methodologie das Kapitel „3.6 Assoziative Schreibweise“.

significandi“¹⁰¹³ totschlug – ein Grammatiklehrbuch, das im Vorfeld schon von Erasmus kritisiert wurde.¹⁰¹⁴

Der zweite Teil der dialogistisch vorgetragenen Rede Gargantuas stammt aus einem anderen Kontext und zeigt durch die komparatistische Analyse von Vorlage und *Geschichtklitterung* ein bedeutendes Detail in der Textadaptation. Die Zusätze aus 1590 enden also mit den folgenden Worten: „Dant duo bos, Impos, Compos, gustosque sacerdos. Impos‘, die bauren, ‚dant‘, geben, ‚duo bos‘ zwen Ochsen, ‚sacerdos‘, dem Priester, ‚Compos‘, der Gumpost, ‚Custos‘ dem Sigristen.“¹⁰¹⁵ Aufgefächert stehen sich die zwei Stimmen folgendermaßen gegenüber:

Dant duo bos, Impos, Compos, custosque sacerdos.	
Impos (= nicht mächtig)	die bauren
dant	geben
duo bos	zwen Ochsen
sacerdos	dem Priester
Compos (= mächtig)	der Gumpost (= Kompost)
Custos [sacrorum] (= Mesmer)	dem Sigristen (= Mesmer)

Die zwei Hauptaussagen sind 1. „Der, der keine Macht hat, gibt dem Mächtigen sein Gut“ und 2. – durch Fischarts Modifikation – „Nur der Klerus gilt als mächtig.“ Insbesondere der Blick auf die Vorlage aus Jean Despautères lateinischer Grammatik, *Commentarii grammatici* (1537)¹⁰¹⁶, bekräftigt die Verschiebung der Semantik: „Dant duo bos, impos, compos, custósque sacerdos.“ Auf Deutsch: „Zwei Ochsen geben die Machtlosen den Mächtigen, den Mesmern und den Priestern.“ Anders als bei Fischart werden hier Mesmer und Priester gemeinsam als die Mächtigen verstanden. Doch durch eine kleine Anpassung verschafft Fischart dem Klerus einen Sonderstatus: die Rolle der Instanz, die von der Kanzel herunter ihre

¹⁰¹³ Es handelt sich um Das Werk zur lateinischen Grammatik „Tractatus de modis significandi seu grammatica speculatiua“.

¹⁰¹⁴ Vgl. Desiderius Erasmus Roterdamus: De utilitate colloquiorum ad lectorem. In: Colloquiorum familiarium. Köln 1534 (1518), S. 748-766.

¹⁰¹⁵ Gkl, Kap. 17, S. 210 [271 f.]. Fischarts Text wird rund 100 Jahre später von Johannes Praetorius zitiert. In dessen Schwanksammlung „Neuaußgebutzter, Kurtzweiliger Zeitvertreiber“ (1685) tritt ein Schulmeister aus, der den besagten Vers aus einem alten „Glossatore“ auslegen soll. Er schreibt: „Dant duo bos, impos, compos custosque Sacerdos. Welches er dieser Gestalt that: Impos, die Bauren / dant, geben / duo Bos: zween Ochsen / Sacerdos, dem Priester / compos, der Compost / custos, dem Kúster oder Klöckner.“ Vgl. Johannes Praetorius: Neuaußgebutzter, Kurtzweiliger Zeitvertreiber. S.l. 1685. [Bayerische Staatsbibliothek München, GH 9999], S. 518.

¹⁰¹⁶ Vgl. Jean Despautères: Ninivita Commentarii grammatici. Lugduni 1563. Augsburg Staats- und Stadtbibliothek [4 Spw 84]. Jean Despautères bezieht sich seinerseits auf die Grammatik *Doctrinale* des Alexander de Villa Dei.

eigenen Kassen füllt. Diese Darstellung stellt die Machtinhaber der Kirche als Ausbeuter dar und betont ihre weltliche Ausrichtung.

Unbrauchbare Lehrmittel

Das 17. Kapitel gestaltet sich nach diesem Auftakt fast nur noch als ein langer, vielseitiger Bücherkatalog. Er erweitert Rabelais' Liste um ein Fünffaches und fügt neue Bücher als Quellen hinzu.¹⁰¹⁷

So bezieht sich die *Geschichtklitterung* etwa nicht nur auf den *Gargantua*, sondern greift auch einen bedeutenden Auszug aus dem *Pantagruel* auf. Zahlreiche Titel und sogar die Methode der Bücherliste basieren auf der dort präsentierten, berühmten ‚*librairie de Saint Victor*‘ aus dem 7. Kapitel. Da Fischart in der Vorrede und im Epilog auf diesen Text anspielt, bestehen keine Zweifel, dass der Straßburger mit dem *Pantagruel* vertraut war und sich gerne auf das Werk bezog. Insgesamt 140 Titel zählt die Bibliothek des Klosters Sankt Viktor. Gemäß der Narration sind es die Werke, die Pantagruel – Gargantuas späterer Sohn – bevorzugt liest.

Rabelais' Bibliografie mischt unter die fingierten Buchtitel tatsächlich existierende Werke oder zumindest reelle Autoren und erhöht somit die „Glaubwürdigkeit der fiktiven Titel“.¹⁰¹⁸ Das ist eine Methode, die Fischart aufgreift und sich selbst zu nutzen macht. Die Titel werden fast eins zu eins übernommen. Nur diverse Akzentsetzungen zeugen von einer Fischart'schen Adaptation.

Die vorgegebene Thematik ist der fehlgeleitete wissenschaftliche Aufwand der Scholastik. Durch fälschlich zugeschriebene Titel stellen sie sich als weise Gelehrte dar. Durch die Übersetzungsarbeit wird der Text vom *Pantagruel* (1532) bis zur *Geschichtklitterung* (1575) tradiert. 15 Jahre später erscheint die Bücherliste ein drittes Mal, im *Catalogus Catalogorum* (1590). Der *Catalogus Catalogorum*¹⁰¹⁹, Fischarts letztes Werk, wurde – gemäß Kolophon¹⁰²⁰ – am 17. März 1590 abgeschlossen. Das Werk erschien so kurz vor Fischarts Ableben, dass er

¹⁰¹⁷ Vgl. Gkl, Kap. 17, S. 208-2013 [269-275].

¹⁰¹⁸ Vgl. Schilling, Michael: Einleitung. In: Fischart, Johann: *Catalogus catalogorum perpetuo durabilis*. Tübingen 1993, S. IX-XXXV, hier: S. XV. Schilling schreibt dazu: „Die raffinierte Hinterlist der Rabelais'schen Satire liegt dabei weniger in den witzigen Formulierungen und der Vielseitigkeit der Kritik als darin, daß nicht wenige Titel und Namen tatsächlich vorhandene Bücher und außerhalb der Fiktion existierende Autoren wiedergeben, so daß der Leser über den Realitätsstatus der einzelnen Werke verunsichert wird und sich die Glaubwürdigkeit der fiktiven Titel erhöht.“

¹⁰¹⁹ Vgl. Johann Fischart: *Catalogus Catalogorum perpetuo durabilis* (1590). Michael Schilling (Hg.). Tübingen 1993.

¹⁰²⁰ Vgl. Michael: Einleitung. In: Fischart, Johann: *Catalogus catalogorum perpetuo durabilis*. Tübingen 1993. S. IX. Vgl. Hauffen *Catalogus*, S. 1-8, 38-40.

es – sichtbar an den zahlreichen Druckfehlern¹⁰²¹ – weder Korrektur lesen noch einen angekündigten zweiten Teil veröffentlichen konnte. Sein Einfluss ist allerdings bereits 15 Jahre zuvor in der *Geschichtklitterung* ersichtlich. Der *Catalogus Catalogorum* ist eine Liste von 525 Buchtiteln, eine Art imaginäre Bibliothek, die fiktionale (im Prolog: „daruon jhr nie kein zeitung gehört“¹⁰²²) und reelle Werke („etliche noch im originali / vorhanden“¹⁰²³) vereint. Nachweisbare Texte gehören genauso zur Liste wie fingierte metaphorische Titel, die der Aufzählung nicht nur ihr monströses Maß verleihen, sondern auch den bildlichen Aspekt verstärken. Dabei werden, ähnlich wie bei Rabelais, fiktive Titel wirklichen Autoren und fiktive Autoren wirklichen Titeln zugeschrieben. Diese Kombinationsmethode lehnt an die Praxis der Offizinen des 16. Jahrhunderts an und präsentiert, wie Günter Hess richtig beobachtet, eine zeitgenössische Zusammenstellung satirischer Formen.¹⁰²⁴

Identifizierbar sind Werke aus Conrad Gesners *Bibliotheca Universalis* (1545) und – angedeutet durch die Selbstbezeichnung „Pantagruelische Bibliothec“ – viele Titel aus Rabelais’ Bibliografie. Die Titel aus der ‚*librairie de Saint Victor*‘ aus dem 7. Kapitel des *Pantagruel* werden meist nicht identisch im *Catalogus Catalogorum* wiedergegeben, sondern etwa durch neue Verfasserangaben aktualisiert.

„L’invention sainte croix à six
 personaiges jouée par les clercs de
 finesse“¹⁰²⁵

„Deß heiligen Creutz erfindung / mit
 sechs Personen gespielt / durch die Clerc
 der Cuntzerey zu Moltzheim / vnd
 gestellt von B. Nasenhaussium von
 Geißlingen“¹⁰²⁶

Durch die aktuellen konfessionellen Zusätze trifft Fischart gleich zwei zeitgenössische gegnerische Parteien: Das katholische Molsheim („Moltzheim“) bei Straßburg war bekannt für seine Jesuitenschule. Der Franziskaner Johann Nas („Nasenhaussium“), Fischarts alter Kontrahent, wird als Stellvertreter des zweiten bedeutenden Ordens ins Visier genommen und mit dem ironischen Titel den „clerks de finesse“ gleichgesetzt.

¹⁰²¹ Ebd.

¹⁰²² Johann Fischart: *Catalogus catalogorum perpetuo durabilis*. Tübingen 1993, S. 5.

¹⁰²³ Ebd., S. 4.

¹⁰²⁴ Vgl. Hess, Günter: *Deutsch-lateinische Narrenzunft: Studien zum Verhältnis von Volkssprache und Latinität in der satirischen Literatur des 16. Jahrhunderts*. München 1971 (= *Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters* 41), S. 223 f.

¹⁰²⁵ François Rabelais: *Pantagruel*, Kap. 7, S. 237.

¹⁰²⁶ Johann Fischart: *Catalogus catalogorum perpetuo durabilis*. Tübingen 1993, S. 10 (Buchnummer 77).

Die Bücherliste in der *Geschichtklitterung* wird – wie der Prolog verspricht – auf den „Teutschen Meridian“ ausgerichtet. Durch die Verdoppelung bis Verdreifachung des jeweils vorgegebenen Titels bestätigt Fischart nicht nur sein typisches assoziatives Übersetzungsverfahren, sondern ahmt zugleich in ironischer Übersteigerung die Mode der zeitgenössischen Mehrfachtitel nach. Die Schwierigkeit der frühneuzeitlichen Autoren liegt darin, sich inmitten der ausufernden Buchproduktion auf dem Markt zu etablieren. Dass der ausgefallene Charakter der Titel die Verkaufszahlen ankurbeln sollte, sieht Fischart kritisch. Der Karikatur nach zu urteilen, stehen gemäß dem Straßburger Selbstlob und Verkaufsorientierung im Vordergrund. Das Werk an sich gerät dabei in den Hintergrund. Die Bloßlegung der schriftstellerischen Ruhmsucht ist sowohl als Kritik an der Konkurrenz als auch als günstige Eigendarstellung zu betrachten.

Damit verbunden ist die Sein-Schein-Diskrepanz, wie sie bereits im *VorRitt* thematisiert wurde. Der extravagante Titel macht ein Versprechen, das er nicht halten kann. Das überspitzte Selbstlob zeigt sich etwa in den verballhornten Begriffen „Leimstange, Fuchsschwanz und Flederwisch“:¹⁰²⁷ Es sind Bezeichnungen für einen Schmeichler und Heuchler, dessen öffentliche Person einem heimtückischen Schein entspricht.

Die Schein-Sein-Thematik erinnert an den Prolog, wird hier jedoch umgedreht. Im Prolog ist die Rede von einem abschreckenden äußeren Schein, von dem man nicht auf den Inhalt schließen dürfe: „das jhr, sag ich, nit gleich darauff fallen, vnd meinen, es werd nichts anders als spottwerck, narrei, vnd anmütige lügen darinnen gehandelt, sintemal die Rubric vnd titul einen darzu also anlachen“.¹⁰²⁸ Die Titel sind nur Teil des „äuseren betrüglichen schein[s]“.¹⁰²⁹ Es gilt, über sie hinwegzusehen und die Tiefe sowie den lehrreichen Charakter des Werks zu ergründen.

Über die französischen Titel hinaus konzentriert sich die Liste auf Fischarts gedruckte und ungedruckte Schriften.¹⁰³⁰ Vergleicht man die Titelverzeichnisse aus Gargantuas scholastischer Bildung in der *Geschichtklitterung* mit jenen aus dem *Catalogus Catalogorum*, trifft man auf bemerkenswerte Übereinstimmungen.¹⁰³¹ Es handelt sich bei den genannten Werken nicht um gewöhnliche zeitgenössische Lehrmittel, sondern insbesondere um satirisch behaftete Bücher,

¹⁰²⁷ Schilling, Michael: Vorwort. In: Johann Fischart: *Catalogus Catalogorum perpetuo durabilis* (1590). Michael Schilling (Hg.). Tübingen 1993. S. IX-XXXV, hier: S. XIX.

¹⁰²⁸ Gkl, *VorRitt*, S. 27 [30].

¹⁰²⁹ Gkl, *VorRitt*, S. 26 [29].

¹⁰³⁰ Vgl. Hauffen, *Catalogus Catalogorum*, S. 1-8, 38-40.

¹⁰³¹ Vgl. Schilling, Michael: Vorwort. In: Johann Fischart: *Catalogus Catalogorum perpetuo durabilis* (1590). Michael Schilling (Hg.). Tübingen 1993, S. IX-XXXV, hier: S. XII.

etwa Titel aus den *Dunkelmännerbriefen* (*Epistolae obscurorum virorum*, 1515)¹⁰³² von Johannes Pfefferkorn, Reuchlin und weiteren Quellen, wie etwa den *Collectas*.¹⁰³³

Grundsätzlich ist der satirische Ton auch im Sinne Rabelais'. Doch was mit einer Kritik an der Bildung beginnt – und bei Rabelais auch dementsprechend fortgeführt wird – erhält bei Fischart eine neue Ausrichtung in Richtung Reformationssatire. Umfassend betrachtet gestaltet sich die Konzentration auf einen kritisierten Gegenstand durch die Text- und Redevielfalt ausgesprochen schwierig. Wie schon in den Anfangssätzen wird auch hier Rabelais' Bildungssatire durch geistliche Bezüge überschattet und in der Sprachflut schließlich aus dem Fokus gerückt.

Diese Defokussierung geht also zurück auf eine inhaltlich neue religiöse Ausrichtung des Textes und eine sprachlich neue Fülle der Aufzählung. Durch Letztere wird die Kritik am scholastischen Lehrbetrieb zugleich verstärkt und relativiert.

Obgleich die bedeutende Fischartkennerin Florence Weinberg¹⁰³⁴ oder auch Günter Hess¹⁰³⁵ Fischart noch im Widerstand gegen zeitgenössisch führende Ansichten darstellen, scheint Schillings Argumentation stringenter. Fischart, so stellt Schilling fest, verlagert nicht nur die Kontexte der genannten Lehrbücher des 17. Kapitels, sondern verändert die Einzeltitel in einer Weise, dass Rabelais' antischolastischer Impetus nicht mehr mit der gleichen Schärfe sichtbar ist. Stattdessen nimmt er eine große Zahl humanistischer und antiker Schriften und Autoren in seine Übersetzung auf.¹⁰³⁶ Selbst wenn Fischart Rabelais' negative Darstellungen auch im Kontext der scholastischen Bildung aufgreift und intensiviert, wird die Verstärkung für den zeitgenössischen Leser kaum von großer Relevanz gewesen sein. Am Ende des 16. Jahrhunderts, als die Scholastik in Deutschland und in weiten Teilen Frankreichs als überholt und reformhinderlich galt, wäre eine literarische Diskussion – gerade für ein deutschsprachiges Publikum – wenig sinnvoll. Vielmehr macht sich Fischart den *Gargantua*-Roman zu eigen und defokussiert die eigentliche Kritik, um schließlich auf ganz andere thematische Schwerpunkte zu sprechen zu kommen. Zu diesen Hauptthemen gehören einerseits die linguistisch

¹⁰³² Vgl. Gkl, Kap. 17, S. 210-213 [271-275].

¹⁰³³ Vgl. Gkl, Kap. 17, S. 210 [271].

¹⁰³⁴ Vgl. Weinberg, Florence: *Gargantua in a Convex Mirror: Fischart's View of Rabelais*. New York 1986, S. 96.

¹⁰³⁵ Hess, Günter: *Deutsch-lateinische Narrenzunft: Studien zum Verhältnis von Volkssprache und Latinität in der satirischen Literatur des 16. Jahrhunderts*. München 1971 (= *Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters* 41), S. 226 f.

¹⁰³⁶ Vgl. Schilling, Michael: Vorwort. In: *Johann Fischart: Catalogus Catalogorum perpetuo durabilis (1590)*. Michael Schilling (Hg.). Tübingen 1993. S. IX-XXXV, hier: S. XX.

aemulativen Komponenten, wie etwa Sprachexperimente oder karnevaleske Übersteigerungen, und andererseits die traditionelle Kirchensatire und der zeitgenössische Konfessionskonflikt. Die geschickte Überleitung von der Scholastik-Kritik zur konfessionellen Kontroverse in diesem Zusammenhang der *Geschichtklitterung* beschreibt Schilling sehr treffend:

Dadurch, daß die konfessionspolemische Komponente des Buchs mit denselben Methoden – Verwischen des Realitätsstatus, sprachliche und inhaltliche Selbstentlarvung, aussagefähige Beziehungen zwischen Autorennamen und Titel usw. – operiert wie die von Rabelais adaptierte Scholastikkritik, läßt Fischart die beiden Bereiche ineinander verschwimmen. Diese beabsichtigte Unschärfe ermöglicht ihm die Neuaufnahme der eigentlich überholten Auseinandersetzung zwischen Humanismus und der Scholastik, indem diese Kontroverse zu einem Gutteil in den am Ende des 16. Jahrhunderts nach wie vor aktuellen Streit der Konfessionen überführt wird.¹⁰³⁷

Auf dem Rücken der satirisch-parodistischen Schreibweise reitet die Konfessionspolemik mit der Scholastik-Kritik mit. Hier befindet sich Fischart in seinem Element, wie zahlreiche Flugschriften aus seiner Feder beweisen. Doch auch im *Catalogus Catalogorum*, der inhaltlich mit dem 17. Kapitel der *Geschichtklitterung* verbunden ist, sind konfessionspolitische Motive sichtbar. So äußert sich etwa Buch Nummer 51 zum Reliquienkult, 79 zu den Wallfahrten, 94 zum Ablass, 291 zum Heiligenkult und 358 zur Inquisition. Außerdem werden aktuelle polemische Schriften katholischer Autoren miteinbezogen und bloßgestellt (z.B. Nr. 22, 381 und 502).¹⁰³⁸

So verwundert es auch nicht, dass – obgleich der Titel des *Catalogus Catalogorum* vorgibt, an „alle Liberei Bibliotheken erlustrende / vnnd vilerley Schrifftengirige / Leser / auch Buchtrucker / vnd Preßbengels“ gewandt zu sein – schon der erste Satz des Vorworts zeigt, dass in erster Linie die Buchdrucker angesprochen werden. Diese „gute Freund vnd Companien“ drucken nach ihrem Metier die „freyheit auf die Bücher“,¹⁰³⁹ engagieren sich also durch den Buchdruck im konfessionspolitischen Konflikt. Die seinerzeit nicht wegzudenkende Problematik des Religionsstreits trifft in Fischarts Text auf ironisch anmutende Nebenstimmen. Diverse Aussagen muten angesichts der spielerischen Titel paradox an: So liege der Zweck des Werks darin, „witz vnd sinn“ des Lesers zu bewahren und den Intellekt vor dem Narrentum zu

¹⁰³⁷ Schilling, Michael: Vorwort. In: Johann Fischart: *Catalogus Catalogorum perpetuo durabilis* (1590). Michael Schilling (Hg.). Tübingen 1993, S. IX-XXXV, hier: S. XXI.

¹⁰³⁸ Vgl. ebd.

¹⁰³⁹ Ebd., S. 3.

schützen. Was durch die Lektüre des Textes unweigerlich umgestoßen wird, wird zunächst durch ein überschwängliches Lob der Bücherliste aufgebaut: „ihr solt es für ein besondere hochbedanckliche gnad achten vnd halten / das solche nutzliche vnnnd ergetzliche Bücher / auff euch kommen“.

2.2.3 Kapitel 24-25

Die Rückkehr zur scholastischen Lehre zeigt einen andersartigen Ausgangspunkt als die erste Hinwendung zu dieser Art der Bildung. So wird Gargantua im 17. Kapitel noch als Wunderkind mit „hocherleuchten verstand“ gelobt und deshalb der scholastischen Lehre zur rechten Förderung anvertraut. Die scholastische Bildung zeigt allerdings keinerlei positiven Effekt. Über Gargantua wird zum Schluss des Kapitels ernüchert festgestellt: „Aber ich hab euwer Weißheit heut den gantzen tag gesucht, vnnnd nie können finden.“¹⁰⁴⁰ Zu Beginn des 24. Kapitels hat sich dieser Zustand – trotz zwischenzeitlicher Auseinandersetzung mit der humanistischen Bildung – nicht verbessert. Seine „alten Zuchtmeister“, dazu zählen sowohl die scholastischen als auch die humanistischen Präzeptoren, hätten ihn „zu eim vngeschickten Fratzen¹⁰⁴¹ gemacht“¹⁰⁴².

Scholastische Erziehung unter humanistischer Begutachtung

Den Ausweg aus dieser Sackgasse der Bildung soll ein neuer Umgang mit dem Schüler bieten. Unter den Fittichen des humanistischen Lehrers Ponocrates wird Gargantua ein letztes Mal der scholastischen Lehr- und Lebensweise überlassen. Ponocrates (auch „Kundlob“ genannt) will, dass „er sich noch *zur zeit* seiner alten weiß vnnnd gewonheit geprauchten solt“, um ihr negatives Ausmaß auf den neuen Bildungsweg abschätzen zu können.

Zum Zeitpunkt, in dem Gargantua anstatt der Lehre dem Müßiggang mit einer exzessiven Konzentration auf seinen Leib nachgeht, greift Ponocrates ein und gibt ihm strikte Anordnungen. An dieser Stelle stehen sich die Scholastik in der Figur des Gargantua und der

¹⁰⁴⁰ Gkl, Kap. 17, S. 213 f. [276].

¹⁰⁴¹ Ein ‚Fratz‘ ist nach Grimms Wörterbuch eine „schelte für ein ungezogenes kind, für eine kindische oder häszliche, schändliche person“. Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. In: Berlin-brandenburgische Akademie der Wissenschaften und Akademie der Wissenschaften zu Göttingen: <http://woerterbuchnetz.de/DWB> [zuletzt aufgerufen am 03.04.17].

¹⁰⁴² Gkl, Kap. 24. S. 239 [308]. Im Vergleich dazu spricht Rabelais' Vorlage (G, Kap. 21, S. 56) von einem Gargantua, der „fat, niays, et ignorant“, also dumm, einfältig und unwissend geworden wäre.

Humanismus repräsentiert von Ponocrates gegenüber. Ponocrates' Name ist Programm: Er geht zurück auf die griechischen Begriffe *ponos* (πόνος) für Arbeit und *kratos* (κράτος), für Kraft, versinnbildlicht dadurch Werte, die der vorausgehenden Erziehung gegenüberstehen. Grundsätzlich illustriert die Spannung zwischen den beiden Figuren den Widerstand der Scholastik gegen die neue Strömung des Humanismus.

So wehrt sich Gargantua vehement gegen Ponocrates' diktierte Lernvorschriften und hält sich argumentativ weiter an dem fest, was ihm Tubald beigebracht hatte. Schon zur Aufforderung, früh aufzustehen, hält der Riese eine Weisheit aus seiner alten Bildungsetappe bereit: „[M]ein alter Meister Tubald“, erklärt Gargantua, „Predigt mir oft, das diß nicht gar der vortheil sey, geschwind lauffen, sonder bei zeiten ablassen zuwissen.“ Oder: „Frü auffstehen ist nicht gut, Frü trincken noch das best thut.“¹⁰⁴³

Sein faules Verhalten wird nach der Tradition des Grobianismus verteidigt und nach scholastischer Methode durch Anführung von Beispielen legitimiert:

Ponocrates zeigt jm *etwan* an, daß er nicht so bald vom Bett sich bekröpfen solt, eh er zuvor eine vbung vorgehabt het. Da antwort Gargantubal: Was? hab ich mich nicht genug geübt: Ich hab mich wol sibem tag im Bett herumb gekälbert eh ich auffstund: Ist das nicht genug? Bapst Alexander that jm doch also auß rhat seines Jüdischen Artzet, vnnd lebt seinen Neidigen zu leid, biß er starb.¹⁰⁴⁴

Dass Gargantua ganz selbstverständlich als Gargantubal seinen scholastischen Präzeptoren vertritt, zeigt sich sowohl in seiner Scheu vor Fleiß („Was? hab ich mich nicht genug geübt?“) als auch in dem legitimierenden Beispiel aus den Legenden um Papst Alexander VI. Das Pontifikat Alexanders war in den letzten 10 Jahren des 15. Jahrhunderts geprägt von Korruption, Gewalt und hemmungsloser Kirchenpolitik. Er missbrauchte das Amt des Kirchenoberhauptes für rücksichtslose Bereicherungen seiner Familie und seiner Begünstigten. Zuweilen wurde er von Zeitgenossen als leibhaftiger Antichrist bezeichnet, der sich dem Teufel verschrieben hätte.

Gargantuas Beispiel verweist auf einen primären und einen sekundären Sachverhalt. Im Vordergrund steht die Nennung eines Lebensstils, der für die Gesellschaft, sei es in ökonomischer oder sozialer Hinsicht, keinen Mehrwert darstellt. Der Riese setzt sich mit Papst Alexander VI. gleich, um die Selbstbezogenheit der Scholastik zu karikieren. So wie Alexanders VI. skrupelloses Streben nach Macht und Reichtum die zeitgenössische

¹⁰⁴³ Gkl, Kap. 24, S. 240 [310].

¹⁰⁴⁴ Gkl, Kap. 24, S. 240 [309].

Bevölkerung empörte, pflegt auch die scholastische Lehre einen unehrlichen, machtgetriebenen Umgang. Als zweite Thematik sticht die Nennung des jüdischen Arztes hervor. Alexanders VI. persönlicher Arzt war der Jude Bonet de Lattes, ein Arzt, Astronom und Astrologe, der für den Dienst im Vatikan aus der Provence nach Rom zog. Bonet machte sich einen Namen mit der Erfindung astronomischer Geräte, mit deren Hilfe die Höhe der Sterne gemessen werden konnte.¹⁰⁴⁵ Es ist schwierig, anhand der dem Papst gewidmeten Werke die Tragweite der Rolle des Arztes herauszulesen. Auf alle Fälle greift seine Nennung die im Anschluss lang ausgeführte Problematik des Arztes vorweg, der in die natürliche Leiblichkeit des Menschen eingreift.

Groteskes, Grobianus

Ein bedeutender Fokus des 24. Kapitels liegt auf der Leiblichkeit beziehungsweise auf den Elementen des Grotesken. Das gelobte Konzept des primitiven, ungebändigten Körpers sieht sich durch das in der Frühen Neuzeit anerkannte Feld der Ernährungswissenschaft gefährdet. Der Vorwurf des *Gargantua* und der *Geschichtklitterung* besteht nun darin, dass die strikten medizinischen Anweisungen nicht dem Wohl des Körpers dienen, sondern ihm Leid zufügen, indem sie ihn gegen seine Natürlichkeit formen und die Einnahme von Gift und unnützen Stoffen erzwingen. In retrospektiver Betrachtung des oben erläuterten Beispiels zum Leben und Tod Papst Alexanders VI. bleibt hinzuzufügen, dass zeitgenössische Schriften Alexanders Tod mit einer Vergiftung in Zusammenhang brachten. Dem Leibarztes Bonetus de Latis böse Absichten zu unterstellen – was bei dem im Mittelalter beargwöhnten Volk der Juden ohnehin naheliegend war – bedeutet generalisierend, dass grundsätzlich von einer Gefahr zu sprechen sei, wenn man sein Leben einem Arzt anvertraute.

Darüber hinaus figuriert der Körper nach dem grobianischen Verständnis als unantastbares Heiligtum des Menschen, als sein Territorium, in dem er Herr sein und eine nahezu unbegrenzte Freiheit ausleben darf. Rabelais liefert die Vorlage für körperfixierte Darstellungen. Fischart greift den Fokus auf und erweitert ihn – orientiert am Grobianus-Begriff nach Kasper Scheidt.

¹⁰⁴⁵ Vgl. Singer, Isidore (Hg.): *The Jewish Encyclopedia: A Descriptive Record of the History, Religion, Literature, and Costumes of the Jewish People from the Earliest Times to the Present Day*. New York 1906, Bd. 3, S. 305.

Il dispensoit [= distribuait] doncques
son temps en telle façon, [...] ¹⁰⁴⁶

Dispensirt, *diätirt*, vnnd theilet seine
zeit solcher gestalt auß, [...] ¹⁰⁴⁷

Fischart antizipiert die Auseinandersetzung mit der Körperlichkeit Gargantuas, indem er in der Version 1582 schon im Kontext der strikten Zeiteinteilung die Thematik der Ernährungsregelung anführt. Das hinzugefügte Wort „diätirt“ unterstreicht, dass nicht nur die Zeit reglementiert wird („theilet seine zeit [...] auß“), sondern auch die Ernährung Ponocrates’ strikten Vorgaben unterliegt. Die Aneinanderreihung suggeriert zudem, dass Anordnungen zum rechten Umgang mit Körper und Zeit nicht isoliert voneinander zu betrachten sind. Die ausführlichen Tätigkeiten, denen Gargantua mit Fokus auf seine Körperlichkeit nachgeht, bedürfen eines Zeitaufwandes, den ihm keine Lehrmethode gestatten will. Die Zeitersparnis, wie sie insbesondere im humanistischen Bildungsweg, aber auch schon bei den Scholastikern diktiert wird, zieht den Körper in Mitleidenschaft. Doch der Riese ist Körper durch und durch. Körper meint nach grobianischem Verständnis ein Erfahren von Körpersäften, -exkrementen und von exorbitantem Konsum. Der Gegner dieser Leibeserfahrung ist die Hygiene. So begrüßt es Gargantua, wenn unter dem Deckmantel absurder Zeiteinsparungen die Körperhygiene gekürzt wird: „Dann seine Preceptores lehrten jhn, daß wann man sich anders strâlet, wâschet vnnd wischet, wer *es* so viel, als die zeit vnütz verliren vnnd mißbrauchen“. ¹⁰⁴⁸

Keine Zeiteinsparung zeigt er hingegen im exzessiven Umgang mit Fäkalien und weiteren Körperausscheidungen:

Nachgehends schiß er, pißt er, fartzt er, seicht er, erprach sich, rib sich: streiffit sich: juckt sich: dânet sich: stach ein stund säuren auff: niset: kodert: göwet: ginet nach dem Leinlachen: steuret vnnd rib die Zân: Hustet: Schweiset: Plutet: Bekotzet vnnd schneitzet sich **wie der best ErtzPriester: der jetzt die Kantzel antretten soll**. ¹⁰⁴⁹

Die Körpersäfte Magensäure, Blut, Nasenschleim und Schweiß gehören genauso zur Körpererfahrung wie die Ausscheidung von Erbrochenem. Die Pointe am Ende des Satzes knüpft an eine Erfahrung der Messe an. Durch sein Naseputzen wird der katholische Priester in die Kategorie der leiblichen Menschen eingeordnet – eine Verknüpfung, die den Geistlichen

¹⁰⁴⁶ G, Kap. 21, S. 56.

¹⁰⁴⁷ Gkl, Kap. 24 S. 239 [308].

¹⁰⁴⁸ Gkl, Kap. 24, S. 239 [309].

¹⁰⁴⁹ Gkl, Kap. 24, S. 239 f. [309].

ausgerechnet im abschließenden Höhepunkt der Passage in ein schlechtes Licht stellt und der Aufzählung die Funktion der Kirchenkritik zuspricht.

Ähnlich verhält es sich am Ende der hinzugefügten zwei Seiten des Kapitels. Nachdem Fischart unabhängig von seiner französischen Vorlage die Argumentation gegen den zeitlich getakteten Alltag fortgeführt hat, schließt er mit den Worten: „*Die Nonnendiet ist gut, vmb vier gessen zu fünffen schlaffen*“.¹⁰⁵⁰ Als Pointe am Ende der Ausführungen spottet der Erzähler mit einem Negativbeispiel über den Eifer, Ernährung strikt an einen Zeitplan zu binden. Er unterstreicht, dass Urheber dieser Idee die Klöster sind, die sich selbst strikt nach den Plänen orientieren, dabei jedoch weder einen realen Mehrwert für die Gesellschaft schaffen noch dem eigenen Wesen konform leben.

Die Tatsache, dass die scharfe Zeiteinteilung auch noch unter Ponocrates' humanistischer Erziehung herrscht, lässt diverse Schlüsse zu: Entweder will der Erzähler betonen, dass nicht das Zeitmanagement selbst, sondern die Inhalte und Lernstrategien zu problematisieren sind. Alternativ sollen beide Bildungsformen vermischt werden und unter dem Aspekt der verpönten Rigorosität und unsinnigen Planungswut gemeinsam ins Kritikfeld geraten.

Als Repräsentant des Ur-Lebens, des triebhaft körperlichen und primitiven Lebewesens, appelliert Gargantua an einen ursprünglichen Lebensstil, der mit den Grundbedürfnissen des menschlichen (riesenhaften) Seins in Einklang ist: „Was geht mich die Rotweise Kalendrige Fasten vnnnd Nitfasten an? Die Hund essen Graß, wann es regnen will, vnnnd sie Purgiren sich darmit. Was ‚Diætæ‘, die einen tödten?“¹⁰⁵¹ Die monastische Zeiteinteilung wird als unmenschlich und schädlich beurteilt, die intuitive Selbstbestimmung über den Körper hingegen – am Beispiel des instinktiven richtig handelnden Hundes – als wesenseigen und gesund erachtet.

Die doch sehr primitive Betrachtung des Menschen mutet im Kontext des Bildungskapitels seltsam an. Betrachtet man Fischarts Bearbeitung des ‚Dil Ulenspiegel‘-Prosatextes in *Eulenspiegel reimensweis*, wird ersichtlich, dass zwar ein großes Interesse Fischarts am Grobianischen nicht zu leugnen ist, jedoch das Ziel seiner Überarbeitungen nicht im Grobianismus selbst zu finden ist. Das Werk, das fast den doppelten Umfang seiner Prosatextvorlage umfasst,¹⁰⁵² verfeinert sogar in manchen Textpassagen den groben Charakter

¹⁰⁵⁰ Die Aussage bringt die zweiseitige Ergänzung zu einem Abschluss, indem sie inhaltlich dort anknüpft, wo sich Rabelais' Text zuletzt befand: „Lever matin, n'est point bon heur, Boire matin est le meilleur.“ (G, Kap. 21, S. XXX) Bei Fischart: „Frü auffstehen ist nicht gut, Frü trincken noch das best thut.“ (Gkl, Kap. 24, S. 240 [310]).

¹⁰⁵¹ Ebd., S. 241 [310].

¹⁰⁵² Vgl. Virmond, Wolfgang: *Eulenspiegel und seine Interpreten*. Berlin 1981 (= *Facetiae* 2), S. 199 f. FN 132. Vgl. auch Seelbach, Ulrich: *Johann Fischarts 'Eulenspiegel reimensweis' - eine Heiligenlegende in Reimen*. In:

Eulenspiegels.¹⁰⁵³ Das Vorwort zu Fischarts Eulenspiegeltext thematisiert eine Welt, die in zwei Stufen unterteilt ist: einen niederen und realen Bereich des Bürgerlichen, der sich nur auf die Dauer und den Bestand des Lebens richtet, und einen hohen, abstrakten Bereich, der unter anderem an den Universitäten zum Streitpunkt wird. Der Prolog verspricht dem Leser, dass der Text immer auf der Ebene der Eulen bleibe, das heißt nicht hoch aufschwinge, um nicht Ikarus' Schicksal zu erleiden. Sommerhalder sieht in dieser Verurteilung des abstrakten Geistes einen calvinistischen Zug von Fischarts Dichtung. Nach ihm betrachtet Fischart die Auseinandersetzung mit dem „Hohen“ als die Ursache der Isolierung und Versteinerung der Menschen und als sündhaftes Werk.¹⁰⁵⁴ Bevorzugt wird also der niedere Bereich des Gegenständlichen und Alltäglichen, in dem Fischarts *Eulenspiegel*, aber auch seine *Geschichtklitterung* spielt. Gegenstände und Situationen werden durch Herbeiziehen von Eigenschaftslisten so plastisch wie nur möglich beschrieben.¹⁰⁵⁵ Dabei geht es nicht nur darum, den Gedanken vom Abstrakten zum Konkreten und vom Extravaganten zum Gewöhnlichen zu führen, sondern letztlich darum, für das Christentum in seiner ursprünglichen, einfachen Form zu werben. Die religiösen Reglementierungen (etwa die oben genannten Fastengebote) richten sich folglich einerseits gegen die Natürlichkeit des Menschen, aber entstellen auch das, was die reformatorischen Autoren als ‚wahres Christentum‘ identifizierten.

Auch die Ablehnung der festgelegten Fastenzeiten ist nicht ausschließlich das Zeichen für ein Plädoyer für die primitive, körperlich gesteuerte Lebensweise, sondern im Grunde genommen ein reformatorischer Gedanke.¹⁰⁵⁶ Im gleichen Sinne erklärt und klagt Gargantua in der Ergänzung der *Geschichtklitterung*: „man hat mich nie darumb geschlagen, wie vmb das betten. Dann sauffen, schmeissen, bulen, schweren. Darff man keinen wies betten lehren.“ Geistliche Handlungen, so sprechen Figur und Erzähler zugleich, dürfen nicht reglementiert werden, um nicht einer sinnentleerten Perversion zu verfallen. In Anlehnung an die französische Vorlage dekliniert das Kapitel genau diese Deformierung des Glaubenslebens durch. Gargantua besucht 26-30 Messen in Folge, bis ihm ein sogenannter ‚Horasbeter‘ den Platz in der Kirche streitig

Literatur und Kultur im deutschen Südwesten zwischen Renaissance und Aufklärung. Wilhelm Kühlmann (Hg.). Amsterdam u.a. 1995, S. 173-184, hier: S. 173 f.

¹⁰⁵³ Vgl. Seelbach, Ulrich: Johann Fischarts 'Eulenspiegel reimensweis' - eine Heiligenlegende in Reimen. In: Literatur und Kultur im deutschen Südwesten zwischen Renaissance und Aufklärung. Wilhelm Kühlmann (Hg.). Amsterdam u.a. 1995, S. 173-184, hier: S. 175.

¹⁰⁵⁴ Vgl. dazu Ebd., S. 23. Sommerhalder benennt an anderer Stelle Fischarts Denkart als eine „radikale Gegenbewegung zum begrifflichen scholastischen Denken“. Ebd., S. 119.

¹⁰⁵⁵ Vgl. für Beispiele: Goldemann, Eberhard: Barockstil bei Fischart. Diss. Tübingen 1934, S. 31.

¹⁰⁵⁶ Vgl. Kellner, Beate: Verabschiedung des Humanismus: Johann Fischarts "Geschichtklitterung". In: Humanismus in der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. XVIII. Anglo-German Colloquium Hofgeismar 2003. Nicola McLelland, Hans-Jochen Schiewer u. Stefanie Schmitt (Hgg.). Tübingen 2008. S. 155-181, hier: S. 162 f. Kellner beschreibt, wie sich Fischart gegen kirchliche Fastengebote ausspricht.

macht. Des Erzählers Begründung von Gargantuas übertriebenem Eifer liegt in dem lateinischen Sprichwort „Ubi maxima spes, ibi minima res“, auf Deutsch: „Was man am ehesten hofft, geschieht am wenigsten.“ In den katholischen Reglementierungen liege das bittere Paradox, dass der große liturgische Aufwand den Himmel dem Gläubigen nicht näher bringt – im Gegenteil: Wahre Frömmigkeit wird vom Eifer um kirchliche Anerkennung überschattet. Im ähnlich satirisch-ironischen Ton wird die katholische Kirche dabei als Urheberin der Glaubensdeformierung angebetet:

toutes ces Kyrielles: et tant curieusement
les epluchoit, qu'il n'en tomboit un seul
grain en terre.¹⁰⁵⁷

Mit demselben mammelt vnd mummelt er
alle seine Kirchen lös vns: vnd erkernet,
ertreschet, vnnnd erlaß es so eygentlich, das
nicht ein einigs kornlin vmbsonst auff die
Erd ful, *es hett kein frachmentaklaubend
Hündlein daruon ein Brósamlein vnder
des Herrn Tisch gefunden.*¹⁰⁵⁸

Wie so oft zeigt Fischarts Text durch seine Ergänzungen zwei Teile: die leicht abweichende Übernahme seiner Vorlage und darüberhinausgehende Assoziationen zum besprochenen Sachverhalt. Bei Rabelais werden die ‚Kyrielles‘ beziehungsweise die geistlichen Hilferufe an keinen expliziten Adressaten gerichtet. Erst Fischarts Text identifiziert die Kirchen als gesellschaftsfeindliche Instanz, die sich als dem Geiz verfallen zeigt. Darüber hinaus verdeutlicht die hinzugefügte Gebetsformel „lös vns“ eine bemerkenswerte christologische Uminterpretation: Eine Kirche, die zu Zwecken der Erlösung angerufen wird, lehnt sich offensichtlich an die Vorstellung eines erlösenden Heilands an. Die Verbindung zur Figur Christi wird im zweiten Teil verstärkt, indem das Korn, das zur Erde fällt, als Brosamen aus Matthäus 15,27 identifiziert wird. Der Bibelvers entstammt einem Dialog zwischen Christus und einer Kanaanäerin („Cananeisch weib“), das heißt einer Nichtjüdin, die um ein Wunder der Heilung für ihre Tochter bittet. Mit der Metapher des Brotes prüft Christus ihren Glauben:

Aber er antwortet vnd sprach / Es ist nicht fein / das man den Kindern jr Brot neme / vnd
werff es fur die Hunde. Sie sprach / Ja HErr / Aber doch essen die Hündlin von den
brossamen / die von jrer Herrntisch fallen. Da antwortet Jhesus / vnd [254b] sprach zu jr /

¹⁰⁵⁷ G, Kap. 21, S. 57.

¹⁰⁵⁸ Gkl, Kap. 24, S. 243 [314].

O weib / Dein glaube ist gros / Dir geschehe wie du wilt. Vnd jre Tochter ward gesund zu der selbigen stunde.¹⁰⁵⁹

Nicht ein ganzes Brot, sondern nur einzelne Brosamen sind es, wonach die Kanaanäerin fragt. Im kleinen Bescheidenen und Vertrauensvollen, so suggeriert der Text, liegt der wahre Glaube. Im scharfen Kontrast zur zuvor karikierten katholischen Parole „Ubi maxima spes, ibi minima res“ setzt die nach protestantischem Verständnis wahre Gottgefällige auf die kleine Geste der Gnade statt auf eine große Zahl an Ritualen.

So ist festzuhalten, dass die an den Grobianus anklingende Leiblichkeit in vielerlei Beziehung auf die protestantische Vorstellung der Einfachheit des Glaubens anspielt. Die Körperlichkeit figuriert in einer Welt der kirchlichen Reglementierungen als Alternativreligion derjenigen, die mit dem Konstrukt der großen Kirche brechen. „Im trincken hett er kein Maß, regel, noch zehengebott“.¹⁰⁶⁰ Gargantuas ablehnende Haltung stellt in grotesk überspitzter Manier die Befreiungsbewegung des Protestantismus dar.

Die Merkmale der körperlichen Substitutionsreligion werden im 25. Kapitel fortgesetzt. So wäscht sich Gargantua nach dem Gebet etwa „mit frischem Wein“ die Hände, greift also beim Reinigungsritual nach einem bedeutenden Gegenstand, der die Kontexte der Zecherei und des christlichen Abendmahls zusammenführt.

Das Festmahl als neue Religion - Fischarts Ergänzungen im 25. Kapitel

Das 25. Kapitel mag durch seinen Listencharakter seltsam anmuten. Hier werden Spiele aufgezählt, die bei Regen als Alternative zum Studium herangezogen werden. In Fischarts Version wird der Liste noch ein Text vorangestellt, der zwar eine ähnliche Form der Aufzählung zeigt, jedoch durch den Fließtextcharakter Assoziationen außerhalb der Spielbezeichnungen zulässt.

Auch hier kommen religionspolemische Komponenten nicht zu kurz. Etwa als Assoziation im Zusammenhang mit den Schweinklauen, die Gargantua als Zahnstocher benutzt, fügt er hinzu, diese seien wie die „*Ellendskloen*“ des Papstes, die er „*zuküssen darff bieten*“.¹⁰⁶¹ Die ‚Klön‘, ein Dialektwort für ‚Klauen‘, diffamiert den Papst als abscheuliches Monster. Auch Wortspiele

¹⁰⁵⁹ Matthäus 15,26-28.

¹⁰⁶⁰ Gkl, Kap. 24, S. 244 [315].

¹⁰⁶¹ Gkl, Kap. 25, S. 245 [316].

bergen Sticheleien gegen den Klerus. Wenn sich der Erzähler der Leserschaft als „jhr meine liebe Superattendentige Zuloser“¹⁰⁶² zuwendet, verbindet er dabei die Begriffe ‚Superintendent‘ und ‚attendentig‘ für ‚aufmerksam‘ in einem Wort. Der sogenannte ‚Zuloser‘ (Zuhörer) wird mit dem kirchlichen Amt des Superintendents identifiziert, womit der Erzähler vorgibt, den Text nicht an das allgemeine Volk, sondern an Geistliche zu richten. Wohl ist dem Vorwort zu entnehmen, dass Fischart mit seinem Werk den Anspruch erhebt, an die breite Bevölkerung gerichtet zu sein. Die religionspolemische Botschaft des Romans aber zielt konkret auf den aus reformatorischer Sicht verpönten Klerus.

Darauf folgt eine besonders interessante Stelle, in der sich Gargantua einmal mehr im defensiven Argumentieren übt:

Dann von Natur schlaff ich gesaltzen, *der schlaf ist das **Saltz des Lebens***, vnd daß schlaffen hat mich allzeit so viel Schuncken gekost. Das ist die recht Ortographi auff fressen vnnnd sauffen. also erlangt man des **Theophrasti lang leben**: lehrnet man doch inn der Dialectick. ‚Qui benè bibit, benè dormit‘, Wer wol saufft, schlaffet wol, wer wol schlafft, sündiget nicht, derhalben laßt vns sauffen vnnnd schlaffen, daß wir nit sündigen.¹⁰⁶³

Gargantua legitimiert das Trinken unmittelbar nach dem Aufstehen, indem er sein Naturell in eine biblische Metapher miteinfließen lässt. Das Argument lautet: Ein ‚salzig schlafender‘ Mensch braucht morgens früh was zu Trinken. Die Begrifflichkeit geht zurück auf die christliche Semantik des Salzes. Die drei Evangelien Matthäus (5,13), Markus (9,50) und Lukas (14,34f.) benennen den Christen als das Salz der Welt, als positiven geistlichen Einfluss auf die Menschheit. Die Ironie ist durch die karnevaleske Darstellung offensichtlich: Nicht tagsüber, sondern nachts, bei Untätigkeit, befindet sich Gargantua in der Funktion des geistlichen Salzes. Die bevorzugte Verwendung der Nacht liegt im „fressen vnnnd sauffen“. Schlafen ist hingegen Zeitverschwendung, die einem den „Schuncken“ (Schinken) vorenthält. Die Komponente des christlichen Lebens kann verschlafen werden, doch die Momente ohne Essen werden als Verlust gewertet. Letztere schaffen stattdessen ein immer weiterwachsendes Verlangen nach physischer Sättigung.

Neben der Ursache – Gargantuas Naturell – wird auch das Ziel als zweite Hälfte der Begründung angeführt. Die kurze Assoziation mit Theophrastos von Eresos, der gemäß Diogenes mit 85 Jahren starb, „nachdem er in seiner Arbeit etwas nachgelassen hatte“¹⁰⁶⁴, greift

¹⁰⁶² Ebd., S. 256 [329].

¹⁰⁶³ Gkl, Kap. 25, S. 256 [330].

¹⁰⁶⁴ Diogenes Laertios: Leben und Lehre der Philosophen. Buch V,40 (Theophrast). Stuttgart 2010, S. 233.

das faule Leben des Riesenbabys ironisch auf – wohl mit der Idee, dass von morgens bis abends fressen und saufen auch als Arbeit gewertet werden kann. Darauf aufbauend geht die Begründung in eine pseudochristliche Kausalkette über. Der Hinweis auf die nächtliche Inaktivität mit ihren Auswirkungen auf das christlich-moralische Leben knüpft an der erstgenannten Begründung an. Der Schlafende ist der Schuldlose. Er verhält sich moralisch neutral.

Gargantuas oberste Religion ist und bleibt der Konsum von Genussmitteln. Nach eigener Aussage meint der junge Riese dadurch Macht über den Tod zu erlangen – Erlösung auf dem kulinarischen Weg. „Ich halts mit dem alten glauben, der frißt kein Stiffel er sey dann geschmiert: Wer nicht alt will werden, stoß den halß jung am Galgen ab.“¹⁰⁶⁵ Der „alte glauben“, also die alte, scholastische Erziehung von Tubald, wird deshalb bevorzugt, weil sie ein Leben in ewiger Jugend verspricht. Der Tod wird dazu eingeladen, dem Leben ein Ende zu setzen, wenn es sich im Zustand der Sättigung, Erfüllung und des höchsten leiblichen Glücks befindet.

2.3 Renaissancehumanismus (18,26-27)

Im Zentrum der humanistischen Bildung steht das Streben nach dem Ideal der antiken Redekunst. In den 1520er und 1530er Jahren gewannen Melanchthons Texte zur *Rhetorik* und *Dialektik* in humanistischen Kreisen an Bedeutung und waren auch bei Philippe des Marrays und Erasmus beliebt. Dessen griechische und lateinische Grammatik galt seinerzeit als Standardwerk des Sprachunterrichts. Neben seiner pädagogischen Leistung war das Werk des deutschen Humanisten auch von politischer Geltung: So holten die Du Bellays Melanchthon 1535 nach Paris, mit dem Vorhaben, den konfessions- und bildungspolitischen Austausch zwischen Frankreich und den protestantischen Fürstentümern zu fördern. Auch Johannes Sturm wirkte vor seinem Wegzug nach Straßburg in Paris. Sein Charakter diente, so Huchon, als Vorlage für die Figur des humanistischen Präzeptors Ponocrates.¹⁰⁶⁶

Auch Straßburg wuchs in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu einem akademisch bedeutenden Zentrum heran. Die hervorragende Lage als Knotenpunkt zwischen Paris, den

¹⁰⁶⁵ Ebd.

¹⁰⁶⁶ Vgl. Huchon, Mireille. Paris 1994, S. 1104.

Niederlanden, der Schweiz und Italien begünstigte seine humanistische Entwicklung.¹⁰⁶⁷ Konfessionspolitisch galt die protestantische Reichsstadt im katholischen Elsass als ein bedeutendes Zentrum zur Zeit der Reformation und Gegenreformation. In Sturms Gymnasium (gegründet 1538) herrschten drei Hauptanforderungen: die Pietas, die Sapientia und die Eloquentia. Die ‚Pietas‘ meint die Erkenntnis Gottes durch die Bibel und Luthers Auslegung im Katechismus. Auch Kinder sollen nach ihr erzogen werden und die Gesellschaft nach ihr ausgerichtet sein. Die ‚Sapientia‘ meint die Sachkenntnis. An Sturms Gymnasium wurde großer Wert auf den Unterricht der klassischen Philologie gelegt. Schließlich die ‚Eloquentia‘: Sie meint die Beredsamkeit in der lateinischen Sprache.¹⁰⁶⁸ Die theologische und rhetorische Komponente verband sich zur „sapiens atque eloquens pietas“, womit die kluge und beredte Frömmigkeit zum Ziel aller Bildung wurde. Dadurch entsprach Sturm seinem Zeitgenossen Melanchthon, bei dem „eruditio“ genauso wenig ohne „pietas“ zu denken war.¹⁰⁶⁹ Beide Gelehrte äußern sich in ihren Schriften programmatisch zu diesem Bildungsideal.¹⁰⁷⁰ Obgleich Rabelais in Paris wirkte und Fischart vierzig Jahre später im fernen Straßburg bei Sturm gymnasiale Ausbildung genoss, ist eine Verbindung ihrer reformatorisch-humanistischen Prägung zu verzeichnen: Die Beliebtheit Melanchthons in den 1530er-Jahren in Paris und die Bedeutung, die seine Schriften durch Sturms Schüler noch am Ende des 16. Jahrhunderts in Straßburg innehaben, verbindet nicht nur die zwei Zeiten, sondern auch die zwei Städte des französischen und deutschen *Gargantua*-Romans.

2.3.1 Kapitel 18

*DES Gargantuwalds Vatter sahe wol, daß sein schöner Filius an jhm nichts ließ erwinden allen fleiß fürzuwenden, vnnd kein stund hinschleichen ließ, darinn er nit ein Lini zog [...] aber das er gleichwol nichts zu höherer künst verstand fortstieg, sonder nur wuchse [...] jhe lenger jhe Nârrischer, ward mit gewalt zu eim Stockfisch, Plateisel, Tölpel, Fantasten [...].*¹⁰⁷¹

¹⁰⁶⁷ Vgl. Kühlmann, Wilhelm und Walter E. Schäfer: Literatur im Elsaß von Fischart bis Moscherosch: gesammelte Studien. Tübingen 2001, S. 2.

¹⁰⁶⁸ Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 12.

¹⁰⁶⁹ Vgl. Mährle, Wolfgang: Academia Norica. Wissenschaft und Bildung an der Nürnberger Hohen Schule in Altdorf (1575-1623). Stuttgart 2000 (= Contubernium 54), S. 192.

¹⁰⁷⁰ Vgl. Ebd., S. 192.

¹⁰⁷¹ Gkl, Kap. 18, S. 214 [276].

Als Grandgousier konstatiert, dass der Erfolg von Gargantuas enormer schulischer Investition ausbleibt, nimmt er Abstand von der bisherigen philosophischen Schule und vertraut seinen Sohn humanistischen Gelehrten und Pädagogen an. Aus der Perspektive von „don Philippe des Marays Viceroy de Papeligosse“¹⁰⁷² beziehungsweise „Dom Philippo von Marach, Vicekönig inn Papeligosse“¹⁰⁷³ wird zum ersten Mal von einem Außenstehenden Kritik an der sophistischen Bildung geübt. Alles dadurch Erlernte erfülle keinen Zweck, raube Zeit und Kraft, ohne den Menschen voranzubringen.¹⁰⁷⁴ Das Reich ‚Papeligosse‘ ist nach Huchon eine Anlehnung an das fiktive Land ‚Papagoce‘ oder ‚Pampaligosso‘¹⁰⁷⁵ – ein Utopia, mit dem Schlaraffenland vergleichbar, das seinen Bewohnern Lebensfreude und Genuss verspricht. Im Anschluss an die scholastische Bildung steht es umso mehr im Kontrast zur weltabgewandten sophistischen Pseudogelehrsamkeit.¹⁰⁷⁶ Hinter dem gelehrten Vizekönig aus dem Land der Genüsse steckt Erasmus selbst. Des Marays ist das Anagramm des Namens D[esiderius] Erasmus. Aus den Buchstaben lässt sich D ERASMYS rekonstruieren. Das Y fungiert dabei als Substitution des griechischen Ypsilon. Da einer der beiden Buchstaben A von ‚Des Marays‘ überschüssig ist, handelt es sich um ein imperfektes Anagramm, wie sie im 16. Jahrhundert nicht untypisch waren.¹⁰⁷⁷ Rabelais betont durch diese Namensgebung seine Verbundenheit mit dem Humanisten, der programmatisch als Auftakt zur neuen Bildung genannt wird.

Trotz dieses eklatanten Bruches zu Beginn des Kapitels 15 (*Gargantua*) respektive 18 (*Geschichtklitterung*) unterscheiden sich die humanistischen Lernmethoden auf den ersten Blick nicht von der diffamierten mittelalterlich-scholastischen Erziehung. So sind neben dem strikten Lernrhythmus auch Elemente wie etwa das Vorlesen, Auswendiglernen und Repetieren feste Bestandteile sowohl des klösterlichen als auch des humanistischen Bildungssystems. Allerdings verspricht die humanistische Lehrmethode eine beeindruckende Effizienz, von der in der scholastischen Schule nicht die Rede sein kann.¹⁰⁷⁸ Außerdem zeigt eine inhaltliche

¹⁰⁷² G, Kap. 15, S. 44.

¹⁰⁷³ Gkl, Kap. 18, S. 214 [276].

¹⁰⁷⁴ Vgl. G, Kap. 15, S. 44: „Car leur sçavoir n'estoit queu besterie, et leur sapience n'estoit que moufles, abastardisant les bons et nobles esperitz, et corrompent toute fleur de jeunesse.“ Vgl. Auch GK, Kap. 18, S. 208: Des Marays ermahnt Gargantua „dass ihm schier nutze wär nichts zulehrnen, als zulehrnen das ihm nichts nutz wer.“

¹⁰⁷⁵ Vgl. Huchon, Mireille. Paris 1994, S. 1104.

¹⁰⁷⁶ Vgl. Gnüg, Hiltrud: Utopie und utopischer Roman. Stuttgart 2015, S. 54 f.

¹⁰⁷⁷ Vgl. Chamard, Henri: Dictionnaire des lettres françaises. Le Seizième Siècle. Georges Grete (Hg.). Paris 1951, S. 47: Stichwort ‚Anagramm‘: „L’anagramme est parfaite, quand les lettres du mot sont *toutes* employées et *seules* employées dans la combinaison nouvelle. Mais il arrive assez souvent qu’on se permette de retrancher ou d’ajouter certaines lettres.“

¹⁰⁷⁸ Mit Lernzeiten von 16 bis 19 Jahre für je ein Werk, präsentiert die erste scholastische Bildungsetappe eine Methode fernab von jeglicher Effizienz. Vgl. Gkl, Kap. 17, S. 211 f. [272 f.].

Neuorientierung nach einem humanistisch hoch bewerteten Katalog, der Lernende wie schon Eudemon zu jungen, angehenden Renaissancemenschen mit umfassendem Wissen, einem eloquenten und – im Kontrast zu Meister Janotus¹⁰⁷⁹ – auch in Latein überragenden Ausdruck formt.

Die Problematik sind also einerseits die Methodik und andererseits die Inhalte. In die gleiche Kategorie fällt Erasmus' Ermahnung, die Zeit recht zu nutzen, sie mit den richtigen Lerninhalten zu füllen.¹⁰⁸⁰ Es ist also nicht der Lerneifer der Sophisten, der sie zur Zielscheibe des Spottes macht. Rabelais unterstreicht vielmehr, dass ihr Bildungswesen zwar der Form nach den Anforderungen des nachfolgenden humanistischen Systems weitestgehend entspricht, aber sich Inhalte wählt, die der Lehre nicht dienen.

Als Beweis von Gargantuas illiteratem Status fungiert seine formlose Reaktion auf Eudemos erhabene Gelehrtenrede:

Mais toute la contenance de Gargantua fut, qu'il se prit à pleurer comme une vache,	Hingegen wußt sich Gargantua nicht anders zustellen, als dz er, all dieweyl der redet, greinet vnnd weynet wie ein <i>sieche</i> Kuh,
et se cachait le visage de son bonnet, et ne fut possible de tirer de lui une parole, non plus qu'un pet d'un âne mort. ¹⁰⁸¹	vnnd das gesicht hinder sein Hütlein verbarg. Vnnd es vnmöglich ein einiges wörtlin von jhm zubringen, vil minder als ein furtz von eim todten Esel. ¹⁰⁸²

Nach jahrzehntelangem Aneignen von Wissen vollzieht Gargantua die erste Selbstreflexion aufgrund des Vergleichs mit Eudemon und findet sich auf dem Nullpunkt der Bildung wieder. Fischart übersetzt getreu dem Inhalt, verwendet nur mehr Zeilen, um den Text in gängiges, verständliches Deutsch zu fassen. Der Zusatz „all dieweyl der redet“ erläutert etwa, dass mit Rabelais' „contenance“ nicht der Inhalt einer emotionalen Antwort, sondern einer gesprochenen Gegenrede gemeint ist. Gargantua weint nicht nur, sondern spricht weinend seine paar Worte der ‚gelehrten‘ Selbstdarstellung.

¹⁰⁷⁹ Die Figur des Meister Janotus tritt wenige Seiten später auf. Vgl. G, Kap. 19, S. 51 und GK, Kap. 21, S. 219.

¹⁰⁸⁰ Desiderius Erasmus Roterodamus: *Opvs epistolarvm, denno recognitvm et avctvm per Percy S. Allen*. Bd. 1. Oxford 1966, S. 173.

¹⁰⁸¹ G, Kap. 15, S. 45.

¹⁰⁸² Gkl, Kap. 18, S. 216 [279 f.].

Doch wieso weint Gargantua angesichts des Unterschiedes zwischen ihm und Eudemon? Während Gargantua für einen animalischen Charakter steht, als dilettantisch und ungenügend gilt, ist Eudemon das Sinnbild der Eloquenz. Gargantuas Potenzial ist begrenzt. Seine Rede entspricht einer Nullrhetorik, einer Leichensprache (still wie ein toter Esel). Außerdem gibt er sich Extremen hin, die es in der Rhetorik nicht gibt: dem Lachen und dem Weinen, den zwei Enden der diffamierten Unausgewogenheit.

Die letzte Rettung von Gargantuas Bildung, der radikale Umbruch in der Erziehungsmethode, wird durch die Einnahme eines Purgativs besiegelt. Alle bisherigen Lerninhalte werden dadurch ausgeschieden.

Heimatverbundenheit und Humanismus

Fischarts Textmodifikationen in der Auseinandersetzung mit humanistischen Bezügen aus Rabelais' Vorlage sind in enger Relation zu einer heimatliebenden Haltung zu lesen. Das Lob gilt insbesondere der deutschen Sprache. Die neusten Errungenschaften spielen ebenfalls eine entscheidende Rolle. Dabei sind die geistlichen Gesichtspunkte nicht von den bildungsorientierten zu trennen. Die oft gelobten deutschen Errungenschaften des Buchdrucks und der Bildungsreform werden mit der konfessionspolitischen Haltung der Stadt verbunden, was die häufigen Lobsprüche auf die reformierten Städte Zürich, Bern und Straßburg erklärt.¹⁰⁸³

Doch wohl das auffälligste Fischart'sche Gegensatzpaar sind die pejorativen Assoziationen zum Französischen beziehungsweise zu Frankreich und die positiv konnotierten Kontexte zum Deutschen respektive zu den deutschen Fürstentümern. Im Prolog zum *Catalogus Catalogorum* erklärt der Straßburger etwa, dass die Buchdrucker ihre Arbeit „zu rhum des Vatterlands“¹⁰⁸⁴ verrichten.¹⁰⁸⁵

In einem Atemzug mit der von Eudemon beherrschten edlen Sprache Latein wird ab der 1582-Version auch „Teutsch“ genannt, dem Latein sogar vorangestellt: Der Musterschüler spricht in „zierlichem gutem *Teutsch vnd* Latein“.¹⁰⁸⁶ Die Voranstellung der Volkssprache ist als

¹⁰⁸³ Vgl. dazu Hauffen, Adolf: Neue Fischart-Studien. Leipzig, Wien 1908 (= Euphorion. Siebtes Ergänzungsheft), S. 263-289: „Beiträge zu den Quellen der Geschichtsklitterung“, S. 176. Vgl. auch Spengler, Walter Eckehart: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göttingen 1969 (= Göttinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 422.

¹⁰⁸⁴ Fischart, Johann: *Catalogus catalogorum perpetuo durabilis*. Tübingen 1993, S. 4.

¹⁰⁸⁵ In Rabelais' Werk fällt der lobende Bezug zum eigenen Vaterland weniger exklusiv statt. So werden Pantagruels Lieblingsbücher etwa in Tübingen gedruckt, einem Druckerzentrum, dessen guter Ruf Rabelais eingesteht.

¹⁰⁸⁶ Gkl, Kap. 18, S. 216 [278].

Plädoyer für die Vernakularität zu verstehen – ein Anliegen, das Fischart bei der Übersetzung seines Romans sehr ernst nimmt und das mit der veranschaulichten Vielfältigkeit der deutschen Sprache auch Programm seines Werks ist.

Auf das eigene Land bezieht sich der Autor wenige Zeilen später durch einen sehr ausführlichen Ausbau seiner Vorlage:

Dont son pere fut tant courroussé, qu'il
voulut occire Maistre Jobelin, Mais
[...].¹⁰⁸⁷

Darab sein Vatter also erzörnet, daß er
kurtzum den Meister Jobelin wolt
vmbbringen, *oder auffs gelindest mit
jm zufahren, jn von den Schulknaben
lassen mit Ruten außstreichen, wie die
Römer dem Schulmeister thaten, der
die vnschuldige Jugend inn der
Belägerung wolt dem Feind verrhaten:
Sintemal solche Jugendverterber,
welche manche gute Art verkeren vnnd
verhindern, eben so wol der Jugend, Ja
einer gantzen **Policei** verrhäter seind,
als der so sie auff die Fleischbanck
opffert, Aber [...].¹⁰⁸⁸*

Fischart vergleicht das misslungene Handwerk des Präzeptors Jobelin mit Schulmeistern, die ihre Schüler in Kriegszuständen dem Feind auslieferten. Dieses Negativbeispiel wiederum besagt, dass Präzeptoren eine besondere Verantwortung für ihre Schüler hätten und mit der Erziehung und Bildung das Schicksal der folgenden Generationen stehe und falle. Die Jugend steht für die Zukunft des Landes, für die künftigen Werte und Systeme des Staates („*einer gantzen Policei*“¹⁰⁸⁹.) Somit liegt das Geschick des ganzen Landes in den Händen der Gelehrten. Fischart wurde in eine Zeit geboren, die durch die Bemühungen von Sturm und Melancthon bereits einer evangelischen Bildungsreform nachging und das Ziel verfolgte,

¹⁰⁸⁷ G, Kap. 15, S. 45.

¹⁰⁸⁸ Gkl, Kap. 18, S. 216 [279].

¹⁰⁸⁹ „Policei“ bezeichnet gemäß dem Grimmschen Wörterbuch vom 15. bis ins 17. Jahrhundert die „regierung, verwaltung und ordnung, besonders eine art sittenaufsicht in staat und gemeinde und die darauf bezüglichen verordnungen und maszregeln“, aber „auch den staat selbst, sowie die staatskunst, politik“. Vgl. Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. In: Berlin-brandenburgische Akademie der Wissenschaften und Akademie der Wissenschaften zu Göttingen: <http://woerterbuchnetz.de/DWB> [zuletzt aufgerufen am 06.04.17].

humanistische Rhetorik und christliche Frömmigkeit zusammenzubringen.¹⁰⁹⁰ Wortspielerische Sticheleien wie etwa „Dunstscotus“ gegen den schottischen Nominalisten und Scholastiker Johannes Duns Scotus zeigen, in welches zeitgenössische Spottlied Fischart miteinstimmt und wie er Freund und Feind nach Bildungsmethoden, aber in Anlehnung daran auch nach Nationalität festlegt.

Eudemon, der Renaissancemensch

Auch wenn er nur als gebildete Vergleichsperson zu Gargantua auftritt, sind sein Name und seine Bildung Programm für den Roman, dessen Höhepunkt am Schluss eine (anti-)monastische Bildungseinrichtung bildet. Eudemon ist genau das, was der ideale Kandidat für Thélème sein muss: Bereits sein Name, ein Verweis auf die Eudaimonie (εὐδαιμονία), nach griechisch-antiker Philosophie das höchste Ziel menschlicher Lebensführung und Zustand reiner Glückseligkeit, wie auch seine Charakteristika eines gelehrten Nobelmannes, entsprechen passgenau dem Wunsch-Thelemiten.

Eudemon gilt als Beispiel für die exzellente, effiziente humanistische Bildung, aber erinnert auch an geistliche Charakteristika. Er sei ein „tant bien testonné [= peigné], tant bien tiré, tant bien espousseté, tant honneste en son maintien, que trop mieulx ressembloit quelque petit angelot qu’un homme.“¹⁰⁹¹ Der gepflegte junge Mann von engelgleichem Aussehen ist erst 12 Jahre alt,¹⁰⁹² eloquent und feinfühlig. Wie der junge Jesus im Tempel spricht auch er auf beeindruckende Art und Weise und beweist ein wissbegieriges Wesen, das noch „an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen“ zunehmen wird – ein „Wolbegeist“, wie es Fischart in einem Zusatz auf den Punkt bringt. Damit folgt Rabelais dem Urteil Erasmus’, dass im jungen Jesus das höchste Vorbild für einen Schüler liegt.

¹⁰⁹⁰ Vgl. zu Melanchtons „litterata pietas“ Schmidt, Günther R. (Hg.): Philipp Melanchthon. Glaube und Bildung. Stuttgart 1989. Vgl. auch Scheible, Heinz: Melanchthon. Vermittler der Reformation. München 2016. Zu Fischarts humanistischer Prägung und deren Niederschlag in seinen Werken vgl. auch Spengler, Walter Eckehart: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göppingen 1969 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 229 ff.

¹⁰⁹¹ G, Kap. 15, S. 44. An keiner weiteren Stelle kommt Eudemon in den Genuss eines so ausgezeichneten Renommees. In den Kontexten anderer Werke der Pentalogie erscheint Eudemon wie eine willkürliche Figur inmitten einer Menschengruppe. Vgl. Pantagruel, Kap. 9, S. 247; Tiers Livre, Kap. 19, S. 393 und Quart Livre, Kap. 12, S. 659.

¹⁰⁹² Der Hinweis auf Christi bemerkenswertes Auftreten unter den Gelehrten in Jerusalems Tempel im Alter von 12 Jahren (Lukas 2,42) wurde erst in der Ausgabe von 1542 hinzugefügt. In der Fassung von 1534 ist Eudemon noch 16. Auch G. Brault sieht in dieser Szene eine Analogie zu Christi gelehrten Auftreten im Tempel. Vgl. Brault, Gerard J.: The Significance of Eudemon’s Praise of Gargantua. Lexington 1971 (= Kentucky Romance Quarterly 18), S. 316.

Fischarts Eudemon ist noch keine 12 Jahre alt („noch nicht gar zwölff Jar auff jhm“). Es ist anzunehmen, dass er die biblische Bedeutung des 12. Lebensjahres nicht übersieht, sondern zu überbieten sucht. Indem er Eudemon als jünger und fortgeschrittener als Christus darstellt, parodiert er sowohl seine Vorlage als auch den zeitgenössischen Gelehrtenkult. Gerard Brault sieht bereits in Rabelais' Darstellung eine Höherwertung der Person Christi gegenüber den Gelehrten:

If our impression is an accurate one, then, we may see in this Rabelaisian image a reflection of the Erasmian view that the study and imitation of the rhetoric of Antiquity should not obscure the fact that true Wisdom resides in the person of Christ.

Durch das jüngere Alter des Eudemon in der deutschen Übersetzung wird die Abwertung des 12-jährigen Christus sichtbar. Die ironisch-kritische Haltung gegenüber dem Gelehrtenkult wird an der übertrieben gehuldigten Figur des humanistischen Schülers sichtbar, die sogar den jungen Jesus übertrifft. Die Überspitzung in Fischarts Text verzichtet somit auf die Identifikation Eudemons mit Christus und stellt stattdessen eine Überbietung und Substitution dar. Anders als bei Rabelais ist beim Straßburger nicht klare Botschaft, sondern ironische Verdrehung Programm.

Eudemon, nun als höchster Vertreter der Weisheit, figuriert als Einzelexemplar unter den Gelehrten. Anders als etwa die Thelemiten erscheint er nicht als „mouton du Pantagruel“, sondern tritt als Individuum auf, das allein als Sinnbild der *studia humanitatis* figuriert. Als begnadeter Redner entspricht er dem erasmischen Ideal des Gelehrten, der die Redekunst über die Logik stellt.¹⁰⁹³

Gargantuas Trauer um seine misslungene Bildung ist beim Altersunterschied beider Schüler nachvollziehbar: Paradoxen Humor evoziert die Beobachtung, dass Gargantua sich nach 54 Jahren scholastischer Schulung von einem 12-jährigen Kind überbieten lässt.

Als Schlüsselfigur des Romans steht Eudemon am äußersten Ende der humanistischen Bildung. Am anderen Ende der Achse steht Meister Janotus, die Negativfigur, die die gelobten Eigenschaften Eudemons in ihr Gegenteil kippt. Eudemon wird also bereits mit seinen 12 Jahren mit antiken Vorbildern und italienischen und französischen Humanisten aus dem 15. und 16. Jahrhundert in Relation gestellt. Er hätte sich, so der Text, mit „einem Gracho, einem

¹⁰⁹³ Vgl. Brault, Gerard J.: The Significance of Eudemon's Praise of Gargantua. Lexington 1971 (= Kentucky Romance Quarterly 18), S. 316.

Cicero, einem Päpstlichen oder Königlichen ‚Oratori‘, Sadoleto, Bembo, Longolio, Mureto“¹⁰⁹⁴ vergleichen können. Insbesondere der ciceronianisch-lateinische Stil ist Maß eines rhetorisch gewandten Humanisten. So sind Marc Antoine Muret als wichtiger Initiator des ‚Ciceronianismus‘ und Pietro Bembo als Meister der lateinischen Sprache genannt.

Janotus, der drei Kapitel später vorgestellt wird, figuriert als seine Gegenfigur. Genauso wie Eudemon mit einer Rede auftritt, die seinen Charakter zur Geltung bringt und seine Bildung demonstriert, spricht auch Janotus im 19. (*Gargantua*) respektive 22. (*Geschichtklitterung*) Kapitel und markiert damit das Paradebeispiel eines Ungelehrten.

Die Anlehnung an ein Bildungsideal kennt der Rabelais-Leser bereits aus dem vorangehenden Werk *Pantagruel*. Im berühmten Brief von Gargantua an seinen Sohn Pantagruel im dortigen 8. Kapitel wird ein Bildungssystem vorgestellt, das heutzutage diverse Lesarten zulässt. Der Brief nennt weder Gargantuas Bildungsweg, noch ein anzustrebendes Ideal,¹⁰⁹⁵ sondern vereint alle Möglichkeiten und Ambitionen des Bildungssystems im 16. Jahrhundert: das komplette System des Triviums und Quadriviums.¹⁰⁹⁶ Mit der Bandbreite, die dieses umfassende mittelalterliche Bildungssystem einnimmt, deckt Rabelais alles bisher in der Bildungswelt Bekannte ab – oder, wie Duval es formuliert: „the framework and hierarchy of studies within which all local variations, personal choices, and individual careers could be conceived.“¹⁰⁹⁷

Eudemons Rede geht insofern noch einen Schritt weiter, als sie als aphtonische Lobrede auf ein noch sehr junges, erasmisch-humanistisches Bildungsideal verweist.¹⁰⁹⁸ Das Traktat *Progymnasmata* (1509) von Aphthonios war für Erasmus von besonderer Bedeutung. Es erschien rechtzeitig, um mit seinem Gedankengut Einzug in Erasmus’ *Lob der Torheit* (1509) und *De Ratione Studii* (1512) zu halten. Es übte einen signifikanten Einfluss auf die Schüler in ganz Europa aus und war auch in Rabelais’ Bildung nicht wegzudenken. Der Text wurde in mehreren griechischen Ausgaben veröffentlicht (1509, 1515, etc.). Seine lateinische

¹⁰⁹⁴ Gkl, Kap. 18, S. 216 [278].

¹⁰⁹⁵ Plattard bezeichnet die Anweisungen zwar zunächst als „idéal   atteindre“, stellt jedoch im nächsten Atemzug klar, dass Hinweise fehlen, die es dem Leser ermöglichen würden, dieser optimalen Bildung nachzugehen. Es kann sich hierbei also maximal um ein (satirisches) Schein-Ideal handeln, das in dieser Weise nicht als Bildungsziel dienen kann. Vgl. Plattard, Jean: *L’Œuvre de Rabelais. Sources, invention et composition*. Paris 1967, S. 65.

¹⁰⁹⁶ Für den ausdifferenzierten Bildungsapparat: Vgl. Plattard, Jean: *L’Œuvre de Rabelais. Sources, invention et composition*. Paris 1967, S. 260 f.

¹⁰⁹⁷ Duval, Edwin M.: *The Medieval Curriculum, The Scholastic University, and Gargantua’s Program of Studies (Pantagruel, 8)*. In: *Rabelais’s Incomparable Book. Essays On His Art*. Raymond C. La Charité (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= *French Forum Monographs* 62), S. 30-44, hier: S. 31.

¹⁰⁹⁸ Vgl. Brault, Gerard J.: *The Significance of Eudemon’s Praise of Gargantua*. Lexington 1971 (= *Kentucky Romance Quarterly* 18), S. 309.

Übersetzung von Giovanni Maria Cataneo (1513, 1520, etc.) schaffte ebenfalls zum Durchbruch und wurde unmittelbar vor der Publikation des *Gargantua* in drei Ausgaben in Paris gedruckt (1528, 1531, 1534). Es ist davon auszugehen, dass Rabelais beim Verfassen des Romans auf die sehr beliebten Pariser Ausgaben zurückgriff.

Die Rede des Eudemon hält sich erstaunlich konsequent an die Gliederung, die Aphthonios in der *Progymnasmata* vorschreibt. Als zentrale Elemente der rhetorischen Lobrede werden Abstammung (*γενος*), Bildung (*ανατροφη*) und Werke (*πραξεις*) hervorgehoben, aber auch das Schlusswort, in dem Eudemon Gargantua seine Dienste verspricht, entspricht Aphthonios' Vorgaben.¹⁰⁹⁹

Der genannte Schluss erklärt auch, wieso Rabelais unter den vielen Formen der rhetorischen Lobrede ausgerechnet den hohen und aufwändigen Stil nach Aphthonios' Gliederung wählt. Eudemon bietet seine Dienste nicht nur einem ausgewachsenen, dummlichen Riesen, sondern dem Prinzen von Utopia, einer höchst adeligen Person an. Gargantuas Adel ist der Garant für ein vielversprechendes Leben als Gelehrter, das schon sein Vater, der König, in Anlehnung an die Figur Alexander des Großen als selbstverständlich voraussetzte. So konstatiert etwa Gerard Brault im kapitelübergreifenden Vergleich, dass das Lob des Eudemon an die Worte Grandgousiers im vorausgehenden Kapitel anlehnt.¹¹⁰⁰ Der vom Vater prognostizierte Erfolg ist bis zu dieser Stelle nicht eingetroffen, wird jedoch von Eudemon wiederholt und bekräftigt.

Trotz der König-Diener-Konstellation und den Worten des Lobes betont gerade der Charakter der Rede die Unterlegenheit Gargantuas. Gleich in doppelter Hinsicht beeinträchtigt die Identifikation von Eudemons Rede mit der hoch angesehenen rhetorischen Lobrede den Ruf von Gargantuas Bildung. Einerseits entsteht ein markanter Kontrast zwischen dem rhetorisch hochtalentierten Jüngling und dem weinerlichen und somit rhetorisch unausgewogenen alten Riesen. Andererseits ist zu beachten, dass Eudemons Lob niemand anderes als Gargantua selbst betrifft. Die Tatsache, dass die gesprochenen Lobesworte dem verwahrlosten Schüler in keiner Weise entsprechen, heben Gargantuas beträchtliche Defizite noch mehr hervor.

Nimmt man die zwei Rollen Gargantuas als Adliger und als ungelehrter Schüler zusammen, ergibt sich das Bild eines schein gelehrten Adligen, dem nur aufgrund seiner Herkunft eine

¹⁰⁹⁹ Vgl. Burgess, Theodore Chalon: Epideictic Literature. In: The University of Chicago Studies in Classical Philology 3 (1902), S. 89-261, hier: S. 120-124. Vgl. auch Brault, Gerard J.: The Significance of Eudemon's Praise of Gargantua. Lexington 1971 (= Kentucky Romance Quarterly 18), S. 313.

¹¹⁰⁰ Vgl. Brault, Gerard J.: The Significance of Eudemon's Praise of Gargantua. Lexington 1971 (= Kentucky Romance Quarterly 18), S. 315.

höhere geistige Leistungsfähigkeit zugesprochen wird. Im Kontrast dazu zeigt Gargantua in Realität das rhetorische Niveau einer weinerlichen Kuh und des Furzes eines toten Esels.

il se print à plorer comme une vache [...]	greinet vnnd weynet wie ein <i>sieche</i> Kuh
et ne fut possible de tirer de luy une	[...]. Vnnd war vnmöglich ein einiges
parole non plus q'un pet d'un asne	wörtlin von jhm zubringen, vil minder als
mort ¹¹⁰¹	ein furtz von eim todten Esel. ¹¹⁰²

Für Fischart war das grotesk-leibliche Bild, das er selbst so gerne zum Entstehen bringt, mit der Eselsleiche nicht komplett. Auch die Leiblichkeit der weinenden Kuh soll durch das Attribut der Krankheit intensiviert werden. Die Überarbeitung entspricht dem Überbietungsgestus im Sinne des grotesken Charakters der *Geschichtklitterung*.

2.3.2 Kapitel 26-27

Der zweite Eintritt in die humanistische Bildung steht im Zeichen der Tabula rasa und sollte das Vorausgehende komplett eliminieren. Nach einer zwei Kapitel andauernden Testphase der scholastischen Bildung steht fest, dass Gargantuas Wissen und Können nicht ausreichen und der radikale Neubeginn des Riesen letzte Option darstellt.

Von alter Bildung reinigen

Schon im ersten Absatz wird Gargantua ein Vergessen des bisher Erlernen durch die reinigende Kraft der Medizin diktiert. Dem Purgativ sagte man in der zeitgenössischen Medizin die Wirkung nach, Wahnsinn auszutreiben. Da Wahnsinn in erster Linie mit Sündhaftigkeit und dämonischer Besessenheit assoziiert wurde, verwendete man das Purgativ in christlichen Reinigungsritualen gegen vorher begangene Sünden und deren Folgen. Der dafür zuständige Arzt, im Französischen „maistre Theodore“, figuriert in der ersten Ausgabe noch unter dem Namen „Seraphin Calobarsy“. Das Anagramm von „Phrancoys Rabelais“ identifiziert den Autor mit der Funktion des Arztes und stellt Bezüge zur Heilwirkung des Lachens aus dem Prolog auf. Der Leser begegnet dem Autor in der Rolle des Patienten und lässt das Werk als

¹¹⁰¹ G, Kap. 15, S. 45.

¹¹⁰² Gkl, Kap. 18, S. 216 [278 f.].

Purgativ auf sich wirken. Die Wirkung ist ein geläuterter Geist, *mens novella*, der allein empfänglich für die neue, ‚ponokratische‘ Bildung ist.¹¹⁰³

Dadurch, dass der Arzt in der zweiten Ausgabe einen eigenen Namen erhält, fällt der direkte Bezug zum Autor weg. Rabelais distanziert sich gewissermaßen vom Inhalt oder kaschiert zumindest seine persönliche Haltung zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Praxis der Ärzte. Dadurch mag er etwa seinen eigenen Ruf als Arzt von der umstrittenen Reinigungsmethode befreit haben.

Die deutsche Version verballhornt den Arztnamen: „Herr Theodor *Lilgenkol oder Lüllenkul*“. Der neuen Form liegt ein Vokabular der Kritik zugrunde. Die in „Lilgenkol“ genannten Lilien verweisen auf das Symbol des französischen Staates. „Lüllenkul“ hingegen spricht das frühneuzeitlich umgangssprachliche Wort für Schnapsflasche an, die Lülle, und verbindet sie mit dem französischen ‚cul‘. Der hier neu eingeführte humanistische Arzt spiegelt also das Bild des französischen Narren und Zechers wider. Dass der französische Bezug in erster Linie eine Negativkonnotation impliziert, zeigen auch die darauffolgenden nach makkaronischer Sprachmischung vereinten Bezeichnungen des Arztes, etwa den lateinischen Namen „Cullingius“ (für ‚culus‘).

Das Geschlecht „*des Ehrwürdigen Latinzarten Herren ,Lilij*“, dem Herr Theodor entstammt, birgt eine explizite Kritik am zeitgenössischen, humanistischen Bildungswesen: Die Anspielung auf die französische Lilie und somit der geographische Fokus werden fortgeführt. Darüber hinaus parodiert Fischart mit dem Titel des „Latinzaren“ die humanistischen Gelehrten, die sich um eine Rückkehr (‚ad fontes‘) zur Reinheit der lateinischen Sprache bemühten. Der zugehörige Relativsatz „*dessen der ,Priscianus vapulans’ Kautreckkodrisch wol gedencket*“ reiht sich in dieselbe Semantik ein. Beate Kellner stellt dazu fest:

Der Priscianus vapulans erinnert über den hier angelegten Gedanken, die lateinische Grammatik einzuprügeln, an brachiale Erziehungsmethoden und wird zudem noch durch die Verbindung mit Kuhdreck respektive Schleim entstellt (Kautreckkodrisch). Anspielungen dieser Art verdichten sich noch einmal in dem folgenden Beinamen für Herrn Theodor Cullingius (ebd., S. 252), denn hier verknüpfen sich auf krude Weise wiederum ‚culus‘ für ‚Hintern‘ mit ‚lingua‘, der Sprache, was in diesem Kontext sicherlich

¹¹⁰³ Vgl. Rigolot, François: Discours utopique, discours parodique: Le paradigme thélémiqne du silène inversé. In: *Revue du Seizième Siècle* 2 (2006), S. 43-55, hier: S. 50.

wiederum auf die lateinische Sprache zielt, und der Vorstellung des lateinischen ‚lingere‘, ‚lecken‘, ‚belecken‘, das deutlich auch weitere obszöne Konnotationen einschließt.¹¹⁰⁴

Durch die Namensverballhornung wird der Arzt als Tölpel dargestellt. Seine Person wird satirisch entstellt und ins Lächerliche gezogen. Dieses Exempel ist Teil eines literarischen Motivs, das es auf die spöttische Darstellung des Gelehrtenmilieus abgesehen hat.

Die verkehrten Gelehrten

Das Motiv des verkehrten Gelehrten stammt aus Sebastian Francks Reimichtung *Die Gelehrten die Verkehrten* von 1530/31.¹¹⁰⁵ Fischart hatte sich spätestens 1584 eine Ausgabe davon beschaffen müssen,¹¹⁰⁶ um im selben Jahr unter dem Titel *Ein Verweißliche Auffruckung der Verkehrten, Falschgelehrten und Gernbetrogenen* eine Überarbeitung derselben zu veröffentlichen. Seine Kenntnis der Vorlage war dementsprechend gegeben. Dennoch entscheidet er sich im Kontext der *Geschichtklitterung* für deren Entstellung.

Das auf Francks Werk aufbauende Sprichwort „Je gelehrter, desto verkehrter“ drückt Empörung aus. Es klagt die Gelehrten an, das Volk an der ihnen anvertrauten Sache verraten zu haben.¹¹⁰⁷ Diese „trahison des clerics“ meint also die Manipulation des Volkes durch die Gelehrten und unterstellt Letzteren einen boshaften Charakter. Bei Fischart zielt diese Anklage auf einen ganz anderen Aspekt ab. Nicht die Boshaftigkeit, sondern die Nichtigkeit steht hier im Vordergrund. Sein Spott richtet sich gegen Menschen, die vorgeben, gelehrt zu sein, aber letztlich über kein Wissen verfügen. Sie sind neben „gelehrt verkehrt“ auch „ungelehrt“.¹¹⁰⁸ Dabei ist ‚Menschen‘ etwas weit gefasst. In Fischarts Schrift fällt das Wort „Kirch“. Das vermeintliche Wissen umfasst die Lehren des Ablasses, des Fegefeuers, der Beichte, des Zölibats, der Bilderverehrung und des Fastens. Somit ist naheliegend, dass es sich bei den

¹¹⁰⁴ Kellner, Beate: Verabschiedung des Humanismus: Johann Fischarts "Geschichtklitterung". In: Humanismus in der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. XVIII. Anglo-German Colloquium Hofgeismar 2003. Nicola McLelland, Hans-Jochen Schiewer u. Stefanie Schmitt (Hgg.). Tübingen 2008, S. 155-181, hier: S. 165.

¹¹⁰⁵ Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 143.

¹¹⁰⁶ Vgl. ebd., S. 150.

¹¹⁰⁷ Gilly, Carlos: Das Sprichwort „Die Gelehrten die Verkehrten“ oder der Verrat der intellektuellen im Zeitalter der Glaubensspaltung. In: *Forme e destinazione del messaggio religioso. Aspetti della propaganda religiosa nel Cinquecento*. Antonio Rotondò (Hg.). Florenz 1991, S. 229-375, hier: S. 230.

¹¹⁰⁸ Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 152.

genannten Gelehrten um Jesuiten handelt.¹¹⁰⁹ Nicht der Gelehrte per se ist zu verschmähen, sondern derjenige, der sich aufgrund seiner katholischen Standpunkte als Ungelehrter entpuppt.

Diese religionskritischen Sachverhalte sind Fischarts bevorzugte Themen bei der Erweiterung der Rabelais'schen Vorlage. So verstärkt Fischart zwar einerseits mit grotesken Mitteln die Kritik an der humanistischen Bildung, die bei Rabelais im Zentrum steht, überwuchert und relativiert sie hingegen andererseits mit weiterführenden Assoziationen, sehr häufig aus dem Feld der christlichen Religion.

In diese Kategorie fallen etwa die zeitgenössischen Gebets- und Erbauungsbücher im 26. Kapitel der *Geschichtklitterung*. Unter dem Stichwort „Gebettformular, die heut ein jeder Cantzelstand und Predigstulbeschreiter zusammen klittert“¹¹¹⁰ verbirgt sich eine weitere Bücherliste aus Fischarts Feder. Der Text war ursprünglich vermutlich für den *Catalogus Catalogorum* vorgesehen, doch publizierte ihn Fischart zwei Jahre vorher, 1588, in der Vorrede zu Johannes Rivius *Wolsicherent Auffmunterung*.¹¹¹¹ Der literarische Schlagabtausch von der Kanzel aus erfolgte nach Paulis Vorbild, der in seiner Schwank-Sammlung *Schimpf und Ernst* 1519¹¹¹² in zahlreichen Predigten (in Form von „exemplen, parabeln vnd hystorien“¹¹¹³) auf parodistisch-polemische Weise hart mit dem Volk ins Gericht geht.

Element der Zeit

Im Hinblick auf die Perzeption der Zeit als knappe Ressource versteht Beate Kellner die strikte Zeiteinteilung in Gargantuas humanistischem Erziehungs- und Bildungsprogramm als Teil eines „neue[n], gewissermaßen ökonomische[n] Verständnis[ses] der Zeit im 16. Jahrhundert“¹¹¹⁴. Zeit wird als wertvolles Gut verstanden und – nach Jeanneret – im Hinblick auf die Zukunftssicherung eingesetzt. Außerdem spielt sie in Bezug auf angestrebte Charakteristika des Renaissancemenschen eine entscheidende Rolle: Nur dem

¹¹⁰⁹ Vgl. ebd., S. 153.

¹¹¹⁰ Vgl. Gkl, Kap. 26, S. 260 [336].

¹¹¹¹ Vgl. dazu Michael: Einleitung. In: Fischart, Johann: *Catalogus catalogorum perpetuo durabilis*. Tübingen 1993, S. XIII. Vgl. auch Englert, Anton: Eine Vorrede von Fischart. *Euphorion* 3 (1896), S. 23-32. SLUB Dresden. Digitale Sammlung August Wilhelm Schlegel [Eph.lit.643.m-3.1896], hier: S. 28-32.

¹¹¹² Vgl. Johannes Pauli: *Schimpf und Ernst* [1519]. Hermann Oesterley (Hg.). Amsterdam 1967.

¹¹¹³ Vgl. ebd., S. 13.

¹¹¹⁴ Kellner, Beate: Verabschiedung des Humanismus: Johann Fischarts "Geschichtklitterung". In: *Humanismus in der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*. XVIII. Anglo-German Colloquium Hofgeismar 2003. Nicola McLelland, Hans-Jochen Schiewer u. Stefan Schmitt (Hgg.). Tübingen 2008, S. 163, FN 30.

Fortschrittmenschen, dem „homme de progrès“ gelingt es, trotz seiner natürlichen Trägheit Geschichte zu schreiben.¹¹¹⁵

Zugleich bemerkt Kellner, mit einem Blick ins vorausgehende Mittelalter, die Parallelen zur strengen klösterlichen Zucht. Am Hof des Kaisers Maximilian I. war eine solche strikte Bildung vorgeschrieben. Keine Stunde sollte verschwendet werden – die Erziehung war auf Fleiß und Effizienz ausgerichtet. Die Arbeit war aufwändig und anspruchsvoll: Zur herrschaftlichen Repräsentation wurden Medien intensiv aufgearbeitet, um daraus umfangreiche quellengestützte Genealogie-Reihen zu verfassen.¹¹¹⁶ Sowohl in der ersten, sophistischen Schulung unter Thubal Holoferne als auch in der zweiten, humanistischen Unterweisung des Ponocrates wird der Schüler einem eng getakteten Stundenplan und einer erstaunlichen Fleißarbeit nach dem Vorbild höfischer Erziehung unterzogen.

Was die beiden Bildungsarten grundlegend unterscheidet, ist also nicht die Form, sondern der Inhalt des Unterrichts. Der Ausdruck wird etwas eloquenter. Zum Beispiel: Statt „péter“ im Kapitel 21 des *Gargantua* (scholastische Lehrmethode, S. 56) benutzt Rabelais im 23. Kapitel (humanistische Lehrmethode, S. 65) den Ausdruck „faire excretion des digestions“. Obgleich weiterhin endlos lange rezitiert und memorisiert wird, steht nun immerhin das Auswendiglernen von nützlichen Dingen auf der Tagesordnung.

Eine für das Werk entscheidende Charakteristik der Zeit ist ihr Bezug zum Raum beziehungsweise zum Körper. Rabelais trägt der Tatsache Rechnung, dass im Roman nicht von der Bildung eines Menschen, sondern eines Riesen die Rede ist. In der Mythologie gelten Riesen als Barbaren und in der mittelalterlichen Lektüre als Ungeheuer aus der Anderswelt. Ein auszubildender Riese bedarf, so der Text, einer besonderen Zuwendung. Der exorbitante Aufwand wird dem barbarischen Toren angepasst. Zeit und Inhalt entsprechen der Fülle des

¹¹¹⁵ Vgl. Jeanneret, Michel: *Gargantua* 4-24: l'uniforme et le discontinu. In: Rabelais's Incomparable Book. Essays On His Art. Raymond C. La Charité (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= French Forum Monographs 62), S. 87-101, hier: S. 92. In Jeannerets Wortlaut: „Au lieu de subir l'écoulement du temps, il [Ponocrate] le rend productif ; s'il regarde vers l'Antiquité, c'est pour mieux aménager l'avenir. Homme de progrès, il construit l'histoire contre l'inertie naturelle, il remplace le moyen âge par la Renaissance.“

¹¹¹⁶ Vgl. Burkart, Lucas: Paradoxe Innovation. Funktionen des ‚Alten‘ und des ‚Neuen‘ am Hof Kaiser Maximilians I. In: Erziehung und Bildung bei Hofe: veranstaltet in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Celle. Celle, 23. bis 26. September 2000. Werner Paravicini u. Jörg Wettlaufer (Hgg.). Stuttgart 2002 (= Residenzenforschung 13), S. 215-234, hier: S. 225-234.

riesigen Ungeheuer-Körpers.¹¹¹⁷ Besonders viel Zeit braucht Gargantua etwa, als er in der scholastischen Bildung fünf Jahre das Alphabet erlernt. In der humanistischen Periode hingegen erlernt er erstaunlich viel Inhalt innerhalb kürzester Zeit.

Durch Fischarts Erzählmethode, die die Vorlage durch eine Assoziationswut zu überbieten sucht, wird die Handlung mit unzähligen Elementen beladen und dabei das Voranschreiten der Zeit verschleiert. Stattdessen tritt die Körperlichkeit stärker in den Vordergrund. Gargantua ist nur noch Raum, nicht mehr Zeit. Es wird unbedeutend, *wann* etwas stattfindet. Relevant ist nur, *dass* etwas stattfindet – und zwar so viel wie möglich.

An diesem Beispiel zeigt sich, wie Fischart ein Element (hier die Zeit) wegfallen lässt, also bewusst vom Prätext abweicht, ein anderes Element (hier der Raum bzw. die Materie) ad extremum führt und die bei Rabelais gegebenen Kristallisationskerne, wie sie Sommerhalder sie nennt¹¹¹⁸, in Fülle ausbaut. Fischart ist die hohe Kunst anzurechnen, den Leitgedanken des gargantuesken Textes so treffend zu realisieren. Sowohl die monströse Menge an Adaptionen als auch das gigantische Ausmaß jeder einzelnen Adaption sind bemerkenswerte Umsetzungen der Riesen-Thematik. In diesem Sinne widerspreche ich Jan-Dirk Müllers Urteil, Fischarts Texte würden „verglichen mit denen, die er spielend zitiert und verdreht, ganz unten rangieren“¹¹¹⁹. Es ist meines Erachtens gerade in Bezug auf die *Geschichtklitterung* nicht von „niederm Stil“, sondern von einer gekonnten Umsetzung der vorgegebenen Thematik die Rede.

Auch im Kontext des frommen Bildungsstils spielt Zeit eine bedeutende Rolle. Denn: „Beten ist zeitraubend“, wie schon Erasmus im Lob der Torheit konstatierte.¹¹²⁰ Das hektische Stundengebet gerät darin unter Beschuss:

Die possierlichen Menschen glauben aber ihre Sendung zu erfüllen, wenn sie recht und schlecht ihr Stundengebet herunterleiern. Bei Herkules, ich wundere mich nur, ob ein Gott

¹¹¹⁷ Der Größe des Riesen wird im Roman nicht festgelegt. Sie verhält sich auch nicht in Relation zum Ort, sondern allein zur jeweils vorherrschenden Handlung. In Paris kehrt Gargantua etwa in einer normalen Herberge ein, packt dann jedoch mühelos die Glocken der Notre Dame ein.

¹¹¹⁸ Vgl. Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4), S. 74.

¹¹¹⁹ Müller, Jan-Dirk: Texte aus Texten. Zu intertextuellen Verfahren in frühneuzeitlicher Literatur, am Beispiel von Fischarts *Ehzuchtbüchlein* und *Geschichtklitterung*. In: Wilhelm Kühlmann u. Wolfgang Neuber (Hgg.): Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Frankfurt 1994. S. 63-109 (= Frühneuzeit-Studien 2), S. 94.

¹¹²⁰ Vgl. Erasmus von Rotterdam: Das Lob der Torheit. *Encomium morae* [1511]. Anton J. Gail (Übers. u. Hg.). Stuttgart 2014, S. 89.

das hört oder versteht, da sie es doch selbst kaum hören oder verstehen, wenn sie die Lippen bewegen.¹¹²¹

Beim Beten solle nicht an der Zeit gespart werden. Ein heruntergeleiertes Gebet sei Gott nicht wohlgefällig. Fischarts Überspitzung der getakteten Gebetszeiten ist eine deutliche Kritik an der monastischen Gebetspraxis, die mehr Wert auf die Form als auf den Inhalt lege.

Körper und Geist

Mit den Fragen „Comment manger, mais aussi quoi, combien, quand?“¹¹²² fasst Jeanneret die strenge Reglementierung der ‚diététique‘ zusammen. Die Vorschriften betreffen nicht nur den Körper, sondern auch den Geist des Menschen. Die richtige körperliche und geistige Ernährung und das Einhalten regelmäßiger Pausen seien für den gesunden Bildungsrahmen unabdingbar.

Son disner estoit sobre et frugal, car tant seulement mangeoit pour refrener les haboys de l'estomach, mais le soupper estoit copieux et large. Car tant en prenoit que luy estoit de besoing à soy entretenir et nourrir. Ce que est la vraye diete prescripte par l'art de bonne et seure medicine, quoy q'un tas de badaulx mediciens herselez en l'officine des Sophistes conseillent le contraire. ¹¹²³	Hie solt jhr mercken, daß er sich von dieser Disciplin auch vber Tisch bessert: Dann seine Mal waren nüchtern, mäßig vnnd sparsam, sintenal er der Speiß nur genoß den widerspennigen aufflauff des Magens zustillen: Aber das Nachtmal war gemeinlich etwas flüssiger vnd weitleuffiger: <i>vnd also solls sein: darumb haben die Alten das Nachtessen allein für ein recht Mal gehalten, den Mittagimbiß zu acht Vhren nur für ein Morgensupp: daher kompts daß man sagt: Ein Abend ist frölicher dann vier Morgen.</i> Was auch der Troß anderer vieler vngehöfelter vnerbeutelter vnd schüpigier Artzet in der Sophisten Werckstatt abgerollet vnnd
--	--

¹¹²¹ Ebd., S. 91.

¹¹²² Jeanneret, Michel: *Gargantua* 4-24: l'uniforme et le discontinu. In: Rabelais's Incomparable Book. Essays On His Art. Raymond C. La Charité (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= French Forum Monographs 62), S. 87-101, hier: S. 93.

¹¹²³ G, Kap. 23, S. 70.

gewalblochet im gegentheil halten vnd
rhaten.¹¹²⁴

Während das Kapitel 23. (*Gargantua*) / 26. (*Geschichtklitterung*) dem Studium dient, geht Gargantua im darauffolgenden Kapitel dem Otium, das heißt der Ruhephase nach und hält dadurch das Maß humanistischer Bildung zwischen Arbeit und Muße ein.

Fischart stellt an die Stelle der „vraye diete“ (der ‚rechten Ernährung‘) die Begründung einer Bauernweisheit. „Ein Abend ist fröhlicher dann vier Morgen“ figuriert als Ausspruch der Weisen, die das Mittagessen zugunsten des Abendessens verkürzt hätten. Fischart verzichtet hier einmal mehr auf die knappe und klare Aussage aus der Vorlage und baut Redewendungen und Weisheiten aus dem deutschen Stoffkreis ein.

Das obere Drittel der zitierten Textstelle greift die Verbindung von Körper und Geist auf. Das Ziel der rechten Ernährung greife über das Essen hinaus. Es gelte als Appetitstillung und optimale Vorbereitung auf die Studienzeit.

Dass beim Essen gelernt wird, dient nicht nur der Zeitersparnis, sondern demonstriert auch eine starke Verbundenheit von Konsum und Leistung. „Le plaisir de manger s’accompagne du plaisir d’apprendre“,¹¹²⁵ erklärt Jeanneret. Damit greife Ponocrates die Tradition der philosophisch-literarischen Symposien auf. Das Bild des Gelehrten, der an der Tafel diskutiert, dürfte dem Leser an dieser Stelle bekannt vorkommen. Bereits im Vorwort wird in der Silenen-Thematik auf Platons Bankett verwiesen. Im Rahmen des Trinkgelages wird philosophiert und gelernt. So erreicht Gargantua unter Ponocrates‘ Anweisungen das sokratische Maß der Bildung.

3 Fazit

Werden die Bildungskapitel im Zusammenhang betrachtet, entspricht das zuletzt genannte Maß nicht dem Tenor des Textes. Dieser plädiert für Extreme, für Massenkonsum, für eine maßlose

¹¹²⁴ Gkl, Kap. 26, S. 276 [357].

¹¹²⁵ Jeanneret, Michel: *Gargantua* 4-24: l’uniforme et le discontinu. In: Rabelais’s Incomparable Book. Essays On His Art. Raymond C. La Charité (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= French Forum Monographs 62), S. 87-101, hier: S., 95. Im kompletten Wortlaut: „Le plaisir de manger s’accompagne du plaisir d’apprendre; l’estomac et la mémoire se remplissent de concert. Ponocrates renoue ici avec une tradition savante: il se souvient que, dans le genre antique des banquets littéraires, les discussions philosophiques sont peu à peu remplacées par des exposés encyclopédiques et que les propos de table se réduisent souvent à de longues dissertations, réflexives, sur les mets servis, leur provenance, leur composition, leur préparation, etc.“

Körperlichkeit etc. Damit verdrehen sowohl Rabelais als auch Fischart eine Weltanschauung, die sie eigentlich in der Nachfolge Erasmus' zu befürworten hätten. Das Symposium beweist aber: Ein genussvolles Leben und Gelehrsamkeit sind durchaus vereinbar.

Tel est l'enjeu des bonnes façons, à table et dans le monde: contribuer à l'édification d'une culture où l'homme, sans sacrifier les biens matériels, les consomme néanmoins avec discrétion, avec style, et veille à la correction de son maintien.¹¹²⁶

Materieller Genuss und geistige Bildung halten sich durch Diskretion, Stil und Wachsamkeit die Waage. Gargantuas Wesen, seine riesenhafte Übermäßigkeit, stellt eine signifikante Herausforderung für die Vereinbarkeit dieser Werte dar.

Prolog und Bildungskapitel sind nicht der einzige Ort, an dem der Leser mit Konzepten der optimalen Bildung konfrontiert wird. Nachdem im Prolog anhand von Platons *Symposion* die Gelehrsamkeit bei Tische gefeiert wurde und Gargantua unter Ponocrates eine neue Bildungseffizienz erfuhr, vertritt das Ende des Werkes, anhand des Konzeptes der Abtei Thélème, eine freie Selbstverwirklichung. Letzteres wird in Ponocrates' Bildungsreform auf unterschiedlichen Ebenen antizipiert. Erzieherische und monastische Modelle werden darin kritisiert, parodiert und grundlegend reformiert. Ponocrates' Bildungsreform und die Abtei Thélème entsprechen sich in ihrer kritischen Haltung, schlagen aber unterschiedliche Alternativmodelle vor. Der Umgang mit Zeit und Regulierungen divergiert. Aus der Natur des Menschen werden antagonistische Schlüsse gezogen.

Ponocrates diktiert einen höchst effektiven und effizienten Bildungsgang. Jede freie Minute wird für das Studium aufgebracht, selbst die Essens- und Ruhezeit in den Dienst des Lernens gestellt. Hier ist Disziplin an der Tagesordnung. Ganz anders verhält es sich in der Abtei Thélème. Für die Mönche und Nonnen ist Zeit eine zu vernachlässigende Größe. Uhren werden dezidiert verbannt, die Tageseinteilung den Ordensleuten größtenteils überlassen. Den schönen langen Tag lang dürfen sie tun und lassen was sie wollen. Keine vorgesetzte Person greift in ihre Lebensweise ein.

Die Ursache dieser unterschiedlichen Bildungsformen liegt in den Schlüssen, die aus dem humanistischen Menschenbild gezogen werden. Dieses besagt, dass der Mensch gut zur Welt kommt und es nur gilt, sein Potenzial zu fördern und auszuschöpfen. Ponocrates eifert diesem Erziehungsideal durch eine rigide Bildungsstruktur nach. Er plädiert für ein striktes Korsett, in

¹¹²⁶ Ebd., S. 93.

das der Schüler zu seiner optimalen Förderung gepresst wird. In Thélème hingegen gibt es keine Zwänge, keinen Druck und keine verhärteten Vorschriften. Der Mensch ist frei zu tun und zu lassen, was er will. Nur aus freiem Willen, so die Überzeugung, erwächst die erfolgreiche Entfaltung des Menschen. Diese Idee ist Fischart nicht genug. Über das Gebiet des Wissensbetriebs stellt er dasjenige der Moral und geht infolgedessen viel kritischer mit der humanistischen Bildung ins Gericht als Rabelais.¹¹²⁷

Die in der Einleitung und dem Kapitel zu den Verfahren thematisierte Schwierigkeit, das Werk als in sich stimmig und logisch aufgebaut zu betrachten, zeigt sich auch im Zusammenhang der Bildungsthematik. In jedem Interpretationsversuch bleiben Ungereimtheiten. „Reste que le texte, loin de colmater ses brèches et de résoudre ses apories, se fracture en morceaux qu’il se soucie peu de fusionner“,¹¹²⁸ schreibt Jeanneret. Jede Lesart bleibt provisorisch und wartet auf die nächste Textstelle, die die Auslegung wieder revidiert. Angesichts der sich ständig ändernden und widersprüchlichen Ideen wird die Synthese des Gesamtwerks zum unmöglichen Projekt. Stattdessen gibt es einen universellen Ideenschatz, der alles in sich vereint: Lob und Kritik, Modell und Gegenmodell – die Diversität und Gegensätzlichkeit gehören entschieden zu Rabelais‘ und Fischarts Programm. Gerade die Entwicklung der Bildung zeigt, dass die im Text präsentierten Bewertungen nicht immer konsequent sind. So erweckt der Text etwa den Anschein, dass das Urteil über eine Erziehungs- und Bildungsmethode eng mit deren Umgang mit Ernährung zusammenhängt. Gargantua verbringt wesentliche Teile seiner Entwicklung mit Essen und wird jeweils für sein Verhalten gelobt und getadelt. Zu Beginn, in der Kindheit, wird seine üppige Ernährung gut bewertet. Danach, während der scholastischen Bildungsphase, gilt dieselbe Maßlosigkeit als verpönt. Genauso wie die üppige Ernährung in der Kindheit erweist sich auch die gemäßigte Ernährung nach humanistischer Vorschrift als wünschenswert. Die dritte Bildungsphase könnte nun auf die erste aufbauen, die ja des Lobes voll war. Doch dem ist nicht so. Stattdessen erscheinen beide Etappen in ganz unterschiedlichem Licht. In der Kindheit wird die Synthese aller möglichen Essgewohnheiten befürwortet. Im Vergleich zu den zwei folgenden offiziellen Bildungsphasen findet keine differenzierte Beurteilung statt. In der humanistischen Erziehung wird das neue Essverhalten nur deshalb als positiv gewertet, weil es aus der Kritik am vorherigen Betragen resultiert und Gargantua hier ganz bewusst das verpönte

¹¹²⁷ Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 191. Vgl. auch das Kapitel dieser Arbeit zu Thélème.

¹¹²⁸ Jeanneret, Michel: *Gargantua* 4-24: l’uniforme et le discontinu. In: Rabelais’s Incomparable Book. Essays On His Art. Raymond C. La Charité (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= French Forum Monographs 62), S. 87-101, hier: S. 98.

Verhalten unterbindet. Wesentlich scheint hier nicht in erster Linie, *was* gemacht wird, sondern *wieso* es gemacht wird. Letztlich ist es der Lerneffekt, der die Sinnhaftigkeit des Bildungsschritts bestätigt oder negiert.

Was macht nun Fischart aus dieser zum Ideal erhobenen dritten Bildungsphase? Beim reformatorisch geprägten Autor werden die humanistischen Züge durch die Abschweifungen abgebremst und zerstört. Der satirisch-parodistische Charakter fällt hier deutlich stärker aus als noch in der Vorlage und hinterlässt beim Leser eine völlig neue Wirkung. Insbesondere die Anhäufung von Wissen nach dem Prinzip der ‚Loci communes‘, das heißt die Nennung des jeweiligen Herkunftsortes jedes Gedankens, zerstört den literarischen Text.¹¹²⁹ Fischart führt sie als Beweisquellen seiner Behauptungen und Ausführungen an und schweift dabei so stark von der Thematik ab, dass die Antithese ‚scholastisch versus humanistisch‘ an Kraft verliert.

Seine Überarbeitung verhöhnt die vorgestellte Erziehungsmethode und bedient sich eines Spottes, der an den Prolog erinnert. Der Prolog hat unter anderem die Funktion, den Leser erzieherisch auf das Werk vorzubereiten. Dass dabei das Element der Komik von Beginn an präsent ist, zeigt der Topos der Narrenrede. Dieser ist den zeitgenössischen Autoren aus diversen Quellen bekannt. Sowohl die platonischen Dialoge als auch Erasmus‘ *Lob der Torheit* verwenden das Motiv des scheinbar unwissenden Gesprächsführers. Auch in den paulinischen Briefen ist es die Narrenrede, die der Schreiber verwendet, um einen kritischen Sachverhalt ungezwungen anzusprechen. Luther übersetzt in 2. Korinther 11,1 Paulus‘ Bitte, ausnahmsweise den Törichtigen zu spielen: „Wolte Gott / jr hieltet mir ein wenig torheit zu gut“. In den folgenden Versen (11,21b-12,10) entsteht eine paradoxe Situation: Paulus lehnt Selbstruhm prinzipiell ab, lobt sich dann aber in den höchsten Tönen. Er handle aus Notwehr, da nur diese Selbstdarstellung seine Stellung gegen „falsche Apostel vnd trügliche Erbeiter“ stärken könne. Als Narr fungiert Paulus, da er sich rhetorisch in die Rolle des Prahlers versetzt und mit seinem ungewöhnlichen Diskurs auf einen Missstand hinweisen will.

Der Prolog suggeriert mit Bildern wie dem Silenen-Döschen oder dem Knochenmark zwei Sinnebenen: eine vordergründige, sichtbare und eine dahinterliegende, verborgene. Die

¹¹²⁹ Vgl. Enzyklopädischer Charakter in humanistischer Wissenschaft: Wilhelm Schmidt-Biggemann: *Topica uniuersalis*. Hamburg 1983 (= Paradeigmata 1). Kellner, Beate: Verabschiedung des Humanismus: Johann Fischarts "Geschichtklitterung". In: *Humanismus in der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*. XVIII. Anglo-German Colloquium Hofgeismar 2003. Nicola McLelland, Hans-Jochen Schiewer u. Stefanie Schmitt (Hgg.). Tübingen 2008, S. 155-181, hier: S. 165, Anm. 44.

vorliegende Arbeit betont an diversen Stellen die Vielschichtigkeit des Werks, seine intertextuellen und allegorischen Querverweise, die Selbstironisierung und -parodie etc. Trotz der zahlreichen zeitgeschichtlichen Anspielungen ist es riskant, anhand der Querverweise eine allegorische Auslegung des Gesamtwerks in Angriff zu nehmen. Wie weit man damit gehen darf, so Haug, bleibe unklar. Was ihm hingegen klar zu sein scheint, ist die Tatsache, dass letztere Feststellung nur auf Rabelais' Text anwendbar sei: „Wie dem auch sei, für Fischarts Version schließt sich zweifellos ein solcher allegorischer Sinnhorizont aus.“¹¹³⁰

Das ist insofern nicht zutreffend, als Fischarts Text – auf Rabelais' Vorlage aufbauend¹¹³¹ – deutlich von zwei Sinnebenen spricht. Während die geschilderten Exzesse (in Form von Tafelrunden, Studienjahren und Kriegen) trotz scheinbarer Maßlosigkeit vergänglicher und limitierter Natur sind, suggeriert das Konzept des christlichen Gottes eine Grenzenlosigkeit.

Comme vous sçavez qu'ilz font plus que nature, et contre leurs articles propres. Les articles de Paris chantent que dieu seul peult faire choses infinies. Nature, rien ne faict imortel: car elle mect fin et periode à toutes choses par elle produictes. Car *omnia orta cadunt* etc.

¹¹³²

Wie jhr dann wißt daß diese Rechtsklügler mehr als die natur können, vnnd wider jhre eigene articul thun. Dann die artickel der Parisischen schul, darauß die Parlement ersetzt werden, lauten, Gott allein können vnendliche sachen machen: Die Natur mach nichts vnabsterblich: Sondern allem dem sie ein anfang gibt, dem geb sie auch ein endschafft.¹¹³³

Die Pariser Universität lehre richtig: ‚Welt‘ und ‚Gott‘ seien Gegensätze, die es strikt zu trennen gelte. Dabei habe sich die Welt hierarchisch unter Gott einzuordnen. Die katholische Kirche erntet hier eine populäre Kritik: Sie spiele sich zu sehr auf, gebe eine Überlegenheit und Autorität vor, wie sie nur Gott zustehe. Durch das Mittel der Satire vereint der Roman sowohl Gesten der Dominanz und der Maßlosigkeit als auch die Kritik daran. Einerseits wird die

¹¹³⁰ Vgl. Haug, Walter: Zwischen Ehezucht und Minnekloster. Die Formen des Erotischen in Johannes Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: The Graph of Sex and the German Text. Gendered Culture in Early Modern Germany. Lynne Tatlock (Hg.). Amsterdam 1994 (= Chloe 19), S. 157-178, hier: S. 162.

Zur Frage des Allegorischen im Prolog: Vgl. Auerbach, Erich: Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur. Tübingen 2001, S. 266 ff.

¹¹³¹ Zur Allegorieebene bei Rabelais: vgl. Hausmann, Frank-Rutger: Rabelais' „Gargantua et Pantagruel“ als Quelle mittelalterlicher Fest- und Spieltradition. In: Feste und Feiern im Mittelalter. Detlef Altenburg, Jörg Jarut u. Hans-Hugo Steinhoff (Hgg.). Sigmaringen 1991, S. 335-348, hier: S. 342-347.

¹¹³² G, Kap. 20, S. 55.

¹¹³³ Gkl, Kap. 23, S. 237 [306].

Theologie der Unterwürfigkeit gegenüber Gott gepredigt, nach der das Geschöpf im Vergleich zum Schöpfer in der Begrenztheit lebt. Andererseits wurde der Roman ganz unter der Devise des Unbegrenzten geschrieben. Die Exzess-Orientierung kann als Parodie einer verpönten Ideologie gelesen werden, die auf der ‚zweiten Sinnebene‘ eine Kritik formuliert: Der Mensch gehört zur Natur und hat sich folglich nicht wie ein Gott aufzuführen.

V. THÉLÈME UND WILLIGMUT: FISCHARTS NEUES FREIHEITSVERSTÄNDNIS

*Rabelais a pu tenir cette société de Thélème pour une chimère,
mais non les principes sur lesquels il la fondait.
Sa philosophie, si l'on ose appeler de ce nom ses idées générales sur l'homme,
comporte un acte de foi dans l'excellence de la nature humaine.*
Jean Plattard, Au pays de Rabelais

Es ist unbestritten, dass sich die letzten sieben Kapitel des *Gargantua* vom restlichen Werk abheben und eine Sonderstellung im Roman einnehmen.¹¹³⁴ Die Frage um die Bedeutung, die ihnen zuzuschreiben ist, eröffnet ein dynamisches Konfliktfeld divergierender Meinungen. Als pejorative Anschauungen stechen die Evaluierungen von Jourda und Desonay heraus. Jourda betrachtet Thélème als „ennuyeuse nomenclature“,¹¹³⁵ während Desonay sie als „farce [...] qui tourne en queue de poisson“ bezichtigt und der Ansicht ist, dass Rabelais gegen Ende seines Werkes den Kurs verliert und *Gargantua* in Widersprüchen zerbricht.¹¹³⁶ So folgert er kritisch: „Visiblement, Rabelais est au bout de son rouleau.“¹¹³⁷ Dem entgegengesetzt wird Thélème Signifikanz im Bereich der Veranschaulichung humanistischen Gedankenguts zuerkannt. Die abbaye de Thélème sei „le plus charmant Tableau de la Renaissance qui nous soit resté du XVIe siècle“ (Morçay),¹¹³⁸ „le sanctuaire de l'ataraxie intelligente [...] ses *Templa serena* [...] extraordinaire et anormale“ (Faguet)¹¹³⁹ und „un acte de foi dans l'excellence de la nature

¹¹³⁴ Morçay weist darauf hin, dass die abbaye de Thélème trotz ihres eigentümlichen Charakters hinreichend an das vorangehende Werk anbinden lässt. Vgl. Rabelais, François: *L'abbaye de Thélème*. Raoul Morçay (Hg.). Genf 1949, S. XXII. Die letzten Kapitel zur Abtei sollten sowohl als abgesondert wie auch als verbunden wahrgenommen werden.

¹¹³⁵ Jourda, P.: *Le Gargantua de Rabelais*. Paris 1969.

¹¹³⁶ Vgl. Desonay, Fernand: *En relisant l'Abbaye de Thélème, Gargantua LII ss.* In: François Rabelais.: *ouvrage publié pour le quatrième centenaire de sa mort, 1553-1953*. Genf 1953, S. 102: „Thélème n'est qu'une farce, et qui tourne en queue de poisson: la fumeuse et comme on dit aujourd'hui „infumable“ énigme de Saint-Gelais. Pris à son propre jeu, j'y insiste, du 'Fay ce que voudras', Rabelais se heurte à ses convictions les plus intimes; il déraile... Il est plus que temps de mettre le point final.“

¹¹³⁷ Ebd., Anm. 3.

¹¹³⁸ Rabelais, François: *L'abbaye de Thélème*. Raoul Morçay (Hg.). Genf 1949, S. XXXI. Morçays Lob trifft den ganzen *Gargantua*, den er als „le mieux venu et le mieux composé des ouvrages de Rabelais“ (S. XVI) betrachtet. Nach Morçay schrieb Rabelais kein bedeutenderes „chef-d'œuvre“, in dem er so gekonnt Elemente verschiedenster Art zusammenbrachte (S. XXII).

¹¹³⁹ Faguet, Emile: *Seizième Siècle. Etudes littéraires*. Paris 1898, S. 108.

humaine“ (Plattard).¹¹⁴⁰ Rigolot schreibt, als eine der letzten Stimmen, Thélème sowohl den „telos“ als auch den „terminus ad quem“ des Gargantua zu.¹¹⁴¹

Neben der stark divergierenden Auswertung der thelemitischen Sequenz weisen auch die Interpretationsansätze entscheidende Differenzen auf. Ähnlich wie in der *querelle* um den Prolog werden auch in den Kapiteln zur Thélème Transparenz und Eindimensionalität in Bezug auf die Autor-Werk-Korrelation kritisch hinterfragt. Nichtsdestotrotz wurde die *abbaye* vorwiegend als „le symbole et le résumé de la philosophie de Rabelais“¹¹⁴² verstanden. Villeys Betrachtung Thélèmes als Rabelais' gehaltvollster Mythos, der dem Leser „la clef de la pensée de Rabelais“¹¹⁴³ überreicht, dürfte, so Rigolot, zur Hervorhebung der Autorpräsenz führen, die immerhin durch den „degré maximal d'expressivité“ von Rabelais' „vision du monde“,¹¹⁴⁴ seiner Weltanschauung, im Rahmen dieses Fantasieprojektes seinen Höhepunkt erreicht. Zwar führt der Weg zum Verfasser auch in Thélème getreu nach der Rabelais'schen Sprache über die höchst ambivalente Präsentationsform des *serio ludere*, doch grenzt sie sich in vielerlei Hinsichten von der vorausgehenden Erzählung ab. Die Protagonisten sind nun nicht mehr Gargantua oder Frère Jean, sondern der *uomo universale*, der Renaissancemensch, dessen Genie hierarchisch über der Genussgesellschaft steht, die den grundsätzlichen Tenor des Werkes angibt. *Sub specie ludi* wird ein Utopia konzipiert, das humanistische – insbesondere erasmische – und evangelische Standpunkte in Einklang bringt.

Thélèmes Bedeutung als Synthese des *Gargantua* ist im Hinblick auf die religiösen Komponenten des Werks nur bedingt zuzustimmen, da – wenngleich diverse Facetten von Rabelais' Esprit wie Bezüge auf den Epikureismus und seine antimonastische Haltung in den Endkapiteln zusammenkommen – eine klare Verschiebung des Themenfeldes in Bezug auf die vorangehenden Konzepte im Kindheits-, Bildungs- und Kriegsteil zu verzeichnen ist. Aspekte wie die direkte Kritik an der Sorbonne, die polemischen Anspielungen auf Sakramente und auf die Macht der Heiligen finden keine Erwähnung mehr. Vielmehr wird ein neues, spannungsreiches Feld zwischen diversen Leitgedanken zur Freiheit und ihrem Verhältnis zum menschlichen Willen eröffnet.

In diesem gegebenen Rahmen drückt sich auch Fischart aus – wiederum in Abgrenzung zu seiner Vorlage. Die meisten Modifikationen der *Geschichtsklitterung* sind eine neuartige Ausprägung einer bei Rabelais bereits vorliegenden Thematik. Auch Willigmut ist so nahe an

¹¹⁴⁰ Plattard, Jean: L'œuvre de Rabelais. Sources, invention et composition. Paris 1910.

¹¹⁴¹ Rigolot, François: Discours utopique, discours parodique: Le paradigme thélemique du silène inversé. In: Revue du Seizième Siècle 2 (2006). S. 54.

¹¹⁴² Rabelais, François: L'abbaye de Thélème. Raoul Morçay (Hg.). Genf 1949, S. XXIII.

¹¹⁴³ Villey, Pierre: Marot et Rabelais. Paris 1923, S. 225.

¹¹⁴⁴ Rigolot, François: Les langages de Rabelais. Genf 1972 (= Etudes Rabelaisiennes 10), S. 174.

Thélème konzipiert, dass vieles, was für *Gargantua* stimmt, auch hier zutrifft. Es besteht daher die Gefahr, Willigmut nicht als eigenständige Konzeption wahrzunehmen, obgleich der subtile Tenor von Fischarts Abtei Rabelais' „vision du monde“ revidiert, ironisiert und neu entwirft. Dreh- und Angelpunkt ist dabei Thélèmes Freiheitskonzeption, die gemäß Fischarts Verständnis an ihrem utopischen Wesen und der zwanghaften Auflösung des Individuums scheitert. In Anlehnung an die zeitgenössische protestantische Auffassung ist für Fischart der Begriff der Freiheit untrennbar mit dem freimachenden Glauben an den Menschensohn verbunden – ein Glaube, der als Bedingung für das Studium der Heiligen Schrift verstanden wird.

1 Konzeptuelle Etablierung des Freiheitsbegriffs

1.1 Struktur: Freiheit durch Neusystematisierung

An dieser Stelle soll eine Abwendung vom Detail zu einem umfassenden Blick auf das ganze Werk der *Geschichtklitterung* führen. Im Verlaufe des Textes ist eine immer stärker abfallende Kreativität in Fischarts Bearbeitung festzustellen. Neben den zahlreichen Texterweiterungen, die sich um die Handlung herum spinnen, verfasst der Straßburger zu Beginn des Romans drei neue Kapitel (3–5) und vervielfacht den Umfang von zahlreichen weiteren (etwa Kapitel 1, 8, 10, 18). Nach den ersten 20 Kapiteln wird die Übersetzerfreiheit weniger intensiv genutzt. Somit ist Thélème vorwiegend Rabelais' Werk. Erst bei genauerer Betrachtung einzelner Adaptionfelder lässt sich erkennen, was Willigmut zu Fischarts Schöpfung macht.

Spengler bezeichnet Fischart zum Ende des Werks als „merklich müde“ und nimmt an, Fischart hätte sich für die letzten Kapitel des *Gargantua* mit den „breit ausgeführten utopischen Ziele[n] des Rabelais“ nicht begeistern können oder wollte rasch zu einem Ende kommen.¹¹⁴⁵ Er spricht in Anbetracht der Kapitelverkürzung von einem inhaltlichen Verlust. Dabei baut er auf Hauffens Analysen auf, die besagen, dass Fischart in diesen Kapiteln nicht nur stärker kürzend vorgeht, sondern auch mehr Übersetzungsfehler begeht.¹¹⁴⁶ Nun wird hier zwar richtig festgestellt, dass die fünf Kapitel der Vorlage (53–57) zu zweien (55, 56) zusammengezogen werden und manche Inhalte an Aufmerksamkeit verlieren. Doch ist es der hier vertretenen

¹¹⁴⁵ Vgl. Spengler, Walter Eckehart: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göttingen 1969 (= Göttinger Arbeiten zur Germanistik 10), S. 275.

¹¹⁴⁶ Vgl. Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 255.

Ansicht nach irreführend, diese Adaptationen auf Fischarts Müdigkeit oder Desinteresse zurückzuführen.

Wie sieht es etwa bei genauerem Hinsehen mit der neuen Kapitelaufstellung aus? Anhand der Kapitelstruktur, die erste Einblicke in Fischarts Umgang mit seiner Vorlage gibt, lässt sich eine scheinbare Simplifizierung an der Textoberfläche verzeichnen. Durch die zusätzlichen Kapitel 3–5 der *Geschichtklitterung* und die Zusammenlegung der Kapitel 48 und 49 von Rabelais beginnt die Beschreibung Thélèmes in Kapitel 52, während Willigmut erst in Kapitel 54 einsetzt. Die Sequenz zur Abtei – und mit ihr der ganze Roman – schließt mit dem Enigma in Kapitel 58 (*Gargantua*) beziehungsweise Kapitel 57 (*Geschichtklitterung*).

Dazwischen zeigt sich in der *Geschichtklitterung* eine Einteilung in Sinnabschnitte, die eine neue Lesart favorisieren: Das, was bei Fischart auf den ersten Blick wie eine Raffung aussieht (von 7 auf 4 Kapitel), die zwangsläufig mit einem Verlust inhaltlicher Elemente einhergehen musste, ist hauptsächlich die Auflösung der Systematisierung, wie sie bei Rabelais zu finden ist. Fischart teilt Willigmut in lediglich zwei Sinnabschnitte, in einen Abgrenzungs- (Kapitel 55) und einen Affirmationsteil (Kapitel 56). Das vorangehende Kapitel 54 – Eingangskapitel der Abteikonzeption –, das Willigmut von den ersten Zeilen an als Antiabtei profiliert, versteht sich als Auftakt zum Abgrenzungsteil. Es präsentiert die sieben Regeln Willigmuts, die dem letzten Element des 56. Kapitels, der Grundregel „Mach was du wilt“, gegenüberstehen. Die Zweiteilung in abgrenzende und affirmierende Elemente hebt eine Doppelperspektive hervor, die bei Rabelais bloß inhaltlich vorliegt.

	G. Kap.	Seite	Gkl. Kap.	Seite	Thema	Modifikation
Teil 1	52	137	54	411	Ordensregeln <i>Antimonastisches Konzept: 3 thelemitische Prinzipien</i>	Antiregeln
Abgrenzend	53	139	55	415	Klostergebäude, Bibliothek <i>Kritik am Bildungsmangel</i>	Bibliothek
	54	141		423	Inschrift <i>Kritik an diversen Gesellschaftsgruppen</i>	Unwillkommene
Teil 2	55	144	56	426	Prunkvolle Innenausstattung <i>Reichtumsprinzip</i>	gekürzt
Affirmativ	56	146		427	Kleidung der Ordensbewohner	gekürzt

				<i>Zeitkomponente, Reichtumsprinzip</i>		
	57	148		429	„Fay ce que vouldras“ <i>Naturantrieb, Gleichheit</i>	übersteigert

Bemerkenswert in Fischarts Bearbeitung ist die drastische Umgewichtung. Während er den Abgrenzungsteil mit wenigen Abstrichen – wenn auch nicht mit der gewohnten ausbauenden Kreativität – getreulich übersetzt, nimmt er im affirmativen Teil deutliche Kürzungen vor. Willigmuts Profilierung zur Antiabtei fällt dadurch stärker aus als in der Vorlage. Somit dürfte die Neustrukturierung bereits als eine Distanzierung Fischarts gegenüber seiner Vorlage zu verstehen sein und lässt an der Textoberfläche eine Skepsis gegenüber den darin konstruierten Ideen vermuten.

Wird die Selektivität der Kürzungen berücksichtigt, kann sie weder als mangelndes Interesse noch als Unverständnis gegenüber der Vorlage gewertet werden. Nachdem die Umstrukturierung den Leser auf einen Bruch zwischen Abgrenzung und Affirmation hinweist, zeigen die Kürzungen im zweiten Teil, dass Fischart Rabelais' Gedankengut kritisch betrachtet und nicht den gleichen ideologischen Fokus ansetzt.

1.2 Utopia: Freiheit im Nirgendwo

Paul Valérys Konzept des „possible à chaque instant“¹¹⁴⁷ spiegelt die Idee des Möglichkeitsreichtums der Dichtung wider. Statt der „illusion d'une détermination unique et imitative du réel“ nachzugehen, plädiert Valéry für ein Verständnis der Poesie, das ihre Potenzialität und Virtualität veranschaulicht. Dichtung wird somit nicht im Kontrast zur Realität verstanden, zu der sie einen linearen Bezug hat, sondern als Prisma, das bedingt durch Perspektiven- und Betrachter-Wechsel eine variable Realität schafft. Was für poetische Fingierungen allgemein gilt, ist besonders zutreffend, wenn sich die Dichtung explizit als nicht greifbare Realität präsentiert.

Dass Rabelais' Vorlage nicht durchgehend den Anspruch erhebt, Realitätsphänomene wiederzugeben, zeigt sich bereits an sprachlichen Nuancen. Thélème entsteht aus einer Unterhaltung zwischen Gargantua und dem zu belohnenden Frère Jean und etabliert sich zunächst auf der konzeptuellen Ebene. Ohne Erwähnung von Baustelle, Handwerkern und

¹¹⁴⁷ Valéry, Paul: Variété II. Paris 1930, S. 199.

Schaffenszeit fließt die Abtei aus Gargantuas Worten hervor und tritt schlagartig zwischen den ersten zwei Ordensregeln als fiktional existierender Gegenstand in die Romanwelt.

Bei der ersten Ordensregel bewegt sich Rabelais grammatikalisch im Raum des Konjunktivs, des Möglichkeits- und Wunschdenkens. Er fügt seine Vorstellungen in eine virtuelle Welt ein, die eine physische Existenz höchstens in Aussicht stellt, nicht aber als gegenwärtig etabliert: „Premierement doncques (dist Gargantua) il n’y faudra jà bastir murailles au circuit: car toutes aultres abbayes sont fierement murées.“¹¹⁴⁸ Das *futur simple* „faudra“ in der Konjunktivfunktion verweist auf eine Zukunft, wie sie zu Zeiten des Sprechers noch nicht existiert. Die nächste Regel beginnt mit einer deutlichen Verschiebung der Verbalform: „fut ordonné que si religieux ou religieuse y entroit par cas fortuit, on nettoiroit curieusement tous les lieulx par lesquelz auroient passé.“¹¹⁴⁹ Dass die passive Verbform nicht etwa im Futur („sera ordonné“), sondern im *passé simple* („feut ordonné“) steht,¹¹⁵⁰ markiert eine Verlegung der Abtei von der geplanten Zukunft in die realisierte Vergangenheit, die der Gegenwart des Erzählers entspricht. Raffiniert etabliert Rabelais neben dem Dialog zwischen Gargantua und Frère Jean die parallel artikulierte Erzählerstimme, die immer deutlicher die Überhand in der Konzipierung gewinnt, und bewerkstelligt dadurch, dass das Gesagte im Moment seines Ausdrucks zum Realisierten wird. Das Kippphänomen beschreibt den Perzeptionswandel vom Futur der *Möglichkeiten* zum *Passé* der *Wirklichkeiten*. Der Erzähler beschreibt eine Wirklichkeit, die sich in die fiktive Romanrealität einbettet und anhand von Verbform und narrativem Fluss nicht mehr von den übrigen Kapiteln im Reich der Giganten zu unterscheiden ist. Auch die Omnipräsenz des Verbs „être“, das die Existenz der Abtei vortäuscht, zeugt von den Bemühungen Rabelais‘, Thélème auf die Ebene der vorangehenden Romanaussagen zu bringen.¹¹⁵¹

Fischarts Textfassung zeugt von einem neuen Bezug zur Romanwelt. Seine Regelungen sind vorwiegend im Präsens formuliert.¹¹⁵² Nur in drei Fällen (Regeln 5, 6 und 7a) wird Rabelais‘ „f(e)ut ordonné/decreté“ getreu durch „ward geordnet/versehen“¹¹⁵³ wiedergegeben. Willigmut

¹¹⁴⁸ G, Kap. 52, S. 138.

¹¹⁴⁹ G, Kap. 52, S. 138.

¹¹⁵⁰ Nach François Rigolot entspricht die hier verwendete Verbform nicht dem üblichen *Passé Simple* sondern einer Konjunktivkonstruktion, wodurch sich Thélème bis zum letzten Satz desselben Kapitels in einer nicht realisierten Sphäre bewege. Rigolot, François: *Les langages de Rabelais*. Genf 1972 (= *Etudes Rabelaisiennes*), S. 81.

¹¹⁵¹ Vgl. Rigolot, François: *Les langages de Rabelais*. Genf 1972 (= *Etudes Rabelaisiennes*), S. 82.

¹¹⁵² Dazu gehören die Regeln 1 („muß man“), 2 („man [...] nachfëgt“), 3 („wollen wir“), 4 („kein [...] ins Kloster zustecken“ und 7b (acht Mal „wollen wir“, „soll“).

¹¹⁵³ Die drei Übernahmen lassen sich textuell nicht exakt begründen. Sie beziehen sich auf die Regelung der Schönen, die allein Willigmut betreten dürfen, die Anforderung, geschlechtergemischt zu leben und die Erlaubnis, die drei Prinzipien Heirat, Reichtum und Freiheit anzustreben und auszuleben. Fischarts Vorliebe für das Präsens

ist im Kontrast zu Thélème ein Ort der Vorstellung und etabliert sich somit von vornherein als Welt utopischen Ausmaßes. Während sich Rabelais' Diskurs nach der ersten Regel zunehmend von der Dialogform entfernt und den Charakter einer Schilderung annimmt, kann die Beschreibung bei Fischart durch die Verwendung des „wollen wir“ anstelle des „il feut ordonné“ größtenteils als Äußerung in direkter Rede und somit als reine Ideenbildung und potenzieller Entwurf verstanden werden.

Diese Uminterpretation durch Fischart eröffnet neue Perspektiven auf Rabelais. François Rigolot schätzt Thélème als selbstzerstörendes Konstrukt ein, das durch seine Konkretisierung immer mehr an Konsistenz verliert:

Objet de fantaisie, Thélème reste mythe et c'est pourquoi elle est source de verve. Mais dès qu'elle se réalisera, dès que l'auteur se mettra à la *décrire*, à en faire l'objet de son étude, elle se figera et perdra la vie qu'elle avait avant de naître sur la page. La vérité de Thélème, c'est qu'elle ne peut être que *théléma*, désir, velléité, projet. Mais dès qu'elle tente de s'incarner, elle meurt. [...] Thélème, condamnée à être, perdra toute réalité.¹¹⁵⁴

Der zugrundeliegende Gedanke der Problematik in der Konkretisierung des Ideellen besteht im Oxymoron des „topischen“ Utopia, das sich *per definitionem* selbst negiert. Wagt eine Illusion den Sprung in eine fassbare Wirklichkeit, ist ihr Zerfall vorprogrammiert. Je mehr von Thélème beschrieben wird, umso konkreter wird die Fantasie – bis sie ihren eigenen Anforderungen nicht mehr zu genügen weiß und sich selbst zum Opfer fällt. Folglich muss die Wunschwelt eine diffuse Illusion bleiben, um ihre Existenz zu wahren.

Wird für die Beurteilung des Rabelais'schen Textes Fischarts Bearbeitung hinzugezogen, relativieren sich die dezidierten Einordnungen des *Gargantua*. Die Ausgangslage ist bei beiden dieselbe: Gargantua und Frère Jean nennen zunächst außerhalb der Fiktion existierende, historische Abteien und entwerfen ein utopisches Gegenstück zum Bestehenden. Wenn Thélème auch mit nicht-realisierten Charakteristika prunkt, ist es Fischart, der diese Elemente identifiziert und in der Bearbeitung durch Zusätze und Weglassungen als unrealistisch markiert. In der Vorlage sprechen sowohl äußere Faktoren wie der exorbitante Bau und die überaus hochwertige Einrichtung als auch innere Elemente für den ideellen Charakter Thélèmes.¹¹⁵⁵ Interessanterweise markiert Fischart ausgerechnet diese Elemente

in der Konstitution der Abtei zeigt sich insbesondere in der Tatsache, dass frei hinzugedichtete Textpassagen des Kapitels ausschließlich Präsensformen enthalten.

¹¹⁵⁴ Rigolot, François: *Les langages de Rabelais*. Genf 1972 (= *Etudes Rabelaisiennes*), S. 81 f.

¹¹⁵⁵ Auf die inhaltlichen Details der Differenzierung wird im Zuge des Kapitels zur Freiheit eingegangen.

durch Zusätze und Weglassungen und verstärkt die Explizitat der Fiktion. Somit verkehrt er das „possible  chaque instant“ in ein ‚impossible  chaque instant‘. Die Rabelais’sche Ausdrucksweise erzeugt ein Kolorit des ‚merveilleux‘, während Fischart den Imaginationscharakter der Traumabtei entlarvt und als Wunschdenken stehen lässt.

Die erste explizite Erwähnung des Begriffs der Utopie im Rahmen des Werks *Gargantua et Pantagruel* findet sich im *Pantagruel*, der zwei Jahre vor *Gargantua* erschien.

Gargantua en son eage de quatre cens quatre vingz quarante et quatre ans engendra son filz Pantagruel de sa femme nommee Badebec, fille du Roy des Amaurotes en Utopie, laquelle mourut du mal d’enfant, car il estoit si merueilleusement grand et si lourd, qu’il ne peut venir  lumiere, sans ainsi suffocquer sa mere.¹¹⁵⁶

Der Kontext ist Pantagruels Geburt, die der Mutter Badebec das Leben kostet. Badebec wird vorgestellt als Prinzessin der Amaurotes, der Bewohner der utopischen Hauptstadt von Thomas Morus. Im darauffolgenden Krieg wird Utopia von dem Nachbarvolk der Dipsodes besetzt und erlangt erst durch Pantagruels Sieg die Freiheit zurück.¹¹⁵⁷ Marie-Luce Demonet geht aufgrund der Tatsache, dass Gargantua die Tochter eines Herrschers auf utopischem Grund zur Frau nimmt, davon aus, dass Gargantua selbst Konig von Utopien sein muss.¹¹⁵⁸ Dafür spricht auch, so Demonet, dass Gargantua seinem Sohn in Kapitel 8 des *Pantagruel* einen Brief aus Utopien zukommen lässt.¹¹⁵⁹

Mit Blick auf Fischart und die Vorlage seiner *Geschichtklitterung* fällt ins Auge, dass Gargantua nur im *Pantagruel*, nicht aber im Nachfolgewerk *Gargantua* explizit den Titel ‚Konig von Utopien‘ trägt. Im kompletten Roman des *Gargantua* fällt der Name ‚Utopia‘ kein einziges Mal. Fischart weiß sich zu helfen, indem er raffiniert beide Werke vereint und den deutschen Leser im Titel auf die Fortsetzung der Riesensaga hinweist, deren Übersetzung er sich vermeintlich komplett annehmen wollte. So greift Fischart also durch die (doppelte)¹¹⁶⁰ Nennung der Herrschaft über Utopien zurück auf den im Grunde genommen unbersetzten *Pantagruel*. Auch Fischarts Positionierung des utopischen Landes im Titelblatt geschieht in

¹¹⁵⁶ *Pantagruel*, Kap. 2, S. 222.

¹¹⁵⁷ Vgl. *Pantagruel*, Kap. 23, S. 298.

¹¹⁵⁸ Vgl. Demonet, Marie-Luce: Rabelais et l’utopie de l’ermitage. In: VII Jornadas sobre el pensamiento utopico. Religion en Utopa. Iveta Nakladalova (Hg.). Berlin 2013, S. 71.

¹¹⁵⁹ Vgl. *Pantagruel*, Kap. 8, S. 245. Vgl. auch Demonet, Marie-Luce: Rabelais et l’utopie de l’ermitage. In: VII Jornadas sobre el pensamiento utopico. Religion en Utopa. Iveta Nakladalova (Hg.). Berlin 2013, S. 71.

¹¹⁶⁰ Die Nennung „Utopiens“ wird durch den eingedeutschten Namen „Ninenreich“ im Titel wiederholt.

Anlehnung an dieses Werk. „Pantagruel, roy des dipsodes“,¹¹⁶¹ wie es hier heißt, wird mit dem „La vie treshorricque du grand Gargantua, pere de Pantagruel“¹¹⁶² aus *Gargantuas* Titelblatt verknüpft:

Von Thaten und Rhaten der vor kurtzen langen unnd je weilen Vollenwolbeschreiten Helden und Herren Grandgoscier Gorgellantua und deß Eiteldurstlichen Durchdurstlechtigten Fürsten Pantagruel von Durstwelten, Königen in Utopien [...]¹¹⁶³

Die Verbindung beider Titel geht einher mit einer subtilen Korrektur der Vorlage. Fischart bemerkt, dass Pantagruel im gleichnamigen Roman als Gargantuas Sohn zunächst die Rolle des Prinzen von Utopia innehat. Erst die Rückeroberung Utopias aus den Händen der Dipsodes erweitert sein Königreich um das feindliche Territorium. Auch repräsentiert nur Utopia das Land seiner Vorfahren, das sich gleichwertig auf Grandgousier, Gargantua und Pantagruel beziehen lässt.

„[B]eau, salubre, fructueux, et plaisant sus tous les pays du monde“ : Das Utopia im *Pantagruel* erhält den Glanz eines paradiesischen Landes. Durch die durchweg positiven Eigenschaften erscheint es als ein *Eu-topia*, eine Idealwelt, deren Akzent nicht auf der Inexistenz des ου τόπος liegt, wie auch der Zusatz „comme plusieurs de vous scavent qui y estes allez aultreffoys“¹¹⁶⁴ zu verstehen geben will.¹¹⁶⁵ Das Königreich der Giganten fingiert eine Erreichbarkeit, wie sie Morus' Utopie mit der unauffindbaren Bucht und den irreleitenden Leuchttürmen nicht kannte. Thélème und Willigmut reflektieren beide eine „fiction dans la fiction“,¹¹⁶⁶ eine fingierte Bleibe in einer fingierten Welt. Fischart enthüllt den fiktiven Charakter Thélèmes,¹¹⁶⁷ indem er alle

¹¹⁶¹ Pantagruel, Faksimile des Titelblatts, S. 210.

¹¹⁶² G, Faksimilie des Titelblatts, S. 2.

¹¹⁶³ Gkl, Faksimilie des Titelblatts, S. 6.

¹¹⁶⁴ Pantagruel, Kap. 31, S. 328.

¹¹⁶⁵ Die Tatsache, dass zeitgleich (1537, mit siebenfacher Neuauflage zu Rabelais' Lebzeiten) ein anonymes Werk namens „Die Reise des Panurge, Schüler des Pantagruel, zu Land und zu Wasser, zu unbekanntem und wunderbaren Inseln“ erscheint, das von einem Schlaraffia aus Butter, Mehl und Milch besteht, zeigt inwiefern der zeitgenössische Rabelais-Leser die utopischen Romane als fantastische Idealwelt auffasste. Vgl. Bachtin, Michael: Bachtin, Michail: Rabelais und seine Welt. Frankfurt a.M. 1987. S. 339.

¹¹⁶⁶ Demonet, Marie-Luce: Rabelais et l'utopie de l'ermitage. In: VII Jornadas sobre el pensamiento utópico. Religión en Utopía. Iveta Nakládlová (Hg.). Berlin 2013. S. 73.

¹¹⁶⁷ Rabelais verbindet in Thélème zwei schöpferische Momente des zwei Jahre zuvor publizierten *Pantagruel*, der als erstes Werk der Pentalogie *Gargantua et Pantagruel* erscheint. Er greift die Vorstellung der Hölle mit dem darin offenbarten humanistischen Wunschtraum aus dem 30. Kapitel auf und setzt sie in das weit entlegene „grand pays de Utopie“. Vgl. Pantagruel, Kap. 23, S. 298. Vgl. Köhler, Erich: Die Abtei Thélème und die Einheit des Rabelais'schen Werks. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 40 bzw. N.F. 9. Franz Rolf Schröder (Hg.). Heidelberg 1959, S. 108. Vgl. auch Bachorski, Hans-Jürgen: Irrsinn und Kolportage: Studien zum Ring, zum Lalebuch und zur Geschichtsklitterung. Trier 2006, S. 445.

drei in Opposition stehenden Seiten der Abtei (Kloster, Akademie und Hof) aufeinanderprallen lässt.

Thélème und Willigmut sind keine Arbeitsutopien wie die bekannten Staatsutopien des 16. Jahrhunderts. Während Morus' Utopia eine sechsstündige Arbeitseinheit pro Tag diktiert und die produktive Tätigkeit der Gesellschaft so geregelt ist, dass sie weitestgehend autark bestehen kann, klammert Rabelais' Abtei das Thema der Arbeit sowohl konzeptuell als auch geographisch aus. Die Thelemiten sind an keiner nutzbringenden Produktionsstätte tätig. So bewerkstelligt sich die Versorgung der Abtei durch Arbeiter, die im Stile von Leibeigenen ihrer Tätigkeit vor den ‚Klostermauern‘ nachgehen, wobei ihr Wirken unabhängig von jeglicher administrativ geregelten Grundherrschaft zu funktionieren scheint. Arbeit ist im Konzept der Abtei nicht vorgesehen, bleibt aber dennoch notwendig für die Realisation des klösterlichen Lebensstils.¹¹⁶⁸

Au tour du boys de Theleme estoit un grand corps de maison long de demye lieue, bien clair et assorty, en laquelle demouroient les orfevres, lapidaires, brodeurs, tailleurs, tireurs d'or, veloutiers, tapissiers, et aultelissiers, et là oeuvroient chascun de son mestier, et le tout pour les susdictz religieux et religieuses.

Iceulx estoient fourniz de matiere et estoffe par les mains du seigneur Nausiclete, lequel par chascun an leurs rendoit sept navires des Isles de Perlas

Auch solt jhr nicht meinen, daß sie viel weil mit der rüstung zupachten, als wann man ein Baier ein Harnisch soll anthun, sonder wißt, daß sie sondere Kleiderverwarer zu solcher Sacristei hatten, die es versahen.

Vmb den Forst zu Theleme, auff ein halbe Meil, war ein gantzer Flecken, darinn sasen nichts als Goldschmid, Guffenspitzer, Nâherin, Seidenstrickerin, Edelgesteinhändler, Weber, Wircker, Schneider, Goldspinnerin, Sammatmacher, die all inns Kloster arbeiteten:

Denen schafft Herr Nausicletus Schiffprächt genug zeugs, dann Jârlich pracht er jhnen siben Schiff auß den Canibaln vnd Perlininseln, beladen mit

¹¹⁶⁸ Vgl. Bachorski, Hans-Jürgen: Irrsinn und Kolportage: Studien zum Ring, zum Lalebuch und zur Geschichtklitterung. Trier 2006, S. 449.

et Canibales, chargées de lingotz d'or, Kleinot, Margariten, Gulden Leinwat vnd
de soye crue, de perles et pierreries.¹¹⁶⁹ roher Seiden.¹¹⁷⁰

Dem Leser wird klar: Utopien gibt es nicht ohne außerutopische Voraussetzungen. Wie Morus' Konzeption durch das Ausklammern kriegerischer Komponenten einer Nebenwelt bedarf, in der Gewalt und Besitz zugelassen, ja, notwendig sind, so bedingt das humanistische Dasein der rein intellektuell Aktiven bei Rabelais eine Gesellschaft, die sich um das weite Feld der Aufgaben kümmert, die im System der Arbeitsteilung von Thélème nicht abgedeckt werden. Fischart leitet den etwas knapper gefassten Text mit einer Anrede an die Leserschaft ein. Hervorgehoben wird hier die klare Entlastung der Thelemiten. Die Anstellung der zahlreichen Handwerker hat also in erster Linie zu garantieren, dass die Ordensbewohner einen optimalen Nutzen aus ihrer kostbaren Zeit ziehen können.¹¹⁷¹

Kloster und handwerkliche Anwohner teilen sich das Land an der Loire.¹¹⁷² Die geographische Situierung fingiert eine Existenz über die utopische Romanwelt hinaus. Doch je weiter die Abteikonzeption fortschreitet und sich von dieser affirmativen/realitätsbezeugenden Aussage wegbewegt, umso extravaganter und unfassbarer wird Thélème. Beide Konzeptionen, aus Rabelais' wie auch aus Fischarts Feder, formen ein Land, das zunächst den Charakter der Abgrenzung vorweist. Es ist nicht eine Welt des Seins, sondern des *Nichtseins*. Die nachfolgenden komparatistischen Untersuchungen sollten veranschaulichen, wie die stark negierenden Modifikationen Fischarts, die nicht nur in einem Atemzuge mit Rabelais die dargestellte Welt verspotten, auch Rabelais' Text selbst ins Visier nehmen. Das vehemente Loslösen von allem Bestehenden und die größenwahnsinnigen Vorstellungen von Kapitel 53 (*Gargantua*) beziehungsweise 55 (*Geschichtklitterung*) an verwandeln die Abtei, die zunächst als Ort der Möglichkeiten gelten wollte, in ein Land der *Unmöglichkeiten*.

¹¹⁶⁹ G, Kap. 56, S. 148.

¹¹⁷⁰ Gkl, Kap. 56, S. 428 [553 f.].

¹¹⁷¹ Die Zeitkomponente, die unter dem Topos der sogenannten „Horasbeter“ fällt, wird im Kontext des dritten Prinzips Willigmut, d.h. der Freiheit, im Detail aufgegriffen.

¹¹⁷² Vgl. G, Kap. 52, S. 137 („pays de Theleme jouste la riviere de Loyre, à deux lieues de la grande forest du port Huault“) und Gkl, Kap. 54, S. 412 [533] („Thelemerland bei dem Loirfluß“). Die Situierung der Handwerkshäuser an den Waldrand bei Willigmut zeigt, dass Fischart das Rabelais'sche Bild vor Augen hat, wenn er sich das Kloster vorstellt, obwohl er bei der geographischen Beschreibung Gargantuas die umliegenden Wälder ausklammert.

1.3 Antiabtei: Freiheit durch Abgrenzung

Die fingierte Erreichbarkeit macht ersichtlich, dass Rabelais' Utopie-Begriff kein Nirgendwo im Sinne des *nusquam*, sondern ein „Anderswo“ im Sinne einer Romanwelt meint, die für die reelle Welt als Referenzpunkt dient. In dieser Mönchsresidenz Thélèmes wird das „Anderswo“ durch eine antithetische Klosterbeschreibung zum „Anderswie“ spezifiziert: eine Identität, die von der Abgrenzung vom Bestehenden lebt.¹¹⁷³ Mit der Wahl des monastischen Schauplatzes scheint sich Thélème in die zeitgenössische Tradition der Klosterkonzipierung einzuordnen. 1524 veröffentlicht Franz Lambert von Avignon, ehemals franziskanischer, dann evangelischer Theologe, sein Projekt zur Klosterreform,¹¹⁷⁴ während sich auf katholischer Seite die Du Bellays mit friedlichen Reformprojekten beschäftigen.¹¹⁷⁵ Rabelais hingegen konzipiert – konträr zu den zeitgenössischen Erscheinungen – kein Kloster im herkömmlichen Sinne, sondern eine Art Antiabtei, die sich regelrecht gegen alle monastischen Grundprinzipien ausspricht, indem sie diese zwar aufgreift, aber ins Gegenteil verkehrt. Nirgendwo ist Bachtins karnevalisches Paradigma der verkehrten Welt ersichtlicher als im Schoße Thélèmes:

Elle [= la langue carnavalesque] est marquée, notamment, par la logique originale des choses „à l'envers“, „au contraire“, [...] La seconde vie, le second monde de la culture populaire s'édifie dans une certaine mesure comme une parodie de la vie ordinaire, comme „un monde à l'envers“.¹¹⁷⁶

Wie es Saulnier dem utopischen Bild zuschreibt, präsentiert sich Thélème als Abtei „au contraire de toutes autres“¹¹⁷⁷ und moduliert *Gargantua* zu einem Werk, das die satirische Entgegensetzung – wenn auch in nüchternem Tonus – in ihre extremste Form bringt.

¹¹⁷³ Vgl. Saulnier, Verdun-Léon: L'Utopie en France: Morus et Rabelais. In: Les Utopies à la Renaissance (Colloque international, avril 1961). Paris, Bruxelles 1963, S. 143.

¹¹⁷⁴ Vgl. Telle, E.V.: François Lambert d'Avignon et son abbaye de Thélème. In: Bibliothèque d'Humanisme et Renaissance, t. XI. 1949, S. 43-55. Von 1524 bis 1526, d.h. zur Zeit der Veröffentlichung des Reformprojektes, lebte und wirkte Franz Lambert in Straßburg und bemühte sich um die Verbreitung reformatorischer Ideen im deutsch-französischen Grenzgebiet. Vgl. Müller, Gerhard: Franz Lambert von Avignon und die Reformation in Hessen. Marburg 1958, S. 77.

¹¹⁷⁵ Vgl. Billacois, François: Thélème dans l'espace et en son temps. In: Etudes Rabelaisiennes 15. Genf 1980, S. 97-115, hier: S. 113. Billacois verweist auf Bataillons Aufsatz: Vgl. Bataillon, Marcel: D'Erasmus à la Compagnie de Jésus: protestation et intégration dans la réforme catholique au XVI^e siècle. In: Archives de sociologie des religions 24 (1967), S. 57-81.

¹¹⁷⁶ Bakhtine, Mikhaïl: L'œuvre de François Rabelais et la culture populaire au Moyen Âge et sous la Renaissance. Paris 1970, S. 19.

¹¹⁷⁷ G, Kap. 52, S. 137.

Sa valeur d'impulsion satirique (négative, mais tonique) suffit d'ailleurs à distinguer la tentation utopique des autres rêves. Elle se veut le contraire de quelque chose, elle va vers un *contraire construit*.¹¹⁷⁸

Die Abtei gewinnt ihren Charakter aus der Herausbildung und Konsolidierung von Umkehrungen. Der zunächst zu vermutende Zweck, dadurch von allen Missständen der „vie ordinaire“ des Mönchtums abzulassen und Klosterleitlinien zugunsten des Auslebens persönlicher Vorlieben umzuformen, spiegelt nur eine Seite der Medaille wider. Im Verlaufe der Beschreibung Thélèmes, die die angesprochenen Missstände nicht aufhebt, sondern teils negiert, teils verlagert, entpuppen sich die anfangs aufgestellten Erwartungen als illusionäres Wunschdenken. Rabelais beschreibt ein Spielfeld bestehend aus Feldern der Affirmation und Negation und führt den irritierten Leser scheinbar blind von einem Feld zum anderen, zugleich auf die Existenz seines Konzeptes wie auch auf die Inexistenz desselben pochend.

Les critiques, dont Louis Marin, ont bien vu que la conception de Thélème se faisait par la négative, un lieu et une société sans ceci ou sans cela, sans murs, sans contraintes, sans personnes laides ou contrefaites, une abbaye sans moines, un collège sans élèves. C'est un objet paradoxal sans aucun rapport avec la réalité du temps, plongeant ainsi le préfixe négative „U“ de l'Utopie.¹¹⁷⁹

Mehr noch als seine Vorlage artikuliert sich Fischarts Willigmut als ein U-topia anstelle eines Eu-topias. Er löst das Spiel zwischen Existenz und Inexistenz zugunsten der Inexistenz auf. Utopia heißt für ihn nicht nur, dass Willigmut zunächst als reine *Planung* einer Welt auftreten muss, die sich durch die Verbform höchstens als künftig, nicht aber von vornherein als etabliert betrachten darf. Utopia steht auch für alle Orte, die es nach Fischarts Ermessen nicht geben darf: Sie ist Anti-Topos in Form einer Anti-Abtei.

[O]ultroyez moy de fonder une
abbaye à mon devis.¹¹⁸⁰

[S]o laßt mich ein Abtei auff meine sondere
weiß, vnnd eygenen Zaum Willigs Muts
stifften.¹¹⁸¹

¹¹⁷⁸ Saulnier, Verdun-Léon: L'Utopie en France: Morus et Rabelais. In: Les Utopies à la Renaissance (Colloque international, avril 1961). Paris, Bruxelles 1963, S. 142.

¹¹⁷⁹ Demonet, Marie-Luce: Rabelais et l'utopie de l'ermitage. In: VII Jornadas sobre el pensamiento utópico. Religión en Utopía. Iveta Nakládalová (Hg.). Berlin 2013. S. 73.

¹¹⁸⁰ G, Kap. 52, S. 137.

¹¹⁸¹ Gkl, Kap. 54, S. 412 [533].

Der angedeutete Abgrenzungscharakter bei Rabelais gibt auf der narrativen Ebene die Entstehung von Thélème als Umkehr der monastischen Tradition wieder und markiert somit das Ende des Werkes als Neuanfang einer geistesgeschichtlichen Gesinnung. Die Erzähler-Leser-Ebene hingegen stellt die Abgrenzung als komisches Prinzip der unerwarteten Umkehr dar.

Une certaine logique faite simplement de ces contrastes inattendus, qui sont une des sources de son comique, l'entraîne; en se jouant, il prend le contrepied de toutes les „religions“, il écrit ainsi une page pleine de verve; cela lui suffit.¹¹⁸²

Das erste komische Element Thélèmes, so Morçay, besteht in der Negation des Bestehenden. Rabelais' Frère Jean begnügt sich damit, bisherige Klöster in nüchternem Ton in Gänze abzulehnen. Dies wird von Fischart 1575 zunächst aufgegriffen und 1582 schließlich durch einen ausführlichen Einschub in Schmähschrift-Manier erweitert, der im letzten Drittel der Negation verfällt.

Deshalb bitt ich, helfft mir ein Vnthonisch, Vncarmelitisch, Vncarthäuserisch, Vnbettelordisch, Vnsuitisch¹¹⁸³, Vncarafisch¹¹⁸⁴, Vnconscientzmarterig¹¹⁸⁵, Vneidfesselig, vnverregelrigelig Muster von eim freien guteygenwilligen vnd Willigmutigen Orden stifften.¹¹⁸⁶

Die insistierende Enumeration, die der Leser aus zeitgenössischen Pamphleten kennt, zeigt nicht nur die Plattform, auf der sich Willigmut *ex negativo* etabliert, sondern dient zunächst als undifferenzierte Fläche der Verhöhnung. Entsprechend einer seiner frühesten Schmähschriften, *Von S. Dominici des Predigermünchs und S. Francisci Barfüßers artlichem Leben* von 1571,¹¹⁸⁷ in der Fischart die katholischen Orden der Uneinigkeit bezichtigt und gegen die

¹¹⁸² Einleitung von Raoul Morçay in: Rabelais, François: L'abbaye de Thélème. Raoul Morçay (Hg.). Genf 1949, S. XXXI.

¹¹⁸³ Unsuitisch: Verballhornung von jesuitisch. Vgl. Nyssen, Uta: Glossar. Worterläuterungen zum Text der Ausgabe letzter Hand von 1590 nach der Neuauflage 1963. Darmstadt 1967, S. 175.

¹¹⁸⁴ Uncarafisch: „zu Gian Pietro Carafa (1476-1559), Kardinal und Erzbischof von Neapel, 1524 Mitbegründer des Theatinerordens, 1555 Papst (Paul IV.); forderte strengste Inquisition, gab 1559 den ersten römischen Index heraus.“ Nyssen, Uta: Glossar. Worterläuterungen zum Text der Ausgabe letzter Hand von 1590 nach der Neuauflage 1963. Darmstadt 1967, S. 175.

¹¹⁸⁵ Unconscientzmarterig: Anspielung auf die Inquisition, einem Martern ohne Gewissen.

¹¹⁸⁶ Gkl, Kap. 54, S. 412 [533].

¹¹⁸⁷ Johann Fischart: Von S. Dominici des Predigermünchs und S. Francisci Barfüßers artlichem Leben. In: Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe mit Kommentar. Bearbeitet von Ulrich Seelbach, Hans-Gert Roloff, Ulrich Seelbach und W. Eckehart Spengler (Hg.). Berliner Ausgaben. Band 1. Bern 1993. S. 139-269.

Hauptdogmen der alt-gläubigen Kirche argumentiert, dient die Auflistung abgelehnter Orden als Darstellung der verpönten Heterogenität der Kirche. Der Parodie-Begriff, der im Kontext Thélèmes an Bachtins Thesen denken lässt,¹¹⁸⁸ steigert sich bei Fischart zum Konzept der Verhöhnung.

Bevor die pompösen architektonischen Beschreibungen ab Kapitel 53 folgen, werden zwei bauliche Details beleuchtet: die Mauern und die Uhren. Die beiden Sinnbilder für die monastische Konstruktion der Grenzziehung fallen in Thélème komplett weg. Die Mauern erfüllen bei Rabelais und Fischart unterschiedliche Funktionen. Bei Rabelais sind sie Elemente der Ausschließung: Auf beiden Seiten der Mauern wird über jene gelästert, die sich außerhalb des eigenen Bereiches befinden. Die Leidtragenden sind sowohl die Mönche als auch die Menschen jenseits der Klostermauern. Beide Gruppen mokieren sich – gestärkt durch den Schutz der Mauern – über die jeweils andere Partei. Das Wortspiel, das Rabelais im Zusammenhang mit dem Mauerbau anführt, erklärt Fischarts Loslösen von Rabelais bilateralem Blick zugunsten einer Fokussierung auf die Ordensbrüder. Fischart, der seine Kritik gegen einen spezifischen Franziskaner wenden wollte, sah sich aufgefordert, nicht die Menschen außerhalb, sondern diejenigen innerhalb der Mauern als die Opfer der Satire ins Visier zu nehmen.

Vorweg ein kurzer Blick auf die Ausgangslage des Wortspieles: Wie von François Rouget erforscht, geht die Mauer-Satire zurück auf den *Cortegiano*, den *Hofmann*, von Castiglione. Der aufgenommene Paragraph lässt einen Dialog aus dem literarischen Meisterwerk des frühen 16. Jahrhunderts (publiziert 1528) durchscheinen, in dem Emilia Giulio am Hofe von Urbino davor warnt, sich spöttisch über Mönche zu äußern: „Vous avez grand tort de murmurer contre les religieux, et vous vous chargez la conscience sans aucun profit, car sans eux, qui prient Dieu pour nous autres, nous serions accablés de bien plus de fléaux que nous le sommes.“¹¹⁸⁹ Es ist naheliegend, Emilias Aussage mit Grangousiers und Gargantuas Diskussion über die Nützlichkeit der Mönche in Verbindung zu bringen.¹¹⁹⁰ Gargantua bestreitet in dieser Textpassage, dass die Mönche für das Volk beten und wirft ihnen stattdessen vor, die Nachbarschaft mit dem Kirchenläuten zu belästigen und Heiligen-Vitas und Psalmen, ohne sie zu verstehen, vor sich hinzumurmeln. Für die Thematik des Mauerbaus ist insbesondere das

¹¹⁸⁸ Vgl. Bakhtine, Mikhaïl: L'œuvre de François Rabelais et la culture populaire au Moyen Âge et sous la Renaissance. Paris 1970, S. 19.

¹¹⁸⁹ Vgl. Baldassare Castiglione: Le Livre du Courtisan. Paris 1987, S. 252. Vgl. Rouget, François: Rabelais lecteur de Castiglione et de Machiavel à Thélème (Gargantua, chap. 52-57). In: Etudes Rabelaisiennes 42, Genf 2001, S. 101-116.

¹¹⁹⁰ Gkl, Kap. 43, S. 369 ff. [479 ff.]. G, Kap. 40, S. 110 ff.

Murmeln – bei Rabelais „marmonner“ – von Signifikanz. Während bei Castiglione das diskreditierende Murmeln des Beurteilers zu unterlassen ist, da die Mönche der Gesellschaft durch ihr Beten doch einen Dienst erweisen, ist das Murmeln bei Rabelais die Tätigkeit, der die Mönche statt des Betens nachgehen. Dieser Verweis fällt bei Fischart zugunsten einer radikaleren Ordenskritik weg. Erst im Kontext der fehlenden Mauer in Thélème und Willigmut,¹¹⁹¹ in dem Rabelais nicht widerstehen kann, die klangliche Verwandtschaft zwischen „mur“ und „murmur“ zu unterstreichen, sieht Fischart das satirische Potenzial des Murrel-Begriffs:

So muß man, sprach Gargantua, erstlich kein Maur darumb aufführen, dann alle andere Abteien sind mächtig wol vermaurt. Ja billich, sagt der Mönch, Lauren, schälck, Buben, Huren, schnurren, murmler, Murrelthier, Murrer, Bruder Murrnarrn, die muß man vermauren: Dann der neid wird zu Hof geboren, im Kloster erzogen, im Spital stirbt er ab.¹¹⁹²

Diese zweite Gelegenheit lässt sich Fischart nicht entgehen. Er greift das im Übersetzungsprozess des 40. (*Gargantua*) beziehungsweise 44. Kapitels (*Geschichtklitterung*) übergangene Bild des vor sich hin murrenden Mönches nun auf, ohne dass in der Vorlage an dieser Stelle ein Hinweis zu finden wäre. Ähnlich wie später auf der Tafel der verwehrteten Klosterbetreter reiht Fischart Bezeichnungen diskreditierter Menschen auf.

Nach der Benennung zeitgenössischer Stereotypen ungesitteter Gesellschaftsgruppen („Lauren, schälck, Buben, Huren“) vollzieht Fischart anhand der semantisch verwandten Verben „schnurren“ und „murren“ einen Wechsel der Klangfarbe in der Aufzählung. Obwohl bereits das Schnurren ein klarer Hinweis auf Thomas Murner ist, wird der Franziskanermönch erst durch das Murren klangtechnisch Gestalt annehmen. Der elsässische Prediger, Satiriker und literarisch einflussreichste Widersacher Luthers findet bei Fischart schon im Zusammenhang mit der Bildungshemmung von Jungen und Mädchen Erwähnung.¹¹⁹³ Dort wird „unser Barfüserische Superiorist Murrnarr“ als törichter Feind der Lektüre dargestellt, der – angeblich aus Angst, ein im Schreiben unterrichtetes Mädchen könnte einen Buhlbrief verfassen, – dem Kind zu Karten- und Schachspiel statt zu Büchern rät. Den durchgehend verwendeten Namen „Murrnarr“ hatte sich Murner seit 1520 im polemischen Streit mit der lutherischen Partei zugezogen. Einher mit der diffamierenden Bezeichnung, die ihn mit einem närrischen Kater

¹¹⁹¹ Gkl, Kap. 54, S. 412 [533]. G, Kap. 52, S. 138.

¹¹⁹² Gkl, Kap. 54, S. 412 [533].

¹¹⁹³ Gkl, Vorritt, S. 33 [38].

gleichsetzte, ging die graphische Metapher eines Katers in Mönchskutte. Im naheliegenden Katzenlaut steckt außerdem der elsässische Begriff der „Schnurre“, Synonym für Maul und Schnauze, und im übertragenen Sinn ein „altes, schwatzhafte Weib“.¹¹⁹⁴ Auch der darauffolgende Ausdruck „Murmeltier“ bezeichnet eine „verdrossene, zanksüchtige Person“. Murner, Stellvertreter aller Neid generierenden Klöster, habe seinen literarischen Einfluss der monastischen Institution zu verdanken, die mit Errichtung der Klostermauern einen Keil zwischen Klerus und Volk treibe, der nicht tief genug gegangen sei, um die Mönchsstimmen zum Schweigen zu bringen.

Die Tatsache, dass Thélème und Willigmut keine Uhren dulden, lässt sich auf den demonstrierten Antiformalismus zurückführen. Rigide Ordensregelungen werden zugunsten eines Lebens aus Spontaneität und Gelegenheitsorientierung abgelehnt.

Et par ce que es religions de ce monde tout est compassé, *limité*, et reiglé par heures, feut decreté que là ne seroit horloge ny quadrant aucun.

Mais selon les occasions et oportunitéz seroient toutes les œuvres dispensées.
„Car (disoit Gargantua) la plus vraye perte du temps qu’il sceust, estoit de compter les heures. Quel bien en vient il?

et la plus grande resverie du monde estoit *soy gouverner* au son d’une cloche, et non au dicté *de bon sens et entendement*.“¹¹⁹⁵

Unnd demnach alle Stifft geregliert, außgetheilt unnd compassiert werden inn *Horas unnd stunden*, wollen wir, das da weder Urwerck, Stundglaß, Zeiger noch quadrant seien:

Sonder alles nach dem es sich schickt unnd begibt verrichtet wird.

Dann, sprach Gargantua, ich weiß kein zeit, die mich meher daurt, als die man an das Glockenschlagenzahlen, Stundglaßwenden unnd Sandurschütteln wendt:

es ist ein schand, daß man sich mehr nach eins schläferigen Urenrichters Glock als der *vernunfft* richtet.¹¹⁹⁶

Rabelais’ „limité“ – das von Fischart nicht übersetzt wird – erläutert, dass in gewöhnlichen Abteien nicht nur ein zweckloser und zeitraubender Lebensstil praktiziert wird, sondern dass die Zeit selbst als Grenzziehung fungiert und folglich keine Entfaltung über die gesetzte Zeiteinheit hinaus eine ergiebige Nutzung der persönlichen Leistungsfähigkeit oder ein Leben

¹¹⁹⁴ Nyssen, Uta: Glossar. Worterläuterungen zum Text der Ausgabe letzter Hand von 1590 nach der Neuausgabe 1963. Darmstadt 1967, S. 176.

¹¹⁹⁵ G, Kap. 52, S. 138.

¹¹⁹⁶ Gkl, Kap. 54, S. 413 [534].

nach eigenen Vorlieben zulässt. Interessant ist außerdem, dass Rabelais die Thematik des Herrschens neu aufgreift. Wie Frère Jean auf der vorherigen Seite das Amt des Abtes ablehnt und somit im Grunde genommen die Kapazitäten eines monastischen Oberhauptes hinterfragt, lehnt Gargantua nun auch die Herrschaft des rigiden Zeitplanes ab, der wie eine virtuelle Figur seine Macht auf die Ordensbewohner ausübt. Rabelais und Fischart fordern eine Emanzipationsbewegung, die feste Mahl- und Gebetszeiten ablehnt, die eher Zeitnot als -gewinn schaffen. Was bei Rabelais klar wird: Uhren sind Werkzeug und Sinnbild der Limitierung und Einschränkung, die in Opposition zur thelemitischen Philosophie stehen. Nur das Handeln nach der inneren Uhr ist sinnstiftend. Der Thelemit ist sein eigener Herr, edel von Geburt und ausgestattet mit dem einzig notwendigen Instrument zu tugendhafter Lebensführung: „[le] bon sens et [l']entendement“. Obgleich Fischart das Mittel „der vernunft“ mitübersetzt, verbirgt sich hinter diesem Begriff – wie die weitere Analyse zeigen wird – nicht das gleiche humanistische Bild, wie es von Rabelais bekannt ist.

An dieser Stelle sei kurz darauf hingewiesen, dass Thélèmes neben Mauer und Uhr zudem auf einen langen Katalog ordenstypischer Elemente verzichtet. So macht Billacois auf das Fehlen des Kreuzganges und den damit verbundenen Verlust des Klosterwesens aufmerksam: „Le cloître est un élément essentiel d'un monastère latin traditionnel. Au point que le mot est souvent pris pour synonyme de monastère et de vie conventuelle.“¹¹⁹⁷ Der Kreuzgang hat eine zentrale Funktion des Klosters inne, da er in gewisser Weise den Ort des Lebens widerspiegelt:

Lieu de détente, de promenade, de joies simples et parfois d'expériences mystiques, le cloître est à la fois le cœur de la clôture et le début de l'au-delà. A Thélème, rien de tel. Il n'y a qu'une „basse-cour“ bordée certes de façades somptueuses, mais où les religieux pas plus que Rabelais ne s'attardent.¹¹⁹⁸

Billacois betrachtet den lateinischen Kreuzgang als Abgrenzung eines Bereiches der Entspannung, geschmückt von Gärten und inspirierenden Aufenthaltsorten unter freiem Himmel. Er trägt Parallelen zum paradiesischen Garten in sich und sollte die Beziehung des Mönches sowohl zu Gott als auch zur Natur begünstigen. Obgleich Rabelais' ideologischer Diskurs zur Natürlichkeit des Menschen hinführt, verliert jede Erscheinung der Natur selbst auf verblüffende Art und Weise alle Relevanz. So prachtvoll Architektur und Inneneinrichtung

¹¹⁹⁷ Billacois, François: Thélème dans l'espace et en son temps. In: Etudes Rabelaisiennes 15. Genf 1980, S. 97-115, hier: S.104f.

¹¹⁹⁸ Ebd. S. 105.

auch sind, der Bau der Abtei ist geradezu leblos: Weder Tiere noch Pflanzen tragen zum Schmuck des Klosters bei. Der antimonastische Charakter scheint über sein Ziel hinauszuschießen.

Mit der Auflösung der zwei äußeren grenzziehenden Komponenten sind zwei der insgesamt sieben (Anti-)Regeln Thélèmes genannt. Der komplette Apparat setzt sich wie folgt zusammen:

	Regel	<i>Gargantua</i> , Kap. 52, S. 138 f.	<i>Geschichtklitterung</i> , Kap. 54, S. 412 f. [Erstdruck, S. 533]
1	Keine Mauer	„il n’y faudra jà bastir murailles au circuit“	„kein Maur darumb aufführen“
2	Reinigung aller Orte, an denen sich ein Mönch oder eine Nonne befand	„on nettoye la place par laquelle elles [les femmes] ont passé“	„das wa ungefehr ein vermeynter Geistlicher Bruder oder Schwester von anderen Daxorden inn unsers kompt, man ihnen gar eigentlich alle tritt nachfegen und wischen soll“ ¹¹⁹⁹
3	Keine Uhren	„là ne seroit horloge ny quadrant aucun“	„daß da weder Urwerck, Stundglaß, Zeiger noch quadrant seien“
4	Nur Einlass schöner und gebildeter Frauen und Männer	„là ne seroient repceues si non les belles, bien formées, et bien naturées : et les beaulx, bien formez, et bien naturez“	„daß man hierin niemand nemm als schöne, wolgestalte und kluge“
5	Männer und Frauen leben zusammen ¹²⁰⁰	„jà ne seroient là les femmes au cas que n’y feussent les hommes, ny les homes en cas que n’y feussent les femmes“	„das hierin kein Schwester sey, es seien dann offentlich Mann für Zeugen dabei“
6	Heiratswillige Männer und Frauen verlassen die Abtei	„tant hommes que femmes là repceuz, sortiroient“	„daß alle Ordensgenosse, wann es ihnen geliebet, ungehindert möchten ab unnd auß tretten“

¹¹⁹⁹ Fischart fügt als Begründung hinzu: „weil ihnen bald etwas, wie dem Vulcano, da er mit Junone rung, kan entfallen“. Fischart verwechselt Juno/Herä mit Athena. Letztere entzog sich Hephaistos bei seinem Übergriff auf sie. Sein Same fiel auf die Erde (resp. die personifizierte Erde, Gaia) und zeugte Erichthonios. Die ausgeprägte Sexualität der Mönche und Nonnen, die bei Rabelais implizit herausgelesen werden muss, wird bei Fischart durch das Beispiel veranschaulichend dargestellt.

¹²⁰⁰ Auch wenn die 5. Regel es nicht explizit sagt, ist das Zusammensein vermutlich nur tagsüber gestattet. Davon zeugen zwei Hinweise: Zum einen gehen die Männer früh morgens zu den Frauen, um sich Inspiration für die Kleiderwahl zu holen. Zum anderen verlässt ein Paar das Kloster, um sich in der Heirat zu binden.

7	3 Prinzipien: Ehe, Reichtum, Freiheit	„que là honorablement on peult estre marié, que chascun feut riche, et vesquist en liberté“	„daß man da mit Ehren möchte heurhaten, mit gutem gewissen reich sein, und sich Gottgehorsamer, und Vernunfftfolgigger Freyheit geprauchen“
---	--	---	---

Die repetitive Form, auf die Rigolot hinweist, erhellt die Homogenität der sieben Regeln.¹²⁰¹ Jeder Punkt führt zunächst den *Status quo* der bestehenden Abteien an und diktiert anschließend die diametral gegenüberliegende Praxis, die in Thélème Anwendung finden sollte.

Alle Regeln, bis auf die zwei grenzziehenden und die letzte, prinzipiensetzende, problematisieren das Zusammenleben von Mann und Frau. Genauso wie die baulichen Elemente von Mauer und Uhr zeichnet sich Thélèmes Abgrenzung auch hier durch eine ausgeprägte Selektivität aus. Die scheinbare Offenheit wird zum Diktat und folglich zu einer neuen reglementierten Verslossenheit. Frauen und Männer sind zwar gleichermaßen willkommen, doch betritt nur eine erlesene Auswahl den klösterlichen Hof. Ihr Beieinandersein wird zwar gefordert, doch ist es ihnen auch nicht mehr gestattet, ihr Leben in Eigenständigkeit und mit Abstand zum anderen Geschlecht zu führen.

Die Worte über der Eingangspforte von Willigmut, die Fischart in der Übersetzung ergänzt – „So trittet herein beide Mann und Frauen“¹²⁰² –, sind folglich keine Deklaration einer geschlechtsneutralen Anschauung, sondern lediglich eine explizite Aufforderung an beide Geschlechter, sich in Willigmut willkommen zu fühlen. Die zuvor etablierten Grenzen bleiben bestehen. Willigmut, wie schon Thélème, propagiert Offenheit, setzt aber auf Grenzziehung.

Um Thélèmes und Willigmuts Entstehung aus der Abgrenzung heraus und die Rolle der Eingangspforte besser fassen zu können, müssen die zwei Hauptakteure in der Konzipierung Thélèmes berücksichtigt werden. Durch diese Analyse werden Fischarts Abweichungen von seiner Vorlage hinsichtlich der Gesamtbewertung der Abtei erkennbar.

¹²⁰¹ Rigolot, François: Les langages de Rabelais. Genf 1972 (= Etudes Rabelaisiennes 10), S. 79.

¹²⁰² Gkl, Kap. 55, S. 425 [548].

2 Die Akteure

2.1 Die Entwerfer

Am Anfang Thélèmes steht Gargantuas Absicht, einen besonders ehrwürdigen Mitstreiter im Krieg gegen König Picrochole zu entlohnen. Frère Jean, der im 44. Kapitel Picrocholes Trupp als Einzelkämpfer besiegte, sollte zum Abt eines oder zweier von drei prachtvollen Konventen ernannt werden. „Seuillé“, „Bourgueil“ und „saint florent“ sind keine willkürlich gewählten Klöster. Die drei Benediktinerabteien in der Nähe von Chinon, Rabelais' Herkunft, waren dem Autor mindestens bekannt, wenn er nicht gar dort gelebt hatte. Ein Teil der Angaben, die aus Rabelais' äußerst lückenhafter Biografie zur Verfügung stehen, betrifft seine monastischen Lebensstadien: Zunächst Benediktiner in Seuilly, wird er 1510 Franziskanernovize in Baumette und kehrt 1536 schließlich zurück in ein Benediktinerkloster, um seinem Medizinstudium besser nachgehen zu können. Papst Paul III. ließ ihn sich frei ein Benediktinerkloster aussuchen, so dass sich Rabelais spätestens 1536, aber vermutlich schon vor Veröffentlichung des *Gargantua*, mit den Abteien in seiner Umgebung vertraut gemacht hatte.

Mit der Entschuldigung, nicht über andere herrschen zu können, lehnt Frère Jean Gargantuas Angebot ab. Stattdessen soll ihm gestattet werden, eine Abtei „à [s]on devis“ / „auf [s]eine sonderne weiß“ zu stiften. In seiner Unerfahrenheit bittet Jean Gargantua um Hilfe (*Geschichtklitterung*) beziehungsweise übergibt ihm gleich die Gewalt über sämtliche konzeptionelle Beschlüsse (*Gargantua*).

Et requis à Gargantua qu'il <i>instituast</i> sa	Derhalben bitt ich, <i>helfft</i> mir ein [...]
religion [= couvent] au contraire de	Orden stifften. ¹²⁰⁴
toutes aultres. ¹²⁰³	

Die ideelle Errichtung von Frère Jeans Abtei fällt bei Rabelais auf des Mönchs Geheiß in die Hände Gargantuas. Fischarts Bruder Jan hingegen bittet lediglich um etwas Hilfe, wodurch zum Zeitpunkt, als Bruder Jans Stimme verstummt, der Leser zum ersten Mal dem anti-thelemitischen Prinzip des Nicht-Willens begegnet. Denn: Aus Gargantuas Ideenwelt erhebt sich nun das Konzept einer Abtei, das den Ansichten Frère Jeans und Bruder Jans in vielerlei

¹²⁰³ G, Kap. 52, S. 137.

¹²⁰⁴ Gkl, Kap. 54, S. 412 [533]

Hinsicht widerspricht. So erhält ausgerechnet Frère Jean, der wenige Seiten zuvor noch damit prahlte, keine Zeit für das Studium zu verwenden, eine Abtei mit einer sechssprachigen Bibliothek und stimmt als Schlemmer, dessen Lebensinhalt vorwiegend aus Trinken und Essen besteht, einem Bau zu, in dem Küche und Refektorium fehlen.¹²⁰⁵ Bei Fischart löst sich dieser Konflikt nicht auf, im Gegenteil: Das „rechter Mönch“-Sein identifiziert sich bei Bruder Jan neu durch Charakteristika wie „rund, tratzig, hatzig, wolgesetzt, von wolgelöbter Gurgel“,¹²⁰⁶ kurzum: durch ein Mönchsbild, dessen Herz mehr bei Speis und Trank als bei Buch und Bildung zu finden ist. Im Kontrast dazu ist die Bibliothek in Willigmut entworfen, während der Alltag in müßigem Zeitvertreib, wie es Bruder Jan entsprochen hätte, nur noch in satirisch verdrehter Form auftaucht.

Die Tatsache, dass die Thelemiten keinen Abt benötigen, sondern sich durch angeborene Tugenden selbst steuern, entspricht bemerkenswerterweise Jeans Präferenz, der sich somit auch als Eigentümer des Klosters um kein Amt zu kümmern hat. Basierend auf einem Sprichwort von Sokrates¹²⁰⁷ beweist Frère Jean beziehungsweise Bruder Jan trotz seiner Rolle als ungelehrter, rauer Mönch eine von Weisheit zeugende Bescheidenheit:

Car comment (disoit il) pourroy je gouverner aultruy, qui moy-mesmes gouverner ne sçaurois? ¹²⁰⁸	Dann, sprach er, wie solt ich andere gubernieren, da ich mich selbs nicht kan regieren: ¹²⁰⁹
---	---

Nur anhand dieser Aussage ist nachvollziehbar, dass die Abtei Willigmut als Bruder Jans „sondere weiß“ gilt. Kein Prinzip soll in der Abtei für den Freiheitsbegriff so tragend sein, wie das der Herrscher- und Hierarchielosigkeit. Darauf beruht das Ideal einer absoluten Gleichheit. Nach der Darlegung der geltenden monastischen Grundpfeiler tritt der Mönch in die Rolle des Zuhörers über. Gargantua trägt ihm das komplette Modell vor, ohne ein einziges Mal auf Widerstand zu stoßen. Zwei Wortmeldungen Jeans sind spielerischer Art¹²¹⁰ und tragen nichts

¹²⁰⁵ Vgl. Desonay, Fernand: En relisant l'Abbaye de Thélème, Gargantua LII ss. In: François Rabelais.: ouvrage publié pour le quatrième centenaire de sa mort, 1553-1953. Genf 1953, S. 103.

¹²⁰⁶ Gkl, Kap. 30, S. 305 [395].

¹²⁰⁷ Michael A. Screech weist darauf hin, dass Rabelais hier aus dem *Liber de vita et moribus philosophorum et poetarum*, XXX, De Socrate philosopho zitiert. Er greift ein sokratisches Sprichwort auf: „Stultum est autem ut velit quis imperare aliis, cum sibi ipsi imperare non possit“. Vgl. Screech, Michael A.: Some Reflexions on the 'Abbey of Thelema'. Genf 1969 (= Etudes Rabelaisiennes 8/ Travaux d'Humanisme et Renaissance 99), S. 110 f. Vgl. auch Desrosiers-Bonin, Diane: Rabelais et l'humanisme civil. Genf 1992 (= Etudes Rabelaisiennes 27/ Travaux d'Humanisme et Renaissance 263), S. 131.

¹²⁰⁸ G, Kap. 52, S. 137.

¹²⁰⁹ Gkl, Kap. 54, S. 412 [533].

¹²¹⁰ Es handelt sich dabei um zwei klangliche Wortspiele mit den Begriffen telle/toile und mur/murmur.

zur Klostergründung bei. Das „moutons de Pantagruel“-Prinzip,¹²¹¹ also der Herdengeist der Thelemiten, zeigt sich schon im Konstituierungsprozess ihrer Bleibe: in einem Dialog, der gezwungenermaßen harmonisch verlaufen muss, da nur eine Meinung herrscht und der Gesprächspartner unkritisch mitgeht. Gargantua, der ultimative Gründer der Abtei, negiert die soeben durch Frère Jean etablierten Grundpfeiler der Regierungslosigkeit zugunsten eines autoritären Institutionalisierens.

Dieses Urteil, das wohl für Rabelais stimmt, muss in Fischarts Neubearbeitung eines zweiten Blickes gewürdigt werden. Bruder Jan – nicht aber Frère Jean – ist de facto derjenige, der als erster explizite Kritik an den Klöstern übt und dadurch den Ansatz liefert, auf dem Gargantua sein Konzept aufbaut. Fischarts mustergültiger Mönch führt neben seinem vermeintlichen Unvermögen als Kloostervorsteher ein weiteres Argument gegen die Übernahme der bestehenden Klöster an:

<p>Restoit seulement le moyne à pourvoir. Lequel Gargantua vouloit faire abbé de Seuillé : mais il refusa. Il luy voulut donner l'abbaye de Bourgueil, ou de saint Florent, laquelle mieulx luy duiroit, ou toutes deux, s'il les prenoit à gré. Mais le moyne luy fist responce peremptoire, que de moyne il ne vouloit charge ny gouvernement.¹²¹²</p>	<p>ALlein stund der Mönch noch zuverehren: den wolt Gurgellantua kurtzumb zu eim Abt zu Sewiler machen, aber er wolt nicht, <i>dann</i> <i>heisse lieb gibt heisse fürtz</i>: er wolt jhm die Abtei zu Burgweiler schaffen, aber er wolt auch nicht <i>dann wer ein</i> <i>guten Hecht will essen, muß die Gall</i> <i>hinweg werffen</i>, er trug jm das Kloster zu S. Florentz an, er wolt aber nicht, <i>dann wer den Puls will greiffen, muß</i> <i>subtile finger haben</i>: Er wolts jm all drey zugleich schaffen: Aber der Mönch zeigt jhm glat an, er möcht kein Mönchsamt haben, dz weder zum Himmel noch zur Erd gehört¹²¹³</p>
---	--

Jan bemerkt, dass sie „weder zum Himmel noch zur Erd“ gehörig sind. Das heißt, sie zeigen weder Beteiligung am irdischen Treiben noch eine aufrichtige geistliche Ausrichtung. Fischarts

¹²¹¹ Vgl. Kapitel 2.3.3. Die „Moutons de Pantagruel“: Thélèmes Herdengeist. Vgl. auch Rigolot, François: Les langages de Rabelais. Genf 1972 (= Etudes Rabelaisiennes 10), S. 79.

¹²¹² G, Kap. 52, S. 137.

¹²¹³ Gkl, Kap. 54, S. 411 f. [532 f.].

Kritik an den Klöstern geht dadurch in zwei Richtungen. Sie sind realitätsfern und schließen sich selbst aus sozial relevanten Angelegenheiten aus. Zugleich stellt sich ihre Hinwendung auf Jenseitiges als unzureichend heraus. Die Situierung der Abteien in einer Zwischensphäre ist als Kritik an einer fingierten Frömmigkeit und einer Nutzlosigkeit in jeglichen Kontexten zu verstehen. Folglich ist Thélèmes Vergleich mit einem Krankenhaus oder einer Akademie – wie es Bruder Jan in der *Geschichtklitterung* als Zusatz 1582 anführt¹²¹⁴ – eine klare Abhebung der neuen Abtei von der Nutzlosigkeit der bisherigen. Fischart löst den Blick auf die säkularen Bildungsstätten nicht von der Klosterschule, aus der sie entsprangen, doch wertet er die Loslösung aus dem klösterlichen Rahmen als Fortschritt des Bildungswesens, das – im monastischen Schoß verbleibend – verwahrlost wäre. Die Akademie sei „erst auffkommen, da die Orden auß den Klosterschulen Klostershülen,¹²¹⁵ auß Lehrschulern, Chorheuler, auß Schullehrer Hülplerrer¹²¹⁶ machten.“¹²¹⁷ Die Kritik an den Abteien, die Rabelais initiierte, wird durch Fischarts Feder fortgesetzt, so dass neben Gargantuas Einwänden zu absurden Grenzziehungen, Zölibat-Missständen und einem irrationalen Leben nach dem Sekundentakt mit Bruder Jans Verdikt auch die Weltferne, Scheinfrömmigkeit und Bildungsarmut als Problematisierungspunkte angeführt werden.

2.2 Die Geladenen

In großem Detailreichtum polemisiert Fischart gegen die pejorativen Facetten des Mönchtums und macht erst Halt an der Stelle, wo Rabelais pauschale, diffamierende Aussagen über die Frau trifft. Frère Jean meldet sich ganz unangekündigt zu Worte: „À propos (dist le moyne) une femme qui n'est ni belle ni bonne, à quoy vault toile [= telle].“¹²¹⁸ Während die Antwort bei Rabelais mit „à mettre en religion [...] et à faire des chemises“ kurz ausfällt, führt Fischart aus:

Ins Kloster zustecken [...] oder [...] zu Näherin, Hembdmacherin, Bruchanmesserin,
Klosterwäscherin: badermågden: Pfaffenköchin: Speirischen Beckenmågden:
Wirtsmågden: Baucherin: Klosterläuferin: Badreiberin: Kranckenwarerin: Leirerin:

¹²¹⁴ Vgl. GK, Kap. 54, S. 412 [533]: „Jhr könt euch mit stiftung vorhabendens gutwilligen Ordens gleich so grossen Namen schöpfen, als wann jhr ein Academy vnnd Spittal stifteten, Dann die Hohen Schulen seind als dannmals erst auffkommen, da die Orden auß den Klosterschulen Klostershülen, auß Lehrschulern Chorheuler, auß Schullehrer Hülplerrer machten.“

¹²¹⁵ ‘Hülen‘ sind ‘Höhlen‘ oder ‘Sumpfbgebiete‘.

¹²¹⁶ ‘Hülplerrer‘ ist ein pejoratives Wortspiel mit ‘Hilfslehrer‘, zusammengesetzt aus ‘Hüle‘ (Höhle/Sumpf) und ‘Plerrer‘ (Plärrer).

¹²¹⁷ Gkl, Kap. 54, S. 412 [533].

¹²¹⁸ G, Kap. 52, S. 138.

Kindbettkellerin: Wiennische PfifferLingbraterin: Heydelbergische Beckerhürlein,
Zubringerin: Augspurgische Kramschwalben: Beginen.¹²¹⁹

Rabelais schlüssiges Wortspiel, das vom gemeinten „telle“ zum klanglich verwandten und niedergeschriebenen „toile“ bis hin zum verarbeiteten Textil, dem „chemise“, führt, wurde von Fischart neu ausgelegt. Er nutzt die aufgeworfene Frage, um die Frau in der Gesellschaft zu thematisieren. Fischarts Bemühungen liegen darin, dem weiblichen Geschlecht viel mehr Fähigkeiten zuzuschreiben und dadurch ein durchaus positives Frauenbild zu stiften. Er versteht ihr Potenzial auch als eines, das nicht in Ergänzung zum Nonnensein (à mettre en religion *et* à faire des chemises), sondern als Alternative des Klosterlebens (ins Kloster zu stecken *oder* zu einer Näherin etc. zu machen) fungiert. Eine hässliche Frau – so Fischart – ist mehr als eine Nonne. Sie ist vielseitig begabt, sei es im Bereich der Schneiderkunst, im Pflegeberuf, in der Wirtschaft, als Musikerin oder unter freien Beginen. In Anlehnung an das omniprésente Vorbild von Morus' Utopia wird die Frau als vielseitige Arbeitskraft eingesetzt und verrichtet insbesondere physisch weniger anspruchsvolle Tätigkeiten.¹²²⁰ Fischart ergänzt seine Vorlage mit den gleichen Quellen wie Rabelais, weist jedoch durch die Modifizierungen auf Prinzipien hin – wie hier die Fähigkeit der Frau –, die im Vergleich zu Thélème aus dem Gesamtbild Willigmuts nicht wegzudenken sind.¹²²¹

Die Diskussion zur Frau in Thélème bettet sich in den größeren Diskurs der Innen-außen-Diskrepanz des Menschen und seiner Welt. Im Gegenzug zu *Gargantuas* Prolog und zum *Vorritt zur Geschichtklitterung*¹²²² wird hier nicht vor einem zu leichtfertigen Schluss von Äußerem auf Inneres gewarnt, sondern die aristotelische Übereinkunft zwischen Physis und Psyche propagiert. Anders als im Prolog weigern sich Rabelais und Fischart im klösterlichen Kontext, Hässlichkeit mit Geistlichkeit entsprechend dem Sokrates-Silen-Motiv in Verbindung zu bringen und befürworten stattdessen den Einlass der Schönen, bei denen sie Ehrhaftigkeit vermuten. Fischart weicht vor dem Widerspruch nicht zurück, im Gegenteil: Er führt im Zusammenhang mit den sieben Regeln Thélèmes – unter Punkt 4 – *in extenso* aus, was das

¹²¹⁹ Gkl, Kap. 54, S. 413 [535].

¹²²⁰ Vgl. dazu Thomas Morus: *L'Utopie*. Victor Stouvenel (Übers.). In: *Voyages aux Pays de Nulle Part*. Paris 1990. S. 103-204, hier: S. 153. Nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen müssen eine Ausbildung absolvieren und arbeiten gehen. Da die Hierarchisierung in Utopia nicht aufgehoben ist, schreibt Morus mit Nachdruck, dass auch die Mönche, Reichen und Landsherren zu arbeiten haben. Nur durch die allgemeine Beteiligung lässt sich die Arbeitszeit in Utopia auf 6 Stunden reduzieren.

¹²²¹ Die Höherwertung der Frau ist nicht nur in Willigmut, sondern insbesondere in Fischarts Zusatzkapitel 5 zur Ehethematik von zentraler Bedeutung. Vgl. dazu Kapitel „Ehe und Erziehung“ dieser Arbeit.

¹²²² Vgl. dazu Kapitel „Prolog“ dieser Arbeit.

Auswahlverfahren der monastischen Anwärter in den alten Abteien beinhaltete und was Willigmut diesem gegenüberstellen möchte.

Item, weil man damals niemand inn Orden stieß, schmiß vnd riß, als etwann gestampffte Frawen vnd Jungfrawen, die etlich eisen abgeworffen hatten, oder plinde schilende Bettschelmen, hogerige, krüppele, Veitz dantzige Butzenandlitz, hinckende, nãrrische, vnsinnige, schimmelte, verlegene, korbfällige, Bestieffmuterte, vnfolgsame, vnhãußliche, verschreite, gereuterte Tõchter: Deßgleichen kein Mansbilder, als minderjãrige Kinder, vnverständige, faule, langsame, schlãferige schlingel, Rutenforchtsame, Schulscheue, Lehrverzweiffelte, Lehrhãssige vnd disciplinfeinde tropffen, bestieffvatterte, Lebensverdrũssige, Lebensverwirckte Lecker vnd Buben, Schelmenbeinruckige, Pfluggebissene blaterarbeiter, gesundheitverlobte Meßsamuel, abgesoffene, abgehurte, außgespielte Leidig tropffen, Maulhengkolische, aberwitzige, sparren verlorene, verbanckarte, vnehliche, presthaffte: Galeenwũrdige: Mannlose: geprochene: vnnũtze augengrewel: Haußhinderer vnd Haußtõlpel.¹²²³

Die Schlimmsten unter den Frauen (hãssliche, alte Jungfern mit physischen Behinderungen oder einem verzogenen Charakter) und unter den Mãnnern (ungelehrte, unreife, deprimierte Faulpelze), sowie solche, die unehelich gezeugt wurden oder sich keinen Ehegatten finden können – sie alle suchten ihre Bleibe in Klõstern. Wie verwõhnte Kinder, denen man die Heiratsunfãhigkeit ansieht, die sie den klõsterlichen Weg einschlagen ließ, prãgen sie das sinnlose Klosterleben, die fromme Alternative des heidnischen Suizids.

Aber die Klõster braucht man an statt der bei den Heiden geheiligten Felssen, darũber sich die Leut auß verzweiffelung stũrzen mochten, oder an statt der Feigenbãum, daran sich die Weiber hiengen.¹²²⁴

Es ist diese fingierte Frõmmigkeit, an der Fischarts Kritik entbrennt. Der Vorwurf besteht darin, dass das Verfahren, das bei der Auswahl von Ordensanwãrtern angewendet wird, nach weltlichen Maßstãben funktioniert, statt einem christlichen Denken zu folgen. Im Gegenzug verleiht der Straßburger der (Anti-)Regel 4 von den Schõnen und Klugen, die dem Kloster beitreten, eine biblische Überlegung:

¹²²³ Gkl, Kap. 54. S. 413 [534].

¹²²⁴ Ebd.

So ward geordnet, daß man hierin niemand nimm als schöne, wolgestalte und kluge: dann man soll Gott das best opffern, darumb ist die Erstgeburt sein: man soll ihm nicht die Spreuer opffern wie Cain, sondern das Schafmaltz wie Abel, Darumb schilt S. Augustin auff die junge Hachen, die ihre Plüst der Jugend in aller üppigkeit dem Teuffel opffern, und das verdorret machtloß spreueralter unserm Herrn Gott.¹²²⁵

Fischarts verweist namentlich auf die Bibelstelle zu Abels gottgefälligem Opfer seiner Erstlingsgaben. Im Gegensatz zu seinem Bruder Kain erbrachte Abel die „Erstlingen seiner Herde vnd von jrem fetten. Vnd der HERR sahe gnediglich an Habel vnd sein Opffer“.¹²²⁶ Diese Abgaben entsprechen – so wird unter anderem bei Hesekeil präzisiert – dem Besten, was der Mensch an Einkünften hat.¹²²⁷ Der Bezug zum Menschen, den Fischart im Kontext der Mönchs- und Nonnenauswahl macht, ist Ausdruck einer christlichen Weiterführung des Erstlingsprinzips: „Er hat vns gezeuget nach seinem willen / durch das wort der Warheit / Auff das wir weren Erstlinge seiner Creaturen.“¹²²⁸ Im hohepriesterlichen Gebet im Evangelium nach Johannes bittet Christus für eine bestimmte Menschenmenge, die ihm von Gott Vater gegebenen wurde.¹²²⁹ Die beschriebene geistliche Wiedergeburt des Menschen ist geknüpft an seine Übergabe in die Hände Christi – wodurch der Mensch zum Erstling unter Gottes Geschöpfen wird. Dem evangelischen Fischart schwebte wohl die christliche Auslegung der Erstlingsgabe vor, als er den Begriff der Erstgeburt in Bezug auf den Menschen nennt, der einer geistlichen Gemeinschaft beitreten sollte. Das Beste ist folglich nicht nur das, was der Mensch an Abgaben bringen kann, sondern es ist der Mensch selbst, so er denn eine neue Kreatur in Christus ist.¹²³⁰ Entscheidend ist dabei der Zeitpunkt der Selbstübergabe. Der Verweis auf Augustinus’ Appell an die Jugend, ihre kräftige Zeit in den Dienst Gottes zu stellen, erinnert an König Salomons Ermahnung aus dem Buch des Predigers: „Gedenck an deinen Schepffer in deiner Jugent / ehe denn die bösen Tage komen / vnd die jar erzutretten / Da du wirst sagen / Sie gefallen mir nicht.“¹²³¹ Der Prediger droht mit dem heranrückenden Lebensabend, denn „der Staub mus wider zu der Erden komen“.¹²³² So, statt die Jahre dem „Teuffel“¹²³³

¹²²⁵ Gkl, Kap. 54, S. 413 f. [535].

¹²²⁶ Alle Bibelzitate stammen aus der Lutherübersetzung 1545. Hier: Gen 4,4.

¹²²⁷ Hesekeil 44,30. Das Prinzip der Erstlingsabgabe wird zuvor in zahlreichen Versen des Pentateuchs und weiteren biblischen Schriften erläutert. Vgl. u.a. Exod 23,19. Num 18,14. Deut 15,19; 18,4.

¹²²⁸ Jak 1,18.

¹²²⁹ Vgl. Joh 17,9.

¹²³⁰ Vgl. 2. Kor 5,17. Diese Neugeburt stellt das Prinzip der „Heiligung der Erstgeburt Israels“, wie sie 2. Mose 13,1-16 erläutert, neu dar.

¹²³¹ Lutherbibel 1545, Pred 12,1.

¹²³² Ebd., 12,7.

¹²³³ Gkl, Kap. 54, S. 414 [535]. Siehe obiges Zitat.

beziehungsweise „Grausamen“¹²³⁴ zu opfern, sollte bereits die Jugend in Gottes Dienst gestellt werden, wo doch die Jahre des Gottlosen ohnehin verkürzt werden.¹²³⁵ Jugend, da sind sich Rabelais und Fischart einig, heißt 10- bis 15-jährige Mädchen und 12- bis 18-jährige Jungen.¹²³⁶ Der hier bestehende Konsens rührt von der Übereinstimmung zwischen Luther und Erasmus hinsichtlich des Vorwurfes gegenüber einer Gesellschaft her, die nicht bereit ist, ihre jungen Jahre für den Gottesdienst herzugeben. Gleichermäßen karikiert das *Lob der Torheit* diesseits orientierte Menschen, die auf Betrüger hereinfliegen und sich einen „Vorzugsplatz bei Christus droben“ versprechen, diesen aber „erst möglichst spät erlangen [wollen], das heißt, nachdem die Vergnügungen dieses Lebens gegen ihren Willen und trotz ihres heftigen Widerstrebens von ihnen gewichen sind“. Erst dann „sollen die Köstlichkeiten des Himmels ihr Anteil sein“.¹²³⁷

An dieser Stelle schließt sich der Kreis hinsichtlich der Freiheitsthematik. Die Erstlingsgabe des Menschen ist ein Opfer der Freiwilligkeit, das seinen Wert im erzwungenen Handeln verliert. Fischart modifiziert seine Vorlage an der initiierenden Stelle, indem er „mettoit“ 1575 durch „stieß“ und 1582 schließlich durch „stieß, schmiß vnd riß“ ersetzt.

[...] on ne mettoit en religion des femmes, [...] man damals niemand in Orden stieß,
 si non celles que estoient borgnes [...] ¹²³⁸ schmiß vnd riß, als etwann gestampfte
 Frauen [...] ¹²³⁹

Ausschlaggebend für den Beitritt in Willigmut ist folglich neben Schönheit und Jugend auch die freiwillige Gottergebenheit des Menschen. Insbesondere in der Auflistung der verschiedenen Gesellschaftsgruppen, die Thélème und Willigmut betreten dürfen, zeigt sich der Idealmensch für eine utopische Abtei, wie sie im thelemischen Land entworfen wird.¹²⁴⁰ Fischart erhebt den Anspruch, Rabelais' groteske Wortbildungen mit Neubildungen nachzuahmen, indem er große Teile aus Rabelais' Aufzählung übernimmt und sie durch Bezeichnungen ergänzt, die seinen eigenen parodistischen Zwecken dienen. Seine texterweiternden Ausführungen erhöhen zwar die Seitenzahlen nicht, erfordern hingegen bei

¹²³⁴ In Sprüche 5,9 fordert Salomo den Menschen dazu auf, Unzucht zu meiden und so „deine ehre / vnd deine jar“ nicht „dem Grausamen“ zu geben.

¹²³⁵ Vgl. Spr 10,27.

¹²³⁶ G, Kap. 52, S. 138 und Gkl, Kap. 54, S. 415 [537].

¹²³⁷ Erasmus von Rotterdam: *Das Lob der Torheit. Encomium morae* [1511]. Anton J. Gail (Übers. u. Hg.). Stuttgart 2014, S. 51 f.

¹²³⁸ G, Kap. 52, S. 138.

¹²³⁹ Gkl, Kap. 54, S. 413 [534 f.].

¹²⁴⁰ Vgl. G, Kap. 54, S. 141 ff. und Gkl, Kap. 55, S. 415 [537]. Bei Rabelais beginnt die Aufzählung zu Beginn des Kapitels, während Fischart ihr eine Ode auf Willigmut's Bibliothek voranstellt.

gleichbleibender Seitenzahl eine doppelspaltige Grafik, wie schon im Kapitel 25 für die Aufzählung von Gargantuas Spielen. Fischarts Erweiterungen liegen besonders im Bereich der Liste der Unwillkommenen. Seine Zusätze führen dazu, dass die drei abgewerteten Gesellschaftsgruppen, die bei Rabelais Erwähnung finden, verdoppelt werden. Dabei gibt er nicht mehr Einblick ins Wesen dieser Personen, sondern begnügt sich mit einer äußerst unsystematischen Aufzählung ihrer diffamierenden Bezeichnungen. Im *Gargantua* setzen sich die abgewiesenen, diffamierten Gruppen aus a) Schmarotzern, b) Betrügern und c) Tumultuanten zusammen. Zu den Schmarotzern gehören die Bettler¹²⁴¹, Geizhalse¹²⁴² und Vielfraße¹²⁴³. Die Betrüger teilen sich unter den Missbrauch Tätigenden,¹²⁴⁴ den Klerikern und Rechtsgelehrten¹²⁴⁵ sowie den Verführern¹²⁴⁶ auf. Zu den Tumultuanten gehören schließlich die Spötter,¹²⁴⁷ die Unruhestifter¹²⁴⁸ und die Dummköpfe. Fischart greift alle drei Gruppen in seiner Liste auf. Die Schmarotzer sind bei ihm zum Beispiel die „blut und gutsauger, die verdampft leut“. Die Betrüger sind Scheinfromme,¹²⁴⁹ Manipulateure,¹²⁵⁰ Ankläger,¹²⁵¹ Diebe,¹²⁵² „Elenkürtzer, meßschürtzer, außschlagsparer [...] schleckverkauffer, Treckerkauffer“¹²⁵³ und listige Verführer,¹²⁵⁴ „Fridensprecher, Blutrecher“¹²⁵⁵. Die Tumultuanten sind auch bei Fischart überwiegend Dummköpfe¹²⁵⁶ und kirchliche Unruhestifter.¹²⁵⁷

¹²⁴¹ „Gueux“, „frapars“. Offensichtlich als Hinweis auf die Bettelorden.

¹²⁴² „Maschefains“, steht für ‚manger de foin‘, im übertragenen Sinne: Geizhalse. Außerdem: „avares“, „leschars“, „briffaulx“.

¹²⁴³ „Raire ailleurs“ steht für ‚raser/aller manger ailleurs‘. Außerdem: „face non humaine“ ordnet dem Vielfraß ein animalisches Wesen zu.

¹²⁴⁴ „Voz abus meschans“, „par faulseté“.

¹²⁴⁵ Die Rechtsgelehrten sind insofern kritisiert, als dass sie das Gesetz im Namen der Kirche missbrauchen. Zu ihnen gehören die „Clercs“, die „practiciens“ (Huchon erklärt die Bezeichnung „practiciens“ mit „Hommes de loi versés dans la pratique des procès“. G, Notes et variantes, S. 1165.), die „officiaulx“ (= juges ecclésiastiques), „juges“, „anciens“ und „pharisiens“.

¹²⁴⁶ „Seditieux mutins“.

¹²⁴⁷ „Escorniflez“, „befflez“, „enflez“.

¹²⁴⁸ „Fagoteurs de tabus“, d.h. ‚fomenteurs de troubles‘.

¹²⁴⁹ „Heuchler“, „Gottraubschmucker“, d.h. die, die sich mit von Gott erstohlenem Gut schmücken.

¹²⁵⁰ „Windhals“, d.h. Schmeichler. Außerdem: „die unverschamt leut / Welche die leut wie hund am strick füren / Aber ihr plauder wird uns nicht verführen“.

¹²⁵¹ „Balckgeplännter“, d.h. eine Anspielung auf Matthäus 7,3: „Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge und nimmst nicht wahr den Balken in deinem Auge?“ Ein „Balckgeplännter“ wird geblendet durch den Balken in seinem Auge, d.h. durch seine Unsitte. Außerdem: „Splitterartzius“, d.h. entlehnt von Luthers Etymologie: „ein jurist ist ein balckentreger, ein theologus ein splittertreger, vnd ein doctor juris ist ein balckendoctor“. Tischreden 397a u. 464b.

¹²⁵² „Imwolf“, d.h. ein Räuberischer Mensch.

¹²⁵³ „Treckerkauffer“ sind hinterlistige Händler.

¹²⁵⁴ „Luxmundige“ von ‚lux mundi‘, aber auch von Luchs, d.h. ein listiger Mensch.

¹²⁵⁵ Die Begriffe „Fridensprecher“ und „Blutrecher“ werden in Korrelation genannt, d.h. es wird Freide gepredigt, aber Krieg gelebt.

¹²⁵⁶ „Bruchfartzius“, „Nollbruder“, „Lollhaf“, d.h. Spottnamen für einfältige Mönche. Außerdem: „Wachtelpfeiffstirn“ und „Maulstorck“, d.h. ein Plapperer.

¹²⁵⁷ „Liebverdüster“, abgeleitet von verdüsten, d.h. unterdrücken. Außerdem: „Kirch und Schulverwüster“.

Außer diesen drei ersten abgelehnten Gesellschaftsgruppen führt Fischart noch weitere drei an. In eklatanter Weise richten sich die Fischart'schen Gruppen auf Menschen, die keinerlei oder ein kritischschürendes Verhältnis zum christlichen Glauben haben. Zu ihnen gehören die Gottlosen, die ‚Routine-Christen‘ und der mit Grausamkeiten verzahnte Klerus. Die Gottlosen sind diejenigen, die in die Hölle gehen¹²⁵⁸ und falsche Lehren verbreiten.¹²⁵⁹ Die ‚Routine-Christen‘ sehen sowohl das Gebet¹²⁶⁰ und die Messe¹²⁶¹ als auch ihre komplette Lebensführung¹²⁶² als Pflichtübung und Mittel, Christlichkeit zu heucheln. An zwei Stellen geht Fischart auf die Inquisitoren ein und kritisiert dadurch das blutige Handwerk der Kirche. „O ihr Zeichner Syllanischer Blutregister“, heißt es auf der Inschrift über dem Klostertor. Der Hinweis bezieht sich auf Lucius Cornelius von Sulla (138-78 v. Chr.), römischer Feldherr und Diktator, der sich 81 und 82 v. Chr. als Reaktion auf den Widerstand der Popularen der Proskription bediente und tausende Widersacher hinrichten ließ.¹²⁶³ Sulla wurde bereits im 49. Kapitel im Kontext der Freund-Feind-Unterscheidung genannt.¹²⁶⁴ Paraphrasiert wird „Keyser Antonin“, der gesagt hätte, es wäre klüger, einen Bürger zu beschützen als viele Gegner zu erschlagen. Sulla, der sich gegen seine eigenen Landsleute kehrte, wird als „Bluthund“ bezeichnet, den es zu verfluchen gilt. Der zweite Ausruf lautet: „Ihr verdampfte verdammer und Blutvermäntler“. Diffamiert wird hierbei eine Gesellschaftsgruppe, die andere verurteilt, obwohl sie selbst verdammt ist. Ihr blutiges Handwerk packt sie hinter eine hübsche Fassade. Die Inquisition wird als Gebot Gottes proklamiert.

¹²⁵⁸ „Teuffelsfuter“.

¹²⁵⁹ „Widertäufer“: Fischart macht weitere Anspielungen auf die Wiedertäufer. Z.B. im Kap. 45, S. 371, wo er im Zusammenhang von Führungskraft spöttisch auf den „Widertäuferisch Moses der Müntzer“ hinweist, der seine Bauern schlechter führte, als Bruder Jan die Gefährten im Krieg anleitet. Seine religiöse Haltung ist vor dem Hintergrund des seit 1534 in Straßburger rechtskräftigen Mandates zu betrachten, das die Ausweisung all derer, die die Tetrapolitana und die Sechzehn Artikel nicht anerkannten, bewirken sollte. Das Mandat beinhaltete, dass die Täufer keine gesonderten Versammlungen mehr halten durften und Waffendienst leisten mussten. Um Sektenbildung zu vermeiden, mussten Eltern – mit Androhung des Bürgerrechtsentzugs – ihre Kinder innerhalb von 6 Wochen nach der Geburt taufen lassen. Diese Haltung, die Fischarts reformatorischer Ausrichtung entspricht, wurde schließlich nicht so umgesetzt. Die Täufer mussten das Glaubensbekenntnis nicht unterschreiben, sondern sollten lediglich „versprechen, nichts gegen den Glauben der Stadt in der Öffentlichkeit zu unternehmen.“ Anderenfalls wurde eine Täuferfamilie innert 14 Tagen der Stadt verwiesen. Vgl. Marc Lienhard: Religiöse Toleranz in Straßburg im 16. Jahrhundert. Mainz, Stuttgart: Franz Steiner, Coll. Akademie der Wissenschaften und der Literatur Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse 1991 (1), S. 37.

¹²⁶⁰ „Gzeitenschlapper“, d.h. Gebetepplapperer in periodisch wiederkehrender Weise. Außerdem: „Paternosterqueler“: Neben dem „Paternosterqueler“ verwendet Fischart in der Geschichtsklitterung die Bezeichnung „Horasbeter“ für Menschen, die mechanisch dem Stundengebet nachgehen, aber kein tieferes Bewusstsein für ihre geistliche Tätigkeit haben. Ihr Gebetsbuch wird „Horasbüchlin“ genannt. Vgl. Gkl, Kap. 38, S. 345 [448].

¹²⁶¹ „Meßknapper“, d.h. beim Messelesen knicken. Außerdem: „Predigtläufer“, „Paxsüsse, Pacemküssige Paxpriester“: Bezug auf den Friedenskuss der katholischen Messe.

¹²⁶² „Formendängler, form mul from, nit im hertzen“, d.h. äußere Frömmigkeit durch Formtreue.

¹²⁶³ Vgl. Howatson, M. C. (Hg.): Reclams Lexikon der Antike. Stuttgart 2006. Stichwort: Proskription.

¹²⁶⁴ Vgl. Gkl, Kap. 49, S. 394 [511].

Soz. Gruppe	<i>Gargantua</i> , Kap. 54, S. 141 ff.	<i>Geschichtklitterung</i> , Kap. 55, S. 423 ff.
a) Schmarotzer	Bettler Geizhalse Vielfraße	Blutsauger
b) Betrüger	Missbrauch Tätigende Kleriker, Rechtsgelehrte	Scheinfrome
c) Tumultuanten	Verspottete Unruhestifter Dummköpfe	Manipulatoren Ankläger Diebe, listige Verführer
d) Gottlose	-	„Teuffelsfuter“ und „Widertäufer“
e) ‚Routine-Christen‘	-	Gebet und Messe als christliche Pflichtübung
f) Inquisitoren	-	Inquisitoren

BEISPIELE ABGELEHNTER SOZIALER GRUPPEN

Obwohl Fischart nicht bei den Rabelais'schen Wortbildungen bleibt, sondern eigene kreiert, bleibt ein Großteil seiner Begriffe im semantischen Feld der zuvor genannten drei Gesellschaftsgruppen der Schmarotzer, Betrüger und Tumultuanten. Seine ergänzenden Gruppierungen sind streng polemischer Natur. Außerdem knüpft Fischart die Benennungen an geschichtliche und zeitgenössische Phänomene. So geraten die „Widertäufer“, die aus protestantischer Sicht als umstrittenen galten, ins Visier. Konträr zur erasmischen Auffassung, hingegen entsprechend der reformatorischen Kritik am maschinellen Gottesdienst des Altgläubigen, werden das Gebet, die Messe und die alltägliche Frömmigkeit als Pflichtübung und Vortäuschung verurteilt. Schließlich figuriert die kirchliche Brutalität als weiterer Kritikpunkt an der katholischen Glaubenspraxis. Bemerkenswert ist hierbei, dass nicht katechetische Komponenten, sondern die Ausübung des Glaubens, das Glaubensleben in seiner Gesamtheit missbilligt werden.

2.3 Das Volk der Thelemiten

Auf die lange Liste des „Hierein kommt kein ...“ folgt eine kurze Aufzählung derjenigen, die in Thélème oder Willigmut eingelassen werden.

Honneur, los, deduict

Ceans est deduict

Par joyeux acords.
 Tous sont sains au corps.
 Parce bien leur duict
Honneur, los, deduict.

Cy entrez vous, et bien soyez venez
 Et parvenuz tous nobles chevaliers.
 Cy est le lieu où sont les revenuz
 Bien advenuz ; affin que entretenuz
 Grands et manuz, tous soyez à milliers.
 Mes familiers serez et peculiers,
 Frisques gualliers, **joyeux, plaisans**
 mignons,
 En general tous gentilz compaignons.
 Compaignons gentilz,
 Serains et subtilz
 Hors de vilité [= vilenie],
 De civilité
 Cy sont les oustilz,
 Compaignons gentilz.¹²⁶⁵

Dann hierin ist nichts als der **tugendsam**
 Darumb komm nichts es sey dann
thugendsam,
Höflich und Düchtig,
 Nicht gröblich, **undüchtig:**
 Glehrt, **zucht**bescheiden,
 Nicht glärt, **zucht**gescheiden
 Frau **Tugendtscham**, Nicht der **tugend**
 scham.
 So trettet herein beide Mann und Frauen,
 Hierin solt ihr nichts als **Zucht** und **ehr**
 schauen,
 Dann darumb ist die Rhuwart auffgebauen,
 Alles zuhandelen on scheu und grauen,
 Keyner ist gezwungen den es hat gerauen,
 Gott geb euch hiemit glück auff gutes
 trauen,
 Und euch viel Gulden Ablas erlauben:
 Dann da vil steht zuklauben, da ist glauben,
 [...] ¹²⁶⁶

Fischarts Abweichungen von seiner Vorlage vereiteln einen linearen Direktvergleich zwischen den beiden Werken. Ins Auge fällt die fehlende Einleitungsstrophe zum ersten willkommen heißen Vers. Anders als bei Rabelais, dessen Triade „Honneur, los [= réputation], deduict [= plaisir]“ das Vergnügen als ein Hauptelement Thélèmes hervorhebt, sind die ausschlaggebenden Charakteristika für den Beitritt in Willigmut „tugend“, „zucht“ und „ehr“. Fischart orientiert sich zwar am Ausgangstext, verzichtet aber konsequent darauf, das „deduict“ mit zu übersetzen. Durch die freie Form des Gedichtes ist es für Fischart ein Leichtes, Begriffe diskret herauszustreichen und andere zu verstärken. Wo die „compaignons“ noch „joyeux“ und

¹²⁶⁵ G, Kap. 54, S. 142.

¹²⁶⁶ Gkl, Kap. 55, S. 425 [549 f.].

„plaisans“ waren, sind „Mann und Frauen“ nun eingeladen, in Willigmut „nichts als Zucht und ehr [zu] schauen“. Fischart löst Rabelais' Gleichgewicht zwischen Strebsamkeit und Vergnügen, wie es unter Ponocrates' humanistischer Lehre noch gepriesen wurde, auf und plädiert für ein Leben nach eiserner Disziplin ohne Muße.

Den gemeinsamen Nenner finden die beiden Autoren im Wesen des „centre d'évangélisme aristocratique“,¹²⁶⁷ wie es Screech nannte. Regiert werden beide Abteien von ihren eigenen Mitgliedern, die den Anforderungen der ‚Besten‘, den ‚ἄριστοι‘, entsprechen müssen. Dabei ist die thelemitische Aristokratie nicht aus äußeren Umständen heraus legitimiert, sondern allein durch ihre Tugendhaftigkeit. Fischart verzichtet darauf, Willigmut hinsichtlich des adeligen Prunks stärker an das Ideal des mittelalterlichen Königshofes anzupassen. Abgesehen von kleinen abweichenden Detailbeschreibungen, wie die Tatsache, dass Willigmut's Bewohner in jedem Instrument bewandert sind,¹²⁶⁸ orientiert sich der Übersetzer hier an seiner Vorlage. Wie dargelegt, ist das ganze Ordenskonzept komplett befreit von der Aufgabe der Grundherrschaft. Der Vorwurf der Nutzlosigkeit der Klöster fällt an dieser Stelle zunächst lediglich auf Thélème, das als Gemeinschaft des *amusements* auftritt. Auch im weiteren Verlauf präsentiert sich Thélème überwiegend als Lustgarten flanierender Edelleute, in dem kaum nutzbringende Tätigkeiten erbracht werden.¹²⁶⁹ Im Kontrast zur anders ausfallenden Pforteninschrift übernimmt Fischart's Abtei – wie die Analyse weiter unten im Detail erläutern wird – die Charakteristiken Thélèmes: Rabelais parodierend betont er, dass der Thelemit als Hauptbeschäftigung unbekümmert überschwänglichem Konsum und Spielen nachgeht. Er weist dadurch auf die Überbetonung des Lebens ohne praktischen Nutzen hin. Fischart's Resümee: Die thelemitische Utopie führt zur monastischen Nutzlosigkeit zurück, von der sie sich gemäß ihrer Kritik zu distanzieren beabsichtigte.

Die klare Abgrenzung von einer aristokratischen Gesellschaft zeigt sich darin, dass sich die Bewohner Thélèmes weder durch Geschlechterfolge, Stand, noch durch Machtergreifung als Nobelmänner auszeichnen. Es verhält sich wie in Platons *Politeia*, in der der Aristokratie als

¹²⁶⁷ Screech, Michael A.: Some Stoic elements in Rabelais's religious thought. Genf 1956 (= Etudes Rabelaisiennes 1), S. 36.

¹²⁶⁸ Vgl. Gkl, Kap. 56, S. 428 [553] im Vergleich zu G, Kap. 57, S. 149: „auff allen Instrumenten spilen“/“jouer d'instruments harmonieux“.

¹²⁶⁹ Eine Ausnahme bildet die Predigerausbildung bei Rabelais. Fischart führt neben der Parodierung Rabelais' die Dichtkunst, die wissenschaftliche Tätigkeit und die gesellschaftliche Arbeitspflicht an. Das, was so knapp gesprochen als den zwei Autoren verkehrt zugeordnete Attribute wirkt, passt bei genauerem Hinsehen in die jeweiligen ideologischen Denkfiguren. Vgl. in dieser Arbeit das Kapitel V. *Thélème und Willigmut: Fischart's neues Freiheitsverständnis*. Und darin die Unterkapitel 3 *Bibliothek: Stellenwert des Wissens* und 4.7 *Christi Erlösung*.

die höchste Staatsform gehuldigt wird, bevor sie wegen der verwerflichen Wächterkinder in Uneinigkeit ausartet und durch einen Kompromiss die minderwertige Timokratie generiert – die Geldaristokratie, die den Besitzenden Macht verleiht.¹²⁷⁰ Der exorbitante Reichtum der Abtei figuriert nicht als Definitionselement des Thelemiten, sondern – ähnlich wie das ausgeschlossene Volk der Handwerker – als reine Voraussetzung für den überschwänglichen Lebensstil der Ordensbewohner.

Es ist naheliegend, dass unter Platons Schriften, die sowohl von Rabelais als auch von Fischart im Zuge ihrer humanistischen Ausbildung rege studiert wurden, für Thélème die Konzeption des Musterstaates, die *Politeia*, von zentraler Bedeutung ist. Wie Platons Philosophenkönige, Wächter und Bauern von klein auf ihren Platz zugewiesen bekommen und alle Gewalt in die Hände der Höchstgeborenen gelegt wird,¹²⁷¹ ist Thélème nur für die „gens [...] bien nez“¹²⁷² gedacht. Doch für eine Qualifizierung als Thelemit ist die hohe Geburt an sich nicht ausreichend. Wie bei Platon ist es erst die strenge Erziehung, in der sich herausstellen sollte, ob das Kind den tugendhaften Charakter vorweisen kann, den es als elitär auszeichnet. Bei Platon ist es die Oberschicht, bei Rabelais das ganze Volk: Die treibende Kraft ist der angeborene „instinct, et aguillon, qui tousjours les pousse à faictz vertueux“. Das Idealbild hat viel eher den Charakter einer Allegorie als einer tatsächlichen Personenbeschreibung, entsprechend der Tradition des besungenen Ideals, das sowohl aus dem mittelalterlichen als auch aus dem Renaissancekontext bekannt ist.

Die Tugendhaftigkeit mit einer angeborenen oder anezogenen Fertigkeit (*habitus*) zu identifizieren, ist ein Verständnis, das auf Thomas von Aquin zurückgeht, der es wiederum Aristoteles' *Ethik* entnahm.¹²⁷³ In der Diskussion um die Frage, ob die menschliche Gewissensanlage eine Kraft (*potentia*) sei oder nicht, definiert Thomas von Aquin den Begriff der „Synderesis“ als Summe wahrer und unabänderlicher Regeln der Tugend, die uns *von Natur*

¹²⁷⁰ Vgl. dazu Platon: *Der Staat*. Hamburg 1961, Achstes Buch, 545c-550b. Platon spricht von einer Position, die „in der Mitte lieg[t]“ (547c; 547d; 550b), einer heterogenen Staatsform, eine „komplette Mischung von Schlechtem und Gutem“ (548c). Der hier benutzte griechische Begriff „*mésos*“ bezeichnet einen Kompromiss, bei dem man von einem festen Standpunkt – wie hier der aristokratische Idealstaat – abrückt. Thélème sucht mit Charakteristika des platonischen Staates, zu einer reinen Form zurückzufinden, die das *Sein* des Menschen seinem *Haben* vorzieht. Doch interessanterweise nimmt Thélèmes Reichtum genauso viel Raum in der Beschreibung der Abtei ein, wie die Eigenschaften und neuen Prinzipien der Mönche und Nonnen.

¹²⁷¹ Platon: *Der Staat*. Hamburg 1961, Fünftes Buch, 473c–d.

¹²⁷² G, Kap. 57, S. 149.

¹²⁷³ Vgl. Aristoteles: *Die Nikomachische Ethik*, Zweites Buch, 1103 a 20 - 1103 b 2. (München: Artemis, 1967). Aristoteles verteidigt die Tatsache, dass wir die Prädisposition für die Entwicklung von Fertigkeiten und Ausübung von Handlung haben müssen. Er postuliert, dass sich „kein Wesen anders gewöhnen [kann], als es von Natur ist“ (1103 a 20) und dass wir „die Wahrnehmungen nicht dadurch erworben [haben], daß wir viel gesehen und viel gehört haben, sondern weil wir die Wahrnehmungen zuerst besaßen, haben wir sie dann bestätigt und sie uns nicht erst durch die Bestätigung angeeignet.“ (1103 a 25).

aus zum Guten hin und vom Schlechten weg leiten.¹²⁷⁴ Ihm gegenüber steht die Sinnlichkeit, die das Böse fordert. Thomas von Aquin postuliert, dass sich dieser Gewissensbegriff am besten als *habitus* beschreiben lässt, da dieser – genauso wie die Sinnlichkeit – Handlungen zum Inhalt hat.¹²⁷⁵

Gleichermaßen spielt auch im *Gargantua* die Förderung von Tugendhaftigkeit durch hohe Geburt und Erziehung eine entscheidende Rolle. Gargantua, von adligem Geschlecht mit göttlichem Verstand,¹²⁷⁶ verliert zunächst die Vorzüge seiner Veranlagungen durch die miserable erste Bildungsetappe. Ponocrates ersetzt die schlechten Verhaltensgewohnheiten, die sich Gargantua bei Holofernes aneignete, durch neue Gepflogenheiten. Dabei bringt er Ordnung in die chaotische Bildungsmethode seines Vorgängers und eröffnet seinem Schüler die Möglichkeit, seinen Charakter zur Tugendhaftigkeit zu formen. Zweck und treibende Kraft, die zur Tugendhaftigkeit des durch den *habitus* zum Guten geformten Menschen führen, beschränken sich nicht auf den zu erreichenden Erfolg oder auf reine Selbstprofilierung, sondern berühren darüber hinaus die Problematik der allumfassenden Gerechtigkeit. Mit der Moralvorstellung, dass gute Werke einen Lohn ernten und böse Handlungen eine Strafe nach sich ziehen, wird der Mensch zur Tugendhaftigkeit angeregt. So bettet sich die Affirmation des guten Menschen zwischen zwei Beteuerungen eines Systems ein, in dem Gerechtigkeit nicht ausbleiben wird, unabhängig davon, ob sie sich im Diesseits oder erst im Jenseits realisiert.

Noch höher als die Thematik der Gerechtigkeit, das heißt des rechten Verdienstes, greift die moralisch übergebührende Supererogation, also ein zu hoher Verdienst. Sie zeigt sich in folgendem Kontext: In der Übergangsphase zwischen Krieg und Bau der Abtei illustriert Gargantua das glorreiche Kriegsende anhand einer vergangenen Schlacht zwischen Grandgousier und Alpharbal, dem König des kanarischen Seeräubervolkes. Dabei figuriert Grandgousier zwar als Paradebeispiel einer über die Pflicht hinausgehenden Großzügigkeit, indem er Alpharbal nicht nur freilässt, sondern alle Schätze seines Landes mit auf den Nachhauseweg gibt,¹²⁷⁷ doch verblasst seine Geste angesichts der Dankerweisung durch

¹²⁷⁴ Vgl. Summa Theologica. Prima Pars, Q. 79, Art. 12: „Augustinus dicit, in libro de libero arbitrio, quod in naturali iudicatorio adsunt quaedam *regulae et semina virtutum et vera et incommutabilia*, haec autem dicimus synderesim.“ Vgl. auch Screech, Michael A.: Rabelais and the Challenge of the Gospel. Evangelism – Reformation – Dissent. Baden-Baden, Bouxwiller 1992, S. 59.

¹²⁷⁵ Vgl. ebd. „Sed synderesis et sensualitas opponi videntur, quia synderesis semper inclinatur ad bonum, sensualitas autem semper ad malum.“

¹²⁷⁶ G, Kap. 14, S.43: „Mais je vous diz, qu'en ce seul propos que j'ay presentement devant vous tenu à mon filz Gargantua, je congnois que son entendement participe de quelque *divinité*: tant je le voy agu, subtil, profond, et serain.“

¹²⁷⁷ Vgl. in dieser Arbeit das Kapitel V. *Thélème und Willigmut: Fischarts neues Freiheitsverständnis*. Und darin das Unterkapitel 4.1 *Willigmuts erste zwei Prinzipien: Ehe und Reichtum*.

Alpharbal. Freiwillige Tributsummen in Millionenhöhe, die jährlich weiter anschwellen, fließen in Grandgousiers Kassen. In dem Strudel des endlosen Geldgebens hält Gargantua in seiner Ansprache inne und führt eine philosophische Erklärung zum Wesen der Dankbarkeit aus.

C'est la nature de gratuité [= reconnaissance].

Car le temps qui toutes choses ronge et diminue, augmente, et accroist les biensfaictz, par ce q'un bon tour liberalement faict à *homme de raison*, croist continuellement par noble pensée et remembrance.¹²⁷⁸

Sehet, solches vermag gültliche freundtlichkeit, das auch die zeit, welche alles versehret und verzehret, doch die gutthaten häuffet und mehret: Fürnemlich, so sie inn ein geschlacht fruchtbar Feld verständiger, adelicher gemüter unnd hertzen, welche nit mit groben unhöflichen Guckgauchdornen der undanckbarkeit, unachtsamkeit und vergessenheit verstelltet sind, gepflantzet und geseet werden. Hette diß unserer Benachbarten König einer mit seinen Neuerfundenen Mörländern vorgehabt, er hette auff den heutigen tag derselbigen mehr nutz, unnd Golds vollauff, als da er die unbewehrte Leut hat lassen nach seins Spanischen Kriegsvolcks Blutdurst und mutwillen hinmetzigen und verdilgen.¹²⁷⁹

Dieses Konzept der Belohnung guter Werke eines „*homme de raison*“ bleibt als Grundtenor beim Betreten der Abtei, zwei Kapitel später, erhalten. „*L'homme doté de raison*“ bezeichnet, der aristotelischen und auch cartesischen Definition¹²⁸⁰ nach, keinen Menschen einer bestimmten Gesellschaftsgruppe, sondern die Menschheit in ihrer eigentlichsten Form.

¹²⁷⁸ G, Kap. 50, S. 134.

¹²⁷⁹ Gkl, Kap. 52, S. 407 [527].

¹²⁸⁰ Vgl. Aristoteles: Nikomachische Ethik. München 1991, 1102 b 5. Aristoteles schreibt, dass jede menschliche Seele einen vernunftbegabten Teil innehat. Vgl. auch René Descartes: Discours de la Méthode. Christian Wohlers (Übers. und Hg.). Hamburg 2011, Première Partie / Erster Abschnitt. S. 4-5. Descartes zum menscheigene Denkvermögen: „[...]que la puissance de bien juger, & distinguer le vrai d'avec le faux, qui est proprement ce qu'on nomme le bon sens ou la raison, est naturellement égale en tous les hommes [...]“ Wohlers Übersetzung: „[...] daß die Macht, richtig zu urteilen und Wahres von Falschem zu unterscheiden, die eigentlich das ist, was man den gesunden Menschenverstand oder die Vernunft nennt, bei allen Menschen von Natur aus gleich ist.“

Verblüffend stark baut Fischart die Morallehre aus, gute Taten ernten ihren Lohn, wenn sie mit gutmütigem Herzen für eine vernünftige Person erfolgen. Statt den Schwerpunkt auf die Denkfähigkeit des „homme de raison“ zu legen, erweitert Fischart die Beschreibung des Menschen um seine Herzenshaltung. Die idealen Empfänger von Wohltaten sind Menschen „verständiger, adelicher gemüter unnd hertzen“. Die Ergänzung ist weniger eine Bemühung um ein holistisches Menschenbild, sondern vielmehr der Übergang zur christlichen Gesellschaftskritik, dargestellt anhand der zu bedauernden Herzenshaltung des Menschen. Das Herz ist in der Schrift „nicht nur das zentrale Organ des Leibes und der Sitz des physischen Lebens [...], sondern in gleicher Weise die Quelle und der Sitz der menschlichen Gedanken, des Verstehens, der Entscheidung und des Wollens“.¹²⁸¹ Die Betonung der Zusätze liegt auf dem Charakter des Rezipienten. „Noble pensée“ und „remembrance“ sind keine eigenständigen Elemente, sondern hängen vom Menschen ab, der sehr wohl auch Meister der „undanckbarkeit, unachtsamkeit und vergessenheit“ sein kann. Fischart unterstreicht hier im Vorfeld der Abtei bereits ein eher kritisches Bild des Menschen und deutet dadurch seine Distanzierung vom Konzept des „bien nez“ an.

Führt man sich die christlich-philosophische Debatte zum „Gutsein“ des Menschen vor Augen, lässt sich Fischarts Betonung des schlechten Menschen literaturgeschichtlich herleiten. Die Lehre, dass durch Angewöhnung Gutes bewirkt werden könne, also der Mensch durch den Sündenfall nicht ganz von der Quelle des Guten – Gott selbst – abgeschnitten sei, sondern sich noch stückweise in der Lage sehe, Tugend von sich aus anzustreben, wird von Luther vehement als irreführende katholische Doktrin des freien Willens bekämpft.

Wenn auch in einer milderer Form stellt sich Fischart in Bezug auf den *habitus* so oppositionell gegen Rabelais' Vorlage, wie sich Thomas von Aquins und Luthers Lehre hier gegenüberstehen. Die Bewohner Willigmuts sind weder von hoher Geburt noch ausgestattet mit einem besonderen Instinkt und machen sich den Gottesgehorsam dennoch zur Maxime.

Fischarts Distanzierung gegenüber Rabelais' reformerisch thelemischen Konzepten begründet sich dadurch, dass er Rabelais' Verweise auf tugendhafte Werke, auf den freien Willen und auf die Nächstenliebe als scheinewangelisch und gotteslästerlich beurteilt. Sie greifen mehrere Aspekte des evangelischen Gedankengutes auf, verwenden Schlüsselbegriffe der Reformation, wie den Terminus der Freiheit, sind aber letzten Endes meist von humanistischem oder

¹²⁸¹ McSorley, Harry J.: Luthers Lehre vom unfreien Willen. München 1967 (= Beiträge zur ökumenischen Theologie 1), S. 36.

katholischem Charakter – sichtbar an der Betonung des guten Wesens und der guten Werke des Menschen.

Im Anschluss an die Beschreibung der Abtei, in der Sequenz des prophetischen Enigmas, wird die Belohnung und Bestrafung aller Menschen Werk zum letzten Mal in den zehn von Rabelais hinzugefügten Versen thematisiert.¹²⁸² Der Jenseitsbezug ist in dieser Textpassage weit ausgeprägter als in den Zeilen zu Grandgousiers und Alpharbals Großzügigkeit.

Reste en après ces accidens parfaictz	Weiters zuthun sich nicht gebürt
Que les esleuz joyusement refaictz	Als daß die Ausserwehlten dann
Soient de tous biens, et de manne celeste	Mit alln Güttern und Himmlisch Mann
Et d'abondant par recompense honeste	Werden erlabet auff die Schlacht,
Enrichiz soient.	Und zum überfluß Reich gemacht
	<i>Mit wolgebürlicher Verehrung</i>
	<i>Umb ihre wol erzeigt bewärung,</i>
Les aultres en la fin	Auch etlich zu letz außgezogen,
Soient denuez. C'est la raison, affin	Und diß wird billig so gepflogen
Que ce travail	Damit so diese müh und fleiß
en tel point terminé	Sich endet auff ein solche weiß
Un chascun ayt	Ein jeder hett zu seinem heil
son sort predestiné.	Sein vorbestimmt vorsehen theil:
Tel feut l'accord.	Inn massen solchs bewilligt ward.
O qu'est à reverer,	O wie wird der zu jeder fart
Cil qui en fin pourra perseverer. ¹²⁸³	Geehrt, so biß ans End verharrrt. ¹²⁸⁴

Gargantua legt das Rätsel in Anlehnung an die Matthäusstelle 24,12–14¹²⁸⁵ als Verfolgung der evangelischen Christen aus. Der Gläubige wird aufgefordert, der Ungerechtigkeit standzuhalten, dafür dem – auch in Thélème angedeuteten – Missionsauftrag nachzugehen und Gott selbst zur angemessenen Zeit für Gerechtigkeit sorgen zu lassen. Gott figuriert als Garant

¹²⁸² Mellin de Saint-Gelais Gedicht endet an der Stelle, an der Rabelais' Bezüge zur Apokalypse und zum Jüngsten Gericht konkret werden.

¹²⁸³ G, Kap. 58, S. 152 f.

¹²⁸⁴ Gkl, Kap. 57, S. 434 [560].

¹²⁸⁵ Lutherbibel 1545, Mt 24,12-14: „Vnd dieweil die Vngerechtigkeit wird vber hand nemen / wird die Liebe in vielen erkalten. Wer aber beharret bis ans Ende / der wird selig. Vnd es wird geprediget werden das Euangelium vom Reich / in der gantzen Welt / Zu einem zeugnis vber alle Völcker / Vnd denn wird das ende komen.“ Die stärkere Formulierung befindet sich in Mt 10,22: „Vnd müsset gehasset werden von jederman / vmb meines Namens willen. Wer aber bis an das ende beharret / der wird selig.“

für Gerechtigkeit in der Ungerechtigkeit – eine Affirmation, die Fischart zu unterstützen weiß und deshalb mit positiven Zusätzen ergänzt.

Fischarts Vorstellung des Thelemiten zeigt eine klare Abweichung von seiner französischen Vorlage. Mit dem skeptischen Menschenbild eines fehlerhaften Menschen im Hinterkopf begibt sich der Leser der *Geschichtklitterung* in die Abtei. Dort trifft er auf einen Thelemiten, der weder eine hohe Geburt noch eine fertige Erziehung zu „Zucht und ehr“ vorweisen kann. Erst auf den allerletzten Seiten der Kapitel zur Abtei, am Ende des prophetischen Rätsels, wird Fischarts Wortwahl wieder heiterer. Nur tritt in diesen Versen der Mensch lediglich als passive Figur auf. Akteur ist nun Gott, der allein entscheidet, wie seine „Ausserwehlten“ honoriert werden und somit jedermann „zu seinem heil / Sein vorbestimmt vorsehen theil“ gelangt.¹²⁸⁶

3 Bibliothek: Stellenwert des Wissens

Während sich Fischart bei der Bearbeitung der Abtei grundsätzlich vor weiten Ausschweifungen des Übersetzungstextes hütet, benutzt er Rabelais' kurzen Paragraphen zur Bibliothek als Sprungbrett für eine sechsstufige Ausführung zum korrekten Lektüreverhalten, zum Nutzen des Buchdrucks und zum Buch als Quelle der Wahrheit. So konzipiert Fischart in der zweiten Fassung der *Geschichtklitterung* 1582 inmitten des Höhepunktes der Rabelais'schen Ausführungen – der Abtei – einen weiteren Höhepunkt der eigenen Neubearbeitung.¹²⁸⁷ eine Erweiterung, die in der Forschung als die „wertvollste Bereicherung“¹²⁸⁸ der zweiten Auflage bezeichnet wurde. Das Gedicht zur Bibliothek ist nicht nur durch die ausgeprägten Ergänzungen ein Werk, das sich gegenüber der Vorlage abgrenzt. Inhaltlich distanziert es sich ebenso sowohl von der in Thélème vorliegenden religiös-philosophischen Ansicht als auch von der französischen Hand, aus der sie stammt. Über die Hochstilisierung des deutschen Volkes und seines Buchdrucks führt Fischart hin zur Thematik des Wissens, in der die Theologie als Königin der Erkenntnis figuriert.

¹²⁸⁶ Vgl. für weitere Ausführungen das Kapitel zur „Énigme: ein Knochenknorrig, Scrupescirphisch und Gewülckwickelig Rhäterisch Rätzel“. Von Interesse an dieser Stelle ist die Entwicklung des Gedichtes von der Fassung 1535 bis 1542, durch die zwar die Gottesbezeichnung „leternel seigneur“ wegfällt, hingegen die Bezüge zur lutherischen und calvinistischen Prädestinationslehre hinzukommen.

¹²⁸⁷ Auch Bachorski betrachtet die Bibliothek als „eigentliche[s] Zentrum“ Willigmuts. Vgl. Bachorski, Hans-Jürgen: *Irrsinn und Kolportage: Studien zum Ring, zum Lalebuch und zur Geschichtklitterung*. Trier 2006, S. 452.

¹²⁸⁸ Hauffen, Adolf: *Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation*. Bd. 1. Berlin, Leipzig 1921, S. 258.

Die einleitenden Worte bauen weitestgehend auf Rabelais' Version auf, weichen jedoch bereits an entscheidenden Punkten ab:

Depuis la tour Artice jusques à Cryere
estoient les belles grandes librairies en
Grec, Latin, Hebreu, François, Tuscan, et
Hespaignol: disparties par les divers
estaiges selon iceulx languages.¹²⁸⁹

Vom Artigthurn biß zum
Schreckdengast war inn die läng die
groß herrlich Liberei von
Hebraischen, Griechischen,
Latinischen, Teutschen,
Frantzösischen, Sclavonischen,
Krabatischen, Toscanischen, und
Spanischen Büchern, geschriben und
getruckt [...] ¹²⁹⁰

Die Aufzählungen erinnern an die Gelehrtensprachen im *Pantagruel*, zu deren Studium Gargantua seinen Sohn Pantagruel auffordert: Griechisch, Hebräisch, Chaldäisch und Latein.¹²⁹¹ Im dortigen Kontext insistiert Gargantua durch wiederholte Aufforderung auf dem Erlernen dieser Sprachen, ordnet sie in eine Lernchronologie ein und zählt „Chaldaicque“ (Chaldäisch), Arabisch und Hebräisch zu den heiligen Sprachen.

Seit der Veröffentlichung der *Complutensischen Polyglotten* 1520 waren das hebräische Alte Testament, die griechische Septuaginta, die lateinische Vulgata und das aramäische Targum in einer einzigen Schrift für Gelehrte verfügbar. Die arabische Sprache gewann ebenfalls in humanistischen Kreisen für medizinische Zwecke an Bedeutung, etwa bei Verwendung der Schriften Avicennas und Averroës.¹²⁹²

Dadurch, dass nicht nur die lateinische, sondern auch die aramäische und griechische Sprache genannt werden, lässt sich vermuten, dass der reformatorische Ansatz des individuellen Studiums der heiligen Schriften in der Sprache der alten Handschriften mitschwingen soll. Der Blick auf die komplette Bildungsdarstellung führt darüber hinaus zum Schluss, dass grundsätzlich für eine theologische Bildung argumentiert wird, die keiner Universität (Sorbonne) und keines Klerus zur Auslegung bedarf.¹²⁹³

¹²⁸⁹ G, Kap. 53, S. 140.

¹²⁹⁰ Gkl, Kap. 55, S. 416 [539].

¹²⁹¹ Vgl. *Pantagruel*, Kap. 31, S. 243 f.

¹²⁹² Vgl. auch Duval, Edwin M.: *The Medieval Curriculum, The Scholastic University, and Gargantua's Program of Studies* (*Pantagruel*, 8). In: *Rabelais's Incomparable Book. Essays On His Art*. Raymond C. La Charité (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= *French Forum Monographs* 62), S. 30-44, hier: S. 32.

¹²⁹³ Vgl. ebd., S. 38.

Im Kontext des *Gargantua* erweitert Rabelais die Liste um die modernen romanischen Sprachen Französisch, Toskanisch und Spanisch und berücksichtigt dadurch die zunehmende Behauptung der Volkssprachen gegenüber dem klassischen Sprachkanon. Rabelais' Beispiel folgend ergänzt Fischart sein Enumerieren mit seinem eigenen „Teutsch“. Es kommt unmittelbar nach den alten Sprachen und wird als allererste moderne Sprache genannt – direkt vor „Frantzösisch“. Was hier nach Willkür aussieht, stellt sich im Verlaufe des Gedichtes immer mehr als Kalkül heraus. Zunächst sei allerdings daran erinnert, dass der Leser an dieser Stelle der *Geschichtklitterung* bereits Gargantuas Sicht auf die Franzosen kennt. Gargantua war in Paris, überschwemmte die halbe Stadt mit seinem Urin und stahl die Kirchenglocken von Notre Dame. Die Pariser wurden nur deshalb Opfer von Gargantuas Flut, da sie sich – erstaunt über sein riesenhaftes Auftreten – aus ihren Häusern wagten und in Heerscharen zum gigantischen „Troßbüblin“ strömten. Dabei handelt es sich um eine Euphorie, die der Autor mit der Dummheit und Schaulust der Franzosen in Verbindung bringt. Gargantuas Eulenspiegelerei wird als legitime Strafe erklärt. Die Sequenz in Paris zeigt, dass auch Rabelais den polemischen Angriff auf seine Heimat nicht scheut und Fischart somit Stoff liefert, um – nach seiner gewohnten Verfahrensweise – den Sachverhalt auszubauen und somit noch intensiver gegen die Franzosen zu wettern und sie als „so närrisch, so Fotzenthürllich, so Futzspitzig, so wunderfützig, so fürwitzig von Natur“¹²⁹⁴ zu beschimpfen. Wie seit dem ersten Prolog bekannt ist, sieht sich Fischart als Vertreter der Deutschen und gibt vor, den Gargantua nicht aus eigenem Interesse, sondern vorrangig „da man ihn je wolt Teutsch haben“¹²⁹⁵ zu übersetzen. Sein Deutsch ist vielen anderen, „ungeschickteren Schneider[n]“¹²⁹⁶ überlegen und so tritt er da ein, wo „man“ seiner Übersetzungskünste bedarf.

Auch wo Fischart zu seinem Augapfel – dem Buchdruck – kommt, schneiden die Franzosen sonderlich schlecht ab. Der Übersetzer identifiziert Willigmut zunächst mit dem zeitgenössischen Deutschland, indem er die dort aufzufindenden Bücher nicht nur als „Geschriben“, also als Abschrift, sondern auch als „getruckt“ bezeichnet. Erinnernd an den Stil seiner Lob- und Preisgedichte, nennt Fischart die Beispiele für den rechten Buchdruckgebrauch beim Namen: Es sind die „beid Erfinder, Gutenbergck. / Und Schäfers, sampt sein gsiepten, / Die Gmeinem Nutz zu gut solch Werck / Zu Straßburg, Mentz erst üben“. Schäfer von Mentz, sprich Peter Schöffler, Verleger in Mainz in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, kam durch seinen Schwiegervater Johann Fust an Gutenbergs Verlagsgeschäft und führte es 1457 bis 1503

¹²⁹⁴ GK, Kap. 20, S. 221.

¹²⁹⁵ GK, Prolog, S. 19 [16].

¹²⁹⁶ Ebd. Für die Schneider-Metapher: vgl. *IV. Fischart Karikatur der humanistischen Bildungsreform* und darin das Kap. *I Prolog*.

unter seinem Namen. Die Hervorhebung von Gutenbergs und Schöffers Wirkungsstätte, Mainz („Mentz“), beruht auf Fischarts Beinamen „Mentzer“. Hans Fischart, Johann Fischarts Vater, stammte ursprünglich aus Mainz, weshalb Fischarts Name nicht selten unter dem Akronym JFGM – Johann Fischart, genannt Mentzer – erscheint. Durch die gemeinsame Herkunft identifiziert sich Fischart mit den beiden Erfindern des ‚Mobilierndruckes‘ und hebt dadurch, aber auch durch die Einreihung Straßburgs in die unmittelbare Nachfolge des Mainzer Vorbildes, seine eigenen Verdienste als Unterstützer des Buchdruckes hervor. Frankreich hingegen verschwindet in Deutschlands Schatten. Fischarts Polemik gegen die Franzosen und der deutsche Stolz angesichts des erfolgreichen Buchdrucks vereinen sich zu einer weiteren Hierarchisierung mit religiösem Charakter.

Hett Welschland disen Fund [= den Buchdruck] ergründ,
Seins rhümens wer kein end,
Nun hats euch Teutschen Gott gegünt
Deßhalb ihn wol anwendt:
Gott hat euch durch diß Mittel gwisen
Ein weg zu allen Künsten,
So brauch dasselb vor andern gflissen
Zusein drinn nicht die minsten.¹²⁹⁷

Die Mahnung gegenüber den Deutschen, den Buchdruck weise und eifrig zu nutzen, wird mit dem Gegenstück von Frankreich veranschaulicht. Der Buchdruck, ein Geschenk Gottes, geht an die Deutschen, während das stolze „Welschland“ außen vor bleibt. Letzteres empfangt kein göttliches Privileg. Wieder ordnet sich das Französische hinter dem Deutschen ein. Fischarts implizites Selbstlob verleiht ihm die Identität eines Musterdeutschen, der, wie gute Bücher, „berühmt macht [das] Vatterland, Und ewig Ehr [...] stiftt“.¹²⁹⁸ Selbstlob und die Huldigung des Vaterlands lassen Hauffen zum Schluss kommen, dass „Fischart unbedingt der deutscheste Dichter des 16. Jahrhunderts“¹²⁹⁹ war. Es ist weniger die Sprache (hier bleibt er Luther und Sachs unterlegen), sondern mehr die vehemente Bekräftigung seines deutschen Charakters und Stolzes, die Fischart diesen Titel beschert.

¹²⁹⁷ Gkl, Kap. 55, S. 420 [543].

¹²⁹⁸ Gkl, Kap. 55, S. 419 [542].

¹²⁹⁹ Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2. Berlin, Leipzig 1922, S. 383. Vgl. auch ebd., S. 384 f.

Aus dem Selbstlob resultiert, dass das Lob der Buchdrucker nicht nur Gutenberg und Schöffer meint, sondern sich auch als Danksagung und Treuezusicherung an Fischarts Schwager und Drucker Bernhard Jobin lesen lässt:

Die Truckerey han gut Authoren
Ein recht ansehen gschafft:
Und ihr Authorn wern längst verloren,
Thet nicht des Truckens krafft:
So lang nun euer eines wert
So lang wärt beider Rhum,
Derhalb ihr beid einander ehrt
Daß keines nicht abkum.¹³⁰⁰

Die gedruckte Schrift ist eine Errungenschaft, die sowohl Autoren als auch Druckern Ehre einbringt. Das Buch überdauert alle Existenz und trägt den Autorennamen durch die Zeit, in eine Zukunft, die ganze Stämme und wohlhabende Personen vergessen haben wird. „Tode Schrifften“, das heißt historische Werke, erwecken „schar“, ein Gefühl der Züchtigkeit und Ehre, wie es zeitgenössische Reden nicht tun.¹³⁰¹ Doch das Vermitteln dieser Belehrungen wird an der Schwelle zwischen Autor und Leser gehemmt. Texte müssen gelesen werden. Die stummen Bücher benötigen eine lebendige Stimme. Reicht dies nicht, müssen die Texte herausposaunt werden: „So trumpt ihr Red Welsch Trummen“. Fischarts dritter subtiler Angriff auf die Franzosen trifft ihr Lektüerverhalten. Das Volk, das seine Bücher nicht liest, wird als „Welsch“ identifiziert. Anders verhält es sich mit „Keyser“, „König“, „Monarchen“ und „Fürsten“, wie beispielsweise mit dem wissbegierigen italienischen Fürsten Pico,¹³⁰² dem man „das Buch zum gräß und Bauch“¹³⁰³ bringen musste.

Die hier dargestellte französische Unterlegenheit hinsichtlich der Gelehrtheit führt zunehmend zu theologischen Gesichtspunkten hin, wodurch sich Frankreichs Ignoranz letzten Endes als ein metaphysisches Defizit erweist. Der Zweck des Gedichtes wird in den letzten Versen verdeutlicht: Die Klöster – „Stiff“ –, so schreibt Fischart, sind „Zeughäuser der Weißheit“. Eine ihrer entscheidendsten Funktionen besteht darin, Bücher zu produzieren und zu

¹³⁰⁰ Gkl, Kap. 55, S. 420 [543].

¹³⁰¹ Vgl. ebd. „Euer Scribenten guter Nam / Bleibt bei Namhafften gnaden / Besser als mancher Edler Stamm / Welcher verwelckt on thaten, / Oder des Reichen Cuntzen Nam: Dann euer tode Schrifften / Jagen den Leuten ein mehr schar / Als Lebend Reden stiften.“

¹³⁰² Der Philosoph der Renaissance, Giovanni Pico della Mirandola, war schon in frühen Jahren berühmt für seine Belesenheit, die dem vielversprechenden Talent seine außergewöhnliche Bildung und Eloquenz sicherten.

¹³⁰³ Ebd.

publizieren. Nicht das Kloster, sondern das Buch sollte im Mittelpunkt stehen – ein Grundsatz, der auch für Willigmut gilt.

Durch Bücher Mittel kann man wissen
was Gottes Willen heißt,
Wie man ihm dien mit gutem Gwissen,
Woher die Welt entspreußt,
Wie lang sie haben wird bestand,
Was sie von anfang bhandelt,
Wie auff und abging jedes Land,
Darnach sich d Welt noch wandelt.¹³⁰⁴

Die Bibel findet ihre Nennung an erster Stelle, bevor Fischart zu weiteren Werken der „Theologis“, „Juristen“, „Physicis“ und „History“ übergeht. Die Elemente von Gottes Willen, der Genesis, der Eschatologie und der Menschheitsgeschichte identifizieren deutlich die Heilige Schrift und lassen sie an der Spitze der Bücherliste erscheinen, als bedeutendstes „Buch der Bücher“. Fischarts Beschreibung des Nutzens der Bibel als erste Wissensquelle dient als Antwort auf den vehementen Appell am Anfang des Gedichtes, Bücher nicht verstauben zu lassen, sondern sich ihrer zum Lesen zu bedienen. Kaum ist die Aufforderung artikuliert, verkehrt sie Fischart in ihr Gegenteil. Satirisch plädiert das Gedicht für die Fürsorge ungelesener Bücher, wie sie der Leser von Sebastian Brant kennt. „Inter praecipuos pars est mihi reddita stultos“, prahlt der Narr auf der Stultifera Navis. Der Unbelesene sitzt ganz vorn im Narrenschiff und sammelt seine Bücher, ohne sie zu lesen, da er sich mit Unwissenheit begnügt. Die dazugehörige Illustration des ersten Kapitels zeigt den Narren, der – wie bei Fischart, dessen Bücher „underm staub“¹³⁰⁵ liegen – mit einem Staubwedel dafür sorgt, dass die Bücher im ursprünglichen Zustand verharren.¹³⁰⁶ Bücher, so parodieren Brant und Fischart, sind nicht Nutzobjekte, sondern Wertgegenstände, die für Rang und Wohlstand stehen. In diesem Sinne fügt Fischart ein humoristisches Gespräch mit verwahrlosten Büchern ein.

Gott grüß euch dort, im Winckel dort,
Den Author sampt seim Buch,
Verziecht mir, daß ich an dem ort

¹³⁰⁴ Gkl, Kap. 55, S. 421 [545].

¹³⁰⁵ Gkl, Kap. 55, S. 418 [541].

¹³⁰⁶ Vgl. Sebastian Brant: Stultifera navis. Nina Hartl (Hg.). Münster, New York, u.a. 2001 (= Studien und Texte zum Mittelalter und zur frühen Neuzeit 1), S. 50.

So selten euch besuch:
Ich weiß wol, daß kein Wolff euch frißt,
Noch kein Ungelehrter stielt,
Sonst ich ein Hirten halten müßt
Der euch inn Hutten hielt:¹³⁰⁷

Brant rühmt sich seiner ungelesenen Bibliothek. Fischart lässt die Bücher wie einen vergrabenen Goldschatz liegen, an dem kein Gelehrter Interesse zeigt. Dem entgegen – anknüpfend an den zuvor beleuchteten Nutzen den Bücher – wird nun anhand von Erasmus’ Studium der Schriften von Terenz der korrekte Umgang mit einem Buch illustriert,¹³⁰⁸ durch den sich Erasmus ein ausgeprägtes Wissen der lateinischen Idiomatik angeeignet hatte, insbesondere über wichtige Sprichwörter und Redensarten. Wenngleich Erasmus aus Fischarts protestantischer Perspektive despektierlich betrachtet wird, rechnet er dem Humanisten seine außerordentliche Bildung hoch an.

Fischarts Bewertung des Buches, insbesondere des biblischen, nimmt einen zentralen Platz in der Sinnzuschreibung der Abtei ein. Als Institution, die bereits im Vergleich zur „Academy“ ins Leben gerufen wird, erhebt Fischart den Anspruch an sie, sie möge Gelehrte und Dichter¹³⁰⁹ hervorbringen, die Gottes Willen auf den Grund gehen.

4 Freiheit als thelemitisches Prinzip

Im Kern der konzeptuellen Umkehrungen vom monastischen zum humanistischen Ideal befinden sich drei Prinzipien, auf denen die neue Abtei steht: Ehe, Reichtum und Freiheit. Dass sie auch bei Fischart einen besonderen Stellenwert einnehmen, zeigen seine kontinuierlichen Ergänzungen von Fassung zu Fassung.¹³¹⁰

¹³⁰⁷ Gkl, Kap. 55, S. 418 [541].

¹³⁰⁸ Insbesondere zur Zeit seines Aufenthaltes im Kloster Steyn (1487-1493) studierte Erasmus eingehend die Texte des Terenz. Vgl. Enekel, Karl A. E.: Die Vita als Vermittlerin von Wissenschaft und Werk. Form- und Funktionsanalytische Untersuchungen zu frühneuzeitlichen Biographien von Gelehrten, Wissenschaftlern, Schriftstellern und Künstlern. Claus Zittel, Scientia universalis. Studien. Bd. 1. Münster 2013, S. 29.

¹³⁰⁹ Vgl. Gkl, Kap. 54, S. 415 [537]. Fischart spezifiziert die thelemitischen Tätigkeiten als „*dichten* und *trachten*“.

¹³¹⁰ Vgl. Johann Fischart: Geschichtklitterung. Gargantua. Synoptischer Abdruck der Fassungen von 1575, 1582 und 1590. 2 Bde. Hildegard Schnabel (Hg.). Halle a.d.S. 1969 (= Neudrucke deutscher Literaturwerke 70/71).

4.1 Willigmuts erste zwei Prinzipien: Ehe und Reichtum

Die Ehe

Neben dem Freiheitsbegriff ist der Ehediskurs eine der Hauptthematiken, die in Fischarts Bearbeitung eminente neue Facetten zeigen. Insbesondere im Rahmen der drei hinzugefügten Kapitel 3 bis 5 offenbart Fischart in Form einer Lobrede eine neue Sicht auf die Ehe, ihre Vorzüge und den Segen durch Kinder.¹³¹¹ Neben dem Mann-Frau-Verhältnis werden bei der Konstituierung von Thélème und Willigmut im Kern zwei Problematiken adressiert: der menschliche Drang, gegen ein Verbot zu verstoßen und die klerikale Hierarchie, die das Zölibat der Ehe vorzieht. Dadurch greift er Ideen zur tugendhaften Ehe auf, die in seinem 5. Kapitel und dem ein Jahr nach der Erstfassung erschienenen *Philosophisch Ehezuchtbüchlein*¹³¹² ausführlich diskutiert werden.

Fischarts Text besteht aus zwei Teilen. Der erste entspricht der Übersetzung der drei Prinzipien. Der zweite zeigt eine sich von Rabelais abhebende, ausführliche Erläuterung der monastischen Missstände, auf die Willigmut mit einem Gegenmodell zu reagieren sucht. Obgleich beide Autoren die gleichen Prinzipien in den Blick nehmen, findet die Abgrenzung zum gewöhnlichen Kloster insbesondere bei Fischart statt. In Bezug auf die Ehe gehen beide Autoren von einem ähnlichen Menschenbild aus: Der Mensch erscheint als unersättliches Wesen, das jenes will, was es nicht bekommt. Angewandt auf den Eid des Zölibates schlussfolgern beide, dass durch das Verbot der Heirat Unzucht gefördert wird.¹³¹³ Selbstverständlich ist dieses Argument nicht hinreichend, um die Vorzüge der Ehe zu veranschaulichen, da es sich lediglich gegen Mäßigung durch Verbote ausspricht und somit in zahlreichen Beispielen in diverse Extreme verfallen könnte. Betrachtet man hingegen die Aversion gegen das Verbot im Kontext des Neuen Testaments, so bedeutet die Abwesenheit von Verboten kein Chaos, sondern fordert ein gewissenhaftes Abwägen von allem, was in der eigenen Macht liegt. „Jch hab es alles macht / Es fromet aber nicht alles. Jch hab es alles macht / Es sol mich aber nichts gefangen nemen“,¹³¹⁴ schreibt Paulus im ersten Korintherbrief. Die sogenannte „Gefangenschaft“ des Zölibates bietet zwei Auswege an. Der Mönch kann sich

¹³¹¹ Vgl. in dieser Arbeit das Kapitel III. *Das neue 5. Kapitel im intertextuellen Kontext: Fischarts Ehediskurse, Geschlechterrollen und Erziehungsformen.*

¹³¹² Johann Fischart: Gesamte Werke. Adolf Hauffen (Hg.). Bd. 3. Stuttgart 1895 (= NDL 18,3).

¹³¹³ Vgl. G, Kap. 57, S. 149 und Gkl, Kap. 56, S. 429 [554]. Die erste Auflage der *Geschichtklitterung* drückt sich noch nicht so explizit zum Unzucht unterdrückenden Charakter der Ehe aus.

¹³¹⁴ 1. Kor 6,12. Vgl. auch 1. Kor 10,23: „Jch hab es zwar alles macht / Aber es fromet nicht alles / Jch hab es alles macht / Aber es bessert nicht alles.“

entweder komplett von der Idee eines göttlichen Bundes loslösen und fortan sein Leben in sexueller Ausschweifung führen, oder aber er geht den Bund der Ehe ein und interpretiert sein vorheriges Streben nach Reinheit um. Die Zwischenposition eines ledigen, enthaltsamen Menschen wird hier nicht berücksichtigt. Diese Position wird in seinem *Ehzuchtbüchlein* dezidiert als unnatürlich und unwahrscheinlich ausgeschlagen.

Sowohl Thélème als auch Willigmut drücken sich vornehmlich für die Zucht aus. Allerdings scheinen die beiden Unterschiedliches darunter zu verstehen. Schon die Ausführungen zum Verhalten gegenüber schwangeren Frauen, von denen sich Fischart distanziert, zeigen in Rabelais' 3. Kapitel¹³¹⁵ seinen etwas ungezwungeneren Umgang mit der Thematik. Fischart plädiert für eine sittliche Ehe und baut Rabelais' Äußerungen in Kapitel 5 nach 1. Korinther 7,2 aus: „Aber vmb der Hurerey willen / habe ein jglicher sein eigen Weib / vnd eine jgliche haben jren eigen Man“. Bei Fischart im folgenden Wortlaut: „Benügt sich mit eyner, wie der Himmel mit der einigen großgebeuchten schwangeren Erd, die Sonn dem einigen Mon“.¹³¹⁶ Die Harmonie, die Fischart schon am Anfang des Werkes darstellt, findet bei Rabelais erst im Zusammenhang mit dem Idealbild in Thélème Erwähnung. Dort wird das Glück der monogamen Ehe in einem überspitzten, märchenhaften Ton besungen: „se entreaymoient ilz à la fin de leurs jours, comme le premier de leurs nopces.“¹³¹⁷

Interessanterweise thematisieren die Einwände gegen das Zölibat ausschließlich die Unzucht. Fischarts Darstellung der Bereicherung durch eigene Kinder im 5. Kapitel findet im Rahmen von Willigmut keine Erwähnung mehr. Der Fokus liegt auf der Nivellierung von Zölibat und Ehe, hin zur Warnung vor den Folgen eines erzwungenen Zölibates. Die Kritik an den Mönchen trifft nie ihre Kinderlosigkeit. Da im Verlaufe der Bearbeitung die Zusätze immer dünner ausfallen und Fischarts Methodik bei der Übersetzung der letzten Kapitel mehr auf Weglassungen von abgelehnten Rabelais'schen Aussagen liegt, war ein erneutes Ausschweifen Fischarts zum Thema ‚Kinder‘ kaum zu erwarten.

Der Reichtum

Rabelais bringt schon vor Thélème den königlichen Stand mit exorbitantem Reichtum in Verbindung. Gargantua, Sohn des Königs Grandgousier (Kap. 46), verfügt im Kapitel 8 über eine nicht enden wollende Reihe prunkvoller Kleidungsstücke, die, wie Terence Cave

¹³¹⁵ Vgl. G, Kap. 3, S. 16. Die Thematik wird im Kapitel zum Ehediskurs weiter erläutert.

¹³¹⁶ GK, Kap. 5, S. 97.

¹³¹⁷ G, Kap. 57, S. 149. Vgl. Gkl, Kap. 56, S. 429 [555]: „der letzt tag ihrer eh war ihenen so freudig als der erst“.

bemerkte, oft wertvolle Metalle enthalten.¹³¹⁸ So beschreibt Rabelais Gargantuas Schmuck als „chaine d’or pesante vingt et cinq mille soixante et troys marcs d’or“ und sein Ring ist „de pris inestimable“.¹³¹⁹ Die Extravaganz, die Fischarts Überarbeitung dem Kapitel zu Gargantuas Kleidung zuordnet, macht sich auch in Bezug auf die Verwendung des Goldes bemerkbar. Nach Fischart ist Gargantuas Kleidung geprägt von „Goldarbeit von goldstrimen“, sein Samtrock durchzogen von „durchgoldfadement mit goldnähets unnd gantzen goldstangen“ und „sein Ketten die er am hals trug, wog 25000 sechzig drei Marck lötig Golds“.¹³²⁰ Die Beschreibung der Kleiderordnung in Thélème (Kap. 56), die an Glanz und Ausführlichkeit jene Gargantuas (zumindest bei Rabelais) deutlich überbietet, deklariert den Orden als Gemeinschaft königlicher Herrschaften. Thélème ist ein Beispiel von überquellendem Reichtum. Wo auch immer von materiellen Gütern die Rede ist, führt Rabelais eine lange Liste extravaganter Luxusgüter an, die die Unübertrefflichkeit Thélèmes unterstreichen. Wie bereits in Rabelais’ Anlehnung an Platons aristokratische Staatsform ersichtlich wurde, darf das *Haben* (der Timokratie) nicht ohne das *Sein* auftreten. So ist auch Gargantuas Bekleidung, so prunkvoll sie auch erscheinen mag, erst durch den Bezug auf moralische Werte von hohem Rang. Getreu diesem Maßstab beschreibt Rabelais Gargantuas Haarschmuck wie folgt:

Pour son image avoit eu une platine d’or pesant soixante et huyt marcs, une figure d’esmail competent: en laquelle estoit pourtraict un corps humain ayant deux testes, l’une virée vers l’aultre, quatre bras, quatre piedsz, et deux culz telz que dict Platon *in symposio*, avoir esté l’humaine nature à son commencement mystic. Et au tour estoit escript en lettres Ioniques

ΑΓΑΠΗ ΟΥ ΖΗΤΕΙ ΤΑ ΕΑΥΤΗΣ

In griechischen Lettern steht ein Auszug aus 1. Korinther 13,5: „Die Liebe (*agápē*) sucht nicht das Ihre.“ Rigolot konstatiert, dass diese Textpassage Interpretationsschwierigkeiten birgt. So gibt Rabelais die Figur aus Platons Symposion nicht getreu wieder, indem er die ursprünglich voneinander wegzeigenden Köpfe einander zuwendet. Die vulgäre, leibliche Sprache („deux culz“) spielt – so Rigolot – eher auf die begehrende Liebe des *έρως* (*érōs*) an, während die Inschrift auf eine uneigennützig Liebe der *αγάπη* (*agápē*) abzielt.¹³²¹

¹³¹⁸ Vgl. Cave, Terence: Pré-Histoires II: langues étrangères et troubles économiques. Vol. 2. Genf 2001.

¹³¹⁹ G, Kap. 8, S. 27.

¹³²⁰ Gkl, Kap. 11, S. 170 [219], 175 [226], 176 [228].

¹³²¹ Vgl. Rigolot, François: Les langages de Rabelais. Genf 1972 (= Etudes Rabelaisiennes 10), S. 7.

Die paulinische Auslegung zum Stellenwert der Liebe und der platonische Mythos der zwei Gesichter im Körper des ersten Menschen, die sich einander gegenüberstehen und unablässig betrachten, zeugen in Bezug auf die Wohltätigkeit von einer Meinungsübereinstimmung der beiden Autoren. Gargantuas Haarschmuck symbolisiert die evangelische Caritas, reiht sich aber in Platons mythische Beschreibung und somit einem antik ausgerichteten Denken ein.¹³²² Einmal mehr begegnet der Leser einem evangelischen Humanismus, wie ihn Rabelais von Erasmus adoptierte – in einer Sprache der Körperlichkeit, die auf die Eigenarten des Autors hinweist.

Während die zwei Prinzipien der Freiheit und Ehe aus offensichtlichen neutestamentlichen, christologischen Bezügen entstehen, ist der Grundsatz des Reichtums erst durch die Koppelung an die Großzügigkeit und Wohlfahrt von christlichem Naturell möglich. So setzt Rabelais seinen Willkommensgruß an die Verkünder evangelischen Glaubens mit einer Lobrede an den großzügigen, vermögenden Menschen fort.

Or donné par don
Ordonne pardon
A cil qui le donne :
Et tresbienne guerdonne
Tout mortel preud'hom
Or donné par don¹³²³

Auf Deutsch etwa: „Gold, als Gabe gegeben, befiehlt Vergebung, dem, der es gibt. Ein sehr guter Lohn (für) jeden sterblichen, züchtigen Menschen.“ Paraphrasiert heißt das, dass Gold, das ohne Gegenleistung und aus freien Stücken gegeben wird, Vergebung für den Geber bewirkt und einen himmlischen Lohn zusichert.¹³²⁴ Folglich garantiert neben der hohen Geburt auch die moralische und göttliche Autorität den Reichtum Gargantuas. Doch thematisiert die Inschrift über Thélèmes Toren nicht nur den Eintritt in die Abtei, sondern verspricht darüber hinaus Zugang zum Himmelreich Gottes. Die Pointe am Ende des Kapitels beruht auf der Idee, sich Gottes Gunst erkaufen zu können. Besonders großzügige Stiftungen erhöhten nicht nur den irdischen Ruf, sondern trügen insbesondere zur Vorstellung eines jenseitigen, paradisischen Lohnes bei. Die Inschrift endet somit auf einem Selbstlob und einer Heilszusicherung

¹³²² Vgl. ebd.

¹³²³ G, Kap. 54, S. 144.

¹³²⁴ Vgl. auch François Rabelais: Œuvres. Vol. 2. Esmangart u. Eloi Jehanneau (Hgg.). Paris 1823, S. 361, Anm. 43: „C'est-à-dire, l'or donné gratuitement ou libéralement mérite pardon à celui qui le donne, et lui sert de *guerdon* ou de récompense.“

Gargantuas. Seine Großzügigkeit bei der Ausstattung der Abtei, bei der Beschenkung der Thelemiten, aber auch bei der Rentenauszahlung an die Thelemiten im Falle des Klostersaustrittes, stellt ihn als Nobelmann dar, der auch auf Gottes Wohlwollen hoffen darf. Obgleich die Idee des beschenkten Schenkers dem biblischen Verständnis entspricht,¹³²⁵ lehnt Fischart seine Vorlage an dieser Stelle zugunsten einer neuen, typisch reformatorischen Polemik ab. Seine Übersetzung bewegt sich in der Grundthematik des Reichtums und der Großzügigkeit, zielt aber in eine deutlich andere Richtung:

Hierin solt ihr nichts als Zucht und ehr schauen,
 Dann darumb ist die Rhuwart auffgebauen,
 Alles zuhandelen on scheu und grauen,
 Keyner ist gezwungen den es hat gerauen,
 Gott geb euch hiemit glück auff gutes trauen,
 Und euch viel Gulden Ablas erlauben:
 Denn da vil steht zuklauben, da ist glauben,
 Or donne par don. Ordonne pardon.
 Seckellösen Mag sünden lösen
 Sündenloß Macht Sekellos,
Seckelloß *Ist Sündenlos,*
 Wolan so löset Daß ihr löset,
 So wird man lösen Von guten und bösen
 Und Ablaß lesen, biß ihrs ablösen, abplosen, und ablesen und genesen.¹³²⁶

Fischarts „Rhuwart“ richtet sich – anders als Rabelais’ „refuge“ der Verkünder des evangelischen Glaubens – an die Gesamtheit der Thelemiten, die ja allesamt zum Gehorsam gegenüber Gott ermahnt werden.¹³²⁷ „Mann und Frauen“ auf der Suche nach „Zucht und ehr“ bietet Willigmut einen Ort des Schutzes vor dem missbräuchlichen Umgang mit Besitztümern. Einmal mehr steht Erasmus zwischen den beiden Autoren. Er weist zwar, ähnlich wie Fischart, auf die Missstände in der Kirche hin, indem er sie eines unchristlichen Verhaltens bezichtigt, lässt es aber nicht bei der Kirchenkritik bewenden, sondern unterstreicht das „höchste Gebot

¹³²⁵ Vgl. z.B. Lk 6,38: „Gebt / So wird euch gegeben. Ein vol / getrückt / gerüttelt vnd vberflüssig Mas wird man in ewern schos geben. Denn eben mit dem Mas / da jr mit messet / wird man euch wider messen.“ Vgl. zur historisch-anthropologische Perspektive der Frühen Neuzeit: Davis, Natalie Zemon: *The Gift in Sixteenth-Century France*. Madison 2000.

¹³²⁶ Gkl, Kap. 55, S. 425 [550]. Das Gedicht endet mit den Worten „O thut Thor und Rigel für, wann die Bullengnad kompt für die Thür“, auf welche ich im Zusammenhang mit der Erlösung Christi eingehe. Ebd., S. 426 [550].

¹³²⁷ Vgl. Gkl, Kap. 55, Titel, S. 415 [537].

der Liebe“, „die der Christ nach der Weisung Christi dem Nächsten schuldet“.¹³²⁸ Nächstenliebe in Form von Großzügigkeit zu proklamieren, versteht sich in Thélème als Absurdität. Die Abtei ist überaus reich. Keinem Thelemiten mangelt es an materiellen Gütern. Demgegenüber müssen sich Nicht-Thelemiten ihr Brot durch mühselige Arbeit erwerben. Von Großzügigkeit ihnen gegenüber ist nirgends die Rede. Die Gesamtanschauung Thélèmes erklärt, wieso Fischart dort, wo Rabelais dem Reichtum durch das Element der Großzügigkeit eine christliche Komponente zuspricht, in satirischem Ton den Missbrauch durch den Ablasshandel verdeutlicht und die scheinfromme Pervertierung der Großzügigkeit zugunsten der kirchlichen Interessen verurteilt. Kritisch holt der Übersetzer die Abtei auf den realistischen Boden zurück, auf dem der Reichtum des Klerus nicht aus dem Nichts kommt, sondern unter anderem auf die Unterdrückung des Volkes und den Betrug durch den Ablasshandel zurückzuführen ist. Das gleichgestellte Wortpaar „Sekellos Ist Sündenlos“ verbildlicht *ex negativo* den Konnex zwischen Reichtum und Sünde. Reichtum ist bei Fischart nicht ein Mittel der Wohlfahrt, sondern stellt eine Gefahr dar, dem Betrug zu verfallen. So ergänzt er das dritte Ordensprinzip des Reichtums vorsichtshalber zu „mit gutem gewissen reich sein“, wodurch die gerechte Erlangung von und der weise Umgang mit Vermögen hervorgehoben werden. Der Ablasshandel ist kein rein lutherischer Streitpunkt, sondern findet sich ähnlich dargestellt bei Erasmus wieder:

Was soll ich noch von jenen sagen, die sich bei trügerischem Ablass in Sicherheit wiegen und die Fegfeuerstrafen gleichsam mit der Wasseruhr mathematisch genau und untrüglich nach Jahrhunderten, Jahren, Monaten, Tagen und Stunden abmessen? [...] Jeder Taugenichts, Kriegsmann oder Richter opfert aus dem Ertrag seiner zahllosen Räubereien einen Groschen, glaubt damit den Sumpf seines Lebens gereinigt und hält alle die Völlerei, Zanksucht, Metzerei, Betrügerei, Treulosigkeit und Verräterei wie bei einem Handel für vergeben, und zwar so vergeben, daß er gleich von neuem in den Kreis der Untaten einbiegen kann.¹³²⁹

So lassen sich Fischarts Distanzierung gegenüber der Wohlstandsthematik und ihre pejorative Darstellung neben dem Streitthema des Ablasshandels in einer weiteren Weise explizit auf

¹³²⁸ Erasmus von Rotterdam: Das Lob der Torheit. *Encomium morae* [1511]. Anton J. Gail (Übers. u. Hg.). Stuttgart 2014, S. 88-91. Erasmus versteht – ähnlich wie Luther – unter der Nachfolge Christi „der Armut, Mühsal, Lehre, dem Kreuz und der Lebensverachtung“ nachzueifern. Im gleichen Atemzuge hebt er das Gebot der Nächstenliebe hervor.

¹³²⁹ Erasmus von Rotterdam: Das Lob der Torheit. *Encomium morae* [1511]. Anton J. Gail (Übers. u. Hg.). Stuttgart 2014, S. 51 f.

Luther zurückführen. Was bei Rabelais, Erasmus folgend, für die evangelische Wohlfahrt spricht, entlockt bei Fischart Assoziationen, die in einen Appell zur Vorsicht münden. Nicht nur verzichtet Fischart auf eine moralisierende Aufforderung des Gebens.¹³³⁰ Er warnt auch vor habgierigen und trügerischen Mitteln, um an Reichtum zu kommen, derer er die katholische „Geldherrschaft“ bezichtigt.

Insbesondere seine Beurteilung des Menschen relativiert den Anspruch auf Prosperität und erklärt ein diesseitiges Streben nach Wohlstand für irrelevant. Ein materiell erfolgreiches Leben stehe nur zeichenhaft für Gottes erwiesene Gnade, die sich in ihrer Fülle am geistlichen, nicht-physischen Menschen zeige. Erasmus hingegen betrachtet den Menschen als „autonom handelnde sittliche Persönlichkeit, die auch in ihren Taten die Möglichkeit zur Wahl zwischen Gut und Böse habe und damit bereits die irdische Wirklichkeit zum Besseren wenden könne“.¹³³¹ Diese Ausrichtung auf innere Werte des Menschen veranschaulicht Erasmus anhand des winzigsten Tröpfchens des Geistes, das „bei weitem alle Lust des Körpers“¹³³² übertreffe. Erasmus' Sicht spricht dem Menschen Fähigkeiten zu, die Luther nur Gott zugesteht. Der Mensch wird nach dem Ideal des Humanismus in seiner Größe und Bedeutsamkeit dargestellt, was insbesondere in seinem moralischen Handeln sichtbar wird.

So klingt das Ende bei Rabelais: „Or donné par don“ auf eine grenzenlose Großzügigkeit an, die schließlich einen grenzenlosen Reichtum legitimiert. Die Thematik findet ihren Höhepunkt in Grandgousiers bewiesener Liebe und Freigiebigkeit gegenüber seinen Feinden.¹³³³ Gargantuas Vater überschüttet den Piratenkönig Alfarbal bei seiner Freilassung mit allen Schätzen seines Landes, worauf Alfarbal Frieden für sein Reich garantiert, aufbauend auf einer ehrenhaften Barmherzigkeit, wie sie der Piratenkönig von Grandgousiers erfahren hatte und Grandgousiers Volk mit einem freiwilligen, immer weiter wachsenden Tribut beschenkt. Nicht nur erinnert die Textpassage an das oben erwähnte Versprechen Jesu aus Lukas 6,38, demgemäß dem Geber gegeben wird. Sie klingt deutlich an eine weitere Stelle der Bergpredigt an, wo Christus zur Liebe gegenüber Feinden auffordert: „Ich aber sage euch / Liebet ewre Feinde. Segenet die euch fluchen. Thut wol denen die euch hassen.“¹³³⁴ Dieses zweite Prinzip der Wohltätigkeit, das auch vor Feinden keinen Halt macht, potenziert den ersten Grundsatz

¹³³⁰ Vgl. Kapitel „1.5.1. Das Volk der Thelemiten“.

¹³³¹ Bachorski, Hans-Jürgen: Irrsinn und Kolportage: Studien zum Ring, zum Lalebuch und zur Geschichtsklitterung. Trier 2006, S. 447.

¹³³² Erasmus von Rotterdam: Das Lob der Torheit. *Encomium morae* [1511]. Anton J. Gail (Übers. u. Hg.). Stuttgart 2014, S. 111.

¹³³³ Vgl. G, Kap. 50, S. 134. Vgl. auch Hampton, Timothy: *Literature and Nation in the Sixteenth Century: Inventing Renaissance France*. Ithaca, New York 2001, S. 92 ff.

¹³³⁴ Mt 5,44.

des „Je mehr man gibt, umso mehr erhält man wieder“ zu einer endlosen Spirale sich schnell anhäufenden Reichtums – einem sich selbst multiplizierenden Füllhorn.¹³³⁵

Fischarts Augenmerk in Bezug auf den Wohlstand liegt im Vergleich zu Rabelais nicht auf dem diesseitigen Genuss und dem Anhäufen von irdischen Schätzen, sondern auf der Aufforderung, gewissenhafte Mittel zum Erlangen und zum Aufrechterhalten des Reichtums anzuwenden. Gleiches bestätigt seine Ausführung der sieben Ordensregeln in Bezug auf die Produktivität der Thelemiten und der somit als unnötig wegfallenden Ausbeutung des Volkes.

Item wie jene ihr eygen gut verlassen, daß sie von anderer Leut gut prassen: Also wollen wir unser eigen Gut behalten, daß wir anderer Leut gut und steuren nicht bedörffen, sondern noch andern zugeben haben. Item wie jene nicht arbeiten, deßbesser zucontemplirn, und guten gedancken obzuligen, also wollen wir alles unser dichten unnd trachten im werck erzeugen, und zur arbeit unnd dienst des nächsten richten.¹³³⁶

„Arbeiten“, „geben“ und „dienen“ manifestieren sich als Triade der Nächstenliebe. Somit korrigiert Fischart Rabelais' System und fordert, dass Großzügigkeit mit Produktivität zu denken ist.

4.2 Das dritte Prinzip

Erst an dritter Stelle, als allerletzte Regel im thelemischen Katalog, steht die Aufforderung zum Freisein. Gleichzeitig ist die „Freiheit“ vom Moment der Benennung Thélèmes bis zur Thematik der Verfolgung auf den letzten Seiten ständiges Programm. Die Sonderstellung des Freiheitsprinzips zeigt sich an seiner Erhebung zur zuletzt allesbestimmenden Regel der Abtei. Im Widerspruch zu den im 52. Kapitel aufgestellten sieben Regeln inklusive der drei Prinzipien proklamiert Rabelais im Kapitel 57 ein fast regelfreies Ordensleben. „Fay ce que voudras“,¹³³⁷ lautet die einzige Aufforderung, die Thélèmes Leben regulieren sollte. In Fischarts Deutsch: „Thu was du wilt. Was dein Hertz Stillt.“ Die Idee einer Ordnung, die allein durch den Willen des Menschen ermöglicht wird und aufrechterhalten bleibt, bahnt sich bei Rabelais diskret an, während Fischart von vornherein kein Hehl aus ihr macht. In der Bezeichnung Thélèmes findet sich der griechische Begriff *θέλημα* (Thelema) für „Wille“ wieder, hier, wie so oft, unmittelbar

¹³³⁵ Vgl. Cave, Terence: *Cornucopia: figures de l'abondance au XVIe siècle*. Paris 1997.

¹³³⁶ GK, Kap. 54, S. 406.

¹³³⁷ G, Kap. 57, S. 148.

verbunden mit der philosophischen Idee der Freiheit. Fischart übersetzt den Terminus ins Deutsche und spricht dadurch nicht nur philologisch Gelehrte an, sondern richtet sich an das breite Publikum der Straßburger niederen Stände. Er ergreift jede Gelegenheit, in Substantiven und Adjektiven das *Nomen est Omen* ins Bewusstsein zu rufen. Während bei Rabelais keine Namenserklärung folgt, erklärt Fischarts Bruder Jan, noch ehe er der Abtei ihren Namen gibt, dass es eine sein sollte, die er „Willigs Muts“¹³³⁸ stiften werde. Sie folge dem Muster eines „freien guteygenwilligen und Willigmutigen Orden[s]“.¹³³⁹ Die Thelemiten bezeichnet Fischart als „Mutwillige Ordensleut“ und „Gutwilligte“.¹³⁴⁰ Bemerkenswert sind die Begriffszusammensetzungen: Der Bewohner Willigmuts ist frei und ausgestattet mit einem guten Willen.¹³⁴¹ Fischart scheint der Freiheitsthematik nicht weniger Aufmerksamkeit zu schenken als Rabelais, dessen Ausführungen hingegen neben den zahlreichen Begriffswiederholungen Fischarts nüchtern und kalkuliert wirken. Der noch zu erläuternde Parodiecharakter der Fischart’schen Nacherzählung bahnt sich in den ersten Zeilen zur Problematik der Triade Freiheit, Güte und Willen an.

4.3 Thélème in Abgrenzung zum Krieg

Thélème und Willigmut entstehen nicht im leeren Raum. Im Vorfeld ihrer Entstehung wütet über 27 (*Gargantua*, Kapitel 25-51) beziehungsweise 26 (*Geschichtklitterung*, Kapitel 28-53) Kapitel der unerbittliche Krieg gegen Picrochole. Bei Ausklammerung der Zwischenkapitel, die nicht primär den Krieg thematisieren, handelt immer noch über ein Drittel des Romans von der Kriegsaufforderung, Picrocholes Plänen, den Schlachten und Verteidigungstechniken der „Gargantuistes“ oder „Gurgelstrozianer“ sowie der Entlohnung am Ende des Krieges.¹³⁴² Im Grunde genommen können auch die Kapitel der Abtei zur Kriegssequenz gezählt werden, da sie – nicht anders als das vorangehende Kapitel 51 (*Gargantua*) beziehungsweise 53 (*Geschichtklitterung*) – die Vergütung der siegreichen Kämpfer thematisieren. Somit zieht sich der Themenblock zum Krieg über weitere vier respektive sieben Kapitel. Jean/Jan, als vorderster Frontmann, dem der Erhalt des klösterlichen Weingartens zu Beginn des Krieges im

¹³³⁸ G, Kap. 54, S. 403.

¹³³⁹ G, Kap. 54, S. 404.

¹³⁴⁰ G, Kap. 56, S. 420.

¹³⁴¹ Das, was Fischart hier „gut“ nennt, darf nicht unabhängig von der christlichen Ausrichtung verstanden werden, wie sie im Kapitel „2.3.4. Freiheit in Willigmut“ erläutert wird.

¹³⁴² Vom Krieg handeln im *Gargantua* die Kapitel 25-37, 39, 43-44, 46-51. In der *Geschichtklitterung* sind es die Kapitel 28-40, 42, 46-47, 49-53. Dazwischen fallen Abschnitte von grotesken Dialogen, Trinkgelagen und eine Sequenz über Pilger.

Kapitel 27/30 zu verdanken ist und der Gargantua, Gymnaste, Ponocrates und Eudemon im Kapitel 44/47 zu Hilfe eilt, steht ein besonderer Lohn zu. Nachdem vor Kriegsende bereits ein Fest zu seiner Ehre veranstaltet wurde,¹³⁴³ soll sein außerordentlicher Einsatz mit einer eigenen Abtei belohnt werden. Thélème und Willigmut stehen dadurch in einem besonderen Überschneidungsbereich zwischen der Konsequenz des Krieges und einer klar andersartigen, utopischen Welt, in der der Krieg keine Erwähnung findet. Dagegen werden monastische Elemente insbesondere im Umfeld des stereotypischen Mönches Jean/Jan schon im Vorfeld der Abtei satirisch aufgegriffen. So wird die Thematik des Abt-Seins zum Beispiel mitten im Krieg thematisiert. Jean/Jan wurde von der feindlichen Armee gefasst und befindet sich unter der Bewachung von zwei Bogenschützen. Er entledigt sich des ersten Bogenschützen und wendet sich dem zweiten zu. Dieser – erschrocken über den Tod seines Kameraden und in Furcht vor seinem eigenen Ableben – fleht um Gnade:

„Ha monsieur le priour je me rendz,
monsieur le priour mon bon amy,
monsieur le priour.“ Et le moyne cryoit
de mesmes. „Monsieur le posterieur
mon amy, monsieur le posterieur, vous
aurez sus voz posteres.
„Ha (disoit l’archier) monsieur le priour
mon mignon, monsieur le priour, que
dieu vous face abbé.“
„Par l’habit (disoit le moyne) que je
porte, je vous feray icy cardinal.
Rensonnez vous les gens de religion?

Vous aurez un chapeau rouge à ceste
heure de ma main.“
Et l’archier cryoit, „Monsieur le priour,
monsieur le priour, monsieur l’abbé
futeur, monsieur le cardinal, monsieur le

Ha Herr Prior, ich ergib mich, O Herr
Prior mein Freund, O mein Heyliger Herr
Prior. Der Mönch rufft nicht deß weniger
auch hingegen, Ha Herr Posterior, mein
Freund, O mein heiloser Herr Posterior,
man wird dir die Posteriora herumb keren:
Ha, rufft der Schütz, mein lieber Herr
Prior, mein Edeler Keyser? O Herr Prior,
daß euch Gott wöll zum Abt machen.
Bei meim heyligen Aronskleid, schwur
der Mönch ich will dich hie zum Cardinal
machen, daß dir die *roht Kapp* herab
hencken soll: Wie? ihr Picrochllisten, Solt
ihr die Geistliche hie Rantzionen¹³⁴⁵? *euch
am Geistlichen Fleisch oder Fleischlichen
Geist vergreifen?*
Ich will dir jetzund also par mit meiner
hand ein *rohths Hütlin* auffsetzen.
Aber der Schütz schrie immer fliehend
fort, Herr Prior, Herr Prior, O heiliger
zukünfftiger Abt, mein Ehrwürdigster

¹³⁴³ Vgl. G, Kap. 39 und Gkl, Kap. 42.

¹³⁴⁵ Das Verb „rantzionen“ ist abgeleitet von der Rantzion, dem Lösegeld.

tout. Ha, ha, hes, non Monsieur le
prieur, mon bon petit seigneur le prieur
je me rends à vous.¹³⁴⁴

Herr Cardinal, O mein Herr überall? Ha,
ha, hes, nein Herr Prior, mein groß
GrandPrior von Malta, ha, heiß, nein mein
hertzlieber Herr Prior, ich ergib mich.¹³⁴⁶

Während sich der Bruch mit dem Mönchtum an zahllosen Stellen abspielt, wird in dieser Textpassage deutlich, wie sich Jan im Vorfeld schon gegenüber den klerikalen Machtpersonen, den Äbten und Kardinälen absetzt. Die spätere Ablehnung der Abtposition im Zusammenhang mit der Ordensstiftung lässt sich auf diese Stelle zurückführen. Die Textstelle dient nicht als Erklärung oder Ursache von Jans Aversion gegen die Vorsteher einer Abtei. Sie widerspiegelt vielmehr die ersten expliziten Abgrenzungen von allem, was in der Kirche Rang und Namen hat. Thélème beziehungsweise Willigmut ist somit sowohl ein Gegenbild zum Krieg als auch zum hierarchischen System des Klerus. Es soll ohne Abstufung im Volk für Frieden sorgen. Auch wenn schnell ersichtlich ist, dass Thélème den eigenen Ansprüchen nicht genügt und es auch hier einen monarchischen Regelgeber und eine exkludierende (Anti-)Regelung gibt, trachtet die Abtei nach bestimmten Ansprüchen auf Autonomie, Gleichheit und Freiheit.

Rabelais' bereits provokative Formulierung wird von Fischart weiter ausgebaut. Dabei eignet sich diese Stelle besonders, um die Eigenarten der Fischart'schen Übersetzung aufzuzeigen. Zunächst mehrt Fischart die religiösen Komponenten aus seiner Vorlage. Der hier als signifikant markierte Begriff ist die „Heyligkeit“, die er in dieser kurzen Textpassage an vier Stellen neu einfügt. Problematisiert wird Bruder Jans Heiligkeit, der mal als „Heyliger Herr Prior“ oder „heiliger zukünfftiger Abt“, dann wiederum als „heiloser Herr“ bezeichnet wird. Jan selbst greift die exzessiven Würdigungstitel spöttisch auf, indem er sich das „heyliges Aronskleid“, das Kleid des Hohepriesters, das heißt des höchsten Vertreters Christi auf Erden, zuspricht. Somit führt die Huldigung der Heiligkeit der Prioren und Äbte hin zu einer Anspielung auf den Papst. Diese Selbsternennung – noch ist es nicht die Pointe – setzt Jan virtuell in die Lage desjenigen, der wiederum den Kardinal ernennen darf.¹³⁴⁷ Die Ernennung vollzieht sich blutig: Bald wird dem Bogenschützen ein „roht kapp“ beziehungsweise „rohts Hütlin“ aufgesetzt, Sinnbild für den Kardinalshut und das Blut aus der tödlichen Kopfverletzung. Fischart übernimmt Rabelais' Satire, führt sie aber so weit aus, dass er den

¹³⁴⁴ G, Kap. 44, S. 119 f.

¹³⁴⁶ Gkl, Kap. 47, S. 387 [502].

¹³⁴⁷ Der angehende Kardinal Jean du Bellay stellte eine wichtige Prägung für Rabelais' Bild der klerikalen Oberschicht dar. Rabelais wurde im Januar 1534 zum Sekretär und Arzt Du Bellays berufen. Dieser wurde am 21. Mai 1535 zum Kardinal ernannt.

Leser neu an die Pointe erinnern muss. Dadurch verliert der ursprüngliche Höhepunkt an Effekt. An seine Stelle treten langes Ausholen und Wiederholungen, die zunächst langatmig und ausgesprochen redundant wirken, aber eine eigene Polemik in sich bergen. Auch hier ist die Aussage zwischen den zwei markierten Pointen des roten Hutes von kirchen-polemischen Wert. Fischarts korrigierende Ausdrücke „Geistliche[s] Fleisch“ oder „Fleischliche[r] Geist“ für die Geistlichen unterstreichen die Fleischlichkeit, also die Weltlichkeit und Sündhaftigkeit des Klerus.

Nicht nur die Heiligenbezeichnungen, sondern auch der humoristische Ton beider Autoren differieren so weitgehend, dass sie mit konträrem Vokabular das gleiche Resultat anstreben: Rabelais' Frère Jean wird vom Bogenschützen als „mon bon petit seigneur le priour“ verbal geliebt und in ein vertrautes Verhältnis zum bedrohten Soldaten gesetzt. Der Schütze erhofft sich, Jean emotional auf seine eigene Ebene zu bewegen und dadurch Erbarmen durch die affektive Anteilnahme eines künstlich errungenen Freundes zu gewinnen. Fischarts Bruder Jan wird im Gegensatz dazu zunächst als „mein groß GrandPrior von Malta“ in die Ferne gerückt. Der namentliche Verweis zur Betonung seiner Größe und Relevanz bezieht sich auf Philippe de Villiers de l'Isle-Adam, Großmeister des Johanniterordens 1521-1534 unter anderem auf Malta, dessen Tapferkeit seit der Belagerung auf Rhodos 1522-1523 in aller Munde war. Erst im zweiten Atemzug korrigiert sich der Bogenschütze und artikuliert die um Mitgefühl flehenden Worte: „nein mein hertzlieber Herr Prior, ich ergib mich“. Einmal mehr braucht Fischart eine Extrarunde, um zu Rabelais' Punkt zu kommen. Doch sind die Ausschweifungen nicht als überflüssig zu werten. Sie verweisen auf weitere, teilweise religiöse Aspekte, die bei Rabelais keine Erwähnung finden, den Sachverhalt aber durchaus komplettieren. Fischarts Erweiterungen als „rat's tail“¹³⁴⁸ abzutun, wird ihrem innovativen Charakter nicht gerecht. In diesen wenigen Zeilen zum Schützen in Todesangst macht Fischart zusätzliche Aussagen zur selbstverliehenen Heiligkeit und Ernennungsmacht des Papstes und zur Huldigung von klerikalen Einzelpersonen wie Philippe de Villiers.

Jean/Jan lehnt das Angebot der Abtposition mit einem dezidierten Schwertschlag ab. Der Mönch verschwindet daraufhin für sechs Kapitel, um schließlich zur Entlohnung am Ende des

¹³⁴⁸ Vgl. Weinberg, Florence: *Gargantua in a Convex Mirror: Fischart's View of Rabelais*. New York 1986, S. 186: „Very often, the impression made by such a ‚rat's tail' of examples, is that it is a tail ‚told by an idiot, full of sound and fury, signifying nothing'.“ Weinberg wird aus der Sicht der Fischartforscher vorgeworfen, die karnevalischen Momente beider Texte zu unterschätzen und den Wortspielen und dem sogenannten „rat's tail“ zu wenig Bedeutung beizumessen. Bachorskis Kritik, welcher ich beipflichte, besteht darin, dass Weinberg durch die These des „speech-furor“ die Möglichkeit außer Acht lässt, genau in diesem literarischen Furor Fischarts auf hermeneutische Ansätze zu stoßen, die zum Verständnis des Werkes beitragen. Vgl. in dieser Arbeit das Kapitel II. *Fischarts literarische Verfahren: Transformationen religiösen Wissens*. Und darin das Unterkapitel 5 *Assoziative Schreibweise*.

Krieges abermals aufzutreten. Die Entlohnung, wiederum die Abtposition, gibt ihm zum zweiten Mal die Gelegenheit, sich gegen Kloostervorsteher auszudrücken. Was bei seinen Ordensgenossen als erstrebenswert gilt, ist für Jean/Jan keine Option.

4.4 Utopische Harmonie und Demokratie

In zweierlei Hinsicht ist der Kontext des Krieges besonders entscheidend für die Gleichheit in Thélème. Einerseits ist Jean/Jans Zurückweisung der Abtfunktion eine klare Ablehnung der ordensinternen Hierarchisierung zugunsten einer Gleichstellung der Ordensmitglieder. Andererseits zeigt sich die Abtei im Kontrast zur Konfliktsituation des Krieges. Wo vorher noch zwei Parteien aneinander gerieten, herrscht nun Harmonie und absolute Übereinstimmung. Die Gleichheit wird zum Heilmittel des Krieges, zum friedvollen Konsens am Ende eines über 27 beziehungsweise 26 Kapitel hinwegdauernden blutigen Dissenses.

Für Rabelais sind die Aufrichtigkeit und Freiwilligkeit der Übereinstimmung entscheidend. Zugleich spricht er ihrer besten Form eine Absolutheit zu, die sich erklärt wissen will. Die neutrale, einheitliche Kleiderordnung, das Bedürfnis, immer der Meinung der anderen zu folgen und dem gleichen Zeitvertreib nachzugehen, zeigen, dass Rabelais eine repressive Gewalt an die Stelle einer anderen setzt.

Fischart treibt Rabelais' Ironie weiter. Nicht nur verstärkt sich der zugrundeliegende Ausdruck durch die Bildlichkeit bei Fischart. Er steigert sich auch zu einer absolut lächerlichen Form.

Par ceste liberté entrent en louable emulation de faire tous ce que à un seul voyoient plaire.

Si quelqu'un ou quelcune disoit "beuvons", tous buvoient. Si disoit „jouons“, tous jouoient. Si disoit „allons à l'esbat es champs“, tous y alloient.¹³⁴⁹

Durch diese Freyheit kamen sie dahin, das was einem gefuhl, dem andern nicht mißful, was der jung *Themistocles* wolt, das wolt sein Muter, was sein Muter wolt, das wolt auch der alt *Themistocles*, und was dieser alt wolt, das wolt der gantz Rhat zu Athen, und also was die jugen legten, mußten die alten prüten: wann einer oder eine sagt, wolauff laßt uns trincken, so trancken

¹³⁴⁹ G, Kap. 57, S. 149.

sie alle wie die Gänß: wann einer ginet,
unnd gôwet, so gôbeten sie all [...]¹³⁵⁰

Das gemeinsame Trinken der Thelemiten bei Rabelais artet bei Fischart zu einem ungesitteten Saufgelage aus. Rabelais beschreibt zudem ausschließlich Tätigkeiten – des Trinkens („beuvons“), Spielens („jouons“) und Fortbewegens („allons“) –, während Fischart die spontane Handlung des Gähnens („ginet“, „gôwet“) anführt, deren Imitation sowohl schwierig als auch zwecklos ist.¹³⁵¹ Fischart treibt Rabelais’ Gedanken bis zur Sinnlosigkeit. Seine ironische Übersteigerung weist auf die Lächerlichkeit der Vorlage hin und lässt die humanistische Idee des Gleichgewichts menschlicher Natur ins Leere laufen. Die Modifikation proklamiert dabei sowohl den vehementen Widerstand gegen das humanistische Menschenbild als auch eine deutliche Auflehnung gegen die zentrale Stellung des Genusses und des Konsums in Rabelais’ *Thélème*. Die Bedingung der Möglichkeit harmonischen Daseins dürfe, so Fischart, nicht im Menschen gesucht werden.¹³⁵²

Sein Verweis auf Themistokles zeugt von Fischarts Belesenheit und breiter Allgemeinbildung, die ihm in jeglichem Kontext Assoziationen ermöglichen. Diese sind der Erläuterung des Sachverhaltes zwar meist nicht dienlich, spinnen aber durch die Stoffweiterung vorher ungesehene Fäden durch die Weltgeschichte und heben dabei neue Kritikpunkte hervor. Themistokles, ein athenischer Feldherr aus dem 5. Jahrhundert v. Chr., geboren vom einflussreichen, attischen Adligen Neokles und einer fremdländischen (thrakischen oder karischen) Mutter, erlangte als nicht vollblütiger Athener nur durch grundlegende politische Veränderungen demokratischen Charakters die Möglichkeit, Athen im Kriegswesen zu prägen. Fischart weist darauf hin, dass Themistokles’ Einfluss auf Athens Aufstieg als Seemacht durch den Bau und die Führung der wirkungsreichen Flotte in der Schlacht von Salamis gegen Xerxes I. seine Wurzeln im instituierten Prinzip der Gleichheit (*isonomia*) hatte. Nach der kleisthenischen Phylenordnung 508 v. Chr. wählte nicht mehr der Adel, sondern das ganze Volk aus den zehn Phylen den „Rat der Fünfhundert“. Diese sich anbahnende attische Demokratie basierte auf dem Konzept der Gleichheit zwischen Adel und Volk – ein Gedanke, der von Gargantua bis zum Hierarchieverlust fortgesetzt wird.

¹³⁵⁰ Gkl, Kap. 56, S. 429 [555].

¹³⁵¹ Vgl. Bachorski, Hans-Jürgen: Irrsinn und Kolportage: Studien zum Ring, zum Lalebuch und zur Geschichtklitterung. Trier 2006, S. 447.

¹³⁵² Vgl. Köhler, Erich: Die Abtei *Thélème* und die Einheit des Rabelais’schen Werks. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 40 bzw. N.F. 9. Franz Rolf Schröder (Hg.). Heidelberg 1959, S. 110.

Auch hier ist die Parallele zu Morus' *Utopia* nicht wegzudenken, die Thélèmes Regierungsstrukturen aufgrund eines heterogenen Volkes als Verflechtung diverser Systeme aufweisen. Nach Platons Vorbild herrscht auch bei Morus eine Oberschicht des Geistes (*ordo litterarum*), die ihre Macht zum Teil aus einem demokratischen System zieht. Die sogenannten Syphogranten sind Magistrate, die aus der Wahl von je 30 Großfamilien hervorgehen. Neben ihnen und dem Fürsten können sich – ähnlich wie bei Platon – auch diejenigen den wissenschaftlichen Studien widmen, die durch das priesterliche Urteil als geeignet gelten. Rabelais, der beide Texte als Quelle zur Hand hatte, verfügte dadurch über konkrete literarisch-philosophische Beispiele der Gleichsetzung und Vollmacht des Volkes.

Ebenfalls bemerkenswert ist Willigmuts Drang nach einer Kleiderordnung. Die anfängliche Freiheit wird willentlich zugunsten einer Regelung aufgegeben: „Die Frauen Kleideten sich erstlich nur nach ihrem wolgefallen: Darnach aber worden sie nach ihrer freyen willigung reformirt in gestalt wie folget [...]“.¹³⁵³ Die Uniform besteht aus scharlachrot-weißen Hosen, Handschuhen, Pantoffeln, Pelz, Überrock, Haarhaube etc. Die schier endlose Liste detailreich beschriebener, prunkvoller Kleidungsstücke zeugt von kollektivem Reichtum, der sich auch in der männlichen Kleiderordnung wiederfindet. Das Bedürfnis, sich als Individuum auszuzeichnen, ist dabei inexistent, zumal sich außerdem die beiden Geschlechter einander weitestgehend anpassen, indem sich die Männer früh morgens für den jeweiligen Tag von der weiblichen Kleiderordnung inspirieren lassen. Die Assimilation über die Kleidung kann zugleich als Steigerung und Gegenentwurf des utopischen Modells nach Morus verstanden werden. In *Utopia* gibt es weder saisonale Variationen noch prunkvolle Kleidung. Im Gegenteil: Das Exemplarische an den utopischen Gewändern ist der hohe Nutzen, den sie mit minimalem Aufwand erreichen. In Orientierung am monastischen Ideal dient den Utopiern nur ein Kleidungsstück aus Leder oder Fellen mit einem Oberkleid für die arbeitsfreie Zeit – die thelemische Opulenz sucht man hier vergebens. Das Prinzip des Überschusses, das im ganzen Roman ersichtlich ist, entwickelt sich in der Antiabtei Thélème beziehungsweise Willigmut zu einer Institution der Extravaganz, die das Konzept der Demut und Genügsamkeit in ihr Gegenteil verkehrt.

Obleich beide Autoren den nicht enden wollenden Wohlstand und die perfekte Gleichgesinntheit der Abtei beschreiben, sind Fischarts Abgrenzung und Kritik gegenüber dem humanistischen Gesellschaftsideal in der Übersteigerung des Dargestellten sichtbar. Weinberg stellt treffend fest:

¹³⁵³ Gkl, Kap. 56, S. 427 [552]. Vgl. auch G, Kap. 56, S. 146: „Les dames au commencement de la fondation se habilloient à leur plaisir et arbitre. Depuis furent reformées par leur franc vouloir en la façon que s'ensuyt.“

Thélème has become an armed camp in Fischart's version, a besieged city, something altogether foreign to the Rabelaisian ideal of relaxed freedom and harmony between man and woman, mankind and nature.¹³⁵⁴

Doch wird das Rabelais'sche Ideal nicht erst durch Fischarts Übersetzung, sondern bereits intertextuell problematisiert. Denn: So schön der Traum eines friedvollen Beisammenseins auch ist, ist er kaum ohne schmerzhaftes Einbußen hinsichtlich des Individuellen vorstellbar.

4.5 Die „Moutons de Pantagruel“: Thélèmes Herdengeist

Die Frage ist berechtigt: Wenn niemand gezwungen wird, eine bestimmte Meinung zu vertreten oder Handlung zu vollziehen, woher rührt dann das verblüffende Drängen auf Einheit? Die betrachteten Textpassagen zur Imitation von Aktionen wie Essen, Trinken, Gähnen etc. zeugen von einem Willen zur Konformität. Die Problematik dieser Ausrichtung auf Gleichartigkeit liegt nicht in der Beschneidung der individuellen Freiheit, wo doch alle Thelemiten willentlich ihre Anpassung an die Gruppe vollziehen. Die absolute Konformität stellt kein Problem dar, solange sie im Willen der Beteiligten liegt. Der problematische Aspekt ist der Verlust des Individuums selbst. Anhand der Kleiderordnung lässt sich die allmähliche Anpassung der Thelemiten schön aufzeigen. Den innergeschlechtlichen Anpassungen durch die Einführung einer Kleiderordnung folgt die zwischengeschlechtliche Konsenssuche. Dabei sind es die Männer, die sich den Frauen assimilieren und sich für die Morgengarderobe Inspiration aus dem weiblichen Lager holen. Obgleich die Geschlechter grundsätzlich unterschiedslos dargestellt werden, zeigt das Element der Kleidung eine soziale Vorherrschaft der Frauen. Rigolots' Anwendung des Ausdrucks „les moutons de Pantagruel“ im Zusammenhang mit dem thelemischen Volk spielt auf eine Gruppe an, die unreflektiert aus einem determinierenden Herdengeist heraus handelt.¹³⁵⁵ Der Begriff stammt aus dem *Quart Livre*, wo Panurge sein gekauftes Schaf über Bord wirft und damit verursacht, dass die ganze Herde ins Wasser springt.¹³⁵⁶ Auf die gleiche Art und Weise folgen die thelemischen Mönche und Nonnen einem angeborenen und anerzogenen Instinkt, dessen Richtigkeit nicht hinterfragt wird. Das Phänomen der Uneinigkeit, wenn beispielsweise nicht allen Thelemiten zur selben Zeit das

¹³⁵⁴ Weinberg, Florence: *Gargantua in a Convex Mirror: Fischart's View of Rabelais*. New York 1986, S. 163.

¹³⁵⁵ Vgl. Rigolot, François: *Les langages de Rabelais*. Genf 1972 (= *Etudes Rabelaisiennes* 10), S. 79 und 93.

¹³⁵⁶ Vgl. *Quart Livre*, Kap. 8, S. 554.

gleiche Essen behagt, ist ihnen unbekannt. Der Thelemit hat keine eigenständige Identität, sondern wird über die Gruppe determiniert. Das Individuum der Renaissance geht dadurch verloren. Die so hochgelobte Freiheit des „Fay ce que voudras“ umfasst weder die Handlungs- noch die Willensfreiheit, sich von anderen zu unterscheiden. Distanziert sich auch nur eine thelemitische Seele vom üblichen Konsens, negiert sie nicht nur das gültige Prinzip der Freiheit, sondern verursacht den Zusammenbruch des ganzen thelemitischen Konzeptes. So versteht Billacois Thélèmes Freiheit, die sich als „louable émulation de faire tout ce que à un seul voyoient plaire“¹³⁵⁷ auszeichnet, als Suche nach einem Konsens, der sich am Denken anderer orientiert, also für eine optimale Anpassung an ein tugendhaftes Verhalten abhängig davon ist, dass die weiseste Meinung identifiziert wird und der Wille besteht, sich dieser vorbehaltlos anzupassen.¹³⁵⁸

Rabelais' These des ‚Lebens nach einem freien Willen‘ setzt einen tugendhaften Naturinstinkt voraus, dessen Konzeption Fischart widerstrebt, obgleich auch er die Idee des übereinstimmenden Willens mitübersetzt. Durch diese Übernahme lässt er sich nicht nur auf ein humanistisches Menschenbild ein, das „keine Konzeption von Herrschaft und Reglementierung mehr braucht, weil es sich von der Vorstellung der Erbsünde und der grundlegenden Schlechtigkeit des Menschen freigemacht hat“,¹³⁵⁹ sondern überliefert auch die damit zusammenhängende Kritik am unreflektierten Herdengeist der Thelemiten. Auch wenn die menschliche Natur für Tugendhaftigkeit sorgt, so büßt der Mensch durch sie eine Freiheit ein – die Freiheit des individuellen Denkens.

Jean/Jan steht in einer ambivalenten Beziehung zu seiner Abtei. Insbesondere bei Rabelais sind nicht-mönchische Elemente seit dem ersten Auftritt von Jean ersichtlich, die sich im Verlauf des Krieges noch weiter entfalten und grundlegende Differenzen zwischen einem gewöhnlichen Mönch und Frère Jean manifestieren. Fischart bekräftigt zwar die meisten Beschreibungsaspekte, hält jedoch an den stereotypischen physischen Merkmalen eines Mönches fest, während Rabelais in Frère Jean auch einen sichtbar edelmütigen Ritter sieht.¹³⁶⁰ In Bezug auf die charakterlichen Merkmale widerspiegelt Jean als „beau despescheur d’heures, beau desbrideur de messes, beau descroteur de vigiles“ das Bild eines „vray moyne“ par excellence und passt folglich keineswegs in die Reihen der Thelemiten. Ambivalent wird der

¹³⁵⁷ G, Kap. 57, S. 149.

¹³⁵⁸ Billacois, François: Thélème dans l’espace et en son temps. In: Etudes Rabelaisiennes 15. Genf 1980, S. 97-115, hier: S. 114: „Car le ‚vouloir et franc arbitre‘ des thélémites n’est autre chose qu’une quête du consensus, une volonté d’adhérer à ce que veulent les plus sages.“

¹³⁵⁹ Bachorski, Hans-Jürgen: Irrsinn und Kolportage: Studien zum Ring, zum Lalebuch und zur Geschichtklitterung. Trier 2006, S. 447.

¹³⁶⁰ Vgl. G, Kap. 27, S. 78 und Gkl, Kap. 30, S. 305 [395].

Vergleich erst durch den Aspekt der Selbstbestimmung. Je nach Perspektive sind die Thelemiten und Jean/Jan durch das neue System Herr oder Knecht über ihr Leben. Sie leben nach der obersten Regel der Handlungsfreiheit („fay ce que voudras“), unterliegen aber einem diktierten Willen („un instinct, et aguillon, qui tousjours les poulse à faictz vertueux“). Jean/Jan, der sich nicht zutraut, einer Abtei vorzusitzen, bekennt, nicht Herr über sich selbst zu sein. Gleichzeitig beweist er im Kontrast zu den anderen Mönchen und Pilgern als einziger Autonomie im Handeln und Denken. Keiner diktiert ihm, was er zu wollen oder zu tun hat – wodurch er sich als Herr seiner selbst erweist, ungeachtet dessen, dass er sich diese Kompetenz nicht selbst zumisst. Jean/Jan wird nicht als Herdentier, sondern als heldenhafter, unabhängiger Ritter-Mönch profiliert, dessen Einfügung in Thélème undenkbar ist. Das Gesicht der Thelemiten ist grau, da die Abtei keine Farbe vorgesehen hat, die den einen Mönch vom anderen differenzieren könnte.

4.6 Freier und unfreier Wille

Dem divergierenden Freiheitsverständnis von Rabelais und Fischart liegt ein theologischer Disput zugrunde, der zwischen zwei der bedeutendsten Autoren und Theologen des 16. Jahrhunderts geführt wurde. Die Funktion von Luthers *De servo arbitrio* (1525) als polemische Antwortschrift auf Erasmus' *De libero arbitrio* (1524) wiederholt sich durch ihre zwei Nachfolger in der Giganten-Geschichte. Acht bis neun Jahre nach Erasmus' *Schutzschrift* (1526), als letzter großer Baustein des Streitgesprächs, ordnet sich Rabelais mit seinen Romanen in die Nachfolge des niederländischen Humanisten ein. Seine geistige Prägung durch Erasmus durchzieht seine ganze Philosophie und Theologie und stellt ihn in ein sinnbildliches Abhängigkeitsverhältnis, wie jenes einer fürsorglichen Mutter zu ihrem Kind. In seinem Brief an Erasmus vom 30. November 1532, etwa zwei Jahre vor der Verfassung des *Gargantua*, wählt Rabelais – mindestens aus Gründen der Selbstprofilierung, wahrscheinlich aber auch aus ehrlicher Anerkennung – diese zärtliche Anrede: „Patrem te dixi, matrem etiam dicerem, si per indulgentiam mihi id tuam liceret.“¹³⁶¹ „Ich nannte Euch Vater und könnte Euch auch Mutter nennen, wenn es Eure Güte erlaubt“. Rabelais wendet die Eigenschaften einer schwangeren und stillenden Frau, die ihr Kind unablässig nährt, auf Erasmus an:

¹³⁶¹ François Rabelais: *Œuvres Complètes*. Mireille Huchon (Hg.). Paris 1994, S. 998.

Quod enim utero gerentibus usu uenire quotidie experimur, ut quos nunquam uiderunt foetus alant ab aerisque ambientis incommodis tueantur, αὐτὸ τοῦτο σύγ' έπατες, qui me tibi de facie ignotum, nomine etiam ignobilem, sic educasti, sic castissimis diuiniae tuae doctrinae uberibus usque aluisti, ut quidquid sum et ualeo, tibi id uni acceptum ni feram, hominum omnium qui sunt aut aliis erunt in annis ingratis sim.¹³⁶²

[Denn was uns die alltägliche Erfahrung [schwangeren Frauen lehrt, die Kinder, welche sie noch nie gesehen haben, nähren und von Verletzungen und der Umweltluft beschützen, dies habt auch Ihr nachempfunden: Als Euch mein Gesicht noch unbekannt war, als selbst mein Name Ihnen unklar war, habt Ihr mich aufgezogen und unablässig an der reinen Brust Eurer göttlichen Lehre genährt. Wenn ich in dem, was ich bin und was ich gelte, mich nicht Euch allein schuldig erklären würde, wäre ich der undankbarste unter allen Menschen, die es gibt und je geben wird.]

Erasmus' Einfluss auf Rabelais' Werk zeigt sich in der Fülle an Schriften des Ersteren, die für Rabelais' Ansichten richtungsweisend sind.¹³⁶³ Im Grunde genommen bietet Rabelais keine entscheidenden Novitäten, sondern reiht sich in die religionskritische Tradition der ihm vorhergehenden humanistischen Denker und Kritiker ein. Zu ihnen gehören Johannes Trithemius und Cornelius Agrippa, doch für den Roman *Gargantua* war keine Schrift so ausschlaggebend wie Erasmus' *Lob der Torheit (Encomium morae)*.¹³⁶⁴ Die Nähe der beiden Werke zeigt sich nicht nur in den inhaltlich ähnlichen Angriffen auf Kirche und Gesellschaft, sondern auch in der (selbstschützenden) Darstellungsweise durch die Perspektive einer als für törricht deklarierten Person. *Das Lob der Torheit* wies Ausdrucksweisen auf, die sich auch für die Auseinandersetzungen im *Gargantua* anboten. Über Erasmus hinaus orientiert sich Rabelais an Luthers Kritik an katholischen Reliquien, Wallfahrten und ihrem Aberglauben. Er lehnt sich genauso fest am protestantischen Glauben an, wie er ihn durch Gegenmodelle humanistischer Art negiert. Rabelais scheint von den gleichen vorreformatorischen Ideen zur Kirchenreform Feuer gefangen zu haben wie Luther: Beide sind der Meinung, dass die Kirche eine reinigende und spiritualisierende Erneuerung braucht. Unter der Bezeichnung des

¹³⁶² Ebd., S. 998 f.

¹³⁶³ Vgl. Febvre, Lucien: Le problème de l'incroyance au XVIe siècle. La religion de Rabelais. Paris 1962, S. 165 ff., 329 ff.

¹³⁶⁴ Vgl. Erasmus von Rotterdam: Das Lob der Torheit. Encomium morae [1511]. Anton J. Gail (Übers. u. Hg.). Stuttgart 2014. Der hohe Stellenwert dieses Werkes für Rabelais lässt sich sowohl an seiner zeitgenössischen Beliebtheit, Umstrittenheit wie auch an seiner satirischen Meisterleistung festmachen. Es gilt bis heute als das Werk Erasmus', das den dauerhaftesten Ruhm erworben hat. Vgl. ebd., S. 130. Neben dem Lob der Torheit waren Erasmus' gesammelte Schriften des *Colloquiorum familiarium* von großem Einfluss für Rabelais Gigantenroman.

évangélisme de la Renaissance – wie im Kapitel zu den Verfahrensweisen, genauer: zum religiösen Wissen, erläutert – folgen auch humanistische Strömungen evangelischem Antrieb. Dieselbe Orientierung ist auch Erasmus' Schriften zu entnehmen.

Mit seinem „Fay ce que voudras“ tritt Rabelais explizit in Erasmus' Fußstapfen. Seine Aufforderung an die Thelemiten, sich ihres freien Willens zu bedienen, steht in der Tradition des *De libero arbitrio* (1524) und somit klar im Konflikt zu Luthers Antwortschrift *De servo arbitrio* (1525). Die Debatte spielt nicht lediglich auf dem Niveau der Handlungsfreiheit, sondern stellt die Freiheit des Menschen in Frage, über seinen Willen zu entscheiden. Nach Luthers *servo arbitrio* wird dem Menschen die Freiheit der Entscheidung zwischen ewigem Heil und ewiger Verdammnis abgesprochen. Zwar empfindet der Mensch den Drang, etwas zu realisieren, hat also sehr wohl die Fähigkeit zu wollen (im Sinne der *voluntas*), doch was er will, hängt schließlich von Gottes Wirken an ihm ab. Fischarts lutherische Konzeption der Unfreiheit ist in seinen weiteren, nicht-literarischen Schriften sichtbar, wie zum Beispiel im *Gesangbüchlein*, in dem er bekräftigt, dass Gott die Seinen „von Anfang [...] erwelet“ hat.¹³⁶⁵ Vor diesem Hintergrund ist auch erklärbar, wieso Fischart bei der Übersetzung des Briefes Grandgousiers an Gargantua den Begriff des „franc arbitre et propre sens“ weglässt und stattdessen Gott selbst als Initiator des Krieges anführt.¹³⁶⁶

Außerdem ist die einzige Freiheit, so Luther, eine von Gott gegebene Freiheit des geistlichen Menschen, während der unchristliche Mensch keinen Anspruch auf Freiheit habe. Kein anderes Thema hat die beiden führenden Geister des 16. Jahrhunderts so stark geteilt: Wo Luther sich 1519 noch Erasmus' Bewunderer nennt, wird er nach der *arbitrio*-Debatte zu seinem dezidierten Gegner und bezeichnet ihn als giftigen Polemist, Sophisten und Epikureer. Rabelais erkennt die Schwere des Konfliktes und etabliert dennoch – oder gerade deshalb – darauf die Maxime seines eigenen Modells.

Doch obgleich er im Kontext der Abtei klar Partei für die erasmische Freiheitsanschauung ergreift, geht dem thelemitischen Modell eine kontroverse Passage aus dem Brief von Grandgousier an Gargantua voraus.

Dont j'ay congneu que dieu eternel l'a laissé au gouvernail de son franc arbitre et propre sens, qui ne peult estre que meschant sy par grace divine n'est continuellement guidé : et

¹³⁶⁵ Vgl. Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. N.F. 4 128), S. 110.

¹³⁶⁶ Weinberg, Florence: Gargantua in a Convex Mirror: Fischart's View of Rabelais. New York 1986, S. 17.

pour le contenir en office et reduire à congnoissance me l'a icy envoyé à molestes
enseignes.¹³⁶⁷

Im Brief stellt Rabelais den Willen des Menschen als grundlegend böse dar. Tugendhaft wird der Mensch erst in absoluter Abhängigkeit von Gott. Zwei Gegenüberstellungen sind aufschlussreich: Einerseits stellt sich die Frage nach Fischarts Umgang mit dieser Textstelle in Grandgousiers Brief. Andererseits interessiert die gleichzeitige Verwendung der widersprüchlichen Modelle des *servo arbitrio* hier und des *libero arbitrio* in der Thélème-Passage.

Fischarts Version des Briefes weicht zugunsten eines weiteren theologischen Konfliktstoffs von seiner Vorlage ab. Die Auseinandersetzung mit der Willensproblematik wird subtiler dargestellt und in die Frage nach der Gerechtigkeit eingebettet, die sich im vorliegenden Kriegskontext thematisch stark anbietet. So tröstet Grandgousier mit der Erklärung über das Leid des Krieges hinweg, dass Gott auch diese Situation souverän in der Hand hält und letztlich durch die Zurechtweisung des Tyrannen Gerechtigkeit walten lassen wird: „Zu welchem dann vielleicht Gott ihm zur straff den Zaum nun etwas verhenget, auf daß wir durch seinen frevel erregt, ihne nach gebür eintreiben, züchtigen und wie man sagt, zum barren pringen.“¹³⁶⁸ Ganz im Sinne des calvinisch-theologischen Schwerpunktes führt Fischarts Ergänzung das Bild einer determinierten Welt mit einem über alle Zustände und Entwicklungen souveränen Gott an. Zwar sterben im Krieg „welchstheils vnschuldiger Seelen“,¹³⁶⁹ doch wenn die Welt vom Ende aus gedacht würde, zeige sich letztlich die Gerechtigkeit „Göttlicher vorsehung“.¹³⁷⁰

Fischart bewegt sich nicht grundlegend von der Vorlage weg, sondern spitzt den vorgegebenen Gedanken weiter zu. Rabelais fragt: Bestimmt Gott den Willen des Menschen? Fischart setzt die Willensbestimmung voraus und fragt weiter: Ist es gerecht, dass Gott seinen Willen bestimmt? Fischart wählt den Kontext von Gewalt und Krieg, um das theologische Problem der Inkompatibilität des menschlichen Willens mit der Souveränität Gottes zu diskutieren und zugunsten der calvinischen *Institutio Christianae Religionis*¹³⁷¹ zu beantworten.

¹³⁶⁷ G, Kap. 29, S. 84.

¹³⁶⁸ Gkl, Kap. 32, S. 317 [410].

¹³⁶⁹ Gkl, Kap. 32, S. 317 [411].

¹³⁷⁰ Gkl, Kap. 32, S. 315 [408].

¹³⁷¹ Das Thema zur Vorsehung Gottes wird im ersten Teil, *De cognitione Dei creatoris*, thematisiert.

Obgleich Rabelais das weite Feld der Vorsehungstheologie nicht anspricht, thematisiert auch er Schwierigkeiten, die die Frage nach dem freien Willen nach sich ziehen. Während Picrochol ein böser Wille unterstellt wird, der Gottes Führung bedürfe, beschreibt Thélème eine elitäre Gesellschaft, die von Gott unabhängig tugendhaft handle. Nimmt man die zwei Bilder zusammen, ergibt sich die Darstellung einer zweigeteilten Gesellschaft: Ein Teil ist hochgeboren und genießt die beste Erziehung. Er hält Einzug in Thélème und fragt nicht nach Gottes Willen. Ein anderer Teil ist abhängig von Gott und verübt das Gute wie auch das Böse allein durch göttliches Zutun. Die Thelemiten handeln nach eigenem Willen – in einem seltsamen natürlichen Konsens mit allen Ordensbrüdern und -schwestern –, während die Picrocholisten (oder Picrochol allein) sich strikt an Gottes Willen zu halten haben. Fischarts Thelemiten nehmen hier eine Zwischenposition ein: Sie richten sich nach Gottes Willen, tun dies jedoch aus Gottergebenheit und Gehorsam heraus. Nirgendwo ist die Rede von einem erzwungenen, prädestinierten Lebensweg.

Einer der markantesten Kernpunkte von Luthers Verständnis des geknechteten Willens findet sich im Brief an die Galater und der dort formulierten Rechtfertigung allein durch die Gnade und durch den Glauben. Ähnlich wie Paulus bei den Galatern sieht sich Luther, als Widersacher zahlreicher klerikaler Praktiken, konfrontiert mit der Werkgerechtigkeit in kirchlichen Versammlungen. Seine Zurückführung von einem Glauben, der Werke zum Heil diktiert, zu einer Lehre der „Solus“, die Erlösung einzig und allein an den Glauben an Jesus Christus knüpft, scheint wie eine Wiederholung dessen, wozu Paulus im dritten Kapitel des Galaterbriefes mahnt.¹³⁷²

Mag man nämlich über äußerliche Zeremonien und leibliche Gerechtigkeitsübungen noch so viel Vorschriften oder Verbote erlassen, - für die, welche an Christus glauben, „ist alles rein“ (Tit 1,15), alles gleich, alles frei, soweit sie nicht aus eigenem Antriebe oder um der Liebe willen sich darunter stellen wollen. Die Galater zu dieser Einsicht zurückzurufen, müht sich Paulus in solch heißem Eifer, daß er nicht die geringste Rücksicht nimmt, weder auf Petrus noch auf alle anderen Apostel, soweit es ihr persönliches Ansehen, ihren Stand (d. h. ihre Würde) und ihre, wie man sagt ‚menschliche Qualität‘ angeht.¹³⁷³

¹³⁷² Vgl. u.a. Gal 3,11: „DAS aber durchs Gesetz niemand gerecht wird für Gott / ist offenbar / Denn der Gerechte wird seines Glaubens leben.“

¹³⁷³ Martin Luther: Kommentar zum Galaterbrief [1519]. Immanuel Mann (Übers.). Stuttgart 1979 (= Calwer Luther-Ausgabe 10), S. 14.

Der Galaterbrief, so Luther, thematisiert Freiheit im Kontext des Evangeliums. Freiheit ist die Loslösung von der falschen Gesetzhaltung für die, die an Christus glauben, und Ablegen von äußeren Zeremonien zugunsten der inneren Erkenntnis Gottes. Der Begriff des freien Willens liegt im Zentrum des Transfers von Schein zu Sein. Ein freier Wille à la Erasmus wie auch ein geknechteter Wille à la Luther widersprechen der klerikalen Vorstellung eines Willens, der zwar frei ist, aber vom Mönch selbst geknechtet wird, um in (Schein-)Demut zu leben.¹³⁷⁴

Die berühmte Maxime der Thelemiten ist ein Leben nach dem freien Willen. Bei genauerem Hinsehen stellt sich aber auch der thelemitische Wille als geknechtet heraus – wenn auch auf einer anderen Ebene. Sein Instinkt und das Verlangen, anderen zu entsprechen, übertreffen den Wunsch nach Selbstentfaltung. Was steckt also hinter dem Attribut „frei“ des „freien Willens“? Die Freiheit ist zunächst untrennbar verbunden mit guter Geburt, guter Erziehung, noblemanlichem Umgang und tugendhaftem Instinkt. In Anlehnung an Jean de Meun¹³⁷⁵ argumentiert Rabelais dahingehend, dass die „gens liberes, bien nez, bien instruitz, conversans en compaignies honnestes“¹³⁷⁶ infolge rechter Gesellschaftswahl hin zur Tugend und Ehre und weg von Lastern streben. Folgen alle Mönche und Nonnen diesem Instinkt, erreichen sie – wie weiter oben erläutert – die absolute Einheit im Willen, die wiederum die Pluralität verbietet und den Freiheitsbegriff infrage stellt, der für ein Individuum konstituierend ist.

Fischart streicht Rabelais' kausale Kette aus Willigmuts Freiheitskonzept und bricht somit die Brücke zwischen Freiheit und Tugendhaftigkeit ab. Zwar müssen auch Fischarts Thelemiten „thugensam“, „düchtig“ und „gelehrt“ sein und nach „Zucht und Ehre“¹³⁷⁷ streben, lehnen sich also an den Begriffen der „honneur“, der „réputation“ und der chevalerie an, doch folgen sie keinem Instinkt. Ihre Freiheit beruht auf einer anderen Wertekategorie. Die ausschlaggebenden Elemente für Fischarts Freiheitsbegriff sind herzuleiten aus der 7. konstituierenden Ordensregel mit den drei antimonastischen Prinzipien der Ehe, des Reichtums und der Freiheit. Nachdem beide Autoren die drei Prinzipien in aller Knappheit genannt haben, kommt das Thema bei Rabelais zu einem Ende. Fischart führt eine weitere Seite an, in der er jedes der Prinzipien nochmals neu aufgreift.

¹³⁷⁴ Vgl. Screech, Michael A.: Some Stoic elements in Rabelais's religious thought. Genf 1956 (= Etudes Rabelaisiennes 1), S. 83.

¹³⁷⁵ Vgl. Jean de Meung et Guillaume de Lorris: Le roman de la rose. Édition d'après les manuscrits BN 12786 et BN 378. Armand Strubel (Übers. u. Hg.). Paris 2004, V. 17040-17056. „[...] par sivre bones compaignies, de sanz et de vertuz garnies [...] leur meurs naturex refrenez.“

¹³⁷⁶ G, Kap. 57, S. 149.

¹³⁷⁷ Gkl, Kap. 55, S. 425 [549].

Item par ce que ordinairement les religieux faisoient troys veuz: sçavoir est de chasteté, pauvreté, et obediencie : fut constitué, que là honorablement on peut estre marié, que chascun feut riche, et vesquist en liberté.¹³⁷⁸

Item weil gemeynlich die Ordensleut drei gelübd thun, nemlich Keuscheit, Armut und gehorsam, ward versehen, daß man da mit Ehren möcht heurhaten, mit gutem gewissen reich sein, und sich Gottgehorsamer, und Vernunfftfolgiger Freyheit geprauchten. [...] Item, weil jene dem Abt oder sonst eim Prelaten gehorsam schweren, wollen wir, das der Abt uns schwere uns bei unserer freyheit zulassen.¹³⁷⁹

Waren Rabelais' Thelemiten noch „vesquist en liberté“,¹³⁸⁰ verfügen Fischarts Thelemiten über eine „Gottgehorsame“, „Vernunfftfolgige Freyheit“.¹³⁸¹ Fischarts Überarbeitung spezifiziert den Charakter der gewürdigten Freiheit und stellt sie in Verbindung mit dem traditionellen Prinzip des Gehorsams und der neuen Proklamation der Vernunftautorität.

An dem Prinzip der Freiheit lässt sich das Phänomen der scheinbaren Übereinstimmung optimal darstellen. Fischarts Widerspruch gegen die drei Prinzipien des Zölibats, der Askese und des Gehorsams fällt genauso entschieden aus wie bei Rabelais. Als symptomatisch erweist sich die Beobachtung, dass sich Vertreter der evangelischen und humanistischen Weltanschauung im Kampf gegen monastisches, unterwürfiges und der Unvernunft bezichtigtes Leben die Hand reichen.¹³⁸² Humanisten wie Erasmus und Lefèvre d'Étaples vertreten klar ein evangelisches Reformstreben. Sie sympathisieren mit den lutherischen Protestanten und pflichten deren Kritik an den mönchischen Idealen und an weiteren Formalismen zu, wie dem Fasten am Freitag. So naheliegend es auch ist, dass ein gemeinsamer Feind zu Übereinstimmungen führt, darf nicht unberücksichtigt bleiben, dass Rabelais' humanistische Ansichten nicht nur antimonastisch, sondern auch in vielerlei Hinsicht antilutherisch sind. So widersprechen Rabelais und Fischart zwar gemeinsam dem Zölibat, der scheinfrommen Askese und dem blinden Gehorsam, stellen aber sich voneinander unterscheidende Gegenmodelle zur monastischen Tradition auf.

Zur Freiheitsstiftung tragen nach Rabelais' Beschreibung die gute Geburt, Erziehung und ein Leben nach dem inneren natürlichen Moralkompass bei. Fischarts Freiheit generiert sich aus

¹³⁷⁸ G, Kap. 52, S. 139.

¹³⁷⁹ Gkl, Kap. 52, S. 414 [536].

¹³⁸⁰ G, Kap. 52, S. 139.

¹³⁸¹ Gkl, Kap. 54, S. 414 [536].

¹³⁸² Zu Rabelais' Haltung gegen die monastischen Prinzipien, vgl. Screech, Michael A.: Some Stoic elements in Rabelais's religious thought. Genf 1956 (= Etudes Rabelaisiennes 1), S. 83.

Gehorsam gegenüber Gott und der eigenen Vernunft, wobei sich der Gottesgehorsam abgrenzt von dem kurz davor diffamierten Gehorsam der Mönche. Gott wird neu als richtungsweisendes Fundament beansprucht, das zusammen mit der menschlichen Vernunft unreflektierten Gehorsam von vornherein ausschließt. Fischarts Ergänzungen führen Willigmuts Prinzipien näher an eine realisierbare, von der utopischen Radikalität distanzierte Form des Seins. Bei genauerem Hinsehen ist weder das dritte Prinzip des Gehorsams noch das erste des Zölibates in der neu konstituierten Abtei wirklich abgeschafft. Der Gehorsam wird auf einer neuen Grundlage umdefiniert. Die Ehe ist nach wie vor nur außerhalb des Klosters praktikierbar. Thelemit sein heißt, dass der Gehorsam aus frommen und vernünftigen Überlegungen erfolgt und durch den Klosterbeitritt eine spätere Ehe (nach vollzogenem Kloster*austritt*) nicht ausgeschlossen wird.

Die laut proklamierte Freiheit ist somit trügerisch. Hinter dem „*Thu was thu wilt*“ steckt ein Katalog neuer Einschränkungen, der jedoch den üblichen Ordensregeln konträr entgegenläuft.

4.7 Christi Erlösung

Weinberg vertritt die These, dass Fischart manch theologisch aufgeladene, insbesondere konfessionspolitische Textpassagen aus der Vorlage modifiziert und meist gekürzt wiedergibt. Der zuvor thematisierte Brief von Grandgousier an Gargantua etwa endet mit einer Grußformel, die bei den beiden Autoren unterschiedlich ausfällt.

Treschier filz la paix de Christ nostre redempteur soyt avecques toi. ¹³⁸³	[...] daß geb Gott: dessen schutz ich dich sampt vns befehle. ¹³⁸⁴
--	--

Nun kann man argumentieren, dass die Beibehaltung des Subjektes „Gott“ im Kontext der modifizierten Textpassagen zur souveränen Gottesfigur schlüssiger ist, als einen Subjektwechsel von Gott als souveränem Herrscher zu „Christus unser Erlöser“ zu vollziehen. Darüber hinaus – und so argumentiert Weinberg – ist die Nennung Christi in der Grußformel bereits ein konfessionspolitisches Statement, dem sich Fischart aus theologischer Vorsicht entziehen wollte.¹³⁸⁵

¹³⁸³ G, Kap. 29, S. 85.

¹³⁸⁴ Gkl, Kap. 33, S. 318 [411].

¹³⁸⁵ Weinberg stellt fest, dass Fischart Stoff weglässt, den er als „dangerous or bordering on heresy“ betrachtet. Vgl. Weinberg, Florence: Gargantua in a Convex Mirror: Fischart's View of Rabelais. New York 1986, S. 5.

Die Idee der absoluten Freiheit rief im 16. Jahrhundert nicht nur politische Assoziationen hervor, sondern erinnerte auch an Paulus' Ermahnung an die Galater (5,1), in der Freiheit Christi zu bleiben.¹³⁸⁶ Über diesen Weg ist der Begriff der Freiheit im (frühneuzeitlichen) Christentum als essenzieller Teil der Soteriologie zu verstehen und nicht unabhängig von der Erlösung Jesu zu denken. Die Unterdrückung durch das kirchliche Oberhaupt entspreche, so die evangelische Lehre, nur einem weltlichen Problem. Das innere Verhängnis der knechtenden Sünde überbiete diese hingegen im Ausmaß der Tragik und könne erst durch den Glauben an Jesus Christus durchbrochen werden.¹³⁸⁷ Auch hier hebt sich Fischart von seiner französischen Vorlage ab und stilisiert Willigmut zu einer evangelischen Stätte, die die Erlösung Christi erfahren hat. Er unterstreicht – wiederum als Zusatz zu Rabelais – gleich im Anschluss an die Ausführungen zum Prinzip der Freiheit, dass das Bewusstsein der Erlösung die Mönche in Willigmut innerlich aufbaut.

Item wie jene den Kopff auff die Schultern hencken, unnd wie die Kirchen-Eulen finstere augen machen: Also wollen wir den mut innerlich sencken, und das Haupt gegen Himmel erheben, daher unser erlösung kommet.¹³⁸⁸

Die durch die Erlösung erlangte Freiheit hebt das Gemüt des Gläubigen und lässt sie über „himmlische“ Dinge meditieren, statt eingeflößten Ängsten nachzugehen. Die Blicke in Willigmut sind auf den Himmel gerichtet, wo entsprechend dem Psalm 121 die göttliche Erlösung herkommt. Im Sinne Luthers unterstreicht Fischarts Neubearbeitung, dass die Erlösung in Willigmut nicht durch Freisprechen dank Ablasskauf erlangt wird. Die Inschrift über Willigmut's Klosterpforten fordert die eintretenden Ordensgeschwister ironisierend dazu auf, „viel Gulden Ablass [zu] erlauben: Dann da vil steht zuklauben, da ist glauben“.¹³⁸⁹ Ablasszahler würden ihre Frömmigkeit durch großzügigen Handel mit der Kirche beweisen. Angst vor dem Höllenfeuer und die Hoffnung auf materiell erworbene Gnade füllen die Kirchenkassen und führen – so Fischart – den aufrichtigen Gläubigen in die Irre. Der satirische Wert kristallisiert sich wenige Sätze später heraus, als Abschluss des 55. Kapitels, wo die Inschrift aufzuschreien scheint: „O thut Thor unnd Rigel für, wann die Bullengnad kompt für

¹³⁸⁶ Vgl. Screech, Michael A.: Rabelais et le Mariage. Religion, morale et philosophie du rire. Travaux d'Humanisme et Renaissance 167. Genf 1992 (= Etudes Rabelaisiennes 28/ Travaux d'Humanisme et Renaissance 167), S. 35.

¹³⁸⁷ Vgl. Joh 8,32-36.

¹³⁸⁸ Gkl, Kap. 54, S. 414 [536].

¹³⁸⁹ Gkl, Kap. 55, S. 425 [550].

die Thür.“¹³⁹⁰ Die Bulle, eine versiegelte Urkunde, figuriert hier als Symbol für den Ablassbrief, wodurch Fischart Kritik an der Tatsache übt, dass die Gnade Gottes von einer Art kirchlichem Wertpapier abhängig gemacht werde. Freiheit in Willigmut heiße nicht Freisprechen durch klerikale Instanzen, sondern durch Gott selbst, der als gnädiger Richter Freiheit schenke, die sich nicht erkaufen lasse. Damit schiebt Fischart – substituierend für die fehlenden Mauern – einen Riegel vor Willigmuts Tore. Willigmut entspricht folglich zwar nach innen dem Stadtbild Jerusalems aus Sacharja 2,8,¹³⁹¹ Ausdruck des gottgegebenen Friedens, doch schützt sie sich nach außen vor Gefahren wie dem gottlosen Fürsten Gog, der sich schon in Bezug auf Gargantuas scholastischen Lehrer Thubal Holofernes, als Geist der Verwirrung identifizieren ließ.¹³⁹²

Rabelais nennt das Evangelium („saint evangile“) zwei Kapitel später bei der Öffnung von Thélèmes Pforten beim Namen:

Cy entrez vous qui le saint evangile
En sens agile annoncez, quoy qu'on gronde,
Ceans aurez un refuge et bastille
Contre l'hostile erreur, qui tant postille [= poursuit]
Par son faulx stile empoizonner le monde.
Entrez, qu'on fonde icy la foy profonde
Puis qu'on confonde et par voix, et par rolle [= écrit]
Les ennemys de la sainte parolle.¹³⁹³

Die Verse ernten von Desonay, der für die Abtei sonst wenig Lob bereithält, besondere Anerkennung. Nach ihm sind sie (inklusive die 6 darauffolgenden Verse) der Ort, wo Rabelais die Klosterinschrift um den christlichen Diskurs der zeitgenössischen, französischen Renaissance ergänzt, indem er „entre les ‘nobles chevaliers’ et les ‘dames de hault paraige’ admis à l’honneur de fréquenter Thélème“ die „Évangéliques“ ins Leben ruft.¹³⁹⁴

¹³⁹⁰ Ebd.

¹³⁹¹ Das prophetische Bild aus Sacharja 2,8 f. besagt, Jerusalem werde „bewonet werden on mauren“, da Gott selbst „eine fewrige Maur vmbher sein“ wird.

¹³⁹² In Hesekiel 38,11 naht die Gefahr für die, welche „so still vnd sicher wonen“, „die alle on mauren da sitzen / vnd haben weder riegel noch thor“.

¹³⁹³ G, Kap. 54, S. 143.

¹³⁹⁴ Desonay, Fernand: En relisant l'Abbaye de Thélème, Gargantua LII ss. In: François Rabelais: ouvrage publié pour le quatrième centenaire de sa mort, 1553-1953. Genf 1953, S. 97.

Die Prediger erwartet ein Ort der Zuflucht und Stärkung. Ziel ist, diese Nische der Erholung ihrer geistlichen Berufung zum Vorteil zu machen. Ihr Rückzug in die Abtei bedeutet nur ein vorübergehendes Verschwinden evangelischer Stimmen im Volk und stellt eine gestärkte Rückkehr in die Welt außerhalb des Ordens zugunsten der Mission in Aussicht. Thélème steht im Dienste von Jesu Missionsauftrag „Gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker“¹³⁹⁵ – obgleich nicht weiter erläutert wird, wie denn eine „foy profonde“ inmitten eines behaglichen und auf die Welt ausgerichteten Lebens konsolidiert werden kann, in dem weder geistliche Herausforderungen noch explizite Zeiten für die theologische Weiterbildung vorgesehen sind. Ohne Handlungen zu benennen, weist Rabelais das Studium und die Aneignung der Heiligen Schrift durch den geistlichen Zustand der Thelemiten nach.

La parolle sainte
Jà ne soit extaincte
En ce lieu tressainct.
Chascun en soit ceinct,
Chascune ayt enceincte
La parolle sainte.¹³⁹⁶

Das Gedicht, das mit den homophonen Vers-Enden ein Klangspiel schafft, stellt den Ordensbewohner umgürtet und schwanger mit dem Wort Gottes inmitten des Allerheiligsten dar. Die Beschreibung geht auf diverse Bibelstellen zurück. Zur geistlichen Waffenrüstung des Epheserbriefes¹³⁹⁷ gehören unter anderem von Wahrheit umgürtete Lenden und ein Schwert des Geistes, das das Wort Gottes repräsentiert. Die Bewohner von Thélème sind standhaft im Wort. Sie kennen die Wahrheit und widerstehen irreführender Rede. Ihr Lendengurt steht für einen Schutz gegen die Lügen des Feindes, indem der Gläubige weiß, was die Schrift tatsächlich über Gottes Willen offenbart. Außerdem sind sie schwanger mit dem Wort Gottes, also mit der Heiligen Schrift, wobei die Anspielung auf das Wort („la parolle“), das Fleisch wurde, ins Auge fällt. Die unmittelbare Identifizierung der Bibel mit Christus entspricht Erasmus' Auffassung, „[d]ie Heilige Schrift [sei] eine bleibende Inkarnation Christi in der Form der Inverbation“.¹³⁹⁸ Da der Thelemit zum Verteidiger und Träger von Gottes Wort und der göttlichen Instanz selbst wird, moduliert sich Thélème zum „lieu tressainct“, zum

¹³⁹⁵ Lutherbibel 1545, Mt 28,19.

¹³⁹⁶ G, Kap. 54, S. 141.

¹³⁹⁷ Vgl. Eph 6,10-20.

¹³⁹⁸ Krüger, Friedhelm: Humanistische Evangelienauslegung: Desiderius Erasmus von Rotterdam als Ausleger der Evangelien in seinen Paraphrasen (= Beiträge zur historischen Theologie 68). Tübingen 1986, S. 50.

Allerheiligsten, dem irdischen Ort der Sühne zwischen Gott und Mensch. Fischart verhindert durch die radikale Kürzung des Gedichtes die Hochstilisierung der Abtei und entschärft das Konfliktpotenzial eines Ordens, der vorgibt, nicht nur biblisch, sondern von Gottes Wesen zu sein.

Auf Fischarts Willkommens-Inschrift über den Ordensportalen figurieren keine Prediger des „saint evangile“.¹³⁹⁹ Die durch diese Beobachtung aufgeworfene Frage lautet: Welche Rahmenbedingungen in Willigmut favorisieren, legitimieren und kompensieren den Wegfall der Prediger? Obwohl in beiden Werken die Abtei mit einer „chapelle“¹⁴⁰⁰ beziehungsweise einem „Cappellin“ als fester Bestandteil jeder klösterlichen Wohnung konstituiert ist, und Rabelais betont, dass die „parole sainte“ memorisiert und verinnerlicht wird, zeugt Fischarts Weglassung – wie im Kapitel zu den Verfahrensweisen, genauer: zum religiösen Wissen, erläutert – von seiner theologischen Vorsicht. Zur Erinnerung: Anders als bei Rabelais erhält der Leser bei Fischart über den Gottesgehorsam der Mönche Aufschluss. Eine gottgefällige Gemeinschaft bedeutet für Fischart die Treue zur lutherischen Exegese. Gemäß Luthers Lehre des Priestertums aller Getauften sind die Verkünder des evangelischen Glaubens keine Gruppe unter vielen (den „nobles chevaliers“, „compaignons gentils“ etc.), die ihr zu Hause auch noch in Thélème finden soll. Dies ist die einzige Gruppe, die eine dem Perfektionismus nahe kommende Utopie verwirklicht.¹⁴⁰¹

¹³⁹⁹ G, Kap. 54, S. 143.

¹⁴⁰⁰ Robert Marichal weist darauf hin, dass der Begriff „chapelle“ nicht nur als religiöser Raum zu verstehen ist. Vgl. Marichal, Robert: *Commentaires*. Genf 1964 (= *Etudes Rabelaisiennes* 5), S. 71-78.

¹⁴⁰¹ Vgl. D. Martin Luther: *Kritische Gesamtausgabe* [WA]. Schriften Bd. 7. Schriften, Predigten, S. 28 f. „Ubir das seyn wir priester, das ist noch vil mehr, denn kuenig sein, darumb, das das priesterthum vns wirdig macht fur gott zu treten vnd fur andere zu bitten [...]. Also hatt uns Christus erworben, das wir muegen geystlich fur ein ander treten und bitten, wie ein priester fur das volck leylich tritt und bittet [...]. Denn ob wir wol alle gleych priester seyn, tzo kunden wir doch nit alle dienen odder schaffen und predigen.“ Vgl. auch Martin Luther: *Von der Freiheit eines Christenmenschen* (1520) und

Johannes Calvin: *Genfer Katechismus* (franz./lat. 1542/45), Frage 43. In: *Reformierte Bekenntnisschriften: eine Auswahl von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Georg Plasger, Matthias Freudenberg (Hg.). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005, S. 65. Calvin erklärt das Priestertum wie folgt: „Zunächst ist er darin Mittler, dass er uns mit dem Vater versöhnt; dann darin, dass uns durch ihn der Zugang zum Vater eröffnet worden ist, damit wir voller Vertrauen vor sein Angesicht treten, um uns selbst und alles, was unser ist, ihm als Opfer darzubringen. So macht er uns gleichsam zu Teilhabern an seinem Priestertum [Hebr 7-10; 13,15].“

Heidelberger Katechismus, Fragen 31 und 32. In: Zacharias Ursinus: *Heidelberger Katechismus*. E.W. Krummacher (Hg.). Duisburg (Johann Ewig) 1563, S. 29-32 (Zwölfter Sonntag). Vgl. auch Heidelberger Katechismus. Frage 43. In: *Reformierte Bekenntnisschriften: eine Auswahl von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Georg Plasger u. Matthias Freudenberg (Hg.). Göttingen 2005, S. 160 f.

5 Fazit

In Willigmut ist Vorsicht vor andersgläubigen Gemeinschaften geboten. Sowohl die Träger der pejorativ beleuchteten hierarchisierenden Titel Abt oder Prelat als auch der hier angeführten Spottnamen „Widertäufer“ und „Predigläufer“¹⁴⁰² werden aus der Abtei ausgeschlossen. Letzterer repräsentiert den unkritischen Hörer aller Kanzelreden und Schlucker aller Doktrinen, der undifferenziert Gehörtes übernimmt, sei es auch radikalreformatorisches Gedankengut aus der Hand der unter anderem in Straßburg verpönten Dissidenten.¹⁴⁰³

Das Gemüt des zum Himmel schauenden Thelemiten in Willigmut spiegelt ein fröhliches Christentum wider, das Rabelais' Hedonismus auf eine geistliche Bahn lenkt. Auch im Frankreich Anfang des 16. Jahrhunderts herrschte kein tristes Christentum, sondern eines, das sich über seine neu erlangte Freiheit von der katholischen Werkgerechtigkeit erfreute.¹⁴⁰⁴ Manche Überschneidungen von Rabelais' Hedonismus und dem zeitgenössischen Protestantismus gründen in dieser geteilten Lebensfreude. „Zucht und Ehre“ repräsentierten Ziele, denen ein Thelemit bei Fischart im Kloster nachgehen sollte, während sie bei Rabelais als Voraussetzung für den Klosterbeitritt figurieren. Gleichzeitig richten sich Fischarts Mönche auch nur allmählich auf, während Rabelais' Ordensbewohner bereits ein fröhliches Gemüt („joyeux, plaisans“¹⁴⁰⁵) mitbringen müssen, um überhaupt als Kandidaten für das thelemische Ordensleben in Frage zu kommen. Obwohl Rabelais und Fischart in weiten Teilen die gleiche Terminologie benutzen, spiegeln beide Werke eine stark differierende Grundhaltung wider.¹⁴⁰⁶ Bachorskis Gegenüberstellung von lebensbejahendem Humanismus mit epikureischem Freiheitsempfinden und zeitkritischem Protestantismus mit asketischem Ideal ist keine dichotomische, wohl aber eine, die in unterschiedliche Richtungen zeigt.¹⁴⁰⁷ So präsentiert sich

¹⁴⁰² Gkl, Kap. 55, S. 424 [548].

¹⁴⁰³ Zu den Dissidenten Straßburgs gehören die Täufer, Radikale, Non-Konformisten und der linke Flügel. Vgl. Marc Lienhard: Religiöse Toleranz in Straßburg im 16. Jahrhundert. Mainz, Stuttgart: Franz Steiner, Coll. Akademie der Wissenschaften und der Literatur Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse, 1 (1991), S. 11-12.

¹⁴⁰⁴ Vgl. dazu Screech, Michael A.: Rabelais et le Mariage. Religion, morale et philosophie du rire. Genf 1992 (= Etudes Rabelaisiennes 28/ Travaux d'Humanisme et Renaissance 167), S. 35.

¹⁴⁰⁵ G, Kap. 54, S. 142.

¹⁴⁰⁶ Sowohl stark simplifizierend wie auch zu dichotomisch fiel die Beurteilung nach Frantzen aus, welcher der Meinung war, „dass bei dem Franzosen Verstand und Geschmack, bei dem Deutschen Gemüt und Phantasie vorherrschten“. Vgl. Frantzen, J.J.A.A.: Kritische Bemerkungen zu Fischarts Uebersetzung von Rabelais's Gargantua. Strassburg 1892, S. 86.

¹⁴⁰⁷ Vgl. Bachorski, Hans-Jürgen: Irrsinn und Kolportage: Studien zum Ring, zum Lalebuch und zur Geschichtklitterung. Trier 2006, S. 442. Bachorski stellt fest: „[D]ie Heiterkeit steht quer zu der eher pessimistischen und misanthropischen Grundhaltung, die entspannte ‚epicureische‘ Bejahung des Genusses widerspricht dem letztlich völlig asketischen Ideal.“

die Lebensfreude in Fischarts Protestantismus zögerlich und erst in Form einer geistlichen Begründung, während sie Rabelais dem Menschsein selbst zuspricht.

Fischart übernimmt die Zahlensymbolik¹⁴⁰⁸ und steigert die konzeptuellen Widersprüche und die zyklische Ausdehnung, was Willigmut mehr noch als Thélème zu einem Ort jenseits des Fassbaren macht. Das utopische Prinzip begünstigt den autonomen Leser, der sich aufgefordert sieht, den Abstraktionen und dem Kontextverlust in einer losgelösten Welt ein Gedankenbild zu verleihen.¹⁴⁰⁹

Es steht doch nun einmal fest, daß alles im menschlichen Leben seine zwei grundverschiedenen Seiten hat wie die Silene des Alkibiades. Was obenhin als Tod erscheint, entpuppt sich bei näherem Zusehen als Leben und umgekehrt. Mit Wohlgestalt und Unförmigkeit, mit Reichtum und Armut, mit Nichtigkeit und Ruhm, Gelehrtheit und Ungelehrtheit, Stärke und Schwäche, Adel und Namenlosigkeit, Freude und Trauer, Glück und Unglück, Heil und Schaden ist es genauso, kurz, man findet alles unversehens ins Gegenteil verkehrt, wenn man den Silen aufdeckt.¹⁴¹⁰

Das hier von Erasmus aufgegriffene Paradigma des verkehrten Silens trifft den Kern der thelemetischen Problematik. Die Abtei profiliert sich als Antiabtei, die sich für die drei Prinzipien der Ehe, des Reichtums und der Freiheit ausspricht – stellt sich jedoch gleichzeitig als ein Ort der Keuschheit, der Geldlosigkeit und strikter Ordensregeln heraus. Somit hebt Thélème die kritisierten Missstände nicht wirklich auf, sondern verschiebt sie lediglich und negiert dadurch den humanistischen Wunschtraum. Die utopische Darstellung manifestiert sich somit nicht nur in den konzeptuellen Inhalten der Abtei, sondern insbesondere im Spiel der Umkehrungen, das jede Realität zur Unmöglichkeit verurteilt.

Die Kritik an den Regeln und den Gelübden des Klosterlebens, an der rigiden Ordnung und ihrer Auflösung zugleich und die daraus abgeleiteten Wünsche nach größerer Freiwilligkeit

¹⁴⁰⁸ Insbesondere die in Thélème allgegenwärtige Zahl 6 spiegelt nach den Schriften von Bonaventura, D'Ooge und Francesco Giorgi die geistliche Qualität der kosmischen Harmonie wider. Vgl. Nicomachus of Gerasa: Introduction to arithmetic. Martin Luther D'Ooge (Übers.). Frank Egleston Robbins und Louis Charles Karpinski (Hg.). New York 1926. Vgl. Screech, Michael A.: Rabelais et le Mariage. Religion, morale et philosophie du rire. Genève 1992 (= Etudes Rabelaisiennes 28/ Travaux d'Humanisme et Renaissance 167), S. 42.

¹⁴⁰⁹ Ein Gedankenbild in Form eines Idealstaates geht der Abtei in Picrochols imperialistischen Plänen voraus. Siehe dazu das Kapitel zu „Picrochols Krieg“.

¹⁴¹⁰ Erasmus von Rotterdam: Das Lob der Torheit. Encomium morae [1511]. Anton J. Gail (Übers. u. Hg.). Stuttgart 2014, S. 33.

und Vernunft, nach mehr Keuschheit und mehr Genuß stellen eine höchst widersprüchliche Mischung ganz verschiedenartiger Gravamina dar.¹⁴¹¹

Diese Widersprüche widerspiegeln einerseits den utopischen Charakter Thélèmes als Abtei der Unmöglichkeiten, andererseits erinnern sie an die Vorwürfe gegen das mittelalterliche Ordenssystem, wie sie im 16. Jahrhundert gang und gäbe waren. Zu den Mönchen äußert Erasmus sich polemisch: „Die Berührung des Geldes scheuen sie wie Gift, meiden aber keineswegs den Wein und den Umgang mit Frauen.“¹⁴¹² Rabelais treibt die Widersprüchlichkeit auf die Spitze: Die Thelemiten sehen und verwenden kein Geld, leben aber in exorbitantem Wohlstand. Sie sind tagein tagaus von Frauen umgeben, müssen das Kloster aber für den Eintritt in den Stand der Ehe mit seiner sexuellen Komponente verlassen. Diese Institution, die Rabelais in eine Art trunkenes Nirgendwo manövrieren will, versetzt Fischart – wie Lukians Zitat im erasmischen *Lob der Torheit*¹⁴¹³ – in eine diffuse Sphäre zwischen Himmel und Erde: fern von geistlicher Ausrichtung, aber auch fern von weltlichem Belang. Ersteres zeigt sich an der Verstärkung zahlreicher Gravamina, Letzteres in der Ausschließung aller sozialen Elemente wie Ehe, Kinder und Familie und der eher zaghaften Integration thelemitischer Produktivität im Bereich der Dichtkunst, des Buchdruckes und der Wissensverbreitung.

Bei genauerem Hinsehen entpuppen sich Gargantuas Intentionen mit der Gründung der Abtei als unbegründet und inkohärent. So plädiert er im antimonastischen Stil für eine Lebensgemeinschaft frei von Askese,¹⁴¹⁴ bevor er darauf hinweist, dass kein Kloster in Askese lebt – sich die Regelung also ohnehin durch konträre Auslebung selbst negiert.

Weitere Widersprüche zeigen sich in Fischarts Übersetzung. Methodisch fungiert sie als Hybrid aus ironisierender Übersteigerung und kritischem Widerspruch gegen die französische Vorlage, immer darauf bedacht, Stellen ideologisch divergierender oder konträrer Betrachtungsweisen als solche zu markieren. Das Ergebnis ist das, was Bachorski eine „düstere, angst- und terrorerfüllte Weltsicht eines Protestantens“¹⁴¹⁵ nennt. Es ist Fischarts kritische Reaktion auf ein humanistisches Weltbild, dessen theoretische Moralentwürfe auf der Konzeption eines willensfreien, von der Natur zum Guten ermächtigten Menschen basieren. Geprägt von der

¹⁴¹¹ Bachorski, Hans-Jürgen: *Irrsinn und Kolportage: Studien zum Ring, zum Lalebuch und zur Geschichtklitterung*. Trier 2006, S. 446.

¹⁴¹² Erasmus von Rotterdam: *Das Lob der Torheit. Encomium morae* [1511]. Anton J. Gail (Übers. u. Hg.). Stuttgart 2014, S. 78.

¹⁴¹³ Vgl. ebd., S. 79.

¹⁴¹⁴ Zitzmann weist darauf hin, dass Rabelais im Gargantua einen strengen „askesefindlichen Epikureismus“ vertritt. Vgl. Zitzmann, Rudolf: *Fischarts "Geschichtklitterung" in ihrem Verhältnis zu Rabelais*. Limburg a.d.Lahn 1935, S. 41.

¹⁴¹⁵ Bachorski, Hans-Jürgen: *Irrsinn und Kolportage: Studien zum Ring, zum Lalebuch und zur Geschichtklitterung*. Trier 2006, S. 454.

lutherischen und calvinistischen Auffassung des verlorenen und von Gott abhängigen Menschen, unterstreicht Fischart durch satirische Extravaganzen die Konzepte der natürlichen Sündhaftigkeit, der Unfreiheit und der Disharmonie der Menschheit. Die drei zentralen Ordensprinzipien wecken sein primäres Interesse. An ihnen feilt der Straßburger von Ausgabe zu Ausgabe und distanziert sich damit immer mehr von seiner Vorlage.

Rabelais' Abtei steigert sich mit ihren neuen Prinzipien zur humanistischen Hochburg par excellence. Thélème garantiert höchste Erfolge in der ethischen Lebenspraxis durch Verkehrung (Ehe, Reichtum, Freiheit) oder Verinnerlichung (Verstandesuhr, Keuschheit trotz gemischter Geschlechter, Gehorsam nach Vernunft, Reduktion auf sieben beziehungsweise eine Ordensregel). Wo Ponocrates aus dem klösterlichen *Horasbeter* einen *Horaslerner* (gemäß dem Lernen im Stundentakt) machte, kennt der Thelemit das Wort „Horas“ nicht mehr, sondern führt einen indeterminierten Alltag, der nur aufgrund eines angeborenen inneren Triebes – perfektioniert durch die humanistische Schulung in rechter Anwendung der Vernunft – für Harmonie und Gleichzeit zwischen den Ordensbewohnern sorgt. Der Eifer jedes Thelemiten besteht insbesondere darin, im perfekten Konsens zu handeln und somit seinen Willen dem der anderen anzupassen.

Durch die Bildungskomponente nimmt Thélème eine bemerkenswerte Stellung inmitten diverser Ideale ein. Die Abtei distanziert sich durch ihre Effizienz von der sophistischen Erziehung, durch ihre Freiheit von der klösterlichen Schulung und mit ihrer Ausrichtung auf geistliche Inhalte von mittelalterlichen höfischen Bildungszielen. Thélème erinnert an Gargantuas vorschulische Zeit und wirkt wie ein Rückfall in die primitive kindliche Unordnung. In ihrem eher aristokratisch anmutenden Alltag gemäß dem Ideal von Muße und Zeitvertreib bleibt nicht viel übrig von der Anlehnung an die platonischen Philosophenkönige, die von Geburt an (verstärkt durch die Erziehung) zum tugendhaften Elitemenschen bestimmt sind. Studiert wird allem voran die „parole sainte“ – ein Gedankengut, das Fischart aus Vorsicht weglässt, um es theologisch begründbar in einen neuen Kontext zu transferieren. Denn: Im Kontrast zu Thélème blüht Fischarts Abtei Willigmut mit der für den Orden zentralen Bibliothek auf, die zu Hort und Quelle allen Wissens wird. Die Lobrede auf Bücher und Buchdruck und die Aufforderung, das Wesen Gottes und der Welt zu ergründen, erinnern an Fischarts Lob- und Preisgedichte und erscheinen wie ein protestantischer Appell an seine Zeitgenossen, die humanistischen Stilmittel und Gedankenansätze in den Dienst der Reformation zu stellen.

VI. SCHLUSS

Als Synthese soll der Kreis der hier dargelegten Überlegungen geschlossen werden, um dann zurück zu den eingangs formulierten und erläuterten Fragestellungen der Arbeit zu gelangen:

Von welchen zentralen religiösen Diskursen und Praktiken in Rabelais' Gargantua geht Fischart aus? Was sagen seine Transformationen der ursprünglichen Darstellungen über das neu manifestierte religiöse Wissen aus?

Die vielschichtigen Fragestellungen erforderten eine Beantwortung in mehreren Etappen. Zunächst war es unabdingbar, sich mit den diversen Transformationsverfahren auseinanderzusetzen, in denen die religiösen Diskurse der *Geschichtklitterung* in Erscheinung treten. Da es in der frühen Neuzeit kein Äquivalent zu Fischarts Sprachkunst gibt, entpuppte sich diese Analyse schon als erste Herausforderung. Auch die Tatsache, dass Fischarts Sprache wenig Einzug in das nachfolgende Zeitalter hielt, ist wohl ihrem kühnen und ausufernden Charakter geschuldet.

Mit der *Geschichtklitterung* übertrifft Fischart seine zuvor und danach erbrachte literarische Leistung. Hier entsteht ein mehrschichtiges Werk aus einer historisch doppelten Orientierung aus sowohl deutsch-reformatorischer als auch französisch-humanistischer Tradition, wobei die Verfahren aus der Vorlage nicht nur imitiert, sondern auch aemulativ überboten werden. Die wohl größte Eigentümlichkeit der Fischart'schen Sprache sind die zahlreichen Assoziationsketten, die er selbst „Mentzerkletten“ nennt. In großer Vielfalt verknüpfen sie Inhalte über die Motive, den Klang oder beides zugleich.

Doch was bewirken diese kreativen Umformungen und Erweiterungen der Vorlage? Einerseits ist ein bemerkenswerter Enthusiasmus im Umgang mit Sprache festzustellen. Zweifelsohne sind weite Teile der *Geschichtklitterung* nur um des Spiels mit der Sprache willen so reich ausgestaltet. Andererseits sind auch interessante inhaltliche Veränderungen zu beobachten. Mit zahlreichen Bezügen zu Werken von Philosophen und Kirchenvätern profiliert sich Fischart als Gelehrter. Darüber hinaus schlüpft er mit konfessionspolitischem Interesse in die Rolle des unscheinbaren Predigers – eines Erzählers, der nicht offensichtlich moralisiert, sondern religiöse Bezüge nach Belieben abschwächt oder verstärkt. Hinsichtlich dieser religiösen Adaption sollte die vorliegende Arbeit zu einem neuen, tieferen Verständnis der *Geschichtklitterung* beitragen.

Insbesondere drei Bereiche zeigen einen höchst bemerkenswerten Einfluss religiöser Überzeugungen auf die Darstellung der Geschichte. Sie alle beziehen sich auf die Entwicklung des Menschen: erstens auf den familiären Kokon, dem der Mensch entspringt, zweitens auf seine Bildung und drittens auf seine Verselbständigung und Selbstbestimmung.

Zum Ersten: In Anlehnung an Erasmus' *Encomium Matrimoniae* argumentiert Fischart apologetisch für die Vorzüge der Ehe. In seinen Ausführungen sind die Konzepte der ‚Ehre‘ und der ‚göttlichen Naturordnung‘ omnipräsent. Darüber hinaus orientiert er sich an der lutherischen Darstellung der Ehe. Auch mit dem hier entnommenen Gedanken, Körper und Geist würden danach streben, sich in Gottes harmonischer Ordnung zu entfalten, entfernt sich Fischart nicht von der Vorstellung Erasmus'. Die beziehungsrechtliche Komponente hingegen baut explizit auf Luthers Abhandlungen auf. Das Ergebnis bei Fischart sind zwei sich gegenüberstehende Prinzipien: einerseits das symmetrische/reziproke und andererseits das asymmetrische/hierarchische Verhältnis von Mann und Frau. Trotz verfochtener solidarischer Konzepte wie dem gegenseitigen Unterstützen, dem Teilen aller Güter etc. werden die Rollen Frau/Mann stark auseinandergehalten. Dabei nimmt die Frau eine doppelte Funktion ein. Sie ist einerseits nach protestantischem Vorbild die dem Mann Untergeordnete, die von ihm Abhängige. Andererseits aber propagiert Fischart ein ausgesprochen positives Bild der Frau. Mit ihren zahlreichen Tugenden symbolisiere sie die Christenheit und würde den Mann auf den rechten Weg bringen. Fischarts Ausführungen degradieren und würdigen sie in einem Atemzug. Der Mann tritt in dieser Debatte in den Hintergrund. Letzterer wird erst wichtig bei der Darstellung der drei Hierarchiestufen Frau – Mann – Gott.

Die Kindererziehung orientiert sich ebenso dezidiert an evangelischen Maßstäben. Das Wesen der Kinder wird ebenfalls mit zwei divergierenden Funktionen ambivalent präsentiert: In der Argumentation für die Ehe und Familie gelten sie als Segen und Grundlage für die Erhaltung der Gesellschaft. In Bezug auf die Kindererziehung wird den Eltern hingegen durch den schwierigen und bedürftigen Charakter der Kinder die Notwendigkeit einer rigiden Erziehung eingeschärft.

Auf faszinierende Art und Weise modellieren sich alle Lebensbereiche zum Gottesdienst: So wird das Ehebett zum Altar. Die Kinder werden dazu erzogen, Gott zu gehorchen.

Das Prinzip des Gehorsams ist geknüpft an die protestantische Arbeitsethik, aber auch an die unabdingbare Selbstunterwerfung unter das göttliche Wesen und den prädestinierten göttlichen Plan. Es ist ein Motiv, das sich auch durch die zwei nachfolgenden Teile der Arbeit zieht. In der Frage, wie viel Anleitung ein Mensch in seiner Entwicklung und Selbstentfaltung braucht,

spielt Fischart mit Extremen: Sowohl die scholastische als auch die humanistische Bildung unterliegen einer engen Taktung, diktiert durch diverse Lehrer, denen Gehorsam zu leisten ist. Der alte scholastisch-humanistische Streit wird bei Fischart zum konfessionspolitischen Diskurs umfunktioniert. Auch in den Kapiteln zur Abtei Thélème/Willigmut wird in dezidierter Abweichung zur Vorlage der Kampf zwischen dem Freiheitsprinzip ‚Erasmus‘ und Luthers *servo arbitrio* neu ausgetragen. Wo sich schon alle Rabelais-Forscher mindestens einmal intensiv mit Thélème auseinandersetzen, stimmen auch die Fischart-Forscher in die Faszination der Abtei ein. Das ist auf die Tatsache zurückzuführen, dass Fischart selbst – obgleich seine Kreativität gegen Ende des Romans nachlässt – hier nochmals aufblüht und in großer Komplexität Rabelais‘ humanistische Utopie in eine groteske Parodie verwandelt. Fischarts Abteikapitel gleichen einer Spottschrift, die sich vehement gegen die konkurrierenden zeitgenössischen Bewegungen richtet. Hier übt sich der Straßburger in antikatholischer und antihumanistischer Polemik.

Doch Kontraste findet der Leser nicht nur zwischen Rabelais‘ und Fischarts Textversion. Fischart selbst unterbricht seine satirischen Reaktionen auf die französische Vorlage, um in nüchternem Ton die eigenen Wertvorstellungen kundzutun.

Genauso wie die Ehe in einem zusätzlichen Kapitel in den Zusammenhang des übersteigerten Trinkgeschehens eingefügt wird, spricht er inmitten der parodierten Mönchsbräuche vom rechten Umgang mit Büchern. Fischart ist ein Autor der Gegensätze. Sein ernsthaftes Anliegen, eine fromme Haltung zu proklamieren, erscheint erst bei genauerem Hinsehen durch die grotesk-komische Geschichte.

In der Forschung mindestens ebenso populär wie die Abteikapitel ist auch der Prolog: Die Diskussion um den ‚wahren Sinn‘ der skurrilen Riesengeschichte – mit dem prominenten Begriff der ‚substantifique moelle‘ – hat seit den 1920er Jahren kaum an Kontroverse eingebüßt – eine Kontroverse, die der hier vertretenen Ansicht vom Autor bewusst begünstigt wurde. Fischart verharmlost diese Problematik, indem er die Passagen herausstreicht oder parodiert, die den klaren Anspruch erheben, auf das Leben anwendbar zu sein. Er bildet ebenfalls den Leser für die nachfolgende Lektüre aus, indem er die Vervielfachung und Assoziationswut metaphorisch und methodisch in den Prolog integriert. Letztlich wird eine interessante Dopplung des Bildungsbegriffs sichtbar: einmal die eben genannte Bildung und Prägung des Lesers in den vorangehenden Vorworten, inklusive des neu hinzugefügten Vorworts *An alle NebelNebuloner* mit seinen Zügen der Heimatverbundenheit, dann aber auch die Darstellung der Formung und Schulung des Protagonisten. Nicht nur Gargantua, sondern auch der Leser

sind in den Bildungs- und Entwicklungsprozess eingebunden. Fischart spricht mit der Stimme eines Arztes, Predigers, Mitbürgers, Gelehrten, Marktschreiers und weisen Narren zu ihm.

Diese Arbeit kann nur einen kleinen Teil zur Ergründung des Fischart'schen Riesenkosmos beitragen. Rabelais' *Gargantua* genoss eine langjährige Popularität. Zu seinem Monumentalwerk werden jedes Jahr weitere Forschungsergebnisse veröffentlicht. Im Vergleich dazu steckt die Fischart-Forschung bei der *Geschichtklitterung* nach wie vor in den Kinderschuhen. Die vorliegende Arbeit soll dazu beitragen, dass sich wieder mehr Germanisten mit Fischart und insbesondere mit seinem Hauptwerk auseinandersetzen und das Werk aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchten. Dabei darf neben all der Sprachartistik und Komik seiner Zeilen die Komponente nicht vergessen werden, der Fischart sein Leben verschrieben hatte: die Proklamation des evangelischen Glaubens und sein Einzug in die diversen Lebensstadien des Menschen.

Die Intention dieser Dissertation war, durch die akribische analytische Arbeit diesen Lebensmittelpunkt des Autors auch in den Verständnismittelpunkt des Lesers zu rücken.

VII. BIBLIOGRAFIE

1 Werke von Fischart

- Johann Fischart: Affenteurliche und Ungeheurliche Geschichtschrift vom Leben, rhaten und Thaten der [...] Helden [...] Grandgusier [...] Gorgantoa u. Pantagruel. Straßburg (B. Jobin) 1575. Bayerische Staatsbibliothek München [VD16 F 1127].
- Johann Fischart: Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung/ Von Thaten vnd Rathen der [...] Helden vnd Herren Grandgusier/ Gargantoa vnd Pantagruel. Straßburg (B. Jobin) 1582. Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin [VD16 F 1128].
- Johann Fischart: Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung von Thaten vnd Rhaten der [...] Helden vnd Herren Grandgoschier Gorgellantua vnd deß [...] Fürsten Pantagruel [...]. Straßburg (B. Jobin) 1590. Bibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München [VD16 F 1129].
- Johann Fischart: Anmanung zu christlicher Kinderzucht 1576. In: Werke. Teil 1. Stuttgart 1895, S. 402-408.
- Johann Fischart: Binenkorb deß Heil. Röm. Immenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen) Hurnaußnäster, Brämengeschwürm und Wäspengetöß: sampt Läuterung der H. Rö. Kirchen Honigwaben. Straßburg (B. Jobin) 1579. Bayerische Staatsbibliothek München [VD16 M 1046].
- Johann Fischart: Binenkorb deß Heil. Röm. Immenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen) Hurnaußnäster, Brämengeschwürm und Wäspengetöß: sampt Läuterung der H. Rö. Kirchen Honigwaben. Straßburg (B. Jobin) um 1582. Universitätsbibliothek Tübingen [Dk XI 507 d].
- Johann Fischart: Catalogus Catalogorum perpetuo durabilis [1590]. Michael Schilling (Hg.). Tübingen 1993.
- Johann Fischart / Tobias Stimmer: Eigentliche Conterfehtung Heinrichen Bullingers Dieners der Kirchen zuo Zürich. Straßburg 1571. Zentralbibliothek Zürich [Graphische Sammlung, PAS II, 12/11].
- Johann Fischart: Ehezuchtbüchlein. Straßburg 1591. Bayerische Staatsbibliothek [VD16 P 3705].
- Johann Fischart: Der Flöhhaz. Camillus Wendeler (Hg.). Halle a.d.S. 1877 [1573] (= Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts 5).
- Johann Fischart: Geschichtklitterung. Text der Ausgabe letzter Hand von 1590. Ute Nyssen (Hg.). Darmstadt 1967.
- Johann Fischart: Geschichtklitterung. Gargantua. Synoptischer Abdruck der Fassungen von 1575, 1582 und 1590. 2 Bde. Hildegard Schnabel (Hg.). Halle a.d.S. 1969 (= Neudrucke deutscher Literaturwerke 70/71). Neudruck von Adolf Hauffens Ausgabe.
- Johann Fischart und Tobias Stimmer (Illustr.): Gorgonisch Meduse Kopf [Gorgoneum Caput], Straßburg (B. Jobin) [Erstausgabe zwischen 1568 und 1574]. In: Hauffen, Adolf: Johann Fischart: Werke, Teil 1. Stuttgart 1895. S. 416-422.

- Johann Fischart: Der Heilig Brotkorb. Der H. Rœmischen Reliquien oder Wuerdigen Heiligthumb Procken: Das ist Ioannis Calvini Notwendige vermanung von der Papisten Heiligthumb: Daraus zu sehen was damit für Abgötterey vnd Betrug getrieben worden dem Christlichen Leser zu gute verteutsch. Sampt beigethanen Wunders Wundern in der Statt Rom. Straßburg (B. Jobin) 1594. Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt [VD16 ZV 2823].
- Johann Fischart / Tobias Stimmer: Neue Künstliche Figuren Biblischer Historien [...] mit artigen Reimen begriffen durch JFGM. Basel 1576. Universitätsbibliothek Basel [VD16 F 1155].
- Johann Fischart: Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe mit Kommentar. Hans-Gert Roloff u.a. (Hg.). Berliner Ausgaben. Bd. 1. Bern 1993.
- Johann Fischart: Von S. Dominici/ des Predigermünchs/ vnd S. Francisci Barfüßers/ artlichem Leben. In: Sämtliche Werke. Bd. 1. Hans-Gert Roloff et al. (Hgg.). Bern 1993.
- Johann Fischart: Werke. Auswahl, Adolf Hauffen (Hg.), 3 Bde. Stuttgart 1892/95 (= NDL 18,1-3). Bd. 1: Flöh Haz; Glückhaft Schiff; Bündnis zwischen Straßburg, Zürich und Bern; Jesuiterhütlein; Peter von Stauffenberg; kleinere Dichtungen. Bd. 2: Eulenspiegel Reimensweisz. Bd. 3: Podagrammisch Trostbüchlin; Philosophisch Ehzuchtbüchlin.
- Johann Fischart: Zur Literatur Iohann Fischarts. Reveille matin oder Wachtfrüauf, Anmanung zu christlicher Kinderzucht, Ermanung an die Bundbaepstler. August Vilmar (Hg.). In: Zu der öffentlichen Prüfung der Schüler des kurfürstlichen Gymnasiums zu Marburg im Jahre 1846 welche am 30. und 31. Merz und am 1. April statt finden wird ladet ergebenst ein der Gymnasialdirector. Marburg 1846. S. 1–30. UB Gießen [181801426].

2 Werke von Rabelais

- François Rabelais: Gargantua, Lyon (F. Juste) 1534. Bibliothèque nationale de France [RES Y2 2126].
- François Rabelais: Gargantua. In: Readings from Rabelais. W.F. Smith (Hg.). Cambridge 1920, S. 1-57.
- François Rabelais: Gargantua. Wolf Steinsieck (Übers.). Stuttgart 1992.
- François Rabelais: Gargantua und Pantagruel. Horst u. Edith Heintze (Übers.). Berlin 1974.
- François Rabelais: L'Abbaye de Thélème. Raoul Morçay (Hg.). Genf 1949.
- François Rabelais: La Vie inestimable du grand Gargantua, père de Pantagruel, jadis composée par l'abstracteur de quinte essence. Livre plein de pantagruélisme. Lyon (F. Juste) 1535. Bibliothèque nationale de France [RES-Y2-2130].
- François Rabelais: La vie inestimable du grand Gargantua, pere de Pantagruel, jadis composée par l'abstracteur de quinte essence. Livre plein de pantagruelisme. Lyon (F. Juste) 1537. Bibliothèque nationale de France [RES P-Y2-164].
- François Rabelais: La Vie très horricque du grand Gargantua, père de Pantagruel, jadis composée par M. Alcofribas, abstracteur de quinte essence. Livre plein de pantagruélisme. Lyon (F. Juste) 1542. Bibliothèque nationale de France [RES-Y2-2134].

- François Rabelais: Œuvres. Anvers 1573. Bayerische Staatsbibliothek [IF 3635].
- François Rabelais: Œuvres. Vol. 2. Esmangart u. Eloi Johanneau (Hgg.). Paris 1823.
- François Rabelais: Œuvres Complètes. Mireille Huchon (Hg.). Paris 1994.

3 Weitere Quellen

- Agricola: Sprichwörtersammlungen. Bd. 1. Sander L. Gilman (Hg.). Berlin 1971.
- Thomas von Aquin: Summa contra gentiles IV. Karl Allgaier und Paulus Engelhardt (Übers. u. Hg.). Darmstadt 2001.
- Thomas Aquinas: Summa Theologica. Textus Leoninum, 1888. Database des Mittellateinischen Seminars der Universität Zürich:
<http://mlat.uzh.ch/MLS/index.php?lang=0>. [zuletzt aufgerufen am 10.02.2015].
- Pietro Aretino: Dubbj amorosi: altri dubbj e sonnetti lussuriosi [1527]. Rom 1792. Zentralbibliothek Zürich [RK 1179].
- Poetik. Griechisch/Deutsch. Manfred Fuhrmann (Übers. u. Hg.). Stuttgart 1982.
- Aristoteles: Die Nikomachische Ethik. München 1967.
- Heinrich Bebel: Ars versificandi et carminum condendorum cum quantitibus syllabarum. Hagenau 1517 [1506]. Zentralbibliothek Zürich [Rara 18.424,2].
- Joachim Du Bellay: La deffence, et illustration de la langue françoise [1549]. Ernesta Caldarini u. Jean-Charles Monferran (Hgg.). Genf 2007.
- Francesco Berni: Poesie e prose. Ezio Chiòrboli (Hg.). Genf, Florenz 1934.
- La Bible du Semeur, traduite en français d'après les textes originaux hébreu et grec. Méry-sur-Oise 1992.
- Sebastian Brant: Stultifera navis. Nina Hartl (Hg.). Münster, New York, u.a. 2001 (= Studien und Texte zum Mittelalter und zur frühen Neuzeit 1).
- Martin Bucer: Der kürtzer Catechismus (1537). In: Martin Bucers deutsche Schriften. Bd. 6,3. Martin Bucers Katechismen aus den Jahren 1534, 1537, 1543. Robert Stupperich (Hg.). Gütersloh 1987, S. 175-223.
- Martin Bucer: Der Kürtzer Catechismus (1545). In: Martin Bucers deutsche Schriften, Bd. 6,3, Martin Bucers Katechismen aus den Jahren 1534, 1537, 1543. Robert Stupperich (Hg.). Gütersloh 1987, S. 225-265.
- Martin Bucer: Beständige Verantwortung, Martin Bucers deutsche Schriften. Bd. 11,3. Schriften zur Kölner Reformation. Thomas Wilhelmi (Hg.). Gütersloh 2006.
- Baldassare Castiglione: Il Cortigiano, Covito, Carmen (Übers. u. Hg.). Milano 1993.
- Baldassare Castiglione: Der Hofmann: Lebensart in der Renaissance. Albert Wesselski (Übers. u. Hg.). 2. Auflage. Berlin 2004.
- Marcus Tullius Cicero: De officiis: lateinisch-deutsch. Vom pflichtgemässen Handeln. Rainer Nickel (Übers. u. Hg.). Düsseldorf 2008.

- Friedrich Dedekind: Grobianus: De morum simplicitate. Deutsche Fassung von Caspar Scheidt: Grobianus. Von groben Sitten und unhöflichen Gebärden. Nachdruck des lateinischen und des deutschen Textes. Barbara Köneker (Hg.). Darmstadt 1979.
- René Descartes: Discours de la Méthode. Christian Wohlers (Übers. u. Hg.). Hamburg 2011.
- Jean Despautères: Ninivite Commentarii grammatici. Lugduni 1563. Augsburg Staats- und Stadtbibliothek [4 Spw 84].
- Diogenes Laertios: Leben und Lehre der Philosophen. Stuttgart 2010.
- John Dryden: The Poems of John Dryden. Vol. 1. 1649-1681. Paul Hammond (Hg.). London, New York 1995.
- Erasmus: The ‚Adages‘ of Erasmus. A study with translations. Margaret Mann Phillips (Hg.). Cambridge 1964.
- Desiderius Erasmus Roterdamus: Christenlicher Ee Institution oder Anweisung: Darin[n] des Eestands Götliche Auffsetzung [...] / durch Eras. von Rotterdam in Latein beschriben. Nachmals vertolmetscht vnd ins Teütsch bracht durch Joannem Herold. Strassburg 1542.
- Desiderius Erasmus Roterdamus: Colloquiorum familiarium. Köln 1534 (Basel, 1518). ULB Sachsen-Anhalt [VD16 E 2395].
- Desiderius Erasmus: Adagia: lateinisch/deutsch. Anton J. Gail (Hg.). Stuttgart 1983.
- Erasmus von Rotterdam: Encomium Matrimonii. Lob der Ehe [1518]. Lateinisch/Deutsch. Gernot Krapinger (Übers. u. Hg.). Stuttgart 2015.
- Erasmus von Rotterdam: Gespräch über die Ehe. Münchner Lesebogen. Auszug aus den Colloquia familiaria in dt. Übers. Walter Schmidkunz (Hg.). München 1944.
- Erasmus von Rotterdam: Das Lob der Torheit. Encomium morae [1511]. Anton J. Gail (Übers. u. Hg.). Stuttgart 2014.
- Desiderius Erasmus Roterodamus: Opera omnia. Joannes Clericvs. Bd. 1. Bd. 4. Leiden 1703 (Reprint Hildesheim 1961/1962).
- Desiderius Erasmus Roterodamus: Opera omnia, recognita et adnotatione critica instructa notisque illvstrata. Bd. I,2. Bd. IV,1. Amsterdam 1974.
- Desiderius Erasmus Roterodamus: Opvs Epistolarvm, denovo recognitvm et avctvm per Percy S. Allen. Bd. 1. Oxford 1906.
- Erasmus von Rotterdam: Vom freien Willen. Otto Schumacher (Übers.). Göttingen 1998.
- Albrecht von Eyb: Ob einem manne sey zunemen ein eelichs weyb oder nicht [1472]. Helmut Weinacht (Hg.). Darmstadt 1982.
- Marsilio Ficino: Über die Liebe oder Platons Gastmahl. Paul Richard Blum (Hg.). Hamburg 2014 (= Philosophische Bibliothek Bd. 642).
- Jacob Frey: Gartengesellschaft [1556]. Johannes Bolte (Hg.). Stuttgart, Tübingen 1896 (= Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 209).
- Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. In: Berlin-brandenburgische Akademie der Wissenschaften und Akademie der Wissenschaften zu Göttingen: <http://woerterbuchnetz.de/DWB/> [zuletzt aufgerufen am 17.02.2017].
- Herders Conversations-Lexikon. Bd. 1. Freiburg i. Br. 1854.

- Quintus Horatius Flaccus: *De arte poetica liber / Die Dichtkunst*. Horst Rüdiger (Hg. u. Übers.). Zürich 1961.
- Tubal Holoferne: *Une prognostication nouvelle et joyeuse pour trois jours apres jamais*. Paris 1478.
- Das Lalebuch: nach dem Druck von 1597 mit den Abweichungen des Schiltbürgerbuchs von 1598 und zwölf Holzschnitten von 1680. Stefan Ertz (Hg.). Stuttgart 1971.
- Justus Lipsius: *De Constantia. Von der Standhaftigkeit*. Lateinisch-Deutsch. Übersetzt, kommentiert und mit einem Nachwort von Florian Neumann. Mainz 1998.
- Niccolò Machiavelli: *El príncipe*. Barcelona 2005.
- Johannes Pauli: *Schimpf und Ernst 1519*. Hermann Oesterley (Hg.). Amsterdam 1967.
- Martin Luther (Hg.): *Die Bibel*. Stuttgart 1985
- Martin Luther (Hg.): *Lutherbibel 1545 (letzte Hand)* auf bibel-online.net.
- D. Martin Luther: *Der kleine Catechismus für die gemeine Pfarherr und Prediger*. Erfurt (Konrad Drescher) 1529. In: *D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe [WA]*. Bd. 30. 1. Abteilung. *Katechismuspredigten 1528; Großer und Kleiner Katechismus 1529*. Ders. (Hg.). Weimar 1910, S. 264-281.
- D. Martin Luther: *Deutsch Catechismus (Der Große Katechismus)*. Wittenberg (Georg Rhau) 1529. In: *D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe [WA]*. Bd. 30. 1. Abteilung. *Katechismuspredigten 1528; Großer und Kleiner Katechismus 1529*. Ders. (Hg.). Weimar 1910, S. 123-238.
- D. Martin Luther: *Ein Sermon von dem ehelichen Stand*. In: *Kritische Gesamtausgabe [WA]*. Schriften Bd. 2. *Schriften 1518/19 (einschließlich Predigten, Disputationen)*. Ein Sermon von dem ehelichen Stand 1519. Ders. (Hg.). Weimar 1884, S. 162-172.
- Martin Luther: *Kommentar zum Galaterbrief: 1519*. Immanuel Mann (Übers.). Stuttgart 1979 (= Calwer Luther-Ausgabe 10).
- D. Martin Luther: *Kritische Gesamtausgabe [WA]*. Schriften Bd. 7. *Schriften, Predigten, Disputationen 1520/21*. Weimar 1888.
- D. Martin Luther: *Kritische Gesamtausgabe [WA]*. Schriften Bd. 15. *Predigten und Schriften 1524*. Weimar 1899.
- D. Martin Luther: *Kritische Gesamtausgabe [WA]*. Schriften Bd. 30. *Schriften 1529/32*. Weimar 1910.
- D. Martin Luther: *Kritische Gesamtausgabe [WA]*. Tischreden Bd. 1 (1531-46). *Sammlungen Veit Dietrichs und Rörers (1. Hälfte 30er Jahre)*. Weimar 1912.
- D. Martin Luther: *Von ehesachen*. Mart. Luth. Wittenberg (Hans Lufft) 1530. In: *Kritische Gesamtausgabe [WA]*. Schriften Bd. 30. 3. Abteilung. *Schriften 1529/32*. Ders. (Hg.). Weimar 1910, S. 205-248.
- D. Martin Luther: *Vorrhede Martin Luthers*. Wittenberg (Georg Rhau) 1531. In: *D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe [WA]*. Schriften Bd. 30. 3. Abteilung. Ders. (Hg.). Weimar 1910, S. 479-486.
- Jean de Meung et Guillaume de Lorris: *Le roman de la rose. Édition d'après les manuscrits BN 12786 et BN 378*. Armand Strubel (Übers. u. Hg.). Paris 2004.
- Michel de Montaigne: *Essais 3,1: Chapitres I à VIII*. Jean Plattard (Hg.). Paris 1932.

- Thomas Morus: L'Utopie. Victor Stouvenel (Übers.). In: Voyages aux Pays de Nulle Part. Paris 1990. S. 103-204.
- Andreas Musculus: Wider den Eheteuffel. Frankfurt (Weygand Han u. Georg Raben) 1562. Zentralbibliothek Zürich [Alte Drucke, 18.1782].
- Martin Opitz: Buch der Deutschen Poeterey. Brieg 1624. Zentralbibliothek Zürich [Gal Ch 89,2].
- Platon: Das Trinkgelage. Oder Über den Eros. Übertragung, Nachwort und Erläuterung von Ute Schmidt-Berger. Frankfurt a.M. 1985.
- Platon: Der Staat. Hamburg 1961.
- Plutarch: Weisung zur rechten Ehe. Walter C. G. Schmitthenner (Hg.). Krefeld 1947.
- Giovanni Pontano: Dialoge: Lateinisch-Deutsch. München 1984.
- Jacob Pontanus: Poeticarum institutionum libri tres, eiusdem, tyrocinium poeticum [1594], Zentralbibliothek Zürich [Rara 2223].
- Pierre de Ronsard: L'építaphe de François Rabelais [1554]. In: Ders.: Poésies Choisies [1545-1560]. Pierre de Nolhac (Hg.). Paris 1959, S. 449-451.
- Julius Caesar Scaliger: Poetics libri septem / Sieben Bücher über die Dichtkunst [1561]. Luc Deitz (Hg.). Stuttgart-Bad Cannstatt 1994.
- Kaspar Scheit: Die fröhliche Heimfahrt [1555]. Philipp Strauch (Hg.). Berlin, Leipzig 1926, Teil 2.
- Caspar Scheidt: Grobianus. Von groben Sitten und unhöflichen Gebärden [1551]. In: Grobianus: de morum simplicitate. Caspar Scheidt: Grobianus. Von groben Sitten und unhöflichen Gebärden. Barbara Könneker (Hg.). Darmstadt 1979.
- Friedrich Schiller: Über naive und sentimentalistische Dichtung [1800]. Stuttgart 1953.
- Friedrich Schleiermacher: Methoden des Übersetzens. In: H. J. Störig (Hg.): Das Problem des Übersetzens. Darmstadt 1969, S. 38-70.
- Sperone Speroni: *Dialogo delle lingue* [1542]. Antonio Sorella (Hg.). Pescara 1999.
- Johannes Sturm: De universa ratione elocutionis rhetoricae libri IIII. Straßburg (B. Jobin) 1576. Bayerische Staatsbibliothek München [VD16 S 10003].
- Thomas von Aquin: Summe gegen die Heiden. Vierter Band. Buch IV. Markus H. Wörner (Hg. u. Übers.). Darmstadt 1996.
- Geofroy Tory: Champ fleury. George B. Ives (Hg.). New York 1967.
- Joachim Vadianus: De poetica et carminis ratione [1518]. Kritische Ausgabe. Peter Schäfer (Übs. u. Hg.). 3 Bd. München 1973-1977.
- Marcus Hieronymus Vida: Poeticorum libri tres [1520/1527]. Agnieszka Paulina Lew (Hg.). Frankfurt 2011.
- Juan Luis Vives: De conscribendis Epistolis [1534]. Critical edition with introduction, translation and annotation. Charles Fantazzi (Übers. u. Hg.). Leiden 1989.
- Vulgata. Lateinische Bibel. www.bibelwissenschaften.de [zuletzt aufgerufen am 20.06.2017].

4 Sekundärliteratur

- Ahnert, Sven: Wolfgang Tschöke übersetzt „Gargantua et Pantagruel“ neu ins Deutsche. In: NZZ Online (2012-08-04).
- Alt, Peter-André: Imaginäres Geheimwissen. Untersuchungen zum Hermetismus in literarischen Texten der Frühen Neuzeit. Göttingen 2012 (= Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung 12).
- Anonym: Der Übersetzer. In: Der Tagesspiegel Online (2012-03-10).
- Auerbach, Erich: Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur. Tübingen, Basel, Bern 2001.
- Augustijn, Cornelius: Erasmus von Rotterdam. Leben – Werk – Wirkung. Übers. von Marga E. Baumer. München 1986.
- Bachorski, Hans-Jürgen: Irrsinn und Kolportage: Studien zum Ring, zum Lalebuch und zur Geschichtsklitterung. Trier 2006.
- Bachtin, Michail: Rabelais und seine Welt. Gabriele Leupold (Übers.), Renate Lachmann (Hg.). Frankfurt a.M. 1987.
- Bader, Günther: Assertio. Drei fortlaufende Lektüren zu Skepsis, Narrheit und Sünde bei Erasmus und Luther. Tübingen 1985 (= Hermeneutische Untersuchungen zur Theologie 20).
- Bakhtine, Mikhaïl: L'œuvre de François Rabelais et la culture populaire au Moyen Âge et sous la Renaissance. Paris 1970.
- Bärenfänger, Katharina, Volker Leppin und Stefan Michel (Hgg.): Martin Luthers Tischreden. Tübingen 2013 (= Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 71).
- Bässler, Andreas: Sprichwortbild und Sprichwortschwank. Zum Illustrativen und narrativen Potential von Metaphern in der deutschsprachigen Literatur um 1500. Berlin 2003.
- Bataillon, Marcel: D'Erasmus à la Compagnie de Jésus: protestation et intégration dans la réforme catholique au XVIe siècle. In: Archives de sociologie des religions 24 (1967), S. 57-81.
- Beaujour, Michel: Le jeu de Rabelais. Paris 1969.
- Bender, Niklas: Das phlegmatische Hinterteil macht's aus. In: Frankfurter Allgemeine. Feuilleton. Online (2013-03-28).
- Berlioz, Marc: Rabelais restitué. - II, Gargantua, t.1. Du prologue au chapitre XXIV, t. 2. Du chapitre XXV à la fin. Paris 1979.
- Berrong, Richard M.: Rabelais and Bakhtin. Popular Culture in „Gargantua and Pantagruel“. Lincoln, London 1986.
- Berthoud, Gérard et al.: François Rabelais: ouvrage publié pour le quatrième centenaire de sa mort, 1553-1953. Genf 1953.
- Betz, Hans Dieter et al. (Hgg.): Religion. Past & Present. Encyclopedia of Theology and Religion. Volume XII. Leiden 2012. Artikel über Straßburg, S. 299-301.
- Billacois, François: Thélème dans l'espace et en son temps. In: Etudes rabelaisiennes 15. Genf 1980, S. 97-115.

- Bleuler, Anna Kathrin: Aemulatio modernorum. Deutschsprachige Humanismus-Rezeption am Heidelberger Hof zur Zeit Kurfürst Friedrichs II. (1544-1556) am Beispiel von Kaspar Scheits ‚Lobrede von wegen des Meyen‘. In: Aemulatio: Kulturen des Wettstreits in Text und Bild (1450-1620). Jan-Dirk Müller et al. (Hgg.). Berlin, Boston 2011, S. 371-392.
- Brecht, Martin (Hg.): Pietismus und Neuzeit. Bd. 6: Landesherr und Landeskirchentum im 17. Jahrhundert. Göttingen 1980.
- Broich, Ulrich u. Manfred Pfister (Hgg.): Intertextualität: Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen 1985.
- Bronckart, Jean-Paul u. Christian Bota: Bakhtine démasqué: histoire d'un meurtre, d'une escroquerie et d'un délire collectif. Genf 2011.
- Bulang, Tobias: Ursprachen und Sprachverwandtschaft in Johann Fischarts Geschichtklitterung. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift (GRM). Bd. 56 (2006).
- Bulang, Tobias: Enzyklopädische Dichtungen: Fallstudien zu Wissen und Literatur in Spätmittelalter und früher Neuzeit. Berlin 2011.
- Bulang, Tobias: Epistemische Kontingenzen und ihre literarische Aktivierung: Fallstudie zur Nomenklatur der Pflanzen in Johann Fischarts Geschichtklitterung. In: Kein Zufall: Konzeptionen von Kontingenz in der mittelalterlichen Literatur. Cornelia Herberichs (Hg.) Göttingen 2010, S. 364-389.
- Bulang, Tobias: Literarische Produktivität – Probleme ihrer Begründung am Beispiel Johann Fischarts. In: Konzepte von Produktivität im Wandel vom Mittelalter in die Frühe Neuzeit. Laude, Corinna und Gilbert Heß (Hgg.). Berlin 2008, S. 89-118.
- Bulang, Tobias: Zur poetischen Funktionalisierung hermetischen Wissens in Fischarts Geschichtklitterung. In: Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert. Beate Kellner, Jan-Dirk Müller und Peter Strohschneider (Hgg.). Berlin 2011 (= Frühe Neuzeit. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext 136), S. 41-67.
- Burkart, Lucas: Paradoxe Innovation. Funktionen des ‚Alten‘ und des ‚Neuen‘ am Hof Kaiser Maximilians I. In: Erziehung und Bildung bei Hofe: veranstaltet in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Celle. Celle, 23. bis 26. September 2000. Werner Paravicini und Jörg Wettlaufer (Hg.). Stuttgart 2002, S. 215-234.
- Butor, Michel u. Denis Hollier: Rabelais ou c'était pour rire. Paris 1972.
- Brault, Gerard J.: The Significance of Eudemon's Praise of Gargantua. Lexington 1971 (= Kentucky Romance Quarterly 18).
- Brockstieger, Sylvia: La langue allemande dans le *paragone* des langues: réflexions linguistiques chez Bernhard Jobin et Johann Fischart (v. 1578). Das Deutsche im Wettstreit der Sprachen. Sprachreflexion bei Bernhard Jobin und Johann Fischart (ca. 1578). In: Elsa Kammerer u. Jan-Dirk Müller (Hgg.): Imprimeurs et libraires de la Renaissance. Le travail de la langue. Sprachpolitik der Drucker, Verleger und Buchhändler der Renaissance. Genf 2015.
- Brockstieger, Sylvia: Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste. Johann Fischart im Kontext der Offizin Bernhard Jobin. Berlin 2018.
- Cave, Terence: Cornucopia. Figures de l'abondance au XVIe siècle. Érasme, Rabelais, Ronsard, Montaigne. Ginette Morel (Übers.). Paris 1997.

- Cave, Terence: *Pré-Histoires. Textes troublés au seuil de la modernité*. Genf 1999.
- Cave, Terence: *Pré-Histoires II: langues étrangères et troubles économiques. Vol. 2*. Genf 2001.
- Cave, Terence: *The Cornucopian Text. Problems of Writing in the French Renaissance*. Oxford 1979.
- Chamard, Henri: *Dictionnaire des lettres françaises. Le Seizième Siècle*. Georges Grente (Hg.). Paris 1951.
- Chastel, André: *Le mythe de la Renaissance. 1420-1520*. Genf 1969.
- Conley, Tom: *The graphic unconscious in early modern French writing*. Cambridge 1992.
- Curtius, Ernst Robert: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. 11. Auflage. Tübingen, Basel 1993.
- Davis, Natalie Zemon: *The Gift in Sixteenth-Century France*. Madison 2000.
- Debailly, Pascal: *La Muse indignée. Tome 1. La satire en France au XVIe siècle*. Paris 2012 (=Bibliothèque de la Renaissance 7).
- Defaux, Gérard: *Rabelais agonistes: du rieur au prophète. Etudes sur "Pantagruel," "Gargantua," "Le Quart Livre"*. Genf 1997 (= Etudes Rabelaisiennes 32/ Travaux d'Humanisme et Renaissance 309).
- Delaruelle, Louis: *Ce que Rabelais doit à Erasme et à Budé*. In: *Revue d'histoire littéraire de la France* 11 (1904), S. 220-262.
- Demerson, Guy u. Myriam Marrache-Gouraud: *François Rabelais*. Paris 2010 (= Bibliographie des Ecrivains Français 32).
- Demonet, Marie-Luce: *Rabelais et l'utopie de l'ermitage*. In: *VII Jornadas sobre el pensamiento utópico. Religión en Utopía*. Iveta Nakládalová (Hg.). Berlin 2013, S. 71-96.
- Desonay, Fernand: *En relisant l'Abbaye de Thélème, Gargantua LII ss*. In: *François Rabelais.: ouvrage publié pour le quatrième centenaire de sa mort, 1553-1953*. Gérard Berthoud et al. (Hgg.). Genf 1953, S. 93-103.
- Desrosiers-Bonin, Diane: *Rabelais et l'humanisme civil*. Genf 1992 (= Etudes Rabelaisiennes 27/ Travaux d'Humanisme et Renaissance 263).
- Doubrovová, Jarmila: *De ridiculis*. In: *Semiotica, journal of the International Association for Semiotic Studies = revue de l'Association Internationale de Sémiotique* 128(3). Berlin (2000), S. 291-302.
- Dürr, Renate et al.: *Einleitung*. In: *Dies. (Hgg.): Religiöses Wissen im vormodernen Europa. Schöpfung – Mutterschaft – Passion*. Paderborn 2019.
- Duval, Edwin M.: *The Design of Rabelais's Pantagruel*. New Haven 1991.
- Duval, Edwin M.: *The design of Rabelais's Tiers livre de Pantagruel*. Genf 1997.
- Duval, Edwin M.: *The Medieval Curriculum, The Scholastic University, and Gargantua's Program of Studies (Pantagruel, 8)*. In: *Rabelais's Incomparable Book. Essays On His Art*. Raymond C. La Charité (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= French Forum Monographs 62), S. 30-44.
- Englert, Anton: *Eine Vorrede von Fischart*. *Euphorion* 3 (1896). SLUB Dresden. Digitale Sammlung August Wilhelm Schlegel [Eph.lit.643.m-3.1896], S. 23-32.

- Ertzdorff, Xenja von: Romane und Novellen des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland. Darmstadt 1989.
- Ertzdorff, Xenja von: Chanson de geste und Prosa-Romane des 15./16. Jahrhunderts: ‚Kaiser Octavianus‘. In: Wolfram-Studien XI. Chanson de geste in Deutschland. Schweinfurter Kolloquium 1988. Berlin 1989, S. 227-242.
- Febvre, Lucien: Das Problem des Unglaubens im 16. Jahrhundert. Die Religion des Rabelais. Gerda Kurz und Siglinde Summerer (Übers.). Stuttgart 2002.
- Febvre, Lucien: Le problème de l'incroyance au XVI^e siècle. La religion de Rabelais. Paris 1962.
- Frantzen, J.J.A.A.: Kritische Bemerkungen zu Fischarts Uebersetzung von Rabelais's Gargantua. Strassburg 1892.
- Frei, Peter: François Rabelais et le scandale de la modernité. Pour une herméneutique de l'obscène renaissant. Genf 2015 (= Etudes Rabelaisiennes 55/ Travaux d'Humanisme et Renaissance 548).
- Gaignebet, Claude: A plus haut sens. L'ésotérisme spirituel et charnel de Rabelais. Bd. 1. Paris 1986.
- Ganghofer, Ludwig: Johann Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais. München 1881.
- Gérard Genette: Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe. Frankfurt a.M. 1993.
- Genette, Gérard: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Frankfurt a.M., New York 1989.
- Gerber, René: Les Anabaptistes à Strasbourg entre 1536 et 1552. In: Anabaptistes et dissidents au XVI^e siècle: actes du Colloque International d'Histoire Anabaptiste du XVI^e Siècle tenu à l'occasion de la XI^e Conférence Mennonite Mondiale à Strasbourg, juillet 1984. Baden-Baden, Bouxwiller 1987.
- Gilson, Etienne: Rabelais franciscain. In: Les idées et les lettres. Paris 1932.
- Gilly, Carlos: Das Sprichwort „Die Gelehrten die Verkehrten“ oder der Verrat der intellektuellen im Zeitalter der Glaubensspaltung. In: Forme e destinazione del messaggio religioso. Aspetti della propaganda religiosa nel Cinquecento. Antonio Rotondò (Hg.). Florenz 1991, S. 229-375.
- Glowa, Josef K.: Johann Fischart's Geschichtklitterung: a study of the narrator and narrative strategies. New York 2000.
- Gnüg, Hiltrud: Utopie und utopischer Roman. Stuttgart 2015.
- Goebel, Ulrich und Oskar Reichmann (Hgg.): Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. 12 Bde. Berlin, New York 1989-2006. In: Akademie der Wissenschaften zu Göttingen: <https://fwb-online.de> [zuletzt aufgerufen am 23.03.2017].
- Goldemann, Eberhard: Barockstil bei Fischart. Diss. Tübingen 1934.
- Gordon, Bruce: John Calvin's Institutes of the Christian religion: a biography. Princeton 2016.
- Gotthard, Axel: Der Augsburger Religionsfrieden. Münster 2004, Greenblatt, Stephen: Learning to Curse: Essays in Early Modern Culture. London 1990.
- Greene, Thomas M.: The Light in Troy. Imitation and Discovery in Renaissance Poetry. New Haven, London 1982 (= Elizabethan Club series 7).

- Grisé, Annette C.: Catherine of Siena in Middle English Manuscripts: Transmission, Translation, and Transformation. In: The Medieval Translator. Traduire au Moyen Age. Vol. 8. The Theory and Practice of Translation in the Middle Ages. Rosalynn Voaden, René Tixier, Teresa Sanchez Roura, and Jenny Rebecca Rytting (Hgg.). Turnhout 2003, S. 149-159.
- Von Habsburg, Maximilian: Catholic and Protestant Translations of the „Imitatio Christi“, 1425-1650. From Late Medieval Classic to Early Modern Bestseller. Farnham 2011.
- Hammerstein, Notker (Hg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Band 1. 15. bis 17. Jahrhundert. Von der Renaissance und der Reformation bis zum Ende der Glaubenskämpfe. München 1996.
- Hampton, Timothy: Literature and Nation in the Sixteenth Century: Inventing Renaissance France. Ithaca, New York 2001.
- Hankamer, Paul: Die Sprache. Ihr Begriff und ihre Deutung im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Hildesheim 1965.
- Harrington, Joel F.: Reordering marriage and society in Reformation Germany. 2. Auflage. Cambridge 1997.
- Hauffen, Adolf: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. 2 Bde. Berlin, Leipzig 1921-1922.
- Hauffen, Adolf: Neue Fischart-Studien. Leipzig, Wien 1908. (= Euphorion. Siebtes Ergänzungsheft), S. 263-289: „Beiträge zu den Quellen der Geschichtsklitterung“.
- Haug, Walter: Zwischen Ehezucht und Minnekloster. Die Formen des Erotischen in Johannes Fischarts ‚Geschichtsklitterung‘. In: The Graph of Sex and the German Text. Gendered Culture in Early Modern Germany. Lynne Tatlock (Hg.). Amsterdam 1994 (= Chloe 19), S. 157-178.
- Hausmann, Frank-Rutger: François Rabelais. Stuttgart 1979.
- Hausmann, Frank-Rutger: Rabelais’ „Gargantua et Pantagruel“ als Quelle mittelalterlicher Fest- und Spieltradition. In: Feste und Feiern im Mittelalter. Detlef Altenburg, Jörg Jarnut und Hans-Hugo Steinhoff (Hg.). Sigmaringen 1991, S. 335-348.
- Heck, Philipp: Übersetzungsprobleme im frühen Mittelalter. Tübingen 1931.
- Heinze, Joachim et al. (Hgg.): Übersetzen im Mittelalter: Cambridger Kolloquium 1994. Wolfram-Studien XIV. Berlin 1996.
- Herberichs, Cornelia und Christian Kiening (Hgg.): Literarische Performativität. Lektüre vormoderner Texte. Zürich 2008.
- Hermans, Theo: Renaissance Translation between Literalism and Imitation. In: Geschichte, System, Literarische Übersetzung. History, Systems, Literary Translations. Paul Frank et al. (Hgg.). Berlin 1992, S. 95-116.
- Hess, Günter: Deutsch-lateinische Narrenzunft: Studien zum Verhältnis von Volkssprache und Latinität in der satirischen Literatur des 16. Jahrhunderts. München 1971 (= Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 41).
- Holenstein, Pia: Der Ehediskurs der Renaissance in Fischarts Geschichtsklitterung: kritische Lektüre des fünften Kapitels. Bern 1991.
- Holzem, Andreas: Die Wissensgesellschaft der Vormoderne. Die Transfer- und Transformationsdynamik des ‚religiösen Wissens‘. In: Die Aktualität der Vormoderne.

- Epochenentwürfe zwischen Alterität und Kontinuität. Klaus Ridder u. Steffen Patzold (Hgg.). Berlin 2013, S. 233-266.
- Huchon, Mireille: Rabelais et les Satires de la „Nef des Folz“ de 1530. In: La Satire dans tous ses États. Le „mélange satyrique“ à la Renaissance française. Bernd Renner (Hg.). Genf 2009 (= Cahier d'Humanisme et Renaissance 92), S. 77-92.
- Irwin, L. W.: Rezension zu: Thomas M. Greene. *The Light in Troy: Imitation and Discovery in Renaissance Poetry*. New Haven, London 1982, S. 280-284.
- Jeanneret, Michel: *Le Défi des signes. Rabelais et la crise de l'interprétation à la Renaissance*. Orléans 1994.
- Jeanneret, Michel: *Gargantua 4-24: l'uniforme et le discontinu*. In: *Rabelais's Incomparable Book. Essays On His Art*. Raymond C. La Charité (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= French Forum Monographs 62), S. 87-101.
- Jeanneret, Michel: *Perpetuum mobile. Métamorphoses des corps et des œuvres, de Vinci à Montagne*. Paris 1997.
- Jeck, Udo Reinhold: Zenons Aporie des Topos, ihre Interpretation bei den griechischen Aristoteleskommentatoren, bei Averroes, Avicenna und im lateinischen Mittelalter. In: *Raum und Raumvorstellungen im Mittelalter*. Jan A. Aertsen, Andreas Speer (Hg.). Berlin, New York 1997. (= *Miscellanea mediaevalia* 25), S. 419-438.
- Jonson, Ben: *Timber; or, Discoveries made upon Men and Matter*. Kap. Dominus Verulanus. Boston 1892.
- Jourda, P.: *Le Gargantua de Rabelais*. Paris 1969.
- Kahn, Charles H.: *Plato and the Socratic Dialogue. The philosophical use of a literary form*. Cambridge 1996.
- Kammerer, Elsa u. Jan-Dirk Müller (Hgg.): *Imprimeurs et libraires de la Renaissance. Le travail de la langue. Sprachpolitik der Drucker, Verleger und Buchhändler der Renaissance*. Genf 2015.
- Kaminski, Nicola: Rezension zur ‚Maske und Mosaik. Poetik, Sprache, Wissen im 16. Jahrhundert‘. Von Jan-Dirk Müller u. Jörg Robert (Hgg.), 2007. In: *Arbitrium: Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Literaturwissenschaft*. Berlin 2009. Vol.27(3), S. 291-296.
- Kartschoke, Reins: Nächstenliebe - Gattenliebe - Eigenliebe. Bürgerlicher Alltag in den Fastnachtsspielen des Hans Sachs. In: *Hans Sachs - Studien zur frühbürgerlichen Literatur im 16. Jahrhundert*. Thomas Cramer, Erika Kartschoke (Hg.). Bern, Frankfurt a.M., Las Vegas 1978 (= *Beiträge zur älteren Deutschen Literaturgeschichte* 3).
- Keller, Andreas: *Frühe Neuzeit. Das rhetorische Zeitalter*. Berlin 2008.
- Kellner, Beate: Spiel mit gelehrtem Wissen. Fischarts „Geschichtklitterung“ und Rabelais „Gargantua“. In: *Text und Kontext*. Jan-Dirk Müller (Hg.). Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 64. München 2007, S. 219-243.
- Kellner, Beate: Rezension zu ‚Ludus lectoris. Studien zum idealen Leser Johann Fischarts‘. Von Ulrich Seelbach. 2000. In: *Arbitrium: Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Literaturwissenschaft*. Berlin 2005. Vol.23(2), S. 184-189.
- Kellner, Beate: Verabschiedung des Humanismus: Johann Fischarts "Geschichtklitterung". In: *Humanismus in der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*. XVIII.

- Anglo-German Colloquium Hofgeismar 2003. Nicola McLelland, Hans-Jochen Schiewer u. Stefanie Schmitt (Hg.). Tübingen 2008, S. 155-181.
- Kipf, J. Klaus: Humanismus in der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (PBB). Nicola McLelland, Hans-Jochen Schiewer u. Stefanie Schmitt (Hg.). Berlin 2011. Vol.133(2), S. 375-382.
- Kleinschmidt, Erich: Gradationen der Autorschaft. Zu einer Theorie paratextueller Intensität. In: Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit: Theorie, Formen, Funktionen. Frieder von Ammon, Herfried Vögel (Hg.). Münster 2008. (= Pluralisierung & Autorität 15).
- Kleinschmidt, Erich: Stadt und Literatur in der Frühen Neuzeit. Voraussetzungen und Entfaltung im südwestdeutschen, elsässischen und schweizerischen Städteraum. Köln, Wien 1982 (= Literatur und Leben, N. F. 22). Darin das Kapitel „Emanzipation und Artifizialität: Johann Fischart“, S. 300-327.
- Klug, Nina-Maria: Das konfessionelle Flugblatt 1563-1580: Eine Studie zur historischen Semiotik und Textanalyse. Berlin 2012. (= Studia Linguistica Germanica 112).
- Köhler, Erich: Die Abtei Thélème und die Einheit des Rabelais'schen Werks. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 40 bzw. N.F. 9. Franz Rolf Schröder (Hg.). Heidelberg 1959, S. 105-118.
- Kohnle, Armin und Frank Engehausen: Zwischen Wissenschaft und Politik. Studien zur deutschen Universitätsgeschichte. Stuttgart 2001.
- Koller, Sabine: Die Seelenwanderung einer Melodie. In: Faszinosum 'Klang': Anthropologie - Medialität - kulturelle Praxis. Wolf Gerhard Schmidt (Hg.). Berlin, München, Boston 2014, S. 349-364.
- Knight, K.G.: Fischart's 'Geschichtklitterung'. In: German Life and Letters 29 (1975), S. 90-97.
- Könneker, Barbara: Die deutsche Literatur der Reformationszeit. Kommentar zu einer Epoche. München 1975.
- Könneker, Barbara: Satire im 16. Jahrhundert. Epoche-Werke-Wirkung. München 1991.
- Kraaijveld, Enny E.: Les premiers traducteurs de Gargantua: Urquhart lecteur de Fischart. In: Etudes Rabelaisiennes 25. Genf 1991, S. 125-130.
- Kraaijveld, Enny E. und Paul J. Smith: Les premiers traducteurs de Rabelais: Wieringa lecteur de Fischart et d'Urquhart. In: Éditer et traduire Rabelais à travers les âges. Smith, Paul J. (Hg.). Amsterdam, Atlanta 1997.
- Kraaijveld, Enny E. und Paul J. Smith: Les premiers traducteurs de Rabelais : Wieringa lecteur de Fischart et d'Urquhart. De zeventiende eeuw 7 (1991). 171-182.
http://www.dbnl.org/tekst/_zev001199101_01/_zev001199101_01_0019.php [zuletzt aufgerufen am 10.05.2018].
- Krailsheimer, Alban John: Rabelais and the Franciscans. Oxford 1963.
- Kühlmann, Wilhelm: Johann Fischart. In: Deutsche Dichter der frühen Neuzeit (1450-1600). Ihr Leben und Werk. Stephan Füssel (Hg.). Berlin 1993, S. 589-611.
- Kühlmann, Wilhelm (Hg.): Literatur und Kultur im deutschen Südwesten zwischen Renaissance und Aufklärung. Amsterdam u.a. 1995.

- Kühlmann, Wilhelm und Walter E. Schäfer: Literatur im Elsaß von Fischart bis Moscherosch: gesammelte Studien. Tübingen 2001.
- La Charité, Raymond C.: Rabelais and the Silenic Text: The Prologue to *Gargantua*. In: Rabelais's Incomparable Book. Essays On His Art. Ders. (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= French Forum Monographs 62), S. 72-86.
- La Charité, Raymond C. (Hg.): Rabelais's Incomparable Book. Essays On His Art. Lexington, Ky. 1986 (= French Forum Monographs 62).
- La Charité, Raymond C.: Rabelais, „sans pair, incomparable et sans parragon“. In: Rabelais's Incomparable Book. Essays On His Art. Ders. (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= French Forum Monographs 62), S. 9-14.
- Lähteenmäki, Olavi: Sexus und Ehe bei Luther. Turku 1955.
- Laude, Corinna und Gilbert Heß: Konzepte von Produktivität im Wandel vom Mittelalter in die Frühe Neuzeit. Eine Einleitung. In: Konzepte von Produktivität im Wandel vom Mittelalter in die Frühe Neuzeit. Corinna Laude u. Gilbert Heß (Hgg.). Berlin 2008. 7-26.
- Larmat, Jean: Le Moyen Âge dans le Gargantua de Rabelais. Paris 1973.
- Lefranc, Abel: La Pensée Secrète de Rabelais. Préface. In: Gargantua und Pantagruel. François Rabelais (Hg.). Paris 1923.
- Lefranc, Abel: Rabelais, Etudés sur Gargantua, Pantagruel et le Tiers Livre. Paris 1953.
- Lenormant, Charles: Rabelais et l'architecture de la Renaissance : restitution de l'abbaye de Thélème. Paris 1850. FnB [Y2-48372].
- Lienhard, Marc u. Jakob Willer: Straßburg und die Reformation. Die Hohe Zeit der Freien Reichsstadt. Kehl, Straßburg, Basel 1982.
- Lienhard, Marc: Religiöse Toleranz in Straßburg im 16. Jahrhundert. Stuttgart 1991.
- Long, Anthony A.: Stoic Studies. Cambridge 1996.
- Luhmann, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Bd. 1. Frankfurt a.M. 1998.
- Mackin, Theodore: Marriage in the catholic church. The marital sacrament. New York 1989.
- Mährle, Wolfgang: Academia Norica. Wissenschaft und Bildung an der Nürnberger Hohen Schule in Altdorf (1575-1623. Stuttgart 2000 (= Contubernium 54).
- Marek, Heidi: Les traductions allemandes du Quart Livre. In: Langue et sens du Quart Livre de François Rabelais. Franco Giaccone (Hg.). Paris 2012, S. 45-67.
- Marichal, Robert: Commentaires. In: Etudes Rabelaisiennes 5. Genf 1964, S. 71-78.
- Martin, Ernst u. Hans Lienhart (Hgg.): Wörterbuch der elsässischen Mundarten. Bd. 1. Sp. 37b. Berlin, New York 1974.
- Mayer, C. A.: Lucianiste et Lucianisme. In: Revue d'Histoire littéraire de la France. 91e Année, No. 1, René Char (Jan. - Feb., 1991). Paris 1991, S. 52-55.
- McLelland, Nicola et al. (Hgg.): Humanismus in der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. XVIII. Anglo-German Colloquium Hofgeismar 2003. Tübingen 2008.
- Mertens, Dieter: Deutscher Renaissance-Humanismus. In: Humanismus in Europa. Stiftung ‚Humanismus heute‘ des Landes Baden-Württemberg (Hg.). Heidelberg 1998 (= Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften N. F. 2. Reihe 103).

- Metcalf, Frederick: History of German literature. Based on the German work of Vilmar. London 1858.
- Meusebach, Karl Hartwig Gregor von: Fischart-Studien. Camillus Wendeler (Hg.). Halle 1879.
- Mey, Curt: Der Meistergesang in Geschichte und Kunst. Leipzig 1901, S. 86.
- Michaud, Gustave-L.: L'Influence de Vivès sur Rabelais. In: Revue du Seizième Siècle 12 (1925), S. 148-156.
- Michaud, Louis-Gabriel: Biographie universelle ancienne et moderne. Histoire, par ordre alphabétique, de la vie publique et privée de tous les hommes qui se sont fait remarquer par leurs écrits, leurs actions, leurs talents, leurs vertus ou leurs crimes. Paris 1843.
- Mittenzwei, Johannes: Das Musikalische in der Literatur: ein Überblick von Gottfried von Strassburg bis Brecht, Halle 1962.
- Mühlemann, Christoph: Fischarts Geschichtklitterung als manieristisches Kunstwerk. Frankfurt a.M. 1972 (= Europäische Hochschulschriften, I, 63).
- Müller, Gerhard: Franz Lambert von Avignon und die Reformation in Hessen. Marburg 1958.
- Müller, Günther: Deutsche Dichtung von der Renaissance bis zum Ausgang des Barock. Darmstadt 1957.
- Müller, Jan-Dirk: Texte aus Texten. Zu intertextuellen Verfahren in frühneuzeitlicher Literatur, am Beispiel von Fischarts *Ehzuchtbüchlein* und *Geschichtklitterung*. In: Wilhelm Kühlmann u. Wolfgang Neuber (Hgg.): Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Frankfurt 1994. S. 63-109 (= Frühneuzeit-Studien 2)
- Müller, Jan-Dirk et al. (Hgg.): Aemulatio: Kulturen des Wettstreits in Text und Bild (1450-1620). Berlin, Boston 2011.
- Müller, Jan-Dirk u. Elisabeth Müller-Luckner (Hgg.): Text und Kontext. Fallstudien und theoretische Begründungen einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik. (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 64). München 2007.
- Müller, Jan-Dirk u. Jörg Robert (Hgg.): Maske und Mosaik. Poetik, Sprache, Wissen im 16. Jahrhundert. Münster 2007. (= Pluralisierung & Autorität 11)
- Müller, Jürgen: Das Paradox als Bildform. Studien zur Ikonologie Pieter Bruegels d.Ä. München 1999.
- Müller, Wolfgang G.: Das Problem von Schein und Sein in Erasmus' ‚Sileni Alcibiadis‘ und Shakespeares ‚Macbeth‘. In: Wolfenbütteler Renaissance Mitteilungen 15 (1991).
- Neef, Heinz-Dieter : Die Heilstraditionen Israels in der Verkündigung des Propheten Hosea. Berlin-New York 1987. (Beiheft zur Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft. Bd. 169).
- Newald, Richard: Geschichte der deutschen Literatur. Die deutsche Literatur vom Späthumanismus zur Empfindsamkeit 1570-1750. 6. Ausgabe. Bd. 5. München 1967.
- Norton, Glyn P.: Literary Translation in the Continuum of Renaissance Thought: A Conceptual Overview. In: Die literarische Übersetzung. Stand und Perspektiven ihrer Erforschung. Hg v. Harald Kittel. Berlin 1988, S. 1-15. (= Göttinger Beiträge zur Internationalen Übersetzungsforschung. Bd. 2).

- Norton, Glyn P.: The Politics of Translation in Early Renaissance France: Confrontations of Policy and Theory during the Reign of Francis I. In: Die literarische Übersetzung. Fallstudien zu ihrer Kulturgeschichte. Brigitte Schultze (Hg.). Berlin 1987, S. 1-13.
- Nyssen, Uta: Glossar. Worterläuterungen zum Text der Ausgabe letzter Hand von 1590 nach der Neuausgabe 1963. Darmstadt 1967.
- Oelke, Harry: Die Konfessionsbildung des 16. Jahrhunderts im Spiegel illustrierter Flugblätter. Berlin 1992.
- Plattard, Jean: L'Œuvre de Rabelais. Sources, invention et composition. Paris 1967.
- Plattard, Jean: „Rabelais et Mellin de Saint-Gelais“ In: Etudes Rabelaisiennes 9. Paris 1912, S. 95-101.
- Rainer, Wolfgang: Sprachliche Kampfmittel in der Publizistik Johann Fischarts. Ein Beitrag zum Verständnis Fischarts als publizistische Persönlichkeit. Diss. Berlin 1960.
- Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 1. A-K. 2. Auflage. Berlin 1958.
- Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 3. P-Sk. 2. Auflage. Berlin 1977.
- Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 3. P-Z. Berlin 2007.
- Regosin, Richard L.: The Ins(ides) and Out(sides) of Reading: Plural Discourse and the Question of Interpretation in Rabelais. In: Rabelais's Incomparable Book. Essays On His Art. Raymond C. La Charité (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= French Forum Monographs 62), S. 59-71.
- Reiner, Ludwig: Stilkunst: Ein Lehrbuch deutscher Prosa. 2. Auflage. München 2004.
- Renner, Bernd (Hg.): La Satire dans tous ses États. Le „meslange satyricque“ à la Renaissance française. Genf 2009 (= Cahier d'Humanisme et Renaissance 92).
- Riffaterre, Michael: Compulsory reader response: the intertextual drive. In: Intertextuality: theories and practices. Michael Wornton u. Judith Still (Hgg.). Manchester 1990, S. 56-78.
- Rigolot, François: Discours utopique, discours parodique: Le paradigme thélémiqum du silène inversé. In: Revue du Seizième Siècle 2 (2006), S. 43-55.
- Rigolot, François: Les langages de Rabelais. Genf 1972 (= Etudes Rabelaisiennes 10).
- Rigolot, François: Rabelais et la scolastique: une affaire de canards (*Gargantua* 12). In: Rabelais's Incomparable Book. Essays On His Art. Raymond C. La Charité (Hg.). Lexington, Ky. 1986 (= French Forum Monographs 62), S. 102-123.
- Röcke, Werner u. Marina Münkler (Hgg.): Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. (Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart 1) München 2004.
- Roloff, Hans-Gert et al.: Zur Rezension der Fischart-Ausgabe in der Zeitschrift für deutsches Altertum. In: Daphnis: Zeitschrift für mittlere deutsche Literatur und Kultur der frühen Neuzeit (1400-1750) 36, 2007, S. 349-354.
- Rommel, Bettina: Rabelais zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. *Gargantua: Literatur als Lebensführung*. Tübingen 1997.
- Rotermund, Erwin: Die Parodie in der modernen deutschen Lyrik. München 1963.
- Rott, Jean-Georges u. Simon L. Verheus (Hgg.): Anabaptistes et dissidents au XVIe siècle: actes du Colloque International d'Histoire Anabaptiste du XVIe Siècle tenu à l'occasion

- de la XIe Conférence Mennonite Mondiale à Strasbourg, juillet 1984. Jean-Georges Rott u. Simon L. Verheus (Hgg.). Baden-Baden, Bouxwiller 1987. 311-322.
- Rouget, François: Rabelais lecteur de Castiglione et de Machiavel à Thélème. Gargantua, chap. 52-57. In: Etudes Rabelaisiennes 42. Genf 2001, S. 101-116.
- Rublack, Hans-Christoph (Hg.): Die lutherische Konfessionalisierung in Deutschland. Heidelberg 1992.
- Sandig, Holger : Deutsche Dramaturgien des Grotesken um die Jahrhundertwende. München 1980.
- Saulnier, Verdun-Louis: L'Utopie en France: Morus et Rabelais. In: Les Utopies à la Renaissance (Colloque international, avril 1961). Paris, Bruxelles 1963, S. 135-162.
- Schäfer, Walter Ernst: Die satirischen Schriften Wolfhart Spangenberg's. Tübingen 1998. (= Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte. Bd. 94).
- Schank, Gerhard: Etymologie und Wortspiel in Johann Fischarts "Geschichtklitterung". Diss. Freiburg im Breisgau: Johannes Krause, 1974.
- Scheible, Heinz: Melanchthon. Vermittler der Reformation. Eine Biographie. München 1997.
- Scheuer, Hans Jürgen: Schwankende Formen. Zur Beobachtung religiöser Kommunikation in mittelalterlichen Schwänken. In: Literarische und religiöse Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit. DFG-Symposium 2006. Peter Strohschneider (Hg.). Berlin 2009, S. 733-770.
- Schilling, Michael: Einleitung. In: Fischart, Johann: Catalogus catalogorum perpetuo durabilis. Tübingen 1993, S. IX-XXXV.
- Schilling, Michael: Skeptizistische Amplifikation des Erzählens. Fischarts Antworten auf die epistemische Expansion der Frühen Neuzeit. In: Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert. Beate Kellner, Jan-Dirk Müller u. Peter Strohschneider (Hgg.). Berlin 2011. (= Frühe Neuzeit. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext 136), S. 69-89.
- Schindling, Anton u. Walter Ziegler (Hgg.): Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung: Land und Konfession 1500 - 1650. - 5. Der Südwesten. Münster 1993.
- Schindling, Anton: Humanistische Hochschule und freie Reichsstadt. Gymnasium und Akademie in Straßburg 1538–1621. Wiesbaden 1977 (= Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte, 77).
- Schirokauer, Arno: Germanistische Studien. Hamburg 1957.
- Schmidt, Erich: Fischart, Johann. In: Allgemeine Deutsche Biographie. Band 7: Ficquelmont – Friedrich Wilhelm III. von Sachsen-Altenburg. Leipzig 1968. Neudruck der 1. Auflage von 1877, S. 31-47.
- Schmidt, Günther R. (Hg.): Philipp Melanchthon. Glaube und Bildung. Stuttgart 1989.
- Schmidt, Josef (Hg.): Renaissance, Humanismus, Reformation. Stuttgart 1983. (= Die deutsche Literatur 3).
- Schnell, Rüdiger: Prosaauflösung und Geschichtsschreibung im deutschen Spätmittelalter. Zum Entstehen des frühneuhochdeutschen Prosaromans. In: Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. Symposium Wolfenbüttel. Ludger Grenzmann u. Karl Stackmann (Hg.). Stuttgart 1984, S. 214-248.

- Schneller, Julius Franz: Böhmen's Schicksal und Thatkraft vor dem Verein mit Ungarn, Oestreich und Steyermark. Grätz 1817.
- Schnyder, Mireille: Religiöse und weltliche Lesekonzepte. In: Literarische und religiöse Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit. DFG-Symposium 2006. Peter Strohschneider (Hg.). Berlin: De Gruyter, 2009, S. 439-452.
- Schofield, Malcolm: Stoic Ethics. In: Cambridge Companion to the Stoics. B. Inwood (Hg.). Cambridge 2003, S. 233-256.
- Schwartz, Jerome: Irony and ideology in Rabelais: structures of subversion. Cambridge 1990.
- Schwarz, Gottlieb: Rabelais und Fischart: Vergleichung des ‚Gargantua‘ und der ‚Geschichtsklitterung‘. Von ‚Pantagrueline prognostication‘ und ‚Aller Practick Grossmutter‘. Winterthur 1885.
- Schwarz, Werner: Schriften zur Bibelübersetzung und mittelalterlichen Übersetzungstheorie. Unter Mitwirkung von Rainhild D. Wells und Jochen Bepler übersetzt und bearbeitet von Heimo Reinitzer. Vistigia Bibliae. Jahrbuch des Deutschen Bibel-Archivs Hamburg. Herausgegeben von Heimo Reinitzer. Band 7. Hamburg 1985.
- Schwerhoff, Gerd: Rezension zu ‚Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit‘. (Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart 1) Von Werner Röcke u. Marina Münkler (Hg.), 2004. In: Arbitrium: Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Literaturwissenschaft. Berlin 2006. Vol.24(1), S.43-49.
- Screech, Michael A.: L'Évangélisme de Rabelais. Aspects de la satire religieuse au XVI^e siècle. Genf 1959 (= Etudes Rabelaisiennes 32).
- Screech, Michael A.: Rabelais. Londres 1979.
- Screech, Michael A.: Rabelais. M.-A. de Kisch (Übers.). Paris 1992.
- Screech, Michael A.: Rabelais and the challenge of the Gospel: evangelism - reformation – dissent. Baden-Baden, Bouxwiller 1992.
- Screech, Michael A.: Rabelais et le Mariage. Religion, morale et philosophie du rire. Genf 1992 (= Etudes Rabelaisiennes 28/ Travaux d'Humanisme et Renaissance 167).
- Screech, Michael A.: Some Reflexions on the ‚Abbey of Thelema‘. Genf 1969 (= Etudes Rabelaisiennes 8/ Travaux d'Humanisme et Renaissance 99).
- Screech, Michael A.: Some Stoic elements in Rabelais's religious thought. Genf 1956 (= Etudes Rabelaisiennes 1).
- Screech, Michael A.: The Death of Pan and the Death of Heroes in the Fourth Book of Rabelais. Bibliothèque d'Humanisme et Renaissance, XVII, 1955.
- Seelbach, Ulrich: Fremde Federn. Die Quellen Johann Fischarts und die Prätexthe seines idealen Lesers in der Forschung. In: Daphnis: Zeitschrift für mittlere deutsche Literatur und Kultur der frühen Neuzeit (1400-1750) 29, 3-4. 2000, S. 465-583.
- Seelbach, Ulrich: Johann Fischarts ‚Eulenspiegel reimensweis‘ - eine Heiligenlegende in Reimen. In: Literatur und Kultur im deutschen Südwesten zwischen Renaissance und Aufklärung. Wilhelm Kühlmann (Hg.). Amsterdam u.a. 1995, S. 173-184.
- Seelbach, Ulrich: Ludus lectoris: Studien zum idealen Leser Johann Fischarts. Heidelberg 2000 (= Beihefte zum Euphorion 39).

- Seitz, Dieter: Johann Fischarts Geschichtklitterung. Untersuchungen zur Prosastruktur und zum grobianischen Motivkomplex. Frankfurt a.M. 1974 (= These. New York University Ottendorfer Series 6).
- Selderhuis, Herman J. (Hg.): Calvin-Handbuch. Tübingen 2008.
- Selderhuis, Herman J.: Marriage and Divorce in the Thought of Martin Bucer. John Vriend und Lyle D. Bierma (Übers.). Kirksville 1999 (= Sixteenth Century Essays & Studies 48).
- Singer, Isidore (Hg.): The Jewish Encyclopedia: A Descriptive Record of the History, Religion, Literature, and Costumes of the Jewish People from the Earliest Times to the Present Day. New York 1906.
- Slovan, Judith: Dryden: The Poetics of Translation. Prepared for publication by Anne McWhir. Toronto, Buffalo, London 1985.
- Sommerhalder, Hugo: Johann Fischarts Werk. Eine Einführung. Berlin 1960 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 128 = neue Folge 4).
- Spengler, Walter Eckehart: Johann Fischart, gen. Mentzer: Studie zur Sprache und Literatur des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Diss. Göppingen 1969 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 10).
- Spriewald, Ingeborg et al. (Hgg.): Grundpositionen der deutschen Literatur im 16. Jahrhundert. Berlin u. Weimar 1972.
- Strohm, Christoph: Johannes Calvin. Leben und Werk des Reformators. München 2009.
- Strykowski, Julian: Austeria. Warschau 1968.
- Von Stackelberg, Jürgen: Ein Gang durch die Geschichte des Übersetzens (insbesondere Teil „Antike und Mittelalter. Die Renaissance“). In: Literarische Rezeptionsformen. Übersetzung, Supplement, Parodie. Ders. (Hg.). Frankfurt a.M. 1972 (= Schwerpunkte Romanistik. Hg. v. Leo Pollmann), S. 1-33.
- Stemmer, Peter: Platons Dialektik. Die frühen und mittleren Dialoge. Berlin, New York 1992.
- Stephens, W.P.: The theology of Huldrych Zwingli. Oxford 1986.
- Störig, Hans Joachim (Hg.): Das Problem des Übersetzens. 2. erweiterte Auflage. Darmstadt 1973.
- Strohschneider, Peter (Hg.): Vorwort. In: Literarische und religiöse Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit. DFG-Symposium 2006. Ders. (Hg.). Berlin 2009.
- Kristeva, Julia: Le mot, le dialogue et le roman. In: Ders.: Semeiotike: recherches pour une sémanalyse Paris 1969 (= Collection points 96), S. 82-112.
- Kristeva, Julia: Le texte clos. In: Ders.: Semeiotike: recherches pour une sémanalyse Paris 1969 (= Collection points 96), S. 113-142.
- Talvacchia, Bette: Talking position: on the erotic in Renaissance culture. Princeton 1999.
- Telle, Emile Villemeur: L'Ile des Alliances (quart livre, chap. IX) ou l'anti-thélème. In: Bibliothèque d'Humanisme Et Renaissance 14 (1952), S. 159-175.
- Telle, Emile Villemeur: Thélème et le paulinisme (matrimonial) érasmien: le sens de l'énigme en prophétie. In: François Rabelais: ouvrage publié pour le quatrième centenaire de sa mort, 1553-1953. Berthoud, Gérard et al. (Hgg.). Genf 1953, S. 104-119.

- Van Ackeren, Marcel: Die Philosophie Marc Aurels: Band 2: Themen – Begriffe – Argumente. Berlin, Boston 2011 (= Quellen und Studien zur Philosophie 103/2).
- Vigliano, Tristan: Pour en finir avec le prologue de Gargantua. In: @nalyse. Revue de critique et de théorie littéraire 3 (August 2008). <http://www.revue-analyses.org/document.php?id=1168> [zuletzt aufgerufen am 03.03.2017].
- Villey, Pierre: Marot et Rabelais. Paris 1923.
- Virmond, Wolfgang: Eulenspiegel und seine Interpreten. Berlin 1981 (= Facetiae 2).
- Walter, Tilmann: Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland. Berlin, New York 1998.
- Warning, Rainer: Konterdiskursivität bei Rabelais. In: Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert. Beate Kellner, Jan-Dirk Müller und Peter Strohschneider (Hgg.). Berlin 2011. (= Frühe Neuzeit. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext 136), S. 21-39.
- Weber, Max: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. München 2004.
- Weidmann, Karl: Der Einfluss des Französischen auf Fischarts Wortschatz im Gargantua. Diss. Gießen 1913.
- Weinberg, Florence: Gargantua in a Convex Mirror: Fischart's View of Rabelais. New York 1986.
- Witte, John: From Sacrament to Contract: Marriage, Religion, and Law in the Western Tradition. Louisville 1997.
- Zingref, Julius Wilhelm (Hg.): Auserlesene Gedichte Deutscher Poeten (zuerst 1624). Neu herausgegeben von Wilhelm Braune. Halle S. 1879 (= Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts 15).
- Zitzmann, Rudolf: Fischarts "Geschichtklitterung" in ihrem Verhältnis zu Rabelais. Limburg a. d. Lahn 1935.
- Zmijewski, Josef: Der Stil der paulinischen „Narrenrede“. Köln, Bonn 1978 (= Bonner Biblische Beiträge 52).
- Zymner, Rüdiger: Manierismus: zur poetischen Artistik bei Johann Fischart, Jean Paul und Arno Schmidt. Paderborn 1995.

VIII. ANHANG: VERGLEICHENDE KAPITELÜBERSICHT

Die Seitenzahlen stammen aus

Gargantua: Huchon-Ausgabe 1994 und

Geschichtklitterung: Schnabel-Ausgabe 1969 und in eckigen Klammern die Seiten des
Erstdrucks 1590.

In kursiv: die religiösen Hauptaspekte.

Titel	Gargantua		Geschichtklitterung	
	Kapitel	Seite	Kapitel	Seite
An den Leser	Aux Lecteurs	3	Demnach ich sah	8 [2]
Vorwort des Übersetzers	-	-	An alle NebelNeb uloner (inkl. Epitaph de Ronsard)	9 [3] (14-16) [9-12]
Prolog	Prolog	5	Vorritt	21 [23]
Genealogie <i>Biblische Genealogie, Papstkritik</i>	1	8	1	34 [40]
Orakel: Pantagruelische Vorsagungen	2	11	2	47 [57]
KINDHEIT				
Grandgousiers Ernährung <i>Kritik an der Völlerei</i>	-	-	3	57 [69]
Grandgousiers Essensvorräte <i>Kloster-/Pfarrerskritik</i>	-	-	4	69 [84]
Grandgousiers und Gargamelles Eheschließung <i>Ehediskurs, Sittsamkeit, Erziehung</i>	-	-	5	88 [110]
Schwangerschaft von Gargamelle <i>Ehediskurs, Kindererziehung</i>	3	14	6	111 [141]
Gargamelles Ernährung während der Schwangerschaft <i>Kirchliche Feiertage, Predigt- /Messekritik</i>	4	16	7	117 [147]
Trinkgelage / Trunken Litanei <i>Kritik am Formalismus, Abendmahlszene, Christus am Kreuz, seine Lehre</i>	5	17	8	122 [155]
Gargantuas Geburt <i>Hilfe von Geistlichen, Wunderglauben, Kritik an der protestantischen Polemik</i>	6	20	9	151 [194]

Gargantuas Namenstaufe <i>Namen von Christen, häretische Literatur</i>	7	23	10	157 [202]
Gargantuas Kleidung <i>Moderates Auftreten, Nächstenliebe, Kabbala, Teufelsschule</i>	8	24	11	166 [214]
Farben von Gargantuas Kleidung 1 <i>Sophistik</i>	9	28	12	178 [230]
Farben von Gargantuas Kleidung 2 <i>Transfiguration, Calvin in Genf, Engel, moderate Freude</i>	10	30	13	184 [238]
Gargantuas erste Lebensjahre (3-5 J.) <i>Negativbeispiel, verspottete(s) Gebet und Kollekte</i>	11	33	14	190 [245]
Gargantuas geschnitzte Pferde <i>Kirche als Stall, Papstkritik</i>	12	36	15	194 [253]
BILDUNGSENTWICKLUNG SCHOLASTIK - HUMANISMUS				
1. Bildungsetappe: Papstniveau Torcheucul-Erfindung <i>Papst-, Kardinals- und Heiligenkritik, Kritik an Duns Scotus (Scholastik)</i>	13	38	16	201 [260]
2. Bildungsetappe: Scholastik (Holofernes, Jobelin) <i>Sophistik, Latein, Scheinweisheit</i>	14	42	17	207 [267]
3. Bildungsetappe: Humanismus (Eudemon und Ponocrates)	15	44	18	214 [276]
PARISER GLOCKENRAUB				
Paris: Bildungsaufenthalt	16	46	19	217 [280]
Glockenraub der Notre Dame <i>Evangelienprediger, Polemik gegen die Franzosen</i>	17	48	20	221 [287]
Janotus' Vorstellung	18	50	21	225 [290]
Janotus' Argumentation zur Wiedererlangung der Glocken <i>Anti-Katholizismus</i>	19	51	22	228 [294]
Sophistische Argumentation <i>Bedeutende Zusätze durch Fischart</i>	20	53	23	234 [301]
RÜCKKEHR ZU DEN BILDUNGSMETHODEN				
Rückfall in die scholastische Lehrmethode (begutachtet durch Kundlob/Ponocrates) <i>Horasbeter, Kritik am maschinellen Gebet</i>	21	55	24	238 [307]
Otium, Gargantuas Spiele	22	58	25	245 [315]
Rückkehr in die humanistische Lehrmethode, Studium <i>Zeitersparnis</i>	23	64	26	258 [332]
Otium, Tätigkeit an Regentagen	24	71	27	277 [358]

<i>Polemik gegen betrügerische Praktiken in Gewerken, Alchemie</i>				
KRIEG				
Kriegsdarstellungen, Konflikt zwischen Grandgousiers Hirten und Picrocholes Bäcker	25	73	28	291 [376]
Überfall der Bäcker	26	75	29	300 [388]
Plünderungen Picrocholes, Jans Vorstellung, er verteidigt den Weingarten <i>Mönchskritik</i>	27	77	30	304 [393]
Grandgousiers Ablehnung des Krieges	28	81	31	312 [404]
Brief von Grandgousier an Gargantua <i>Prädestinationsthematik</i>	29	84	32	315 [408]
Grandgousier und Gallet klagen über den Krieg	30	85	33	318 [412]
Friedensrede Gallets	31	86	34	322 [417]
Rückgabe der Fladen	32	88	35	326 [422]
Ratschlag der Hofmeister Picrocholes	33	91	36	330 [427]
Gymnastes und Gargantua ziehen in den Krieg	34	96	37	342 [444]
Gymnastes' Kampfkünste	35	98	38	345 [448]
Gargantuas Zerstörung der Burg Vède Furt	36	100	39	349 [453]
Kanonenkugeln in Gargantuas Haar	37	102	40	354 [460]
Gargantua isst die Pilger im Salat <i>Wallfahrtskritik, Kritik an Heiligenverehrung</i>	38	104	41	357 [463]
Fest für Jean/Jan	39	106	42	361 [468]
Gargantuas und Grandgousiers Debatte über die Nutzlosigkeit der Mönche <i>Horasbeter</i>	40	110	43	369 [479]
Gespräch zwischen Gargantua und Jan <i>Kritik am Mönchtum, maschinelles Gebet, Ungerechtigkeit auf Erden</i>	41	112	44	374 [486]
Jeans/Jans Ermutigung der Kämpfer <i>Kritik am Mönchtum</i>	42	114	45	378 [490]
Jeans/Jans Gefangennahme <i>Aberglaube, Weihwasser</i>	43	116	46	383 [496]
Jean/Jan befreit sich <i>Kritik an klerikalen Machtpositionen</i>	44	119	47	386 [500]
Pilger auf Wallfahrt <i>Heilige seien verantwortlich für Krankheiten</i>	45	121	48	388 [503]
Freilassung vom Hauptmann Toncquedillon <i>Kriegsdefinition</i>	46	124	49	393 [510]
Toncquedillons Ablehnung des Krieges, sein Tod (vgl. Kap. 28/31)	47	126	50	397 [514]

Sieg über Picrochole	48	129	51 (1)	400 [518]
Kriegsende, -bilanz, Picrocholes Schicksal	49	131	51 (2)	402 [520]
Ansprache, Geschichte von Alfarbal <i>Wohlfahrt und wachsender Reichtum</i>	50	132	52	405 [524]
Kriegsbelohnung	51	136	53	409 [529]
ABTEI				
Ordensregeln <i>Antimonastisches Konzept: 3 thelemitische Prinzipien</i>	52	137	54	411 [532]
Klostergebäude, Bibliothek <i>Kritik am Bildungsmangel</i>	53	139	55 (1)	415 [537]
Inskrift <i>Kritik an diversen Gesellschaftsgruppen (z.B. Betrüger), Thélème als Zufluchtsort für evangelische Prediger, gegen Ablass</i>	54	141	55 (2)	423 [547]
Prunkvolle Innenausstattung <i>Reichtumsprinzip</i>	55	144	56 (1)	426 [550]
Kleidung der Ordensbewohner <i>Zeitkomponente, Reichtumsprinzip</i>	56	146	56 (2)	427 [552]
„Fay ce que voudras“ <i>Naturantrieb, Gleichheit</i>	57	148	56 (3)	429 [554]
Enigme <i>Hermeneutisches Verfahren, für und wider evangelische Deutung</i>	58	150	57	430 [555]